EESTI VABARIIGI TARTU ÜLIKOOLI

TOIMETUSED

ACTA ET COMMENTATIONES

UNIVERSITATIS TARTUENSIS

(DORPATENSIS)

B

HUMANIORA

XLI

TARTU 1938

EESTI VABARIIGI TARTU ÜLIKOOLI

TOIMETUSED

ACTA ET COMMENTATIONES

UNIVERSITATIS TARTUENSIS

(DORPATENSIS)

B

HUMANIORA

XLI

TARTU 1938

K. Mattieseni trükikoda o.-ü., Tartu, 1938.

Sisukord. — Contenta.

1. **Lazar Gulkowitsch.** Zur Grundlegung einer begriffsgeschichtlichen Methode ir der Sprachwissenschaft.
2. **Uku Masing.** Der Prophet Obadja. Bd. I: Einleitung in das Buch des Propheten Obadja. Teil I (Seite 1—176).

ZUR GRUNDLEGUNG EINER BEGRIFFS-GESCHICHTLICHEN METHODE IN DER SPRACHWISSENSCHAFT

VON

LAZAR GULKOWITSCH

TARTU 1937

K. Mattiesens Buchdruckerei Ant.-Ges., Tartu 1937.

Vorwort.

Wenn ich in der vorliegenden Arbeit ein Thema behandle, das zu den Aufgaben der Philosophie, speziell der Geschichtsphilosophie, gehört, so darf ich als Sprachwissenschaftler die Berechtigung zu einer solchen Problemstellung nur aus dem Aufgabenkreis ableiten, der das Gebiet der Sprachwissenschaft ausmacht, d. h. aus der Tatsache, daß die Behandlung geschichtsphilosophischer Probleme für die Sprachwissenschaft insofern von Bedeutung ist, als die Sprache einen Faktor innerhalb der Kultur und ihrer Entwicklung darstellt und als von der Rolle, die dieser Faktor innerhalb der Geschichte spielt, das Wesen der Sprache und damit auch die Methoden, mit denen das Phänomen der Sprache erfaßt werden kann, weitgehend abhängen. Eine Betrachtung der Geistesgeschichte auf ihre Prinzipien hin ist also für den Sprachwissenschaftler identisch mit dem Versuch, durch eine Darlegung der Strukturprinzipien des historischen Geschehens überhaupt die Grundlegung für eine Erfassung des historischen Teilgeschehens der Sprache und ihrer Entwicklung zu gewinnen. (Der für diese Darlegung gewählte methodische Weg ist der umgekehrte, den Hermann Ammann in: Die menschliche Rede. I. Teil. Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung, Lahr 1925. II. Teil. Der Satz. Lebensformen und Lebensfunktionen der Rede. Das Wesen der Satzform. Satz und Urteil, Lahr 1928, für die Erreichung desselben Zieles gewählt hat: wir gehen zunächst nicht wie Ammann von der Sprache aus, sondern von der Darstellung der allgemeineren Erscheinungen und Beziehungen, innerhalb deren die Sprache einen organischen Teil bedeutet.) Eine solche Grundlegung hat die Aufgabe, die Prämissen aufzuzeigen, von denen die Sprachwissenschaft ausgehen muß, wenn sie methodisch korrekt sein, d. h. wenn sie ihre Methoden aus der Struktur ihres Gegenstandes herleiten will. Die Aufgabe ist also zunächst eine prinzipielle, keine hi-

storische. Es kommt darum zunächst auch nicht darauf an, eine Geschichte der Sprachphilosophie zu schreiben. Das eine Zeitlang fast überall angewandte Verfahren, von der Geschichte einer Disziplin auszugehen, wenn ihre prinzipiellen Grundlagen aufgezeigt werden sollten, war nur eine Konzession an die Phase in der Geschichte der Wissenschaften, die allen rein systematischen Wissenschaften skeptisch gegenüberstand und in der ein Appell an die Geschichte der Disziplin eine Art Rechtfertigung, einen Beweis der Wissenschaftlichkeit bildete, weil das vergleichende Verfahren eo ipso für objektiver galt als das deduktive. Ein solches vergleichendes Verfahren setzt jedoch die Vergleichbarkeit der Gegenstände voraus. Da aber jede selbständige, d. h. auf eigenen Prämissen aufbauende Anschauung in bezug auf ihre Einzelergebnisse inkommensurabel gegenüber den Ergebnissen anderer wissenschaftlicher Forschungen und Deduktionen ist, so ist in einer prinzipiellen Untersuchung ein vergleichendes Verfahren von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt, da ein Vergleichen des Unvergleichbaren nur auf Kosten der begrifflichen Exaktheit geschehen könnte. Auf die Methode der vorliegenden Untersuchung angewandt, bedeutet dieser Grundsatz, daß eine Auseinandersetzung mit anderen geschichts- und sprachphilosophischen Untersuchungen nur zum Zwecke der Abgrenzung erfolgen soll, vor allem also in den Fällen, in denen eine Gleichheit der benutzten Termini die Gefahr der Identifikation von nur terminologisch, aber nicht sachlich gleichen Größen mit sich bringt.

Wenn unsere Betrachtung einer begriffsgeschichtlichen Methode in der Sprachwissenschaft die prinzipielle Grundlegung liefern soll, so ist es unsere Aufgabe, zunächst die Möglichkeit und die Art einer Geschichte der Begriffe aus den Grundprinzipien unseres Denkens[1]) abzuleiten, um dann sowohl die theo-

1) Wenn wir die Geschichte der Begriffe auf jeden Fall in irgendeine Beziehung zur Geschichte der Sprache setzen, so behaupten wir damit, daß die Geschichte der Begriffe sich immer und überall dort vollzieht, wo überhaupt Sprache vorhanden ist. Wir scheiden uns damit prinzipiell von der Auffassung Gustav Teichmüllers (Studien zur Geschichte der Begriffe, Berlin 1874 und Neue Studien zur Geschichte der Begriffe, Gotha 1876—79; vgl. besonders Neue Studien . . ., 1. Heft, S. VIII), so sehr sein Versuch, durch Gewinnung eines neuen Aspektes und damit neuer Problemstellungen eine konventionell gewordene wissenschaftliche Betrachtungsweise aufzulockern, nach Tendenz und Methode unserer Zielsetzung verwandt ist.

retisch-erkenntnismäßigen als auch die sprachlich-methodischen Konsequenzen für eine wissenschaftliche Erfassung des Phänomens Sprache als solcher und der einzelnen Sprachen aus den eventuell nachgewiesenen Beziehungen von Sprache und Begriffsgeschichte zu ziehen.

Wenn auch diese Problemstellung nicht radikal darüber entscheidet, was Sprache ist, so enthält sie doch die Voraussetzung, daß Sprache nur das sein kann, was in irgendeiner Beziehung zum Denken (im Sinne der Gesamtheit aller geistigen Funktionen) steht. Unter diesem Gesichtspunkte fallen rein motorische Affektäußerungen als untersprachlich aus dem Bereiche unserer Untersuchung fort. Auch solche Erscheinungen wie die Traumsprache, bei denen die Zensur des Denkens ganz oder teilweise fehlt, stehen zunächst nicht zur Diskussion, solange wenigstens als noch Grundfragen geklärt werden müssen, da die Untersuchung der Traumsprache nur ein Grenzgebiet des Forschungsgegenstandes der Sprachwissenschaft darstellt. Die Sprache des Ekstatikers uud Mystikers, die gewisse äußere Übereinstimmungen mit der Sprache des Traums aufweist und deshalb gelegentlich mit dieser unter gleichen Gesichtspunkten behandelt wird (vgl. z. B. А. Погодинъ, Языкъ какъ творчество, Харьковъ 1913), nimmt eine andere Stellung im Raume unserer Problemstellung ein. Sie bedeutet zwar entweder eine Auflösung oder ein Verabsolutieren der Sprache, aber nur in dem Sinne, als höchste Vollendung eines Prinzips zugleich dessen Aufgehen im Absoluten, im jenseits der Geschichte Liegenden bedeutet. Die Sprache des Ekstatikers und Mystikers ist also in gewissem Sinne Quintessenz dessen, was Sprache überhaupt ist. Sie vermag also das Phänomen der Sprache insofern zu erklären, als eine extreme Überspitzung eines Prinzips zwar nicht alle seine Seiten, aber doch das Wesentliche an ihm sichtbar zu machen vermag.

Unter diesem Gesichtspunkte schalten wir das Sprechen

Denn Teichmüller ist der Auffassung, daß Philosophie nur in Begriffen besteht und daß nur Philosophie in Begriffen bestehen kann, so daß die Geschichte der Begriffe mit der Geschichte der Philosophie identisch ist. Teichmüller muß die Begriffe und ihre Geschichte auf das Gebiet der Philosophie beschränken, weil er die Begriffe als die allgemeinen Prinzipien ansieht, die aus der Summe der Erfahrungen abgeleitet werden, um die Gegenstände der Erfahrungen systematisch zu ordnen und so in ihrem Sinn begreifen zu können.

in seinen phonetischen Bedingtheiten[1]) ebenfalls aus unserer Untersuchung aus. Die Ansprüche der Phonetik auf die Erklärung des Phänomens Sprache sollen also nur dort in Betracht gezogen werden, wo ihr Prioritätsanspruch in Konkurrenz tritt zu unserem Versuch, die Erscheinungen der Sprache von ihrer geistigen Komponente her zu erklären. In diesen Zusammenhang gehört auch das Problem, inwieweit das rhythmische Moment im allgemeinen, also nicht nur im sprachlichen Sinne, an der Entstehung und Ausgestaltung der Sprache beteiligt ist. Wir behandeln also z. B. nicht solche Probleme, wie die Beziehungen zwischen Tanz und Sprache oder zwischen Arbeitsrhythmus und Sprache[2]).

Wir gehen bei unserer Betrachtungsweise von der Voraussetzung aus, daß auf jeden Fall Beziehungen zwischen Sprache und Denken (im umfassendsten Sinne) vorhanden sind. Als Problem ergibt sich dann, ob diese Beziehungen wesensnotwendig für einen der beiden oder für beide Faktoren sind, d. h. ob eine Auflösung der Verbindung von Sprache und Denken möglich ist und welche Folgen eine etwaige Auflösung haben muß. Es ist keine Streitfrage, daß eine essentielle Bedeutung der Sprache für die „primitiven" Denkstufen charakteristisch ist. Problematisch ist aber, ob hier eine Wesensnotwendigkeit in lapidarer Ausschließlichkeit auftritt, die niemals aufgegeben werden darf und kann, oder ob hier wirklich eine „primitive" Vorstufe vorliegt. Die moderne Sprachphilosophie, besonders bei Ernst Cassirer, hält die Beziehung von Denken und Sprache zwar für auflösbar, aber nur in der letzten Vollendung des Denkens, so daß die Bedeutung der Sprache für das Denken weit über den Bereich der „primitiven" Vorstufe hinausreicht. Dem stehen aber auch in der modernen Philosophie noch Anschauungen gegenüber, die gerade in der Loslösung des Denkens aus der sprachlichen Gebundenheit die geniale Tat der griechischen Philosophie, die Überwindung der Vorstufe sehen, so z. B. Ernst

1) Die Probleme z. B., die Richard Paget (Human speech, London 1930) behandelt, setzen einen anderen Begriff von „speech" voraus, als H. Ammann unter dem Terminus „menschliche Rede" erfassen will. Ammann untersucht Probleme des sprachlichen Ausdrucks unter dem Gesichtspunkt der Sprache, Paget dagegen untersucht die Ausdrucksmöglichkeiten des Sprechens.

2) Vgl. z. B. A. Pogodin, a. a. O., Kap. XVII und Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus[5], Leipzig 1919, Kap. VI, besonders S. 392 f.

Hoffmann (Die Sprache und die archaische Logik, Tübingen 1925 = Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte 3).

Die gegenwärtige wissenschaftliche Situation drängt von selbst auf die Behandlung sprachphilosophischer Probleme. Dies stellt einerseits eine Reaktion gegen die reine Begriffsphilosophie dar, die im Neukantianismus ihre höchste Blüte erreicht hat. Andererseits wird sie auch von der gegenwärtigen Situation der Sprachwissenschaft gefordert, die einer neuen systematischen Synthese bedarf. Da aber jede Wissenschaft in engster Verbindung mit ihrem Gegenstande steht, so müßten wir auch ohne historischen Beweis annehmen, daß diesen Notwendigkeiten realiter Vorgänge innerhalb der Geschichte der Sprache und der Sprachen entsprechen. In der Tat stehen wir in der Geschichte der Sprache vor einer Konstellation, die deutlich den Anbruch einer neuen Epoche in der Geschichte der Sprachen darstellt. Diese Konstellation wird entscheidend dadurch bestimmt, daß die Sprachentwicklung bewußt in den Dienst aktiver Geschichtsgestaltung gestellt worden ist. So treten z. B. die immer vorhandenen puristischen Bestrebungen heute mit neuen Machtansprüchen auf, die ihnen in der Tat einen Erfolg zu verschaffen scheinen, der für die Geschichte der betreffenden Sprachen von größter Bedeutung sein muß. Noch wichtiger für die Geschichte der Sprache sind aber die Bestrebungen, die die nationalen Literatursprachen den internationalen gegenüber konkurrenzfähig machen wollen. Hier liegt eine Umgestaltung der Sprachen vor, bei denen die Kompensierung von Überspitzungen und Mechanisierungen viel problematischer erscheint als bei den genannten puristischen Bestrebungen. Die Tatsache, daß wir bisher einige wenige internationale Literatursprachen hatten, war keine isolierte Erscheinung, sondern Ausdruck einer historischen Gegebenheit, nämlich des internationalen Charakters der Kultur. Dieser internationale Charakter der Kultur ist auch durchaus noch nicht verloren gegangen. Deshalb sind die stärker national gebundenen Sprachen darauf angewiesen, den Bereich ihrer Ausdrucksmöglichkeiten zu erweitern. Dies gehört an sich zu den naturgegebenen Erscheinungen der Sprachen und ihrer Geschichte: jede Sprache enthält eine Tendenz auf Expansion. Da aber heute diese Expansionstendenz bewußt in den Dienst nichtsprachlicher Zielsetzungen gestellt wird, so

birgt sie das Gefahrenmoment entweder einer Überfremdung oder einer Mechanisierung der betreffenden Sprache in sich. Die gegenwärtigen Bestrebungen zur Ausgestaltung des modernen Hebräisch sind für diese Situation sehr charakteristisch. Deshalb wird gerade in bezug auf diese Problemstellung im folgenden das moderne Hebräisch als Beispiel herangezogen werden. Solange eine einzelne Sprache lebendig ist, schafft sie aus sich selbst heraus Korrektive gegen jede mechanistische Umgestaltung; solange die Sprache als solche lebendig ist, schafft sie ebenfalls Korrektive gegen alle Gefahrenmomente, gleichviel in welcher Situation. Deshalb ist die allgemeine Tendenz unserer Sprachwissenschaft auf Synthese nicht nur ein Hilfsmittel, das uns der Zufall zur Verfügung stellt, um die gegenwärtige Entwicklung der Sprache vor einer Erstarrung zu schützen. Die allgemeine Tendenz auf Synthese ist vielmehr gerade ein Ergebnis der gegenwärtigen Situation in der Geschichte der Sprache.

Unter diesem Gesichtspunkte wird unsere Aufgabe sein, erstens die Berechtigung und die Möglichkeit einer synthetischen Sprachbetrachtung darzulegen und zweitens die Anwendbarkeit der Ergebnisse einer solchen Auffassung auf die gegenwärtige Situation in der Sprachwissenschaft und auf die gegenwärtige Phase in der Geschichte der Sprache selbst zu prüfen.

Einleitung.

Der Gegenstand unserer Untersuchung bedingt, daß wir hier synthetisch arbeiten, d. h. daß wir alle Untersuchungen im Hinblick auf die Ganzheit des zur Diskussion stehenden Phänomens vornehmen müssen. Es kann uns nicht darauf ankommen, einzelne Erscheinungen der Sprache durch alle Nuancierungen im Verlaufe ihrer Geschichte hindurch zu verfolgen und darzustellen oder alle Möglichkeiten zu erörtern, die der Sprache zum Ausdruck dieses oder jenes einzelnen Momentes zur Verfügung stehen. Die Aufgabe ist also eine andere als diejenige, die ich mir in meiner Abhandlung „Die Bildung von Abstraktbegriffen in der hebräischen Sprachgeschichte", Leipzig 1931, gestellt habe. Wenn ich heute im Gegensatz zu dieser Abhandlung an die Bearbeitung prinzipieller Fragen herantrete, so bedeutet dies keinen Wechsel der Methode, sondern im Gegenteil die Fortsetzung des Weges meiner Forschungsarbeit, den ich mit der Abhandlung über die Abstraktbegriffe zu beschreiten versucht habe: was in der genannten Arbeit als methodische Grundlage implizite stets vorausgesetzt wurde, soll hier in explizierter Form dargelegt werden. Die Spezialforschung, deren gegebene Berichtsform die Monographie ist, bedarf als ständiges Korrektiv der prinzipiellen Grundlegung, der synthetischen Betrachtungsweise. Analytische und synthetische Forschungsmethoden dürfen niemals so in Gegensatz gestellt werden, daß den einen oder den anderen allein der Wert der Wissenschaftlichkeit zuerkannt wird. Sowohl in der Arbeit des einzelnen Forschers als in der Geschichte der Wissenschaften kann nur ein sachliches Ineinander beider Methoden zu fruchtbaren Ergebnissen führen, wenn auch im zeitlichen Nacheinander der jeweils explizierten Forschungsarbeit stets ein Auf und Ab zwischen mehr analytisch und mehr synthetisch gerichteten Perioden beobachtet werden wird. Die bis zur Grenze ihrer Möglichkeiten durchgeführte Analyse verlangt von

selbst einen neuen Ansatzpunkt im Prinzipiellen, wie auch eine bis zum Extrem durchgeführte Synthese von sich aus zu neuer Bestätigung durch analytische Untersuchung zwingt.

Die moderne Sprachwissenschaft neigt zweifellos dazu, die Methode ihrer Forschung zugunsten einer organisch-synthetischen Arbeitsweise umzugestalten und alle statistischen Tendenzen möglichst auszuschalten. Daß unsere grammatischen Begriffe der Mannigfaltigkeit des Stoffes, den uns die unendliche Anzahl der Einzelsprachen bietet, nicht mehr gewachsen sind, ist längst erkannt worden. Man hat sich bemüht, die Begriffe der Grammatik nicht nur mannigfaltiger, sondern auch freier und biegsamer zu gestalten. Ferner ist versucht worden, der Sprachwissenschaft eine bessere psychologische Grundlegung zu geben. Dann ist man auch in der Anordnung des Stoffes bemüht gewesen, weniger analytisch als bisher zu verfahren, indem man nämlich nicht von den unteren sprachlichen Einheiten, dem Worte oder dem Laute, ausging, sondern die höhere Einheit des Satzes oder des Gespräches oder der literarischen Formen zum Ausgangspunkte sprachlicher Untersuchungen machte. Diese Bestrebungen beweisen alle eine Tendenz auf Synthese, beschränken sich aber doch auf das Phänomen der Sprache als einer isolierten Größe. Die Sprache ist zweifellos ein Phänomen von unverkennbarer Eigenart: niemand wird daran zweifeln, was Sprache ist und was nicht, aber trotz dieser ihrer evidenten Individualität ist die Sprache ein typisches Zwischenglied. Sie bedeutet ja gerade die einzige Möglichkeit einer Überschreitung der Grenzen des Individuums. Die Sprache ist ihrem Wesen nach überhaupt synthetisch, eine beständige Aufhebung von Grenzen. In dieser ihrer Eigenart als Individualität von evidenter Gültigkeit einerseits und als verbindendes Moment andererseits muß die Sprache erfaßt werden, wenn wir sowohl die Grundprinzipien ihrer Existenz und ihrer Geschichte erkennen, als auch eine Möglichkeit gewinnen wollen, die Einheit innerhalb der unendlichen Mannigfaltigkeit der Einzelsprachen zu sehen. Nur wenn wir einen gewissen Einblick in das Wesen der Sprache gewonnen haben, werden wir in der Lage sein, eine Gruppierung der einzelnen Sprachen zu schaffen, die mehr ist als eine willkürlich gewählte Arbeitshypothese und die nicht beständig Gefahr läuft, durch Entdeckung irgendeiner noch gesprochenen oder einmal gesprochenen Sprache umgestoßen zu werden. Ein-

blick in das Wesen der Sprache kann aber nur dadurch gewonnen werden, daß sie nicht nur als isoliertes Phänomen betrachtet wird, sondern daß ihre Bezogenheit auf das Phänomen des Geistes überhaupt untersucht wird.

Im Phänomen der Sprache liegt eine Bezogenheit auf nichtsprachliche Phänomene vor, die über das hinausgeht, was die Ganzheit aller Erscheinungen überhaupt ausmacht: es handelt sich hier nicht um die einfachen Objektsbezogenheiten der Kausalität, des Teleologischen usw., sondern in der Sprache ist das Bezogensein geradezu das konstituierende Moment des Phänomens überhaupt. Die Sprache ist Ausdruck des Geistigen, und zwar Ausdruck nicht irgendeiner seiner Seiten, sondern seiner Ganzheit. Auch in der einfachsten sprachlichen Aussage schwingen alle geistigen Momente mit. Die Sprache unterscheidet sich durch diesen ihren unlösbaren Zusammenhang mit geistigen Momenten von allen anderen Möglichkeiten der Verständigung. Sie ist aber nicht nur Ausdruck des individuellen Geistes in seiner Ganzheit, sondern durch den ihr ebenfalls wesenseigenen Charakter Trägerin des Verstehens zu sein, zugleich der entscheidende und alleinige Ausdruck der Tatsache, daß sich das Moment des Geistigen in der Welt nicht in der Tatsache des individuellen Geistes erschöpft. Wenn durch ihre Beziehung zum Geistigen, dem Geistigen sowohl im Sinne der Existenz einer Psyche, als auch im Sinne des metaphysischen geistigen Seins, das Wesen der Sprache bestimmt oder doch mitbestimmt wird, so muß auch die Sprachwissenschaft auf diese Wesensart der Sprache Rücksicht nehmen. Die sprachlichen Einheiten haben ihre allgemeine Gesetzlichkeit. Nichts in der Sprache wird von der Sprachwissenschaft als willkürliche Bildung angesehen, es sei denn, daß sich eine sprachliche Erscheinung jeder Erklärung und Klassifikation entzieht. Daß überhaupt eine vergleichende Sprachwissenschaft getrieben wird, setzt ja die Annahme einer innersprachlichen Gesetzlichkeit voraus. Die innersprachliche Gesetzlichkeit, die zunächst nur eine Gesetzlichkeit des Phänomens Sprache ist, wurde von der Sprachwissenschaft mit einer historischen Abhängigkeit gleichgesetzt und führte so zur Annahme eines gemeinsamen Sprachursprungs und zur Konstruktion einer Ursprache. Die Sprachwissenschaft ging also von denselben Prämissen wie die Geschichtswissenschaft aus, die ebenfalls

kulturelle Verwandtschaft mit historischer Abhängigkeit identifizierte, indem sie ein Urvolk voraussetzte. Die Konstruktionen einer Ursprache und eines Urvolkes sind das Ergebnis einer Denkweise, die prinzipiell ohne eine reale Metaphysik auskommen will und für die darum alle Allgemeinbegriffe nur Angelegenheit des Weltbildes sind, denen keine Realitäten entsprechen. Die „exakte", d. h. metaphysikfreie Wissenschaft kann darum die Tatsache einer Gesetzlichkeit, die allem gemeinsam ist, was Sprache heißt, nur aus dem historischen Phänomen der gemeinsamen Abstammung erklären, nicht aber aus dem Gesetz der Sprache selbst. Doch unterliegt es auch für die vergleichende Sprachwissenschaft keinem Zweifel, daß dieses gemeinsame Gesetz besteht. Aber es erscheint fraglich, ob die innersprachliche Gesetzlichkeit eine absolut unabhängige oder nicht vielmehr eine allgemein geistige ist. Es muß die Frage aufgeworfen werden, ob sich in den Gesetzen der Sprache nicht allgemeine Gesetze des Geistigen spiegeln oder ob darüber hinaus nicht etwa überhaupt eine Identität zwischen den sprachlichen und geistigen Gesetzen besteht. In letzterem Falle könnten die sprachlichen Erscheinungen überhaupt nur als Ausdruck allgemein geistiger Erscheinungen verstanden werden. Es ist daher Aufgabe unserer Untersuchung darzulegen, in welchen Beziehungen das Geistige zur Sprache steht, ob die Sprache ein notwendiges Moment im Sein des Geistigen darstellt und wieweit sie dies ihrem Wesen nach sein kann. Wie sich auch das Ergebnis unserer Untersuchung gestalten möge, so wird doch dieses Ergebnis für die Erforschung des Phänomens Sprache und damit für die Erforschung der einzelnen Sprachen methodische Konsequenzen haben. Die Auswirkung dieser Konsequenzen auf die sprachwissenschaftlichen Methoden darzulegen, ist eine weitere Aufgabe, die unter unsere Problemstellung fällt. Da wir aber das Phänomen des Geistes nicht in seinem metaphysischen Sinne, sondern zunächst nur in seiner historischen Gestalt und Abwandlung kennen, so wird unsere Aufgabe darin bestehen müssen, zunächst das Phänomen der Geistesgeschichte mit dem Phänomen der Sprachgeschichte in Beziehung zu setzen.

Wenn wir von Sprachgeschichte und Geistesgeschichte sprechen, so behaupten wir damit eine Entwicklung des Geistes und der Sprache. Da wir in dieser Entwicklung ein In-Erschei-

nung-Treten eines metaphysisch Gegebenen sehen, so ist damit der Charakter dieser Entwicklung entscheidend gekennzeichnet: eine solche Entwicklung kann nur Explikation eines Gegebenen sein, d. h. alle ihre einzelnen Phasen bedeuten nichts prinzipiell Neues, das von außen her in die Entwicklung hineingetragen wird, sondern nur immer neue Daseinsformen eines immer identischen Soseins. Die Geschichte der Philosophie weist in bezug auf den Begriff der Entwicklung die verschiedensten Auffassungen und Definitionen auf. Abgesehen von unberechtigten Übertragungen des Begriffes Entwicklung, die hier und da vorkommen mögen, darf eine solche Mannigfaltigkeit in der Auffassung eines Begriffes nicht ohne weiteres als Folge eines niemals zu Ende geführten Denkprozesses angesehen werden. Die Mannigfaltigkeit des Begriffes Entwicklung ergibt sich mit Notwendigkeit aus der Verschiedenheit der Substrate, an denen sich eine Entwicklung vollziehen kann, und aus der Verschiedenheit der jeweils in den Mittelpunkt der Untersuchung gestellten Gegenstände. Es ist zunächst nicht zu erwarten, daß die Betrachtung etwa der Tierwelt zu demselben Entwicklungsbegriff führen muß, wie z. B. die Betrachtung der Kunst. Der dieser Untersuchung zugrundeliegende Begriff Entwicklung ist aus einem rein formalen Substrat, der Geschichte der Begriffe, abgeleitet, so daß er einen rein formalen Charakter trägt und ihm damit eine gewisse Allgemeingültigkeit zukommt.

I. Die Entwicklung des Begriffs als Strukturprinzip der Geistesgeschichte.

Unser Thema stellt die Frage nach der Anwendbarkeit des Begriffes Entwicklung auf das Gebiet des Denkens in Begriffen[1]). Wir stellen also zur Diskussion, ob das Denken in Begriffen am Ende einer Epoche der Geistesgeschichte dem Anfang dieser Epoche gegenüber als Ergebnis eines Prozesses zu betrachten ist, der ein Fortschreiten zu immer größerer Vollendung, zu einer, wenn auch nur annäherungsweise erreichten, Erfüllung aller in diesem Denken gegebenen Möglichkeiten der Erkenntnis und eventuell zu einer immer stärkeren Auswirkung dieser Erkenntnis auf andere Gebiete des Geistes bedeutet. Die Problemstellung wirkt sich auf die Erfassung der formalen Denkeinheiten, der Begriffe, dahin aus, daß wir diese Begriffe zunächst einmal nicht als statische Größen betrachten, sondern daß wir das Problem aufwerfen, ob diese Begriffe Modifikationen, und zwar Modifikationen nach Gesetzen, unterworfen sind und welches das Gesetz ist, das hier modifizierend wirkt. Wenn wir somit die Begriffe als ein Element innerhalb des Ablaufes der Geschichte betrachten, so erhebt sich ferner die Frage, ob die Begriffe nur ein Substrat der Geschichte oder ob sie selbst aktiv geschichsbildend sind, d. h. ob sich die Entwicklung nur an ihnen vollzieht oder ob die Begriffe vielmehr Wesen und Richtung der Entwicklung bestimmen. Wir machen die Voraussetzung, daß auf jeden Fall das geistige Element an der Geschichte beteiligt ist, stellen aber als Problem auf, ob Geschichte vom Geiste her oder ob das Geistige durch die Geschichte gestaltet wird. Als dritte Möglichkeit dagegen bietet sich uns die Lösung, daß das

1) Wenn wir hier von einem Denken in Begriffen als Substrat einer Entwicklung sprechen, so fassen wir das Denken als die Funktion des Geistes überhaupt auf, nicht etwa nur als diejenige Seite des Geistigen, die es bloß mit den „verstandesmäßig" erfaßbaren Dingen zu tun hat.

Phänomen der Geschichte das Ergebnis einer organischen Wechselwirkung darstellt. Wenn wir also annehmen, daß die Begriffe als die Struktureinheiten des Geistes in das Spiel der Geschichte einbezogen sind, so steht und fällt unsere Annahme mit der Beantwortung der Frage, ob dem Begriffe ein dynamischer oder nur ein statischer Charakter zukommt, denn nur ein dynamischer Charakter ermöglicht die passive Modifizierbarkeit und das aktive Modifikationsvermögen.

Die von uns gemachte Voraussetzung des dynamischen Charakters der Begriffe aber resultiert aus einer anderen logischen Erwägung. Die Begriffe sind die Formen, in denen unser Denken die Wirklichkeit des Geistigen perzipiert. Diese durch das Denken perzipierte Wirklichkeit trägt einen dynamischen Charakter, denn Totes, Unbewegliches ist für uns überhaupt nicht erfaßbar. Wenn also die Begriffe der Struktur der rezipierten Wirklichkeit adäquat sein sollen, wenn also Sein und Denken überhaupt in Beziehung stehen, so müssen die Begriffe denselben dynamischen Charakter haben wie die Wirklichkeit, deren Wesen sie darstellen. Es erhebt sich nun die Frage, ob die Begriffe nur Denkformen sind, ob sie also ein von uns an die Wirklichkeit herangetragenes Strukturprinzip darstellen, ohne das diese Wirklichkeit ohne Struktur wäre, oder ob dem Begriffe eine adäquate Struktur der Wirklichkeit in der Form entspricht, daß der Begriff nur Abbild ist. Diese Problemstellung erweist sich aber als eine bloße Hilfskonstruktion, sobald wir die Frage nach der Einheit von Denkendem, Denken und Gedachtem aufwerfen. Wenn die Frage nach der Einheit dieser drei Faktoren bejaht wird, so ergibt sich daraus, daß Denken und erfaßte geistige Wirklichkeit überhaupt identisch und darum eo ipso von derselben Struktur sind. Die Frage muß aber bejaht werden, da eine Loslösung des menschlichen Denkens aus der Gesamtheit der Wirklichkeit des Geistes nicht möglich ist. Die mit der Seinsstruktur identische Denkstruktur erweist sich als eine spezifisch dynamische, da nur eine solche Struktur die Möglichkeit des notorisch realen Denkvorgangs einschließt. Wenn nun der dynamische Charakter des Wirklichen nicht mehr zur Diskussion steht, so erhebt sich die Frage nach dem Charakter dieser Dynamik. Daß sie eine Dynamik nach Gesetzen ist, kann daraus abgelesen werden, daß sie sich in Formen, eben den Begriffen, realisiert. Es fragt

sich nun, ob dieses Formgesetz dem Substrat des Denkens nhäriert oder ob es unabhängig von diesem Substrat als gültige schöpferische Forderung vorhanden ist. Es ist für uns denknotwendig, daß dem Gesetz als solchem, d. h. dem Immer-Möglichen, eine von seiner Manifestation in einem realen Fall unabhängige Existenz zukommt, daß also das Gesetz transzendent ist.

Der Begriff des Gesetzes schließt seine Transzendenz mit Notwendigkeit ein. Eine Regel gewinnen wir durch Beobachtung empirischer Gegebenheiten auf statistischem Wege. Sie vermag nur anzugeben, was im Falle einer bestimmten Konstellation zu geschehen pflegt, kann aber niemals die Behauptung einschließen, daß dieses Geschehen in jedem Falle, wenn die betreffende Konstellation vorliegt, eintreten wird, da auf empirischem Wege nicht nachgewiesen werden kann, daß dieses Geschehen mit Notwendigkeit aus der betreffenden Konstellation folgen muß. Gesetz bedeutet aber, daß ein Geschehen mit Notwendigkeit aus einer bestimmten Konstellation resultiert. Ein Gesetz kann also niemals durch empirische Beobachtung allein gewonnen werden. Es ist stets nur durch logische Erwägungen erfaßbar. Die naturwissenschaftliche Methode des Experiments vermag also nur Regeln, keine Gesetze zu konstatieren. Die Naturwissenschaft ist daher auch von dem Anspruch, Gesetze aufstellen zu können, sehr bald wieder abgekommen und repräsentiert sich lediglich als beschreibende Wissenschaft. Wenn aber auf dem Wege der Empirie niemals weder der Begriff des Gesetzes, noch einzelne Gesetze herausgestellt werden können, so resultiert daraus, daß das Gesetz nicht der empirisch wahrnehmbaren Welt immanent sein kann [1]), sondern einen transzendenten Charakter haben muß. Aus der Transzendenz des Gesetzes resultiert erkenntnismäßig die Notwendigkeit, daß es nur auf dem Wege der logischen Schlußfolgerung gewonnen werden kann. Denn nur durch das Denken sind uns die transzendenten Gegeben-

1) Wenn wir aus der Unmöglichkeit, ein Gesetz aus der Beobachtung der Wirklichkeit zu gewinnen, den Schluß ziehen, daß das Gesetz der Wirklichkeit nicht immanent ist, so bedienen wir uns damit der Beweisführung, mit der Sa'adjā die Transzendenz des Schöpfers beweist: Sa'adjā weist aus der Fehlerhaftigkeit der Analogie zwischen der Beziehung der Welt auf ihren Schöpfer und der Beziehung gestalteter innerweltlicher Dinge auf ihren Gestalter nach, daß, da eben Gott als Schöpfer aus der Beobachtung der empirischen Welt nicht nachgewiesen werden kann, der Schöpfer der Welt ein transzendenter sein muß.

heiten zugänglich, da wir eben durch das Denken teil an dem geistigen Sein, und zwar auch an dem reinen Sosein, dem vom Dasein unabhängig Existierenden, haben. Der Weg zu unserem Teilhaben am Sosein der Welt führt aber immerhin über das Dasein der Dinge, d. h. wir bedürfen der Anschauung, ohne die unsere Begriffe leer sind, um unseren logischen Deduktionen einen Anhaltspunkt geben zu können. Wenn also auch die Gesetze rein geistige Größen sind und wenn auch unser Denken in der Allgemeinheit des geistigen Seins gegeben ist, so müssen wir dennoch damit rechnen, daß uns nicht alle existierenden Gesetze bekannt sind und daß wir auch nur diejenigen Gesetze erkennen können, die sich in empirisch wahrnehmbaren Fällen manifestiert haben, obwohl die Existenz eines Gesetzes durchaus nicht an diese Manifestation gebunden ist.

Die Tatsache aber, daß die Form lebensgestaltend wirkt, setzt voraus, daß ihr transzendentes Gesetz seinem Substrat adäquat ist, und zwar nicht nur in dem Sinne einer zufälligen Homogenität, sondern im Sinne einer inneren Entsprechung. Vom Substrat aus betrachtet, bedeutet dies dessen transzendentalen Charakter, d. h. seine wesensmäßige Fähigkeit, das transzendente Gesetz zu realisieren. Wir behaupten also, daß die Einheit „Denken-Gedachtes-Denkender" Substrat eines Gesetzes ist, das ihr als transzendent gegenübersteht, daß aber dieses Gesetz dem Substrat die Struktur gibt, die seinem Wesen entspricht. Die Geschichte des Geistes stellt sich uns dar als eine Gestaltung in Formen, den Begriffen, als die Gestaltung eines transzendentalen Substrates nach einem transzendenten Gesetz. Die Transzendenz des Gesetzes bedeutet, von der Seite der Erkenntnis her betrachtet, daß es seinem Wesen nach nicht bestimmt werden, sondern nur in seinen Wirkungen, eben in der Gestaltung des Geistigen zu einer Geschichte von Begriffen, erfaßt werden kann. Wenn der Begriff die Struktureinheit eines dynamischen Systems darstellt, so ist er erstens dadurch charakterisiert, daß er auf Einflüsse von außen her reagiert, zweitens dadurch, daß er diese Einflüsse seinem Eigenwesen entsprechend umgestaltet, und drittens dadurch, daß er selbst ein Kraftzentrum darstellt, das nach außen hin wirksam ist. So bedingt der zugleich aktive und passive Charakter des Einzelbegriffes, also seine nicht statische, sondern dynamische Wesensform, daß das Nebeneinander der Begriffe nur ein Ineinander, ein Miteinander oder ein

Gegeneinander sein kann. Wenn jeder Begriff ein eigenes Kraftzentrum darstellt, so muß ein System von Begriffen sich als ein Wechselspiel von Begriffen gestalten. Ein solches Ineinander gestaltender Kräfte, in dem das Aktive seinem Wesen nach zugleich passiv ist, pflegen wir unter dem Begriffe des Organischen zu erfassen. In einer organischen Einheit sind die einzelnen Strukturteile klar umrissene Einheiten eigener Bildung und eigener Funktion und dennoch nur Teile eines Ganzen, das nicht ohne sie existiert und ohne das sie nicht existieren können. Das Ganze aber ist nicht nur Summe der Einzelteile, sondern eine zusammenfassende Einheit eigener Prägung. Gerade in dem Ineinander und Miteinander des aktiven und des passiven Momentes manifestiert sich die unerklärbare Erscheinung des Lebens. Passivität ist durchaus nicht identisch mit Leblosigkeit. Totes befindet sich überhaupt jenseits des Gegensatzes zwischen aktiv und passiv. In der Passivität eines lebendigen Organismus betätigen sich ebenso Funktionen wie in der Aktivität, die Aufnahmefähigkeit für Einflüsse von außen her setzt, auch ganz abgesehen von möglichen aktiven Reaktionen, eine dynamische Struktur voraus. In der Erkenntnis des durchaus lebendigen Charakters selbst einer reinen Passivität ist die Grunderkenntnis aller mystischen Weltauffassung zentralisiert.

Die Entwicklung des Geistigen, d. h. die Explizierung seiner formalen Einheiten, der Begriffe, erfolgt nicht in Gestalt einer selbständigen Explizierung des einzelnen Begriffes, nicht in Gestalt einer gleichmäßigen Explizierung aller Faktoren in ungestörter Parallelität, sondern entsprechend dem Wesen organischer Phänomene erscheint das Geistige seiner Struktur nach als eine Hierarchie von Einheiten. Das Ineinander, Miteinander und sogar das Gegeneinander des Kräftespieles, in dem die Geschichte der Begriffe besteht, setzt aber eine Homogenität in der Dynamik derjenigen Begriffe voraus, die aufeinander einwirken. Nur Begriffe von homogener Dynamik können sich zu einem Begriffssystem zusammenschließen. Begriffe von heterogener Dynamik dagegen vermögen keine Wirkung aufeinander auszuüben. Gerade die Heterogenität der Dynamik verschiedener Begriffe garantiert die Eigenständigkeit der einzelnen Begriffssysteme, ihre Integrität gegen äußere Einflüsse.

Auf zwei Strukturstufen ist das Phänomen des Geistigen für uns in seinen Einheiten deutlich erfaßbar, auf der Stufe der

Begriffe und auf der Stufe der historischen Einheiten, die wir als Kulturen bezeichnen. Dieser Begriff der Kultur ist nicht unbedingt identisch mit dem, was die Spenglersche Geschichtsauffassung mit „Kultur" bezeichnet. Die durch die Einheit und Besonderheit ihres Begriffskomplexes gekennzeichneten Organismen sind in viel größerem Maße zeitliche, nicht räumliche, Größen als die Spenglerschen „Kulturen". Sie durchziehen die Geschichte in vertikalen Linien nebeneinander.

Was gerade diese Einheiten innerhalb der Struktur des Geistigen erfaßbar macht, ist nicht etwa ein am Ende oder am Anfang Stehen dieser Einheiten innerhalb der Skala der geistigen Struktureinheiten, sie sind weder die größten noch die kleinsten. Was sie vielmehr erfaßbar macht, ist die Tatsache, daß diese Einheiten mit den Einheiten der Sprache zusammenfallen. Hier erhebt sich die Frage nach der Beziehung der Sprache zu dem mit dem Sein identischen Denken. Dieser Frage muß ein besonderer Teil unserer Untersuchung gewidmet werden. Im Rahmen unserer Problemstellung konstatieren wir nur die Tatsache einer Beziehung zwischen Wort und Begriff, zwischen Einzelsprache und Einzelkultur.

Die einzelnen Kulturen, die durch die Besonderheit und Einheit ihrer Begriffssysteme charakterisiert sind und dieser Besonderheit und Einheit in einer Sprache Ausdruck geben, stellen die Struktureinheiten der Geschichte dar. Es fragt sich nun, wie eine Kultur, wie die in ihr zunächst implizite enthaltenen, in Worten gestalteten Begriffe überhaupt ins Leben treten. Diese Frage muß von vornherein als eine nicht zu beantwortende hingestellt werden. Denn was ins Licht der Geschichte rückt, d. h. was für uns erkennbar wird, ist bereits ein Fertiges, Ganzes. Daß hier ein Fertiges zutage tritt, pflegen wir damit symbolhaft auszudrücken, daß wir von Stiftern und Gründern der Religionen und Reiche reden. Denn in der Person des Stifters oder Gründers wird wie in einem Brennpunkte alles zusammengefaßt, was keimhaft vorhanden zur Explizierung drängt. Unsere Arbeit kann nur noch darin bestehen, daß wir das, was als ein Fertiges vor uns steht, auf die Spuren seines Ursprungs hin betrachten — während wir niemals in der Lage sind, das Entstehen selbst zu beobachten — und weiterhin feststellen, wozu und nach welchen Gesetzen sich das im Anfang Gegebene entwickelt.

Wenn wir die Entwicklung des Geistes in Form einer Explikation von Kulturen, deren Wesen darin besteht, daß sie einen einheitlichen Begriffskomplex darstellen, zu erfassen suchen, wenn wir also die Geistesgeschichte ihrem Wesen nach als eine organische Erscheinung ansehen, so behaupten wir damit, daß die Geschichte des Geistes eine naturgegebene, naturnotwendige und ihrer Tendenz nach darauf gerichtet ist, wesenhafte, positive Gegebenheiten ihrer Vollendung zuzuführen. Die Geistesgeschichte ist also eine durchaus „normale" Erscheinung. Wir setzen uns damit in absoluten Gegensatz zu allen Theorien, die in der Entwicklung das Ergebnis einer Anomalie sehen, wodurch zugleich der letztlich destruktive Charakter aller Entwicklung bedingt wird. Nach einer solchen Theorie bedeutet eine Entwicklung die Unterbrechung des normalen, gleichmäßigen Pulsschlages der Natur: der immer gleiche Rhythmus wird durch einen besonders starken Ausschlag des Pendels unterbrochen und vielleicht überhaupt abgebrochen. Es ist im Grunde eine Katastrophe, der alle Entwicklung ihre Entstehung verdankt. An dieser Stelle wird aber sofort klar, wo der Ausgangspunkt für alle solche Theorien ist, die jede Entwicklung als Anomalie begreifen wollen. Sie setzen nämlich an dem schwachen Punkt aller Erkenntnis ein. Sie versuchen den Anfang einer Erscheinung, die sich als etwas notorisch Neues erweist, zu erklären. Wir sind niemals in der Lage, über Ursache, Anlaß und Entstehung einer organischen Entwicklung etwas auszusagen. Wir können lediglich beobachten, daß sich etwas keimhaft Gegebenes expliziert. Der letzte Ursprung dieses Gegebenen bleibt uns verborgen. Die Entstehung eines Neuen wird von allen Katastrophentheorien zurückgeführt auf das Eindringen eines fremden Elementes, das den normalen Ablauf verhindert. Dieses fremde Element kann zur unmittelbaren Zerstörung führen, wie nach der Cohnheim'schen Geschwulsttheorie z. B. verirrte embryonale Zellen innerhalb eines ihm wesenfremden Organes Wucherungen hervorrufen und so durch Störung des normalen Verlaufes organischer Funktionen zur Zerstörung des Organismus führen[1]). Solche Erklärungen

1) Die Cohnheimsche Geschwulsttheorie in ihrem Gegensatz zu denjenigen Theorien, die die Bildung von Geschwülsten auf verschiedene Formen von Entartungen zurückführen, bedeutet nicht nur medizinisch eine spezielle Betrachtungsweise, sondern hat auch philosophisch andere Voraussetzungen als

verlegen aber nur das Problem um eine Stufe weiter zurück, da die Frage, woher der Anstoß von außen gekommen ist und warum er gerade in einem bestimmten Augenblick eintrat, unbeantwortet bleibt. Es besteht jedoch auch die Möglichkeit, daß der Anomalismus zunächst zu einer einseitigen Leistungssteigerung führt, die erst sekundär den Untergang zur Folge hat. Lombrosos Theorie über den Zusammenhang von Genie und Wahnsinn ist die extreme Fassung dieser Versuche, die Entwicklung auf dem Gebiete des Geistes ihrem Wesen nach darzustellen. Solche Theorien knüpfen an die Tatsache an, daß der erste Schritt zur Explikation, die geringste Abweichung vom reinen Keimzustande, bereits auch der erste Schritt zur Vollendung und zugleich zum Untergang ist. Sie verkennen aber dabei, daß dieser Weg zum Untergang die einzige Form wirklichen Lebens ist. Was sich nicht expliziert, ist jenseits der Kategorien lebendig oder tot. Solange man aus der Auffassung der organischen Explikation als Anomalie keine praktischen Folgerungen zieht, handelt es sich zunächst nur um Fragen der Terminologie, sobald aber irgendeine Entwicklungsstufe als normal gesetzt und jede weitere Entwicklung als anormal betrachtet und bekämpft wird, wie das das Prinzip der Eugenik ist, zeigt sich der innere Widerspruch der Theorie, Entwicklung als Anomalie zu erfassen. Das, was eine solche Theorie als normal setzen muß, der Zustand „vor" der Entwicklung, hat überhaupt keine Existenz für sich. Es besteht nur als Keim zu Explikationen. Eine solche Theorie setzt also das Bestehende als Anomalie und eine Fiktion als den Normalzustand.

Das Postulat, daß es sich um eine organische Entwicklung handelt, schließt zugleich eine Aussage über die Art dieser Entwicklung in sich. Sie ist sowohl nach Richtung als nach Inhalt von vornherein bestimmt, sie ist nur Explizierung des Gegebenen. Mit Recht schränkt Hans Driesch den Begriff Entwicklung auf den Begriff der Explikation eines Gegebenen ein, indem er die Entwicklung als „die Reihe der Veränderungen eines als d a s s e l b e g a n z e geltenden Dinges oder Dingkom-

die übrigen Theorien, denn sie setzt eine ganz spezifische Auffassung des Gegensatzes von gesund und krank, von normal und anormal voraus. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die philosophischen Prinzipien darzulegen, die überhaupt in der medizinischen Theorie für die verschiedenen Auffassungen grundlegend sind.

plexes, durch welche es oder er aus einem weniger mannigfaltigen in einen mannigfaltigeren Zustand überführt wird“ [1]). Von den drei Arten der Entwicklung, zwischen denen Driesch scheidet: Kumulation, maschinelle und nichtmaschinelle Evolution würde mit unserem Begriff der organischen Entwicklung die letzte Art identisch sein. Driesch weist darauf hin, daß verschiedene Eigenschaften der Menschheitsgeschichte für den ganzheitlichen Charakter dieser Geschichte, d. h. also dafür sprechen, daß hier Evolution, und zwar nichtmaschinelle vorliegt. Unsere Betrachtungsweise versucht, in „einer logischen und metaphysischen Verarbeitung des eigentlichen geschichtlichen Gegenstandes“ den ganzheitlichen Charakter der menschlichen Gemeinschaft und den organischen Evolutionscharakter nicht nur an Merkmalen wahrscheinlich zu machen, sondern durch Ableitung aus den Grundprinzipien unseres Denkens, also eines auf jeden Fall der Geschichte zugehörigen Faktors, als logisch und metaphysisch notwendig darzulegen. Die Entwicklung als organische Evolution ist in bezug auf die Verteilung von Ursache und Wirkung durchaus das Gegenteil dessen, was unter dem darwinistischen Entwicklungsbegriffe erfaßt wird. Wir behaupten eine Entwicklung unabhängig vom Milieu, aus eigenem Entfaltungsvermögen. Unser Entwicklungsbegriff deckt sich formal, aber nur formal, mit dem Begriff der évolution créatrice [2]) bei

1) Logische Studien über Entwicklung (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften), Heidelberg 1918.

2) Im Begriffe der Explikation liegt eine gewisse Tendenz auf ein monistisches Prinzip. Gegenüber allem Neugestalteten bleibt das Prinzip des Kontinuums gewahrt. Dieses Kontinuum ist innerhalb des hier Dargelegten ein metaphysisches, das seine historische Erscheinungsform hat. Es ist ein rein geistiger Vorgang, der sich durch den Geist und am Geiste vollzieht, von dem sich alles Geschehen an der Materie herleitet, und zwar aus den Notwendigkeiten des Geistes selbst, nicht aus den Gesetzen der Materie. Der Begriff eines geistigen Kontinuums liegt also in einer anderen Ebene als der Begriff der continuity bei C. Lloyd Morgan (Emergent Evolution, London 1923, S. 5). Morgan behauptet eine Kontinuität innerhalb der Seinshierarchie vom Atom bis zur Gottheit hin. Dieser Kontinuität gegenüber steht das Moment der emergence, das in jedem Vorgang sich gestaltende Neue, das unerrechenbar ist. In der Entstehung des organischen Lebens und in der des Geistes liegt nach Morgan zwar ein unerklärbar neues Moment, aber dieses Moment sei nicht neuer und unerklärlicher als die neuen Eigenschaften einer chemischen Verbindung gegenüber ihren Elementen. Es ist überhaupt nur eine neue Konstellation (Morgan, a. a. O., S. 64). Morgans Begriff des Kontinuums liegt also in einer ganz

Bergson. Wenn wir jedoch von einer Entwicklung als Selbstentfaltung aus eigenem Vermögen ausgehen, so bedarf es erst eines Gegenbeweises, der aber nicht erbracht werden kann, daß der Wirkungsbereich dieses Entwicklungsvermögens mit den Grenzen des Individuums zusammenfällt. Es ist vielmehr zu erwarten, daß das Subjekt der Entwicklung zugleich modifizierend auf seine Umwelt wirkt. Unser Entwicklungsbegriff ist also ein im Prinzip aktivistischer. Wir behaupten damit auf dem Gebiet des Geistes, was Goldscheid auf dem Gebiete der Biologie behauptet hat. Als Substrat der Entwicklung setzen wir den Einzelbegriff, aber infolge des aktivistischen Charakters seiner Entwicklung zugleich den Begriffskomplex. Daß bei einer Entwicklung niemals ein Individuum, sondern ein „Dingkomplex" Substrat sein muß, ist vor allem von Driesch scharf formuliert worden.

Der aktivistische Charakter der Entwicklung bringt es mit sich, daß auch zwischen den einzelnen Dingkomplexen, an denen sich die Entwicklung vollzieht, eine gegenseitige Beeinflussung und wohl auch Beeinträchtigung stattfindet, so daß eine ungestörte Explikation nur eine Idealkonstruktion ist, die im realen Verlauf der Geschichte sich niemals verwirklichen kann.

Die Frage nach den Gründen einer solchen gegenseitigen Beeinflussung und Beeinträchtigung führt zu der Frage nach der Vergleichbarkeit der einzelnen historischen Begriffseinheiten. Es ist ohne weiteres verständlich, daß sich die stärkere Komponente durchsetzen muß. Dagegen bleibt die Frage bestehen, ob sich hier Wert und Unwert einzelner Entwicklungen entscheiden. Diese Frage muß verneint werden, da den Phänomenen der Geschichte als solchen die Kategorie des Wertes nicht inhäriert. Die Wertkategorie wird vielmehr von uns auf Grund eines von uns gesetzten Maßstabes an die Erscheinungen herangebracht. Da die Eigenständigkeit der einzelnen Entwicklungen eine Unvergleichbarkeit in bezug auf ihren Wert bedingte, so fehlt uns hier jeder gemeinsame Maßstab. Nicht also auf der Subjektivität des Standpunktes jedes Beobachters, die ohne

anderen Richtung. Er behauptet nicht die Priorität des Geistigen, sondern er versucht das Prinzip des Monismus, die wesenhafte Identität von Materie und Geist von der Seite her neu zu beleben, daß er das Prinzip der emergence als einheitliches Strukturprinzip allen Seins in sein System einführt.

weiteres zugegeben werden muß, da jeder innerhalb einer solchen Begriffseinheit steht, auch nicht auf der Unzulänglichkeit des unserer Erkenntnis Zugänglichen, auch nicht auf einer eventuellen Unabgeschlossenheit der zur Untersuchung stehenden Entwicklung beruht die Unmöglichkeit, hier Werturteile zu fällen, sondern sie ist in der Materie der Untersuchung selbst, in der Eigenständigkeit der einzelnen Entwicklung begründet, in der Eigenständigkeit, die daraus resultiert, daß die Einzelkulturen Komplexe von Begriffen darstellen, wie sie so und in dieser Verbindung nur hier vorkommen. Die von uns abgeleitete Tatsache der dynamischen Struktur der Begriffe und Begriffssysteme erfährt ihre induktive Bestätigung durch die Mannigfaltigkeit der Begriffe innerhalb eines Begriffskomplexes und die Mannigfaltigkeit der Begriffskomplexe innerhalb der Geschichte einerseits, sowie durch die Gegebenheit eines Kräftespieles zwischen den Begriffen innerhalb der Komplexe und zwischen den verschiedenen Komplexen innerhalb der Geschichte andererseits. Denn nur als eigene Kraftzentren verstanden erklären sich die Begriffe in ihrer Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit. Eine Kraft, die von außen her die betreffenden Wirkungen an den Begriffen als einem Substrate hervorbrächte, könnte im besten Falle Wirkungen hervorbringen, die voneinander dem Grade nach verschieden wären. Aber die vorhandenen — nicht wertmäßig, sondern strukturmäßig — qualitativen Differenzen zwischen den Einzelbegriffen und den Begriffskomplexen bedingen auch eine qualitative Differenzierung der Ursachen, eine Differenzierung, die nur dadurch möglich ist, daß der Ablauf des Geschehens seine Ursache in sich selbst trägt.

Die Behauptung, daß die Dynamik der Begriffsexplikation eine den Begriffen inhärierende ist, bezieht sich sowohl auf das erste Eintreten des Begriffes in die Geschichte, als auch auf seine weitere Entwicklung. Da wir aber über das erste Eintreten der Begriffe in die Geschichte nichts aussagen können, so können wir Art und Gesetz dieser Tatsache nur aus dem Gesetze konstruktiv schließen, nach dem die weitere Explikation erfolgt. Diese Übertragung ist deshalb berechtigt, weil das Eintreten der Begriffe in die Geschichte von seiner weiteren Explikation faktisch gar nicht getrennt ist. Eine solche Trennung, die auf der Einführung der Zeitkategorie beruht, ist rein

fiktiv. Creatio und conservatio sind auch hier identisch. Wenn wir die Dynamik der Begriffsentstehung als eine den Begriffen inhärierende betrachten, so verzichten wir bewußt auf den aristotelischen Begriff des Potentials, des auslösenden Momentes. Das Potential wird erst in dem Moment eine notwendige Setzung, in dem wir die Fiktion der Zeit in das System einführen, eine Fiktion, die nicht zu umgehen ist, wenn die Vorgänge überhaupt darstellbar sein sollen. Denn Raum, Zeit und Kausalität sind nicht nur übliche Formen der Anschauung, sondern notwendige Formen der Anschauung, ohne die es Anschauung überhaupt nicht gibt. Jede Aussage über Dinge und ihre Relationen ist nur mit Hilfe dieser Formen möglich. Von diesen Formen abstrahierte Aussagen können nur allgemeine Formalprinzipien zum Ausdruck bringen, jede Aussage über die Realität selbst ist auf den Gebrauch der drei Kategorien angewiesen. Diese Kategorien sind nur Fiktionen, deren fiktiven Charakter wir zwar erkennen, die wir aber nicht aus unserem Weltbild entfernen können [1]).

Der fiktive Charakter aller Aussagen, in die die Kategorie der Zeit eingeführt wird, haftet auch den Aussagen der Naturwissenschaft über die primären Bewegungsvorgänge im System der Atome an. Die Zeit ist nur ein Koordinatensystem, auf das wir alle unsere Aussagen beziehen müssen, aber ein nicht zu umgehendes Koordinatensystem. Die Aussagen der Physik

1) Wenn Schopenhauer, von der Tatsache ausgehend, daß der Wille für das Wesen des Subjektes als solches konstituierend ist, die Welt in ihrem Wesen ebenfalls als Wille begreift, da das Subjekt ja zugleich Teil der Welt ist, so ist damit eine korrekte formale Aussage gemacht, die tatsächlich von Raum, Zeit und Kausalität unabhängig ist. Wenn er aber in der Tendenz zur Form, die den unter den Kategorien Raum, Zeit und Kausalität erfaßten einzelnen Objekten, wie Kristallen, Pflanzen etc., innewohnt, mit diesem Willen identifiziert, so hat er damit eine Aussage, die ins Gebiet der von Zeit, Raum und Kausalität bestimmten Anschauungen gehört, in das Gebiet der von diesen Kategorien unabhängigen formalen Aussagen übertragen. Vom Subjekt aus läßt sich nur bestimmen, daß das Wesen der Welt Wille sein muß; wie sich dieser Wille in der Welt auswirkt, können wir nicht mehr durch einen reinen Schluß darlegen, hier sind wir bereits an die Formen der Anschauung gebunden. Die Tendenz auf Form ist nur in Raum und Zeit vorstellbar. Sie ist auch gar nicht identisch mit dem, was wir als Wille in uns erfassen. Unser Körper als Objekt unserer Betrachtung zeigt uns ebenfalls diese Tendenz auf eine bestimmte Form hin. Diese Tendenz empfinden wir aber als nicht identisch mit unserem Willen.

über die Körperwelt werden nicht, wie Johannes Volkelt (Phänomenologie und Metaphysik der Zeit, München 1925, S. 142 f.) annimmt, dadurch entwertet, daß der fiktive Charakter der Zeitkategorie erkannt wird. Denn Aussagen, auch über die Ergebnisse der physikalischen Forschung, können nur den Anspruch erheben, eine Darstellung, ein Diagramm der Wirklichkeit zu sein, es ist aber sinnlos, von Aussagen eine Identität mit der ausgesagten Wirklichkeit zu fordern. Die Tatsache des psychischen Vorhandenseins einer Zeitkategorie beweist nur, daß es im außerpsychischen Bereiche, im Bereiche des Affizierenden, ein adäquates Moment geben muß. Diese Adäquatheit ist aber bereits in der dynamischen Struktur der Wirklichkeit gegeben, es bedarf also nur zur Herstellung dieser Adäquatheit nicht der Annahme einer transsubjektiven Zeit. Die Stetigkeit und das Immer-Fliessende, das Johannes Volkelt als die konstituierenden Eigenschaften der Zeit ansieht, ist durchaus im Begriffe des Dynamischen enthalten. Was Johannes Volkelt als die konstituierenden Eigenschaften der Zeit nennt: die Stetigkeit (a. a. O., S. 24), das Fließen (a. a. O., S. 24) und die Umspannungsweite (a. a. O., S. 75 ff.) sind zweifellos diejenigen Merkmale, deren wir uns am Zeiterlebnis unmittelbar bewußt werden und durch die hindurch uns evident wird, was Zeit ist. Aber diese spezifischen Merkmale bleiben doch eben nur Merkmale, die Ganzheit des Phänomens Zeit erschöpft sich in ihnen nicht: etwas, was stetig, fließend, eindimensional und doch von einer gewissen Umspannungsweite ist, ist als solches noch durchaus nicht Zeit. Was Zeit zur Zeit macht, ist hingegen ein rein subjektives Moment, keine transsubjektive Gegebenheit.

Der Begriff des Kontinuums innerhalb der Entwicklung einer Kultur bestätigt sich hier auch vom metaphysischen Aspekt aus. Historisch betrachtet bringt es die Eigenständigkeit jeder Kultur, die auf dem Charakter ihrer Geschichte als Explikation eines Begriffskomplexes beruht, mit sich, daß nicht einzelne Entwicklungsphasen isoliert nebeneinander stehen können, da nicht zu erklären wäre, woher das Material zu einer neuen Epoche innerhalb einer Kultur kommen sollte, wenn mit der vorhergehenden Epoche alles zu Ende gewesen wäre. Alle zeitlichen Querschnitte und alle sachlichen Längsschnitte, die wir durch eine Kultur legen, sind nur Hilfskonstruktionen, ein Isolieren von Teilen, die faktisch nur in Relationen bestehen.

Metaphysisch, d. h. unter Abstraktion von der Zeitkategorie, betrachtet, bietet sich uns das Leben des Geistes als ein System von Relationen, nicht als ein Nebeneinander isolierter Größen dar. Die notwendige Auflösung dieser Relationen in ein zeitliches Nacheinander muß dem dynamischen Charakter des Geistigen dadurch Rechnung tragen, daß sie nicht zeitlich isolierte Größen, sondern eine kontinuierliche Entwicklung aufzeigt.

Aus der Tatsache, daß der Begriff als Kraftzentrum zu betrachten ist, resultiert erstens sein transzendenter Charakter gegenüber der Geschichte und zweitens seine Unisolierbarkeit. Der Begriff ist in seiner Existenz unabhängig von seinem Eintreten in die Geschichte. Er kann in Funktion treten oder nicht. Ob er in Funktion tritt, wird von außen her durch die Wirksamkeit der anderen Begriffe mitbedingt. Aber die Möglichkeit Wirkungen hervorzurufen liegt allein im Begriffe selbst, sein Sosein ist unabhängig von Ursachen und darum in seiner Entstehung unerkennbar. Wenn die Existenz des Begriffes aber bereits in seinem Sosein gegeben ist, so trägt es für sein Wesen nichts aus, ob er überhaupt ins Dasein tritt und ob er sich innerhalb der Geschichte seinem ganzen Sosein nach explizieren kann oder ob er nur teilweise zur Realisierung gelangt. Da uns jedoch das vom Dasein unabhängige Sosein des Begriffes nicht zugänglich ist, da wir vielmehr den Begriff nur in seinem, sich in seiner Funktion realisierenden Dasein erfassen können und da dieses Funktionieren eine Wechselwirkung der verschiedenen Kraftzentren darstellt, so bietet sich uns niemals der Begriff als losgelöste Individualität dar. Was uns vorliegt, sind Funktionen, keine statischen Größen. Auch von dieser Seite her bestätigt sich die Unvergleichbarkeit der Begriffe und Begriffskomplexe nach Art und Wert. Das System der Begriffsfunktionen, das sich unserer Betrachtung darbietet, ist als solches kein Mosaik aus einzelnen Begriffen, es ist keine Summe von isolierbaren Teilen. Darum ist jeder einzelne Begriff nur in seiner Wechselwirkung zu dem gesamten Begriffskomplex, innerhalb dessen er steht, erfaßbar. Es besteht also eine Wechselwirkung zwischen den Begriffen, die auf die Explikation des Einzelbegriffes einen gewissen Einfluß ausübt. Dieser Einfluß kann aber nur darin bestehen, daß der Grad der Explikation beeinflußt wird. Beeinflußbar ist nur, wie weit

alle Seiten des Begriffes zur Explikation gelangen. Es wird also durch äußere Beeinflussung nur eine Einseitigkeit, keine qualitative Veränderung der Explikation erzielt. Die Qualität der Explikation ist im Sosein des Begriffes von vornherein gegeben, sie wird von außen her nicht beeinflußt.

Wenn wir annehmen, daß die Geschichte sich als Geschichte der Begriffsorganismen vollzieht, so erhebt sich die Frage, ob damit nur das Wesen der sogenannten Ideengeschichte beschrieben ist oder ob sich der Gesamtablauf der Geschichte auf allen Lebensgebieten als eine Geschichte der Begriffsorganismen vollzieht. Falls wir aber die Gesamtheit aller Lebensgebiete in die Geschichte als Begriffsgeschichte einbeziehen können, so erhebt sich wiederum die Frage nach der Priorität der einzelnen Lebensgebiete, die Frage, ob hier das Verhältnis von Ursache und Wirkung vorliegt und, falls ein Ursache-Wirkungsverhältnis besteht, auf welche Seiten sich die beiden Faktoren verteilen, d. h. ob alle Geschichte letztlich von der Geschichte der Begriffe her bestimmt ist. Wenn wir den Begriff als Kraftzentrum von schöpferischer Wirkung, das seine Kraft aus sich selbst hat, gesetzt haben, so haben wir über alle diese Fragen im Prinzip entschieden. Denn wenn wir den Begriff als Kraftzentrum betrachten, d. h. als Ursache von einer bestimmten Qualifikation, die nur Wirkungen von derselben Qualifikation hervorbringen kann, so schließen wir damit eine außerhalb des Bereiches der Begriffe liegende Ursache für die Explikation der Begriffe aus, denn jede außerhalb der Begriffe liegende allen Begriffsexplikationen gemeinsame Ursache könnte die Mannigfaltigkeit der Begriffsexplikationen nicht hervorbringen, da Mannigfaltigkeit der Wirkungen auch eine Mannigfaltigkeit der Ursachen voraussetzt. Der organische Zusammenhang der Begriffe bürgt aber dafür, daß diese Mannigfaltigkeit keine chaotische, sondern eine gesetzmäßige ist, gesetzmäßig jedoch in dem Sinne der Eigengesetzlichkeit, d. h. das Formprinzip innerhalb jedes Begriffskomplexes ist ein spezielles, das so nur hier vorkommt. Wir scheiden also die Möglichkeit aus, daß die Geschichte des Geistes von einer Geschichte her bestimmt wird, deren Substrat irgendein nichtgeistiges Element ist, da die Geschichte des Geistes eben ihre eigene causa prima hat. Es bleibt noch die andere Seite der Frage zu erörtern, ob Geistesgeschichte ihrerseits Einfluß auf die Entwicklung anderer Lebensgebiete hat.

Geschichte bedeutet auf allen Lebensgebieten ein allmähliches oder eruptives Übergehen von einem Zustand zu einem anderen, was nur dann möglich ist, wenn ein bestehender Zustand qualitativ oder quantitativ als so ungenügend empfunden wird, daß er entweder umgestaltet oder ausgestaltet werden muß. Diese Tendenz auf Veränderung setzt eine Wertsetzung voraus, die von den tatsächlichen Zuständen abweicht, also ein geistiges Prinzip darstellt. Die Art der Wertsetzung — auch wenn es eine Setzung von Scheinwerten ist — ist aber gerade das Produkt der jeweiligen geistigen Lage, des jeweiligen Stadiums und der jeweiligen Qualität der in der Explikation der Begriffe bestehenden Geschichte des Geistes. Wir behaupten hiermit also einen im Wesen vom Geiste her bestimmten Ablauf der Geschichte.

Wenn wir von einer Geschichte der Begriffe reden, so meinen wir damit nicht eine von der Geschichte her bestimmte Relativität der Begriffe in dem Sinne, daß die jeweilige historische Situation Begriffe von bestimmter Prägung hervorbringt, daß also wenigstens das auswählende Prinzip außerhalb des Geistes selbst liegt. Wir behaupten vielmehr, daß es eine Geschichte außerhalb der Geschichte der Begriffe gar nicht gibt, daß alles historische Geschehen notwendige Konsequenz aus der jeweiligen Situation der Begriffsgeschichte ist. Von der Geschichte der Begriffe her bestimmt sich die Struktur des Substrates, an dem sich das historische Geschehen vollzieht [1]).

Die Begriffe sind durch ihre Explikation das Agens, das überhaupt Geschichte ermöglicht. Sie sind also wesenhafter Bestandteil des Geschehens, nicht etwa nur eine Begleiterscheinung. Den Begriffen, und damit dem Denken — da ja die Begriffe die Formen sind, in denen sich das Denken vollzieht — kommt also der Charakter des Seienden zu. Das Denken gibt dem Sein die Struktur und dokumentiert sich damit selbst als Sein. Der Satz, daß Denken mit Sein identisch ist, ist aber

1) Daß die Geschichte von den Begriffen hier bestimmt wird, ist zugleich Beweis für die Realität der Begriffe. Die Bildung von Begriffen ist nicht eine Abstraktion von einer Wirklichkeit, die außerhalb der Begriffe besteht (so Heinrich Rickert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft, Tübingen 1915, Kap. V, Begriff und Wirklichkeit, S. 28 ff.), sondern in der Bildung der Begriffe besteht gerade die „Wirklichkeit". So ist jede Erkenntnis nicht etwa ein Teil bild, sondern eine Teil funktion der Wirklichkeit und als solche mit dem Zentrum, mit dem Wesen der Wirklichkeit nicht nur verbunden, sondern eine Seite dieses Wesens selbst.

nicht reversibel. Ohne Denken ist Sein nicht möglich, aber das Sein erschöpft sich nicht im Denken. Das Sein abgesehen vom Denken hat keine Geschichte. Erst durch das Moment des Denkens ist im Sein zugleich das Werden inbegriffen, da nur durch das Agens des Denkens und seiner Geschichte, der Entwicklung der Begriffe, überhaupt Geschichte möglich ist.

Wenn die Geschichte Explikation von Begriffen ist, so erhebt sich die Frage nach dem Wesen des Begriffes v o r seiner Explikation, d. h. — unter Abstraktion vom Zeitbegriffe ausgedrückt — die Frage, worin das Wesen des Begriffes abgesehen von seiner Explikation besteht oder ob etwa die Explikation als solche das Wesen des Begriffes vollkommen erschöpft. Wenn wir die Explikation einzelner Begriffe, etwa des Gottesbegriffes, innerhalb der einzelnen Kulturen betrachten, so sind die einzelnen Explikationen bei aller Unvergleichbarkeit doch eben Explikationen dieses Begriffes. Daß wir in einer Reihe verschiedenster Fälle dennoch die Explikation eines ganz bestimmten Begriffes erkennen, ist nicht etwa nur das Ergebnis einer im Grunde fehlerhaften Bildung eines Allgemeinbegriffes aus einer Reihe verschiedenster Eindrücke, sondern das den verschiedenen Explikationen Gemeinsame wird gerade als das Entscheidende und Wesenhafte innerhalb dieser Explikationen bewußt. Der Gottesbegriff als solcher, der in den einzelnen Explikationen zum Ausdruck kommt, ist gerade der eigentliche Gottesbegriff. Vermöge unserer Zugehörigkeit zur geistigen Welt sind wir in der Lage, in den einzelnen Explikationen nicht nur das Einzelne und Relative zu erkennen, sondern das Immer-Gültige, das sich in einzelnen Formen auswirkt. Das Immer-Gültige, das Nichtexplizierte, ist uns als existierend bewußt, aber es kann nicht beschrieben werden, ebensowenig wie das Wesen eines mathematischen Punktes beschreibbar ist. Beschreibbar sind nur die einzelnen Explikationen. So steht hinter dem explizierten Begriffe der p u n k t u e l l e Begriff. Die Einheit aller denkmöglichen Begriffe in ihrer punktuellen Existenzform wird von uns erfaßt unter dem Begriffe der Wahrheit, einem Begriffe, der eben weil er eine rein punktuelie Existenzform darstellt, niemals beschrieben und auch nicht recht erklärt werden kann, der uns aber, allem echten oder zynischen Skeptizismus zum Trotz, als eine gültige Forderung, als die ethische Forderung κατ' ἐξοχήν bewußt ist.

Im explizierten Begriffe erfassen wir eine der Daseinsmöglichkeiten dieser Wahrheit, eine Seite ihres Wesens. Die Unfähigkeit unserer Erkenntnis, die Einheit aller Begriffe gemeinsam zu explizieren, macht es uns aber unmöglich mehr als diese oder jene Seite der einen und allein möglichen Wahrheit zu erkennen.

Die Geschichte eines Begriffes oder eines Begriffskomplexes ist wie alle Geschichte im Grunde ein Kreislauf, eine Explikation, die schließlich in ihren Ursprung wieder einmündet. Die merkwürdige Einfachheit, Klarheit und Eindeutigkeit des vollendet explizierten Begriffes und die wenigen einfachen Erkenntnisse, in denen die Geschichte eines Begriffskomplexes schließlich gipfelt, zeigen diese Tendenz auf Rückkehr in den Ursprung. Die Einheitlichkeit und Eindeutigkeit des Anfangs und des Endes stehen in einem scharfen Gegensatz zu der Mannigfaltigkeit und Weite der mittlern Entwicklungsphasen. In der Geschichte eines Begriffskomplexes, d. h. in der Geschichte einer Kultur, beobachten wir dasselbe wie in der geistigen Entwicklung eines Menschen. Der Gegensatz der Generationen, der nicht so sehr ein Gegensatz der Begriffe und Begriffsinhalte als ein Gegensatz der Explikationsphasen ist, tritt ebenso in der Geschichte der Kulturen auf. Die Feindschaft der Epochen, akut geworden in der Feindschaft der soziologischen Gruppen, die Träger der Explikationen sind, hat hier ihre Wurzel. Die scharfen Gegensätze der Entwicklungsstufen, die innerhalb einer und derselben Kultur auftreten können, sind darum kein Gegenbeweis gegen das Kontinuum der Entwicklung innerhalb der einzelnen Kulturen.

Der Übergang eines Begriffes aus seinem punktuellen Sein in das Stadium der Explizierbarkeit ist in dem Moment gegeben, in dem der Begriff ins Bewußtsein tritt. Dieser Vorgang ist ein psychologischer, aber zugleich der Schnittpunkt zwischen einem psychologischen und einem metaphysischen Geschehen. Der Vorgang des Bewußtwerdens eines Begriffes ist seinem Wesen nach ein Evidenzerlebnis, ist das Evidenzerlebnis *κατ' ἐξοχήν*. Damit ist das Eintreten eines Begriffes ins Bewußtsein eines Menschen als unbeschreibbar gekennzeichnet. Das psychologische Evidenzerlebnis kann ausgelöst werden (und wird dies in den meisten Fällen) dadurch, daß das Bewußtsein auf dem Wege des Verstehens mit dem Begriffe bekannt wird. Aber dieses Evidenz-

erlebnis eines Menschen ist zugleich an einem Punkte der Geschichte identisch mit dem Eintreten des Begriffes in die Geschichte, mit der Überwindung seiner punktuellen Seinsform. In diesem primären Falle des Eintretens in die Geschichte wird der Begriff in einem Wort und damit in seiner Besonderheit erfaßt. Daß das erste Stadium der Begriffsbildung die Erfassung einer Besonderheit und nicht eine Eingliederung in die Allgemeinheit bedeutet, hat vor allem Cassirer im Anschluß an Lotze hervorgehoben (Philosophie der symbolischen Formen I, S. 249 f.)[1]). Cassirers Ansicht deckt sich auch insofern mit der unsrigen, als Cassirer diesen primären Vorgang der Begriffsbildung mit dem Vorgang der Wortbildung identifiziert. Dagegen scheidet sich die Ansicht Cassirers im Prinzip von der unsrigen dadurch, daß Cassirer den primären Vorgang der Begriffs- und Wortbildung als eine Qualifikation, d. h. als die Erfassung unter dem hervorstechendsten Merkmal ansieht. Der Vorgang der Qualifizierung, gleichgültig, ob er durch das Hervorheben des auffälligsten Merkmals oder durch die Erfassung der Merkmale in ihrer Gesamtheit erfolgt, ist aber ebenso wie die Einordnung

1) Eine Trennung zwischen der primären Begriffsbildung im Vorgange der Wortbildung und dem zweiten Vorgange der Explikation nimmt auch Paula Matthes (Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff. Philosophie und Geisteswissenschaften, Buchreihe 3. Band, Halle 1926, S. 93 ff.) vor. Der zweite Vorgang wird von ihr als Definition, als Einordnung des Begriffes in das System der Welt erfaßt. Die Einordnung des Begriffes erfolgt aber auf unendlich mannigfaltige Weise, nicht nur durch die Definition, so daß also die Definition nur eine besonders hervorstechende und faßbare Möglichkeit darstellt, wie ein Begriff zur Explikation gelangt. Paula Matthes legt allen Nachdruck auf den zweiten Vorgang in der Bildung der Begriffe. In der Wortbildung sieht sie nur eine Art Vorspiel, das nur Voraussetzungen schafft. Im Worte manifestiert sich kein Begriff, sondern nur ein Wortsinn. Eine solche Erfassung des unexplizierten Begriffszustandes ist unserer Betrachtungsweise deshalb nicht entsprechend, weil hier das Wesentliche des Begriffsseins nicht im Begriffe selbst liegt, sondern die Entstehung des Begriffes überhaupt von der Zufälligkeit des Eintretens einer bewußten Denkaktion abhängig gemacht wird. Eine Kultur, die keine Philosophie ausgebildet hat, könnte auf Grund einer solchen Auffassung überhaupt keine Begriffe und damit überhaupt keine Geschichte haben. Die Erfassung des Begriffes in seiner Besonderheit, die den ersten Vorgang kennzeichnet, konstituiert den Begriff bereits als solchen; die Definition als Vorgang der Ein- und Unterordnung, als Bezogenwerden eines Begriffes auf eine Allgemeinheit vermag zwar die Nuancierung des Begriffes reicher auszugestalten, findet aber bereits einen schon konstituierten Begriff vor.

in ein Allgemeines bereits ein sekundärer Vorgang, der das Evidenzerlebnis der Begriffsbildung voraussetzt.

Das Erlebnis der Evidenz ist das Erlebnis einer geschlossenen Besonderheit, ein Erlebnis, das zunächst die Beziehungen zum Allgemeinen nur implizite enthält. Der Vorgang der Begriffsbildung ist also zunächst die Bildung des Begriffes in seiner Besonderheit. Die Explikation expliziert auch die Beziehungen des einzelnen Begriffes zum Begriffskomplex. An den Beziehungen des Begriffes zu einem umfassenden Begriffssystem explizieren sich erst alle seine Nuancierungen.

Wenn wir von Begriffen und Begriffskomplexen reden, so sehen wir zwar im Begriffskomplex die umfassendere Struktureinheit, behaupten aber nicht, daß der Begriff atomistischen Charakter habe, d.h. daß er die kleinste Struktureinheit darstelle. Auch der Begriff ist eine komplexe Größe, ein „Dingkomplex". Ein atomistischer Begriff könnte gar nicht expliziert werden. Die zusammengesetzte Struktur des Begriffes dagegen ermöglicht es, verschiedene Elemente seiner Struktur durch verschiedene Anordnungen und Akzentuierungen einzeln zur Geltung zu bringen, wodurch die Nuancierungen des Begriffes entstehen, die seine Geschichte ausmachen. Die Einheit der Begriffe schafft die übrigen Einheiten, die sich uns innerhalb der Geschichte als Völker, Staaten, religiöse Gemeinschaften oder auch nur als Kultureinheiten ohne sichtbare äußere Umgrenzung entgegentreten. Gerade das Auftreten von Kultureinheiten, die sich ohne sichtbare äußere Einkleidung doch als unverkennbare Einheiten repräsentieren, zeigt die Priorität der geistigen, d. h. also begrifflichen Einheiten. Die Begriffseinheiten und ihre Struktur sind also das gesellschaftsbildende, das ordnende und gruppierende Moment im Verlauf der Geschichte. Nicht nur die Einheiten, an denen sich die politische Geschichte vollzieht, sind von der Geschichte der Begriffe her bestimmt, sondern auch die Einheiten der menschlichen Gesellschaft, deren Untersuchung sich die Soziologie zur Aufgabe gemacht hat, sind Ergebnis der jeweiligen Struktur der Geistesgeschichte.

Ein Vergleich der einzelnen Kulturen miteinander führt ohne weiteres zu dem Ergebnis, daß der Grad der Vergleichbarkeit verschieden ist, daß also zwischen den verschiedenen Kulturen eine größere oder geringere Homogenität besteht. Diese Homogenität scheint zunächst die Eigenständigkeit der

einzelnen Kulturen in Frage zu stellen. Die einzelne Kultur reagiert zweifellos auf einen Einfluß von außen. Die Einflüsse von außen, d. h. seitens außerhalb der betreffenden Kultur liegender Faktoren, können zwiefacher Natur sein. Eine Möglichkeit besteht in der gegenseitigen Beeinflussung der Begriffskomplexe, die das geistige Wesen der beiden Kulturen ausmachen. Die Begriffe, die innerhalb einer Kultur expliziert worden sind, werden in eine zweite übernommen, und zwar als Materie, aus der nach den der rezipierenden Kultur eigenen Gesetzen ein Begriffskomplex neuer, dem Wesen der rezipierenden Kultur entsprechender Prägung gestaltet wird. Da aber das Rezipierte nur für den Vorgang der Rezeption Materie, seinem eigenen Wesen nach jedoch eine schöpferische Größe darstellt, so ist das Ergebnis der Rezeption doch nur eine Resultante aus den Komponenten, die durch die den beiden Kulturen eigene Entwicklungsrichtung bestimmt werden. Wenn die Kraft der rezipierenden Kultur gering ist, so wird der Einfluß der anderen Kultur ein besonders starker und nachhaltiger sein. Wir erleben dann das historische Phänomen einer Art Tochterkultur. Auf der Stärke und der Dauer der gegenseitigen Beeinflussungen zwischen einzelnen Begriffskomplexen beruht die größere oder geringere Vergleichbarkeit der einzelnen Kulturen. Einen ähnlichen Fall einer Resultantenbildung zwischen zwei Kraftkomponenten erleben wir, wenn der einzelne Mensch aus einer Kultur, also aus einer Einheit von Begriffen, in eine andere übergeht.

Die Homogenität zweier Kulturen, die die unerläßliche Voraussetzung für eine gelegentliche Beeinflussung durch Resultantenbildung darstellt, ist nicht ohne weiteres in einem gemeinsamen Ursprung zweier Kulturen oder in dem Ursprung der einen Kultur aus der anderen gegeben. Denn er ist nicht historisch, sondern sachlich begründet. Jene Homogenität besteht in einer teilweisen Entsprechung der Explikationsmöglichkeiten von Zentralbegriffen innerhalb der beiden Kulturen. Wenn z. B. zwei Kulturen religiöser Prägung einen Gottesbegriff besitzen, der neben anderen Nuancen, die in den beiden Kulturen verschieden sind, auch eine gemeinsame Nuance, etwa die Tendenz zur Ethisierung aufweist, so ist für diese Seite der Explikation eine gegenseitige Beeinflussung in der Weise möglich, daß die Explikation dieser Nuance in der einen Kultur die Explikation derselben Nuance in der anderen Kultur anregt und wohl auch

dazu Material liefert. Die Befruchtung der christlichen Scholastik durch Maimonides hat in dieser Entsprechung gewisser Begriffsnuancierungen ihren Grund. Aus diesen Erwägungen geht hervor, daß zwischen zwei Kulturen immer nur eine teilweise Homogenität bestehen kann, daß also die gegenseitige Beeinflussung im allgemeinen nur von beschränkter Dauer zu sein pflegt, da sie sich nur auf gewisse einzelne Explikationen bezieht und mit diesen ein Ende nehmen muß. Da der einzelne Mensch zu der Begriffseinheit, der er angehört, in einer Wechselbeziehung, die ein gegenseitiges Modifizieren bedingt, steht, so tritt dieses gegenseitige Modifizieren auch dann ein, wenn der einzelne Mensch aus dem Wirkungsbereich einer Begriffseinheit in den einer anderen übergeht. Der sogenannte Assimilationsprozeß kann nur als ein gegenseitiges Modifizieren angesehen werden. Der einzelne Mensch ist in diesem Prozeß in gleichem Maße Gebender wie Nehmender.

Ob und wieweit der Assimilationsprozeß, d. h. also die Resultantenbildung aus zwei divergierenden Komponenten, möglich sei, hängt von einer im Grunde unendlichen Reihe von Vorbedingungen ab, ist also nicht bestimmbar. Die Hauptfaktoren, von denen Möglichkeit und Grad der Assimilation abhängt, sind das Zahlenverhältnis zwischen den beiden Parteien, die Intensität der begrifflichen Explikation innerhalb der beiden Kulturen und die Homogenität zwischen beiden Kulturen. Im allgemeinen wird eine größere Gruppe [1]) stärker dazu neigen, ihr eigenes Kulturleben weiterzuführen, als eine kleinere oder gar ein einzelner Mensch. Eine reichere und stärkere Kultur wird eher dazu neigen, sich einer Assimilation zu verschließen, als eine begriffsarme und schwächere. Eine große Heterogenität zweier Kulturen erschwert ebenfalls die Resultantenbildung. Eine absolute Resultantenbildung, d. h. ein vollkommenes Aufgehen der Komponenten in der Resultante ist überhaupt eine Idealkonstruktion, die durch die konkreten Fälle nur annäherungsweise erreicht wird.

1) Die unendliche Mannigfaltigkeit der bedingenden Faktoren bringt es mit sich, daß der Begriff der zureichenden Quantität auf die Feststellung des Optimalverhältnisses für den Widerstand einer eingewanderten Gruppe gegen Assimilation nicht angewendet werden kann. Das Hinzutreten eines Einzelnen zur Gruppe der Eingewanderten wird auf keiner Quantitätsstufe auslösendes Moment sein.

Es liegt aber in der Geschichte eine Unzahl von Fällen vor, wo der Eingriff in den Verlauf einer Geistesgeschichte, also der Explikation eines Begriffskomplexes, nicht durch immerhin homogene, d. h. ebenfalls geistige Einflüsse von außen her erfolgte, sondern wo der Eingriff in die Entwicklung durch vollkommen heterogene, ungeistige Gewaltmaßnahmen bewirkt wurde. Solche Fälle scheinen die Priorität des Geistigen in der historischen Beziehung von Ursache und Wirkung als unhaltbar hinzustellen. Die Geschichte zeigt aber, daß auch auf die radikalsten Eingriffe von außen her jede Kultur auf verschiedene Weise reagiert, daß also die Art der Reaktion sich doch vom Wesen einer Kultur her bestimmt. Die letzte Zerstörung des Tempels in Jerusalem ist das eklantanteste Beispiel dafür, daß auch die scheinbar sinnloseste, absolut heterogene Einmischung in den Verlauf einer Kultur in einer Weise rezipiert werden kann, die die Folgen dieser Einmischung in einer dem Wesen der betreffenden Kultur vollkommen adäquaten Form ausgestaltet und umgestaltet. Die im Judentum stets vorhandene Tendenz, Kultus und Leben zu identifizieren, d. h. Sitte und Brauch den Sinn von Kulthandlungen zu geben, ermöglichte es nach der Zerstörung des Tempels, den Kultus als faßbaren Ausdruck der jüdischen Religion dennoch beizubehalten. Was sich vom Wesen des Kultus nicht im Ritual des täglichen Lebens erschöpfend ausdrücken ließ, das fand eine Stätte in der ebenfalls längst ausgestalteten Eschatologie. Es war also nicht nötig, einen Ersatz für den Tempelkult neu zu schaffen, sondern es fand nur eine Verschiebung von Akzenten statt. Einem künstlichen Ersatz des Tempelkultes wäre es niemals gelungen, Wirkungen in der Geschichte hervorzubringen. Nur dadurch, daß der Eingriff von außen her die Explikation der Begriffe nicht radikal abschneiden konnte, sondern ihr bloß eine andere, aber dem Wesen dieser Kultur durchaus adäquate Richtung gab, wurde der Fortbestand der jüdischen Kultur als solcher garantiert, fand ihre Geschichte nicht etwa ein Ende, wie dies von der Geschichtsforschung des öftern behauptet worden ist. Es ist für das Wesen eines solchen Eingriffes von außen her ohne Belang, ob ein sichtbares Symbol, wie ein Tempel, zerstört wird. Jeder Eingriff gegen geistige Werte ist eine solche Tempelzerstörung. In solchen Fällen ist es von entscheidender Bedeutung, ob das in Frage gestellte geistige Prinzip

stark genug ist, um in neuen Formen anstelle der zerstörten einen adäquaten Ausdruck zu finden.

Neben den rein äußeren Faktoren, die den Verlauf einer Geistesgeschichte zu beeinträchtigen scheinen, begegnen uns aber auf der Ebene des Geistes selbst Tendenzen von ausgesprochen destruktivem Charakter, antigeistige Tendenzen, die mit den Mitteln des Geistes arbeiten. Diese Tendenzen erheben auch Anspruch darauf, auf Wertsetzungen von allgemeiner Gültigkeit begründet zu sein. Die Gültigkeit dieser Wertsetzungen wird oft bis zur dogmatischen Doktrin gesteigert. Es liegt also zweifellos ein Begriffssystem vor. Betrachtet man aber ein solches Begriffssystem mit bewußt antigeistiger, destruktiver Tendenz näher, so fällt uns der ungeheure Aufwand an Begriffen und der überraschend schnelle Ablauf der Ereignisse auf. Dies steht in striktem Gegensatz zu dem unmerklich langsamen Ablauf der Explikation positiver Ideen. Es fehlt hier das Unbewußte des organischen Wachstums, während die Explikation der positiv sich gestaltenden Ideen mit der Selbstverständlichkeit des organischen Wachstums erfolgt, die nicht nur keiner Reklame bedarf, sondern für die eine Reklame nicht einmal möglich ist. Was das Negative an Begriffen zu gestalten scheint, erweist sich als leere Schale, als Widerhall von Tönen, die ein schon vergangenes Kräftespiel begleitet haben. Wir haben nicht mehr lebendige Begriffe, sondern nur noch Schlagworte. Der kennzeichnende Charakter des Schlagwortes besteht in der Einmaligkeit seiner Wirkung, da ihm das Kraftzentrum fehlt, aus dem es leben könnte. Das Schlagwort muß immer durch ein neues, stärkeres übertrumpft werden. Gerade die Tatsache, daß auch negativ gerichtete historische Tendenzen auf einer Art Begriffssystem aufbauen, das aber bei aller scheinbaren Dynamik und Eruptivität starr und doktrinär ist, weist auf den eigentlichen Charakter historischer Epochen antigeistiger Tendenz hin. Es sind Zeiten, in denen keine Begriffe expliziert werden, in denen also Begriffe als selbständige Kraftzentren potentiell nicht vorhanden sind, Zeiten, in denen das durch eine Kultur repräsentierte Begriffssystem alle seine Möglichkeiten erschöpft hat, so daß sich alle Begriffe auf ihren punktuellen Zustand zurückgezogen haben. Es ist selbstverständlich, daß Begriffe nicht übertragbar sind. Übernommene Begriffe sind bewußt oder unbewußt falsch, d. h. ihr wirklicher Inhalt deckt sich nicht

mit dem, was sie bezeichnen sollen. So versuchen sich in Latenzzeiten politische Bewegungen mit religiösen Namen zu decken. Asoziale und antisoziale Tendenzen treten als soziale Programme auf. Ausgesprochen destruktive Erscheinungen werden dadurch getarnt, daß man gerade die Vollendung des Menschentums als ihr Ziel bezeichnet. Neben der Identifikation von Begriffen mit Tatsachen, die ihnen gar nicht entsprechen, ist für Systeme aus Scheinbegriffen die bewußt oder unbewußt falsche Kombination heterogener oder konträrer Begriffe typisch, die nach dem Prinzip „dieser runde Tisch ist dreieckig" erfolgt.

Wenn die Kraft der Ideen in dieser Weise latent geworden ist, ist nicht abzusehen, in welcher Form sich die neuen Kraftzentren bilden und auswirken werden, so daß in einer Latenzzeit das Ende alles geistigen Geschehens gekommen zu sein scheint und also das Negative, das im Augenblicke allein in Erscheinung getreten ist, als allein Vorhandenes erscheint. Da sich aber jede Kraft vermöge des ihr innewohnenden Gesetzes mit Notwendigkeit umgestalten muß, aber niemals überhaupt verloren gehen kann, so ist die Herrschaft des Negativen nur eine scheinbare, da sich gerade in dieser Latenzzeit die Neugestaltung der positiven Kräfte vollzieht, die bestimmt sind, die destruktiven Tendenzen zu überwinden. Mit der Setzung einer idealistischen Geschichtsdeutung, mit der Setzung der Ideen als allein geschichtsbildender Kraft ist somit die Notwendigkeit einer optimistischen Geschichtsauffassung gegeben. Das Vorhandensein des Negativen, das sich den Anschein positiver Kraft gibt, indem es mit den Mitteln des Positiven, d. h. mit Begriffen, zu arbeiten versucht, kann zwar nicht in Abrede gestellt werden, wohl aber muß der Scheincharakter dieser Herrschaft unbedingt betont werden.

Wenn wir die verschiedenen Kultureinheiten auf das Tempo der Begriffsexplikation hin betrachten, so beobachten wir weitgehende Differenzen in bezug auf die Schnelligkeit der Explikation. Es ist schwer zu sagen, ob es innerhalb der verschiedenen Tempi ein Optimum gibt. Wir pflegen in der Schnelligkeit der Entwicklung im allgemeinen kein Zeichen überquellender Kraft, sondern eher den Ausdruck des Oberflächlichen zu sehen. Ebenso bedeutet eine allzu langsame Entwicklung vielleicht nichts anderes als eine immer größere Annäherung an eine völlige Stagnation. Es fehlen hier also durchaus die Maß-

stäbe, so daß Werturteile kaum gefällt werden können. Diese Behauptung schließt in sich, daß auch weder ein höheres Alter noch große Jugend eines Volkes als solche irgendwelche Wertkriterien darstellt, da nicht abzusehen ist, wie weit und wie stark eine Explikation der Begriffe von einem jungen Volke bereits in der kurzen Zeit der Geschichte geleistet worden sein kann. Daß sich die Schnelligkeit der Entwicklung, also die rein zeitliche Seite, in keiner Weise für eine wertmäßige Beurteilung heranziehen läßt, beruht darauf, daß der Zeitkategorie als solcher überhaupt nur der Charakter einer formalen Kategorie des Erkennens, nicht aber Existenz zukommt. Die Geschichte vollzieht sich zwar für unser Erkennen in der Zeit, aber dieses Nacheinander ist doch nur ein scheinbares, im Grunde nur das Ergebnis eines unserem Denken adäquaten methodischen Verfahrens. Mit der Betrachtungsweise, daß die Ideengeschichte und mit ihr die Geschichte überhaupt als eine Explikation einzelner Begriffssysteme kulturbildender Kraft erfolgt, ist der Begriff des Fortschrittes ausgeschaltet. Das Alter einer Kultur ist kein Wertkriterium, weder im positiven, noch im negativen Sinne. Ebenso lassen auch die einzelnen Stadien der Entwicklung innerhalb einer Kultur keine gegenseitige Abstufung nach Wertkriterien zu, da sie nur einzelne notwendiege Phasen innerhalb desselben Prozesses darstellen.

Wenn wir eine Kultur als eine Explikation von Begriffseinheiten erfassen, so behaupten wir damit implizite ihre Unabhängigkeit von der Zivilisation und ihre Priorität gegenüber der Zivilisation. Zivilisation entsteht dann, wenn die durch die Explikation der Begriffe gewonnenen verfeinerten geistigen Methoden auch auf die Materie angewandt werden. Solange die Begriffe lebendig sind, solange ihre Stoßkraft noch vorhanhanden ist, bleibt die Verfeinerung auch des Materiellen durchaus im Dienste der Kultur, die richtunggebend wirksam ist. Sobald aber eine Latenzperiode der begrifflichen Explikation eintritt, beobachten wir, daß die Verfeinerung des Materiellen, seine Verwendung im Dienste des menschlichen Geistes zu einer Autonomie der Materie wird. Das Geistige ist nicht mehr richtunggebend. Die ethische Norm wird nicht mehr anerkannt, denn die autonome Materie steht außerhalb der ethischen Gesetze. Sie ist brauchbar zum Aufbaù ebenso wie zur Vernichtung. Während also die Kultur als Geisteskultur an sich wertmäßig positiv ist,

bedeutet Zivilisation etwas wertmäßig Gleichgültiges, was freilich identisch mit einer Tendenz zur Vernichtung aller Werte ist.

Wozu führt die Explikation der Begriffe, wenn sie zur Vollendung gelangt? Da die vollkommene Explikation der in ihr enthaltenen Begriffe den Höhepunkt in der Entwicklung einer Kultureinheit, den vollkommen adäquaten Ausdruck ihres Wesens bedeutet, so ist, wenn Kultur mit Geisteskultur identisch ist, die vollkommene Explikation der in einer Kultureinheit gegebenen und wirksamen Begriffe zugleich die vollkommene Explikation des menschlichen Geistes, die Vollendung des Menschentums nach einer seiner Möglichkeiten hin. Darum bedeutet jede Kultur in ihrem Höhepunkt einen vollkommenen Ausdruck der Humanität, eine Realisierung der erkenntnismäßigen und ethischen Werte, die das Wesen des Geistes ausmachen. Die Latenzzeiten der Begriffsexplikationen aber sind zugleich Zeiten eines bewußten oder unbewußten Kampfes gegen das Ideal der Humanität. Die Autonomie des Materiellen, die Herrschaft des Scheinbegriffs verlangen infolge ihres negativ gerichteten Charakters geradezu die Verneinung des Geistigen, die Verneinung des Wertes um des Wertes Willen. Diese negativen Kräfte sind nicht nur unfähig zur Realisierung geistiger Werte, sie sind zugleich, um ihre scheinbare Existenz zu wahren, gezwungen, diese Werte als solche faktisch und oft auch ausdrücklich zu verneinen.

Jede Kultur braucht Menschen, die sie leben. Nur so kann sie Geschichte werden. Daß den einzelnen Kultureinheiten bestimmte Menschengruppen entsprechen, dürfte evident sein. Dagegen ist fraglich, welche soziologische Einheiten den Kultureinheiten entsprechen. Für das Phänomen der Kultur in seiner Gesamtheit aber liegt das Problem noch eine Stufe weiter zurück. Hier bleibt es überhaupt problematisch, ob dem abstrakten Begriff der Kultur überhaupt eine historische Realität entspricht, d. h. ob wir die Menschheit in ihrer Gesamtheit als Trägerin der Kultur überhaupt ansehen dürfen. Hier berührt sich unsere Problemstellung mit der vom Geschichtsmythos und von der Geschichtsphilosophie immer wieder aufgeworfene Frage, ob es eine einheitliche Weltgeschichte gibt und was der Sinn dieser Weltgeschichte ist[1]). Das Vorhandensein einer Weltgeschichte

1) Über das Problem der Weltgeschichte s. zuletzt Hans Freyer, Die Systeme der weltgeschichtlichen Betrachtung in: Propyläen-Weltgeschichte, Band I, herausgegeben von Walter Goetz, Berlin 1931, S. 9 ff.

in diesem Sinne ist unter unserem Gesichtspunkte zu verneinen. Die Einheit des Geistigen ist eine metaphysische. Die Geschichte als Explikation des Geistigen ist Explikation einzelner individueller Möglichkeiten. Diese Möglichkeiten sind alle in der Einheit des Geistigen verankert, sie sind von dieser Einheit her in ihrem Wesen bestimmt. So ist das Phänomen des Geistes in jeder seiner Explikationen in seiner Ganzheit realisiert, die Zahl der einzelnen Explikationen vermag die Einheit nicht einheitlicher zu gestalten. Jede neue Kultur führt nicht etwa die Kultur als solche einer größeren Vollendung entgegen: sie ist eine neue Entfaltungsmöglichkeit. Der Begriff des Fortschritts ist darum auch in dem formalen Sinne, in dem ihn Georg Simmel (Die Probleme der Geschichtsphilosophie, München und Leipzig 1922, S. 199 f.) formuliert, auf die Geschichte nicht anwendbar. Der Sinn der Geschichte erfüllt sich jederzeit, er ist nicht erst am Ende der Zeit erfüllt.

Wir pflegen den Träger einer Kultureinheit als Volk zu bezeichnen. Damit ist aber noch nichts ausgesagt, da durchaus in Frage steht, was den Begriff des Volkes ausmacht. Gehen wir davon aus, daß die Einheitlichkeit des Begriffskomplexes geschichtsbildend, d. h. daß sie in der Zeit epochebildend und im Raume „volks"-bildend wirkt, so setzen wir damit einen rein geistigen Volksbegriff. Zu einem „Volke" gehört, wer an seinem Begriffssystem aktiv und passiv teilhat, und zwar doch wohl auf Grund einer bestimmten seelischen Struktur. Von dieser seelischen Struktur, die nur das Ergebnis geistiger Kräfte sein kann, müssen wir annehmen, daß sie selbst Ergebnis der Geistesgeschichte ist, wobei die Möglichkeit einer Wirkung durch Generationen hindurch ebenso gegeben ist wie die einer Wirkung auf den Einzelnen. Da nur die Intensität, nicht aber die Zeit der Einwirkung hier eine Rolle spielen kann, so erklärt sich dadurch auch das Phänomen, daß eine Kultur in einem von außen Herangetretenen eine adäquatere Repräsentation und Weiterbildung erfahren kann als in schon durch Generationen unter dem Einfluß derselben Kultur stehenden Menschen. Entscheidend ist also eine geistig bestimmte Eigenart, ein Typus.

Wir behaupten demnach, daß innerhalb einer Kultur ein gewisser Habitus des Einzelnen dem geistigen Charakter dieser Kultur adäquat ist, daß also dem kulturellen Typus ein psychologischer entspricht. Die Beziehungen zwischen Kulturtypus und psycho-

logischem Typus müssen in der Weise dialektisch sein, daß die Kultur von der geistigen Eigenart ihrer einzelnen Träger her bestimmt ist und ihrerseits die Eigenart des Typus gestaltet. Die Sprache, von deren Bedeutung für die Eigenart einer Kultur noch die Rede sein wird, dürfte der wichtigste Faktor sein, der im Verlaufe der Entwicklung einer Kultur auf den geistigen Habitus ihres einzelnen Trägers einwirkt. Der Grad der Adäquatheit des psychologischen Typus eines einzelnen Menschen und des für die betreffende Kultur charakteristischen Typus wird verschieden sein. Je größer die Adäquatheit, desto größer ist die Freiheit der Entwicklung und das Verstehen, das ein Mensch im Kreise seiner Kultur findet. Absolute Heterogenität des psychologischen Typus gegenüber dem kulturellen Typus dürfte wohl kaum zu den Normalfällen zählen, da ja auch die Kultur ihrerseits aktiv typenschaffend wirkt[1]). Ein heterogener Typus kann aber aus einer anderen Kultur übernommen werden. In einem solchen Falle wäre dann keine Assimilation im Sinne gegenseitiger Resultantenbildung möglich. Es könnte höchstens eine zwangsläufige Verfälschung des psychologischen Typus eintreten. Wenn aber eine neue Kultur, ein neuer Begriffskomplex im Werden begriffen ist, so wird sich das Auftreten heterogener Typen innerhalb der alten Kultur häufen. Es wird zu bis zur Tragik gesteigerten Zusammenstößen zwischen den Einzelnen und der Gesamtheit der Träger der herrschenden Kultur, zu Zusammenstößen zwischen dem alten und dem neuen geistigen Typus kommen. Es wäre eine interessante Feststellung, wenn es möglich wäre, den überwiegenden oder vielleicht sogar ausschließlichen Anteil bestimmter psychologischer Typen an bestimmten Kulturen aufzuzeigen. Die Wechselwirkung zwischen dem individuellen geistigen Habitus und dem geistigen Habitus einer Kultur macht es wahrscheinlich, daß die Einteilung in psychologische Typen nicht inkommensurabel im Verhältnis zur Einteilung der Kulturen in bezug auf ihren geistigen Habitus sein wird. Es muß praktisch möglich sein, den dominierenden oder alleinigen Anteil der psychologischen Typen,

1) Es ist interessant, daß von der Psychiatrie ausgehende Psychologen, wie Jung (Psychologische Typen, Zürich 1921), darauf verzichten, auf die Ursachen der Typenbildung einzugehen. Jung weist vielmehr ausdrücklich auf das vollkommen Unkontrollierbare der typenbildenden Ursachen hin und macht letztlich unzulängliche psychologische Gründe geltend (S. 476 f.).

wie sie z. B. C. G. Jung[1]) aufstellt, an einer Kultur aufzu zeigen.

Wenn wir die Geschichte als den Raum auffassen, innerhalb dessen sich nach dem Formalprinzip einer organischen Explikation die Entwicklung an dem Substrat der Begriffe vollzieht, so setzen wir damit einen eminent historischen Begriff der Entwicklung voraus. Dieser Entwicklungsbegriff läßt sich auch als Evolution im prägnanten Wortsinne erfassen. Wir kennen den Begriff der Evolution, allerdings in stark mechanisierter Form, als Formalprinzip der Darwinschen Deszendenztheorie. Das bedeutet aber nicht, daß wir hier ein naturwissenschaftliches Prinzip auf die Geschichte übertragen haben: die Deszendenztheorie geht vielmehr von der Tatsache aus, daß auch die Natur ihre Geschichte hat. Die Hierarchie der natürlichen Formen wird als Ergebnis einer Geschichte, eines Geschehens in der Zeit, aufgefaßt. Der an sich historische Begriff der Entwicklung hat gerade in dieser Übertragung auf biologische Phänomene sehr viel Aufsehen erregt und ist in dieser, eigentlich sekundären Form in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Das 19. Jahrhundert bedeutet also nicht die Entstehung des Entwicklungsbegriffes, sondern nur die Zeit seiner Popularisierung. Denn populär wurde der Begriff der Entwicklung gerade in dieser Form, die sowohl in der Geschichte der Wissenschaften, als in bezug auf die tatsächlichen Gegebenheiten als sekundäre Übertragung anzusehen ist. Die Natur wird in den Bereich der Geschichte einbezogen, die Geschichte also ihres vom Geiste her bestimmten Charakters entkleidet; eine solche Übertragung setzt darum eine der unseren entgegengesetzte Auffassung vom Wesen der Geschichte voraus. Der Evolutionsbegriff der Biologie hat also auch dort, wo er entmechanisiert worden ist, d. h. wo das Milieu nicht als allein ursachebildender Faktor angesehen wird, mit dem von uns vorausgesetzten Entwicklungsbegriff zwar das Formalprinzip der bloßen Explikation eines von vorneherein Gegebenen gemeinsam, unterscheidet sich aber von dem unseren in bezug auf das Substrat, an dem und aus dem die Entwicklung sich vollzieht.

Entwicklung vollzieht sich in der Zeit, aber nur für unsere Vorstellung. Die theoretische Naturwissenschaft kennt den

1) A. a. O., vgl. besonders Kap. X.

Begriff der Zeit als Form der Anschauung, da Bewegung nur als zeitliches Nacheinander, Kausalität nur als Priorität der Ursache vor der Wirkung vorstellbar ist; es ist aber ersichtlich, daß der Begriff der Entwicklung schwerer vom Zeitbegriff abstrahierbar ist als die physikalischen Begriffe der Bewegung und der Kausalität. Trotzdem muß daran festgehalten werden, daß auch hier der Zeitbegriff nur eine formale Gültigkeit hat. In der Behauptung, daß alle Entwicklung nur Explikation eines von vorneherein Gegebenen darstellt, ist einegewisse Ausschaltung des Zeitbegriffes enthalten. Die mystische Betrachtung der Welt, die diese Betrachtungsweise überspitzt, indem sie allen Nachdruck auf das von vornherein Gegebene legt und in der Explikation nur ein zufälliges Äußeres sieht, bedeutet eine vollkommene Abstrahierung vom Begriffe der Zeit. Infolge dieser Abstraktion sind die Begriffe der Mystik unhistorischer, lapidarer als die rationalistischen. Sie sind dem punktuellen Begriffszustand näher. Diese Tendenz der mystischen Begriffe auf Absolutheit hat zur Folge, daß die Mystik in bezug auf einen Begriff dem Rationalismus gegenüber im Vorteil ist: in bezug auf den Gottesbegriff. Dieser Begriff entzieht sich seinem Wesen nach der Explikation. Alle Versuche, den Gottesbegriff zu explizieren, stoßen auf Schwierigkeiten, da in diesem Falle jede Überbetonung einer Begriffsnuance das konstituierende Element in diesem Begriff, die absolute Einheit, zerstört. Hier erklärt sich überhaupt erst die historische Möglichkeit der mystischen Weltanschauung. Nur auf dem Gebiete der Religion ist eine unbegriffliche Geistigkeit möglich, da ihr Zentralbegriff, der Gottesbegriff, letzten Endes seinem Wesen nach ein Unbegriff ist. Während auf allen anderen geistigen Gebieten das Fehlen von Begriffen geistigen Tod bedeutet, vermag die Religion von Begriffsexplikationen abzusehen und sich auf den reinen punktuellen Zustand ihres Zentralbegriffes zurückzuziehen, und da das Wesen dieses Begriffes gerade darin besteht, daß er nicht explizierbar ist, so kommt in diesem Rückzuge das Wesen der Religion gerade zu seinem vollendeten Ausdruck, so daß alle echte Mystik als die eigentliche und wahre Erscheinungsform der Religion anerkannt wird, und zwar gerade von Außenstehenden. Der Verzicht auf ein Inbetrachtziehen des dynamischen Elementes der Explikation in der Mystik hat zur Folge, daß mystische Strömungen gerade in den Latenzzeiten

der begrifflichen Explikation besonders stark hervortreten, da sie von der Explikation nicht abhängig sind. Auch die eigentümliche Tatsache, daß die Mystik selbst keine Geschichte hat, ist hier begründet. Dieses Nichtanerkennen der Explikation als wesentlich bedingt auch realiter eine Unabhängigkeit von dieser Explikation und damit von der Geschichte. Im Gegensatz zur Mystik erkennt der reine extreme Rationalismus nur das Dynamische in der Entwicklung an und abstrahiert sich von der in nuce von vornherein gegebenen Wesenheit der Begriffe. Eine extreme rationalistische Betrachtungsweise kann also nur das Fließende in der Geschichte anerkennen. Deshalb ist in Latenzzeiten, in denen die Begriffe scheinbar stagnieren, dem Rationalismus wenig Gelegenheit gegeben, in Aktion zu treten. Deshalb sind auch rein rationalistische Strömungen dem Auf und Ab der Geschichte viel stärker ausgesetzt als die Mystik. Das Fehlen einer klaren rationalistischen Betrachtungsweise der Welt in Latenzzeiten der Explikation läßt einem Pseudorationalismus mit Schlagworten, d. h. Scheinbegriffen, Raum, da dieser Scheinrationalismus nur durch einen wirklichen begrifflich fundierten Rationalismus, der aber eben explizierte Begriffe voraussetzt, überwunden werden kann, während die in Latenzzeiten gerade sehr lebendigen mystischen Strömungen wegen ihrer Gleichgültigkeit gegenüber begrifflichen Explikationen — mögen diese echt oder scheinbar sein — dazu nicht imstande sind.

Die Betrachtungsweise der Mystik erfaßt also nur eine Seite des Geschehens, der Rationalismus eine andere. In der Tat ist ein geschlossenes System nur durch eine solche Einseitigkeit zu gewinnen, es sei denn, daß durch einen genialen Denker wie etwa Maimonides die Gegensätze und notwendigen Spannungen mit Hilfe einer dialektischen Betrachtungsweise in Eins geschaut werden. Da es sich hier um ein Statisches im Dynamischen oder um ein Dynamisches im Statischen handelt, also um ein Oszilieren zwischen zwei Extremen, so muß auch in einem vollkommenen Bilde des Geschehens diese Zweiheit erhalten sein, nicht in Form eines Auseinanderklaffens des Systems, sondern in Form eben der dialektischen Betrachtungsweise, die gerade das Oszilieren als das Wesen der Dinge zu erfassen vermag.

Das Drängen der Begriffe auf Explikation, auf vollkommene

Erfüllung ihres Wesens, ist, da die Begriffe die Denkformen des menschlichen Geistes darstellen, identisch mit dem Zusichselbstkommen des menschlichen Geistes. Das Drängen der Begriffe auf Explikation ist also, vom Menschen her betrachtet, ein Streben nach der Wahrheit und Wesenheit. In diesem Streben ist implizite das Ethos gegeben, das jedem um der Sache willen angestrebten Drängen nach der Erfüllung des im Begriffe Gegebenen ohne weiteres einen ethisch positiv zu bewertenden Charakter verleiht. Im Gegensatz dazu wird sowohl ein Stehenbleiben auf halbem Wege als auch ein Ausgehen von heterogenen Beweggründen als unethisch empfunden. Nur die Explikation um der Explikation willen erscheint als dem Ethos der Wahrheit entsprechend. Die Einheitlichkeit des menschlichen Geistes aber bedingt, daß dieses zunächst auf das „Theoretische" gerichtete Ethos der Wahrheit seinem Wesen nach auch zu „praktischen" Handlungen führen muß. Das Ethos des Denkens bedingt ein Ethos des Handelns. Hier liegt die Berechtigung der Identifikation von vollkommener Erkenntnis mit vollkommener Sittlichkeit. Diese Identifikation ist aber in vollkommenem Maße nur in der letzten Vollendung der Erkenntnis vorhanden. Es kann also nur in dieser letzten Vollendung von Identität gesprochen werden. Der Satz, daß vollkommene Erkenntnis mit vollkommener Sittlichkeit identisch sei, bedingt also durchaus nicht, daß Aufklärung notwendig moralisch positive Folgen haben und darum auf Grund einer moralischen Zielsetzung notwendig sein müsse. Im Gegenteil, nur die Voraussetzung, daß das Streben nach Erkenntnis als solches das reine Ethos der Wahrheit einschließt und jede Zweckbestimmtheit, auch eine moralische, ausgeschlossen wird, garantiert ja gerade den ethischen Charakter dieses Strebens. Da alle menschliche Erkenntnis nur stufenweise Annäherung an ein niemals ganz Erkanntes bedeutet, so können auch die sittlichen Konsequenzen aus der Erkenntnis nur stufenweise Annäherungen an die vollkommene ethische Forderung sein. Als unvollkommene Größen aber unterliegen die aus der Erkenntnis resultierenden sittlichen Konsequenzen in höchstem Maße einer Abweichung und Abbiegung durch heterogene Einflüsse, da sie als sekundäre und im Vergleich zur Erkenntnis periphere Phänomene einem Einfluß von außen her zugänglicher sind. Vollkommene Erkenntnis würde eine absolute

Herrschaft sittlicher Normen bedeuten, eine rein geistige Zielsetzung der Geschichte, die unbestrittene Herrschaft der aufbauenden Elemente. Gerade die Tatsache, daß alle aufbauenden Tendenzen folgerichtige Konsequenzen vollkommener Erkenntnis sind, beweist, daß alle scheinbare ideologische Grundlegung destruktiver Zielsetzung nur eine Scheinkonstruktion und damit niemals von dauernder Wirkung sein kann.

Die mit vollkommener Sittlichkeit identische vollkommene Erkenntnis, d. h. die restlose Explikation der ethischen Grundbegriffe, die das Wesen der Humanität ausmacht, ist die letzte Zielsetzung aller Explikation, und zwar eine ausgesprochen immanente Zielsetzung. Hier vollzieht sich das, was Hegel als das Zusichselbstkommen des absoluten Geistes bezeichnet. In dieser vollkommenen Explikation erfüllt sich der Sinn der Geschichte. Die Sinngebung der Geschichte erfolgt also aus dem Geiste selbst, nicht im Hinblick auf ein transzendentes Ziel, wie es etwa die Geschichtstheologie der Geschichte setzen muß. Die Vollendung des Geistes in seiner Geschichte darf aber nicht etwa mit einem Fortschritt des Geistes gleichgesetzt werden. Die Vollendung des Geistes in immer neuen Explikationen vollzieht sich immer wieder von neuem. Vom Standpunkte einer transzendenten Zielsetzung aus mag dieses Spiel als sinnlos erscheinen. Die Geschichte läßt sich durchaus als ein Abenteuer des Geistes, als ein bloßes Spiel erfassen, in dem das Seiende die Tatsache seines Seins immer aufs neue gleichsam vor sich selbst unter Beweis stellt[1]).

1) Die Geschichte bedeutet lebendiges Werden des metaphysisch immer gegebenen Soseins des Geistes. Sie enthält niemals das Sosein als Ganzes, wenn sie auch aus der Ganzheit des Geistigen lebt. Die Geschichte mag auch Trübungen, Störungen, ein Nicht-zu-Ende-Kommen der gegebenen Möglichkeiten aufweisen. Dennoch bedeutet die Geschichte das Leben des Geistes. Ohne Geschichte hat der Geist kein Leben. Hier scheidet sich unsere Auffassung der Geschichte von der Auffassung, die Nikolai Berdjajev seinen Schriften zugrunde legt (s. insbesondere Смысл истории, Berlin 1923, S. 222 ff.): Berdjajev sieht in der Geschichte, indem er ihre Unvollkommenheit, ihre Tendenz zum Ungeistigen als notwendiges und konstituierendes Moment betrachtet, den Sündenfall des Geistes, den zu überwinden Aufgabe der Menschheit ist. Nach unserer Auffassung aber wäre dieser „Sündenfall" eine Notwendigkeit, ohne den es ein Leben des Geistes nicht geben kann.

II. Die Geschichtsbetrachtung auf Grund einer Auffassung der Geschichte als Begriffsgeschichte.

Wenn wir die Geschichte als Geistesgeschichte erfassen, d. h. wenn wir die Explikation der Begriffe als Formalprinzip und Triebkraft des historischen Geschehens ansehen und damit im einzelnen die Eigenständigkeit eines Systems an Begriffen als das entscheidende Element betrachten, das eine Kultur als solche konstituiert, so haben wir damit implizite die methodische Forderung gestellt, daß eine Betrachtung der historischen Tatsachen darauf ausgehen muß, Eigenart, Umfang und Wirkung der einzelnen Begriffssysteme klarzustellen. Die methodische conditio sine qua non, daß die Methode der Struktur des Forschungsgegenstandes adäquat sein muß, wirkt sich bei dieser unserer Aufgabe dahin aus, daß wir zunächst erfassen müssen, in welcher Weise die einzelnen Begriffe einander und damit das Bild der Kultur bestimmen, die sich in ihnen manifestiert. Das Bild des historischen Geschehens, das sich unserer Betrachtung darbietet, stellt in bezug auf die Intensität und Expansionskraft der geistigen Kräfte einen Wechsel zwischen aufsteigenden und absteigenden Tendenzen dar. Die Wellenbewegung der Geschichte, insbesondere nach ihrer geistesgeschichtlichen Seite hin, ist ein zu offenkundiges Faktum, als daß es von der Geschichtstheorie hätte übersehen werden können. Es fehlt auch nicht an Versuchen, dem Gesetze dieser Tatsache nahezukommen. Die Überspitzung der Anwendungsmöglichkeit physikalischer Methoden hat dazu geführt, daß man unter unerlaubter Identifikation von Sache und Bild versucht hat, die Wellenlängen der Geschichte empirisch nachzumessen. Wenn wir aber dem Gestaltungsprinzip wirklich nahekommen wollen, das zur Wellenbewegung des historischen Geschehens geführt hat, so müssen wir die Ursache dieser Erscheinung zunächst in ihr selbst zu erkennen versuchen. Es

geht nicht an, in einem scheinbar empirischen Verfahren dem Geschehenen ein apriorisch konstruiertes Schema aufzuzwingen. Die Tatsache der Gliederung des historischen Geschehens in die Geschichte einzelner Phänomene, die wir als Kulturen bezeichnen, und die weitere Gliederung des Geschehens innerhalb der einzelnen Kulturen in Epochen muß aus dem Wesen der Geschichte heraus verstanden werden. Wenn wir die Geschichte als den Verlauf der Explikation von Begriffen erfassen und die einzelne Kultur als Manifestation eines eigenständigen Begriffssystems ansehen, so erweisen sich die großen Zäsuren der Geschichte, der Untergang ganzer Kulturen, als Latenzzeiten der begrifflichen Explikation. Wenn aber die Begriffe und ihre Geschichte einmal als Formalprinzip und Triebkraft des historischen Geschehens gesetzt sind, so bedeutet das, daß auch innerhalb der Einzelkultur die Geschichte der Begriffe als zäsuren-, d. h. epochebildend angesehen werden muß. Diese Betrachtung führt uns zu der Frage, in welcher Weise die Begriffe die Struktur der einzelnen Kulturen bestimmen. Da die Begriffe nicht einzeln nebeneinander zur Explikation gelangen, sondern in gegenseitiger Wechselwirkung, so ergibt sich daraus das Übergewicht von Begriffen größerer Intensität und Tragweite über Begriffe von geringerer Kraft. Wir gewinnen mit dieser Betrachtungsweise ein System von Begriffen, die ihrer Bedeutung für das Wesen der Einzelkultur nach mehr zentral oder mehr peripher sind. Je zentraler ein Begriff ist, um so größer ist seine Bedeutung für das Wesen der betreffenden Kultur. Wir kennen als solche Begriffe von zentraler Bedeutung den Begriff Volk in stark politisch gerichteten Kulturen, den Gottesbegriff in Kulturen religiöser Prägung, den Begriff der Harmonie in ästhetisch bestimmten Kulturen.

Die jeweils andere Nuance des oder der zentralen Begriffe innerhalb einer Kultur bestimmt die Einmaligkeit ihrer Eigenart. Auch zwischen zwei Kulturen spezifisch religiöser Tendenz z. B. wird dennoch ein grundlegender Unterschied bestehen, der aus der Verschiedenheit ihres Gottesbegriffes resultiert und aus dieser erkannt werden kann. Die Eigenständigkeit jeder Kultur bedingt einen ganz spezifischen Charakter gerade der zentralen Begriffe, so daß in keiner religiös bestimmten Kultur ein Gottesbegriff wiederkehren kann, wie er in einer anderen Kultur vorhanden ist. Dennoch ist ohne weiteres evi-

dent, daß dieser religiöse Zentralbegriff, so verschieden er auch gestaltet sein mag, eben der Gottesbegriff ist. Das konstituierende Element am Gottesbegriff ist der Begriff der Unbegrifflichkeit, des Absoluten, des Losgelöstseins aus dem Begriffssystem und damit aus dem geistigen Entwicklungsprozeß. Dieses Element der Isoliertheit ist das konstituierende Element am Gottesbegriff, während alle weiteren Nuancierungen dieses Begriffes von der Eigenart der betreffenden Kultur bestimmt sind, so daß aus diesen Nuancierungen das Wesen der betreffenden Kultur und — da es sich um einen Zentralbegriff handelt — gerade das innerste Wesen dieser Kultur ablesen läßt.

Es ist aber nur eine ideale Konstruktion, wenn wir nur einen Zentralbegriff für eine einzelne Kultur annehmen. In einem solchen Falle wäre mit der Geschichte dieses zentralen Begriffes die Geschichte dieser Kultur überhaupt zu Ende. Die Mannigfaltigkeit des historischen Geschehens und der Reichtum der Möglichkeiten, die ja gerade das niemals Errechenbare der Geschichte ausmachen, pflegen aber eine Gruppe von Begriffen im Mittelpunkte jeder Kultur hervorzubringen. Die Explikation der einzelnen zentralen Begriffe, zwischen denen — da sie ja Kraftzentren sind — eine Konkurrenz besteht, erfolgt nicht in ungestörter Parallelität, sondern in Form einer wechselseitigen Verdrängung. In dieser Verdrängung besteht das epochebildende Element innerhalb der Kulturen. Der Charakter jeder Epoche wird bestimmt durch den Charakter des jeweilig zentralen Begriffes. Solange der Verlauf eines historischen Geschehens noch nicht abgeschlossen ist, sind wir aber nicht immer darüber im Bilde, ob das Auftreten eines neuen Zentralbegriffes nur epochebildend ist oder ob hier ein historisches Phänomen eigener Prägung, ein neues System von Begriffen ins Licht der Geschichte rückt. Es kommt vor, daß ein neuer Begriffskomplex in Protest gegen einen anderen in Erscheinung tritt, daß er also den Anspruch macht, reinerere, klarere und wertvollere Begriffe zu enthalten. Die Berechtigung dieses Anspruchs steht aber durchaus in Frage. Es kann sich wirklich um neue Begriffe handeln, die den Anfang einer neuen Kultureinheit bedeuten und so als Entwicklung nach eigenem Gesetz neben die alte Begriffseinheit treten. Es kann sich

auch um ein scheinbar Neues handeln, das früher oder später in die alte Begriffseinheit einmündet. Letztere Entwicklung scheint der Weg zu sein, den der Chassidismus geht. Er entstand in Protest gegen die gültige Lehre, er gestaltete eigene Begriffe und übte eine belebende, richtunggebende Wirkung auf die Geschichte des Judentums aus. Aber die von ihm gestalteten Begriffe waren in ihrem Wesen und ihrer Richtung genuin jüdisch, so daß der Chassidismus aus dem Judentum kommend dieses niemals verließ und verlassen konnte. Als eklatantestes Beispiel für den ersteren Fall bietet die Geschichte das Beispiel des Verhältnisses von Christentum und Judentum. Das Christentum, im Rahmen des Judentums in Erscheinung getreten, erwies sich als ein Neues, ein historisches Phänomen selbständiger Prägung mit eigenen Begriffsinhalten. Ob der Protestantismus gegenüber dem Katholizismus in diesem Sinne eine neue Kultureinheit, durch Eigenbegrifflichkeit gekennzeichnet, darstellt oder ob er als eine nur belebend, richtunggebend in Erscheinung getretene einseitige Explikation christlichen Wesens wieder in das genuine Christentum — als das sich in diesem Falle der Katholizismus erweisen würde — einmünden muß, entzieht sich in der gegenwärtigen historischen Situation noch unserer Kenntnis. Das Prinzip des Protestes, der sowohl zu einer Neubildung als auch zu einer Neubelebung des schon Bestehenden oder auch zu beiden führen kann, ist eine für die Geschichte der Religionen typische Erscheinung, und darüber hinaus ein Prinzip der Geistesgeschichte überhaupt. Es ist eine der Formen, in der Latenzzeiten überwunden werden. Die latent gewordenen Begriffe treten neu in Aktion. Was wir an diesen neuen oder scheinbar neuen Begriffseinheiten der Geschichte beobachten, ist der Anspruch darauf, nur eine Rückkehr zu einem Alten, Besseren zu sein. Diese Verkennung ihres eigenen Charakters resultiert aus dem Unbewussten, dem Organischen aller wirklich geistig fundierten Phänomene der Geschichte. Dieser Charakter haftet auch den einzelnen neuen Epochen und Strömungen innerhalb der Kultureinheiten an. Sie treten als Renaissance, als Neukantianismus, als Neuthomismus auf und bedeuten doch in Wahrheit eine ganz andere Explikationsstufe der Begriffe, die für sie zentral sind, als durch jene Richtungen, die als vorbildlich empfunden werden, einmal im Verlaufe der Geistesgeschichte realiter repräsentiert wurde.

Ebenso berechtigt uns ein gewisses Stagnieren der Explikation innerhalb einer Kultur zunächst nicht zu der Annahme, daß diese Kultur alle ihre Möglichkeiten erschöpft hat, da nicht abzusehen ist, ob innerhalb dieser Kultur nicht noch Begriffe, die bisher von peripherer Bedeutung waren, zum Mittelpunkt des Kräftesystems werden können und so durch ihre Explikation der betreffenden Kultur eine neue Nuance zu geben vermögen.

Die Struktur der Begriffssysteme, ihre Gliederung in Begriffe von mehr zentraler oder mehr peripherer Bedeutung hat ihre methodischen Konsequenzen für unsere Geschichtsbetrachtung. Die gegliederte Struktur der Begriffssysteme gibt uns überhaupt erst die Möglichkeit der begriffsgeschichtlichen Untersuchung, da wir niemals in der Lage sein werden, die organisch ineinander verwebten Begriffe alle auf einmal zu erfassen. Es bleibt uns nur der Weg, einzelne Begriffe, und zwar die zentralen, aus dem Gesamtkomplex loszulösen und Art und Gesetz ihrer Entwicklung darzustellen, bis sich aus der Vielheit solcher Einzeluntersuchungen Art und Gesetz des Gesamtkomplexes in der Weise ergeben, daß sich das allen einzelnen Entwicklungen Gemeinsame herausstellt.

Die Methode unserer Erforschung der Geistesgeschichte muß darauf gerichtet sein, die für die einzelnen Epochen und Kultureinheiten entscheidenden zentralen Begriffe aus den Quellen herauszulesen. Erst von diesen zentralen Begriffen aus erschließt sich uns der innere Sinn, das Ziel der Quellen und damit der Kulturepoche, die sie repräsentieren. Wenn es uns gelingt, diese epochebildenden zentralen Begriffe herauszustellen, gewinnen wir eine gewisse Unabhängigkeit von der Zufälligkeit der Überlieferung und können uns somit von dem Fehler frei halten, in den die historische Forschung leicht verfällt, daß wir nämlich das Abreißen der Überlieferung den wirklichen Zäsuren im Verlaufe der Geistesgeschichte gleichsetzen.

Unter diesem Gesichtspunkte verschiebt sich das Problem einer allgemeinen Geschichtsschreibung prinzipiell. Um die Geschichte einer anderen Kultur als der eigenen schreiben zu können, ist es eine unerläßliche Voraussetzung, nicht nur die Quellen dieser Geschichte zu kennen, sondern sich mit dem Denken dieser Kultur so zu identifizieren, daß Sinn und Wesen der betreffenden Zentralbegriffe verstanden wird. Es muß dahingestellt bleiben, ob eine solche Identifizierung bei großer

Heterogenität überhaupt möglich ist. Doch kann die Möglichkeit der Identifizierung im Prinzip nicht in Abrede gestellt werden, da ja die organische Struktur aller lebendigen Kulturen die Möglichkeit des Ineinanderwachsens in sich schließt. Im Prinzip dürfte es also möglich sein, daß die Geschichte einer Kultur durch Angehörige einer anderen Kultur verstanden und dargestellt werden kann. Eine andere Frage ist aber die Frage der Darstellungsmethode. Jede Kultur hat ihren Begriff der Geschichte, ihre Zielsetzung für die Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung. Selbst wenn es einem Angehörigen einer anderen Kultur gelingen sollte, die geistigen Triebkräfte aufzuspüren, die die Geschichte einer Kultur bestimmt haben, so wird sich doch der Forschungsantrieb wesentlich von dem unterscheiden, der innerhalb derselben Kultur zur Geschichtsschreibung führt. Darum wird auch das Urteil darüber, was an einer Geschichte darstellungswert ist, in jeder Kultur anders ausfallen. Damit ist die Subjektivität der Geschichtsschreibung gegeben. Subjektiv in diesem Sinne ist jede Geschichtsschreibung, ob es sich um die Darstellung der Geschichte der eigenen Kultur oder einer fremden handelt.

Dadurch, daß verschiedenen Zeiten innerhalb der Geschichte einer Kultur verschiedene Ereignisse und Leistungen als der Überlieferung und Erforschung wert erscheinen, entsteht allmählich eine von der Tradition bestimmte Auswahl von der Geschichtsforschung zugänglichen Materialien. Ist der Zeitabschnitt, innerhalb dessen Geschichtsschreibung und Geschichtswissenschaft getrieben wird, sehr lang und sind die einzelnen Epochen innerhalb dieses Zeitabschnittes sehr verschiedenartig, so pflegt das Material, dessen sich die Geschichtsforschung zu bedienen pflegt, allmählich sehr verschiedenartig zu werden und ein Bild zu bieten, das wie ein willkürliches Konglomerat anmutet, und das aus dem tatsächlichen historischen Geschehen Abschnitte so auswählt, daß der tatsächliche Verlauf der Geschehnisse als gefälscht erscheint. Bekannt ist die Überbetonung der Staaten- und der Kriegsgeschichte in der Geschichte der abendländischen Geschichtswissenschaft, die zur Reaktionsbewegung der sogenannten Kulturgeschichte führte. Ebenso wie die Überbetonung der Staatengeschichte das Ergebnis eines bestimmten Stadiums in der Geschichte der abendländischen Kultur bedeutet, ist auch die Reaktion dagegen Ergebnis einer neuen Epoche in der Geistesgeschichte des Abend-

landes. Diese Reaktion fiel historisch zusammen mit der Reaktion einer synthetischen Geschichtsbetrachtung gegen eine analytische, so daß die kulturhistorische Richtung zugleich als Vertreterin der synthetischen Betrachtungsweise auftrat, was logisch-sachlich nicht unbedingt notwendig gewesen wäre. In dieser Weise hängt die Art der Geschichtsbetrachtung von der jeweiligen Entwicklungsphase der Kultur ab, der der Geschichtsschreiber oder der Geschichtsforscher angehört. Damit ist aber noch nicht ohne weiteres die reine Subjektivität der Geschichtsschreibung oder der Geschichtsforschung behauptet, da sich die Subjektivität zunächst nur auf die Auswahl des Stoffes und die Methode der Darstellung bezieht. Eine solche Darstellungsweise kann dennoch dem tatsächlichen historischen Geschehen gerecht werden, wenn sie auch nur immer eine Seite desselben darzustellen vermag.

Die lange und auf weite Strecken hin durch Überlieferung belegte Geschichte des Judentums bedingt eine größere Möglichkeit, Charakter, Grenzen und Entwicklung der jüdischen Geistesgeschichte zu erkennen und darzustellen, als dies bei anderen Kultureinheiten möglich ist. Darum ist es auch möglich, eine Philosophie spezifisch jüdischen Charakters nachzuweisen. Da die Zentralbegriffe des Judentums spezifisch religiös, und zwar ethisch-religiös sind, so muß auch seine Philosophie eben als jüdische Philosophie eine Religionsphilosophie ethischer Färbung sein. Der scheinbare Sondercharakter der jüdischen Philosophie hat zu der Behauptung geführt, das Judentum habe überhaupt keine Philosophie hervorgebracht. Es wird also von der Prämisse ausgegangen, daß es eine „reine" Philosophie gibt, deren Begriffe nicht irgendwie inhaltlich bestimmt sind. Dagegen muß aber eingewendet werden, daß auch eine solche reine, d. h. rein formale, Philosophie einen Begriffskomplex voraussetzt, in dem eben die reinen Formbegriffe zentral sind, so daß also auch hier nur die spezifische Philosophie einer Kultureinheit mit einer spezifischen Struktur und Hierarchie der Begriffe vorliegt. Die inhaltliche Bestimmtheit einer Philosophie von irgendeinem spezifischen Begriffssystem her bedingt niemals ihren mehr oder weniger „echt" philosophischen Charakter. Wie die Cartesianische Philosophie wegen ihres mathematischen, die Kantische wegen ihres ethischen, die Hegelsche wegen ihres von der Geschichte her bestimmten Charakters

nicht als weniger „philosophisch“ angesprochen werden dürfen, ebensowenig bedingt die religiöse Grundlage der jüdischen Philosophie ihren weniger „philosophischen“ Gehalt.

Wenn die jüdische Geistesgeschichte eine Explikation von Begriffen darstellt, unter denen die religiösen zentral sind, so ergibt sich die entscheidende Bedeutung der Explikation des Gottesbegriffes für diese Geistesgeschichte. Soweit es sich um die Frühzeit der Entwicklung handelt, also um die Zeit, für die das Alte Testament als Quelle der Forschung dient, ist längst eine Erforschung des Materials auf den Gottesbegriff und seine Entwicklung hin in eingehender Weise erfolgt. Nur hat man hier der Forschung einen anderen Begriff der Entwicklung zugrunde gelegt, als dies von einer Betrachtung der Geistesgeschichte als Explikation von Begriffen her der Fall sein müßte. Für uns bedeutet Entwicklung nur Entfaltung eines von vornherein implizite Gegebenen, während die Religionsgeschichte des Alten Testamentes davon ausgeht, daß sich eine relativ primitive Stufe der Gottesvorstellung zu einer höheren, d. h. weiteren und geistigeren, entwickelt hat. Es wird in dieser Betrachtungsweise freilich doch implizite die Voraussetzung gemacht, daß diesem Gottesbegriff immerhin eine größere Kraft innegewohnt haben muß, durch die er und gerade nur er zu dieser höheren Stufe gelangt ist. Mag auch die praktische Religionsübung des israelitischen Volkes zunächst nur einen monolatristischen Charakter getragen haben, so hat doch der israelitische Gottesbegriff als solcher von vornherein eine Tendenz zum Monotheismus. Dieser Gottesbegriff setzt Gott von vornherein als alleinige Realität. Auf Realität geht der Anspruch dieses Gottes, nicht nur auf Macht über andere geringere Realitäten. Nur so ist es erklärlich, daß sich dieser Gottesbegriff, hinter dem keine staatliche Macht, kein zahlenmäßig großes Volk, keine besonders hohe materielle Kultur stand, durchsetzen konnte. Was die Propheten formuliert haben, war nur Formulierung eines von vornherein Gegebenen und längst Gespürten. Daß sich dieser Gottesbegriff durchsetzen konnte, beruht also auf seiner in ihm selbst gegebenen Stoßkraft. Soweit die Geschichte des Gottesbegriffes im Judentum ihren Niederschlag im Alten Testament gefunden hat, ist sie nach vielen Seiten hin klargestellt worden. Über die weitere Entwicklung aber haben wir kein klares Bild. Das bedeutet jedoch

nicht, daß die Entwicklung bereits in vorchristlicher Zeit abgebrochen ist. Denn es ist widersinnig anzunehmen, daß, nachdem der Gottesbegriff sich in bezug auf seinen monotheistischen Realitätsanspruch durchgesetzt hatte, eine Stagnation seiner Explikation eingetreten sei, obwohl er doch noch mehr als zwei Jahrtausende lang geschichtsbildende Kraft bewiesen hat. Wenn die weitere Explikation dieses Begriffes nicht mehr so klar uns vor Augen steht, so liegt das am gegenwärtigen Stande unserer Forschung, daran, daß das Quellenmaterial wegen seines größeren Umfanges noch wenig erforscht worden ist. Dazu kommt, daß die Religionsgeschichte bisher in weitem Maße Aufgabe der christlichen Theologie gewesen ist, die die jüdische Religionsgeschichte in dem Augenblick aus ihrem Interessenbereich ausschalten konnte, wo mit der Entstehung des Christentums eine eigene christliche Entwicklung einsetzte [1]).

Falls nicht eine Stagnation und ihre Gründe in der weiteren Explikation des jüdischen Gottesbegriffes nachweisbar sind, müssen wir annehmen, daß sich der Begriff im Verlaufe seiner weiteren Entwicklung weiter expliziert hat. Nach welchen Seiten hin diese Explikation erfolgte, das darzustellen ist die zentrale Aufgabe einer Geschichte des jüdischen Geistes und speziell einer Geschichte der jüdischen Philosophie. Eine Geschichte der jüdischen Philosophie von diesem Gesichtspunkte aus fehlt uns aber noch vollständig.

Die Explikation des Gottesbegriffes nach seiner monotheistischen Seite hin war das Werk der großen Propheten von Amos bis zu Deuterojesaia. Was wir dann noch an prophetischen Schriften haben, ist durchaus epigonenhaft, es verdankt sein Vorhandensein nur dem Beharrungsvermögen historischer Bewegungen, das immer noch gewisse Ausläufer in Erscheinung treten läßt, nachdem die Bewegung selbst schon ihre geschichtsbildende Bedeutung verloren hat. Die Explikation des Gottesbegriffes nach seiner monotheistischen Seite hin ist nicht nur als eine Aufgabe anzusehen, die die großen Propheten vorfanden und dann in vorbildlicher Weise lösten, sondern diese Explikation ist überhaupt konstituierend für das

1) Diesen Fehler einer Gleichsetzung des gegenwärtigen Forschungsstandes mit dem Charakter, der der Entwicklung realiter zukommt, findet sich z. B. bei Julius Guttmann, Die Philosophie des Judentums, München 1933.

geistige Phänomen des israelitisch-jüdischen Prophetismus [1]). Um dieser Aufgabe willen und an dieser Aufgabe entstand und erfüllte sich die geistige Bewegung des Prophetismus. Sie hörte auf, sobald die Aufgabe gelöst war. Der Prophetismus ist ein besonders augenfälliges Beispiel für die gesellschaftsbildende Macht der Begriffe, er leitet seine Existenz überhaupt nur aus seiner Aufgabe innerhalb der Entwicklung der Begriffe her.

Der Monotheismus im Gottesbegriffe des Alten Testamentes manifestiert sich im Begriffe eines Gottes der Geschichte. So schließt also die monotheistische Theologie des Alten Testamentes zugleich eine religiös gerichtete Geschichtsphilosophie in sich. In der Geschichte realisiert sich der Anspruch Gottes auf universale Gültigkeit, die Geschichte ist im Grunde nur die Auswirkung und die allmähliche Lösung der Spannung zwischen dem Universalitätsanspruch Gottes und der tatsächlichen Gottesferne der Welt. Wir begegnen also hier bereits in der Antike einer eminent geschichtlich orientierten Kultur, in der die Geschichte wesentlich als Realisierung eines geistigen Prinzips aufgefaßt wird. Für diese Auffassung ist die Geschichte der Welt identisch mit der zunehmenden Explikation des geistig gefaßten göttlichen Prinzips in der Welt. Diese Auffassung, die für das Judentum typisch ist und es im Prinzip von anderen Kulturen, z. B. dem Griechentum, trennt, ist das entscheidende und richtunggebende Moment für die weitere Geschichte des Judentums, d. h. für die Explikation der im Judentum gegebenen Begriffe.

Im weiteren Verlauf der Geistesgeschichte des Judentums erwies sich eine andere Seite des Gottesbegriffes als einer Explikation bedürftig und fähig: der ethische Charakter dieses Gottesbegriffes. Wenn wir auch damit rechnen müssen, daß eine spätere Zeit, für die der Gesetzescharakter der jüdischen Religion selbstverständlich geworden war, bei der Auswahl und

1) Die an diesem historischen Beispiel besonders deutlich erkennbare Tatsache, daß die Begriffsexplikation Aufgabe einzelner soziologischer Gruppen ist, hat auch ihre sprachlichen Konsequenzen, da die Explikation eines Begriffes zugleich eine Differenzierung und Weiterbildung der Sprache bedeutet. Die durch die Explikation eines Begriffes oder einer Begriffsgruppe gekennzeichnete soziologische Größe wird stets ihre eigene Sprache ausbilden müssen, die sich erst allmählich in die Gesamtentwicklung der betreffenden Sprache einfügt. Hier ist das Phänomen einer von der Volkssprache getrennten Literatursprache begründet (s. unten Kap. IV).

Ausdeutung der alten Dokumente für den Kanon von diesem ihren Charakter her bestimmt wurde, so dürfte doch der Gesetzescharakter von vornherein der israelitisch-jüdischen Religion ihr Gepräge gegeben haben. Die Explikation der ethischen Seite im Gottesbegriffe, die ihre spezielle Ausprägung in der Explikation des Tōrā-Begriffes fand, ist nicht mehr von den Propheten geleistet worden, sondern sie wurde zur speziellen Aufgabe des Priestertums seit Ezra. Dieses Priestertum ist jetzt Träger des Charismas. Der eigentümlich „prophetische" Eindruck, den die Persönlichkeit des Ezra auf uns macht, ist hier begründet. Die Explikation des Tōrā-Begriffes ist Aufgabe der jüdischen Gesetzeslehrer geblieben von Ezra über die Sōfᵉrīm und die Lehrer der tannaitischen und amoräischen Zeit bis zu Maimonides, durch den eine letzte entscheidende begriffliche Klärung erfolgte (s. Lazar Gulkowitsch, Das Wesen der maimonideischen Lehre, Tartu 1935, S. 43). Die Explikation des Tōrā-Begriffes ist also nicht in dem Maße durch eine besondere, auch soziologisch umreißbare Gruppe geleistet worden, wie die Explikation des monotheistischen Gottesbegriffes durch die Propheten. Wie zentral aber der Begriff des alleinigen Gottes und der ethischen Bestimmtheit seines Willens für das Judentum ist — so zentral, daß diese Begriffe geradezu das Judentum konstituieren — beweist die Tatsache, daß die Explikation dieser Begriffe kontinuierlich durch Jahrhunderte hindurch erfolgen konnte, ohne durch radikale Umwälzungen politischer, sozialer und kultureller Art in ihrem Ablauf unterbrochen zu werden. Diese Unabhängigkeit von äußeren Umständen zeigt zugleich, worin das Wesen geistiger Bewegungen innerhalb eines Volkes besteht: konstituierend für Entstehung und Ablauf einer solchen Bewegung ist die Aufgabe der Explizierung eines Begriffskomplexes.

In den geistigen Bewegungen, die die letzte Zeit vor Entstehung des Christentums charakterisieren, erfolgte die Explikation eines weiteren zentralen Begriffes, der ebenfalls von altersher im Judentum lebendig war: des Begriffes Volk. Dieser Begriff erfuhr eine ausgesprochen geistige Vertiefung und Erweiterung durch den Begriff des Messias. Der Messias ist Repräsentant des Volkes, die Quintessenz und das Wesen des Begriffes Volk und Garant seiner metaphysischen Gültigkeit. Die rein begriffliche Erfassung dessen, was Volk bedeutet,

ermöglichte überhaupt die von allen Zufälligkeiten historischer äußerer Entwicklung unabhängige Existenz des Volkes. Der als evident erfaßte Kern des Begriffes Volk, repräsentiert durch die Lehre vom Messias, garantierte eine sichere und festere Gemeinschaft, als das jede äußere Bindung vermocht hätte. Der Messianismus bestimmte Ziel und Richtung des historischen Verlaufes, dessen Träger das jüdische Volk war, und gab dem Ablauf dieses Geschehens seinen inneren Sinn. In der Zeit der Konsolidierung des religiösen und vor allem des juristischen Lehrgehaltes im Judentum, die ihren Niederschlag im Talmud gefunden hat, mußte der Volksbegriff nach allen Seiten hin expliziert werden, da ja dieses religiös bestimmte Recht sich nur auf die Glieder des Volkes beziehen wollte und konnte und da es so notwendig wurde, den Volksbegriff klar herauszustellen. Der Begriff des Volkes als eines religiös bestimmten Begriffes von zentraler Bedeutung, der im historischen Charakter des israelitisch-jüdischen Gottesbegriffes von vornherein gegeben war, schien zunächst durch die universalistische Ausweitung dieses Gottesbegriffes aus seiner zentralen Stellung verdrängt worden zu sein. Er fand aber im Begriffe des Messias eine erneute Explikation, die sich in der Zeit der Ausgestaltung des Talmuds endgültig vollzog.

Die Explikation des Begriffes Volk trat also gerade in einer Zeit in Erscheinung, in der der jüdische Staat endgültig zugrunde gegangen war. Daß es gerade in einer solchen Zeit gelang, einen rein geistigen Begriff des Volkes zu lebendiger Wirkung zu bringen, ist ein schlagender Beweis dafür, daß mit der Zerstörung des Tempels die jüdische Geschichte keineswegs zu Ende war, daß sie auch nicht etwa passiven Charakter angenommen hatte. Die Auffassung, daß das Jahr 70 das Ende der jüdischen Geschichte bedeutet, schließt die Auffassung in sich, daß aktive Geschichte mit Staatengeschichte identisch ist, soweit diese Behauptung nicht überhaupt nur eine Frage der Einteilung unserer wissenschaftlichen Disziplinen ist, da die Geschichte des jüdischen Volkes weitgehend eine Disziplin der historischen Theologie darstellt, für die sie naturgemäß nicht mehr von Interesse sein kann, sobald das Christentum als selbständige Größe, als Begriffskomplex eigener Prägung in die Geschichte eingetreten ist. Die Auffassung, daß Geschichte mit Staatengeschichte identisch ist, ist typisch für die Geschichtsauffassung

um die letzte Jahrhundertwende, eine Auffassung, gegen die vor allem die Lamprechtsche Schule ihre Forderung einer Kulturgeschichte gestellt hat. Die Identifizierung der Geschichte mit der Staatengeschichte ist eine durchaus unjüdische Auffassung, da das jüdische Volk es gerade durch seine Geschichte unter Beweis gestellt hat, wie eine Kultur ohne jedes Staatswesen durch Jahrhunderte hindurch eine historische Größe eigener Prägung sein kann, ohne im geringsten zu stagnieren oder (wenigstens in ihrem Kern) der Sektiererei oder der Assimilation zu verfallen. Es ist kein Zufall, daß der Begründer des politischen Zionismus ein Zögling westeuropäischer Kultur gewesen, während der Erneuerer des kulturellen Zionismus aus der ältesten Jeschiba des Ostens hervorgegangen ist.

Die innere Geschichte der Begriffsexplikationen ist die wirkliche Geschichte des Judentums. Ihre Phasen sind epochebildend. Die übliche Einteilung der Epochen jüdischer Geschichte nach den jeweiligen äußeren Einflüssen ist nicht nur irreführend in bezug auf die Akzentverteilung zwischen genuin jüdischer Kultur und den Anregungen von außen her, da sie den Nachdruck einseitig auf die letzteren verlegt, sondern sie ist auch grundsätzlich falsch, weil sie die jeweils lebendige geschichtsbildende Idee vernachlässigt und so an Stelle der entscheidenden Triebkräfte gelegentliche Einflüsse, die bestenfalls modifizierend wirken können, als entscheidend für den Charakter der einzelnen Epochen hinstellt.

Die Aufgabe der einzelnen Bewegungen innerhalb einer Kultur ist eine aktive: die Explikation der Begriffe bis in ihre subtilsten Nuancierungen. Die Gesamtheit, die Träger der betreffenden Kultureinheit ist, rezipiert die explizierten Begriffe, und zwar nicht in allen Differenzierungen, aber doch in Form von als evident empfundenen Wahrheiten, die die Quintessenz des Explizierten darstellen. So stellt die Gemeinschaft das konservierende Element dar, das die Gesamtheit der Begriffe, die innerhalb einer Kultureinheit entstehen und ihr Wesen ausmachen, bewahrt und so die Einheitlichkeit des kulturellen Phänomens garantiert. Da aber die Gemeinschaft keine abstrakte Größe ist, sondern ein Organismus, der aus einzelnen Faktoren von eigener Prägung und individueller Willensrichtung besteht, so kommt jedem Einzelnen innerhalb dieser Gesamtheit eine Bedeutung im Prozeß der Begriffsexplikation zu.

Denn jeder Einzelne hat an dem Begriffssystem seiner Kultur teil. Jeder Einzelne aber stellt doch eine Individualität dar. Diese seine Individualität wirkt sich aus in einer gewissen Überbetonung irgendeiner Seite des Begriffskomplexes, durch den das Wesen der Kultur, der der Betreffende angehört, bestimmt wird. Jeder Einzelne ist in irgendeiner Form monoman. Jeder Einzelne vertritt eine Lieblingsidee. Wenn es sich um einen genialen Menschen handelt, so ist gerade diese Einseitigkeit, diese Besessenheit von einer Idee, ein schöpferisches Moment, und zwar das entscheidende schöpferische Moment. Dadurch, daß ein Begriff rein und einseitig vertreten wird, gelangt er zur vollen Ausgestaltung aller seiner Möglichkeiten. Die Geschichte selbst korrigiert diese Einseitigkeit, aber nicht etwa in der Form, daß das Extreme wieder abgeschliffen und auf ein normales Mittelmaß reduziert wird, sondern dadurch, daß die Geschichte einer Kultur die Einzelbegriffe wie unter einem Generalnenner zusammenfaßt. Jeder Begriff, sei er nur keimhaft vorhanden oder sei er bis in seine extremsten Möglichkeiten expliziert, ist in dieser Geschichte enthalten. Wie der Einzelne Träger der isolierenden und so übersteigernden Tendenzen ist, so ist die Gesamtheit Trägerin der zusammenfassenden Tendenzen. Das Gefühl der Gemeinschaft, das alle umfaßt, die einer Kultur angehören und darum eine Sprache sprechen, ist hier begründet. Das gemeinsame Gut an Begriffen ist die stärkste gemeinschaftsbildende Macht, die die Geschichte kennt. Das ist heute klar erkannt worden, und zwar gerade von denen, die gewillt sind, diese Erkenntnis zu mißbrauchen. Die Uniformierung des Geistes erscheint als das sicherste Mittel, eine Machtstellung für die Dauer zu festigen. Es bleibt nur fraglich, ob der Geist uniformiert werden kann. Denn eine solche Überbetonung des Gleichartigen verkennt die Tatsache, daß das Leben einer geistigen Gemeinschaft eben gerade auf der Verschiedenartigkeit der einzelnen Individualitäten beruht, aus denen sich die Gemeinschaft zusammensetzt. Eine Materie, deren Teile absolut gleichartig sind, ist tote Materie. Selbst die extremste Atomistik muß sich mit der Fiktion positiver und negativer Kräfte behelfen, um auch nur die einfachste Bewegung erklären zu können. Das Genie ist nur der extreme Ausdruck der lebenswichtigen Funktionen, die den Einzelnen zukommen. Jeder trägt gerade

durch die Einseitigkeit seiner Interessen und seiner geistigen Fähigkeiten dazu bei, das Ganze zu einem Wechselspiel von Kräften zu gestalten. Die Geschichte der Begriffe spielt sich also täglich und durch jeden ab. Die großen Leistungen der Geistesgeschichte sind nur die am deutlichsten hervortretenden Phänomene innerhalb dieses Prozesses.

Es bedarf heute keiner näheren Demonstration durch Beispiele mehr, daß sich die Geschichte des Geistes in Form von Zeiten größerer und von Zeiten geringerer geistiger Lebendigkeit vollzieht. Wenn wir nun die Geistesgeschichte als die Geschichte der Begriffe erfassen, so erweist sich dieses Auf und Ab zwischen Zeiten geistigen Aufstieges und Zeiten geistigen Niedergangs als ein Wechsel zwischen Zeiten, in denen überall Begriffe gestaltet und ausgestaltet werden, und Zeiten, in denen man sich begnügt, das vorhandene Gut an Begriffen weiterzugeben, wobei noch nicht einmal sicher ist, ob das vorhandene geistige Gut verstanden und also wenigstens richtig tradiert wird. Vom Menschen aus gesehen sind die Zeiten geistigen Niedergangs identisch mit Zeiten, die das Individuum zugunsten einer als allein gültig betrachteten Gemeinschaft ausschalten wollen. Wir haben gesehen, daß gerade das Individuum Träger des gestaltenden Momentes in der Begriffsgeschichte ist. Die Gemeinschaft des Geistes, die sich in Zeiten lebendigen Schaffens herauszubilden pflegt, gestaltet gerade aus dem Individuellen heraus. Das Drängen des Individuums auf Verständnis, der Versuch, das gedankliche Erlebnis dadurch fruchtbar zu machen, daß es anderen mitgeteilt, zugänglich gemacht wird, bringt es mit sich, daß gerade das schöpferische Individuum die Grenzen seiner Individualität überschreiten will und muß, ohne daß doch die Grenzen aufgehoben werden. Die Gemeinschaft geistigen Austausches ist im Grunde die einzige Gemeinschaft, die diesen Namen verdient. Eine radikale Tendenz, die das Individuelle ganz ausschalten will, um einer Gemeinschaft allseitige Gültigkeit zu verschaffen, erreicht nichts weiter als eine ungeheure Vereinsamung des Einzelnen. Läßt sich doch keine geistige Gemeinschaft von außen her erreichen, und die Gemeinschaft des Geistes ist die einzige Möglichkeit einer Gemeinschaft zwischen Menschen überhaupt. Denn die Tatsache des Verstehens, d. h. die Tatsache, daß Gedanken mitteilbar sind, ist das einzige Band, das

Gemeinschaft herstellen kann. Wenn die Freiheit des Einzelnen gewährleistet ist, wenn also für jeden die Möglichkeit besteht, Begriffe zu explizieren, einseitig und so weit bis zum letzten zu explizieren, wie dies nur möglich ist, so ergibt sich eine Fülle von Möglichkeiten, die Geistesgeschichte gestaltend weiterzuführen. Je stärker die geistige Kraft des Einzelnen und je umfassender die Begriffe sind, die er gestaltet, um so größer ist sein Einfluß auf die Geschichte. Daß die Freiheit geistigen Gestaltens, die unbedingte Voraussetzung für die lebendige Weiterentwicklung der geistigen Faktoren ist, bringt es mit sich, daß in Zeiten geistiger Lebendigkeit nicht nur eine geniale Persönlichkeit, sondern ein ganzer Kreis solcher Persönlichkeiten aufzutreten pflegt. Die Freiheit der Entfaltung des Individuellen, die solche Zeiten kennzeichnet, ermöglicht es jedem Einzelnen, alle Möglichkeiten geistigen Schaffens zu entwickeln. Was in geistigen Latenzzeiten erdrückt würde, kann sich in solchen günstigen historischen Situationen frei gestalten. Die großen Persönlichkeiten sind nur sichtbarer und greifbarer Ausdruck dessen, was in solchen Zeiten überall geschieht. Gerade die Tatsache, daß auch Menschen mit geringerer geistiger Kraft diese ihre Kraft doch wenigstens bis zum letzten entfalten können, sichert der genialen Persönlichkeit die Möglichkeit fruchtbarer Resonanz.

Dagegen beobachten wir, daß, wenn die Zeit des Schaffens vorüber ist, in einer geistig toten historischen Periode das geistige Gut der Vergangenheit mißachtet, bewußt diffamiert oder ganz vergessen wird. Erst wenn eine Neubelebung eingetreten ist, findet das Gedankengut der Vergangenheit wieder Resonanz und Verständnis. In der Geschichte der Scholastik und ihrer Bewertung tritt uns der typische Fall einer Diffamierung entgegen, die Folge eines Nichtmehrverstehens ist. Wir wissen heute, daß unsere modernen metaphysischen Theorien, wie die des Atomismus, in der Metaphysik der Scholastik ein Gegenstück finden, das sich an Sauberkeit der begrifflichen Definitionen und der Geschlossenheit des methodische Aufbaues durchaus mit unseren modernen Theorien messen kann.

In der Geschichte des Judentums bieten sich uns als besonders eklatante Beispiele für ein Zeitalter stärkster geistiger Intensität vor allem die Zeit der großen Propheten, das Zeitalter des Pharisäismus, die Periode der großen Philosophen

von Sa'adjā über Maimonides zu Ḥasdai Crescas dar. In der Geschichte anderer Kulturen sind die Blütezeit des Griechentums im 5. und 4. Jahrhundert vor Chr., die Scholastik des Mittelalters, die Renaissance in Italien, der Humanismus in Deutschland und das Zeitalter des deutschen Idealismus die markantesten Beispiele dafür, wie in einer Zeit intensivsten Schaffens die großen Einzelpersönlichkeiten in lebendigem Wechselspiel zu einer Zeit stehen, die ihrem Schaffen jede mögliche Empfänglichkeit entgegenbringt.

Die Tatsache, daß die Blütezeit der Scholastik mit dem Zeitalter der großen jüdischen Philosophen zusammenfällt, daß zur Zeit der italienischen Renaissance die deutsche und französische Kultur gleicherweise Höhepunkte ihrer Geschichte erleben, die durchaus nicht nur Folgen italienischen Einflusses, sondern eigenständige Leistungen dieser Kulturen darstellen, weist darauf hin, daß die Zeiten größter geistiger Intensität in verschiedenen Kulturen in ungefähr das gleiche Zeitalter zu fallen pflegen. Wir wissen nicht, aus welchen Gründen in irgendeiner Kultur plötzlich oder allmählich eine Zeit der Entfaltung aller Kräfte eintritt. In vielen Fällen können wir jedoch beobachten, daß das auslösende Moment von einer anderen Kultur herkommt. Aber nur das auslösende Moment; was dann geschaffen wird, ist doch eigenes Werk jeder Kultur und ein Beweis dafür, daß auch für diese Kultur die Zeit zu einer Entfaltung ihrer Kräfte reif war.

Es ist jedoch eine der Freiheiten der Geschichte, die ihre Regel selbst zu durchbrechen pflegt, daß hin und wieder eine starke Persönlichkeit auch in geistig toten Zeiten ihre gestaltende Kraft allen Widerständen zum Trotz zu entfalten vermag. Es bleibt dabei immer eine ungelöste Frage, ob ein solcher Mensch in einer historischen Situation, die ihm günstiger gewesen wäre, seine Kraft noch besser und reicher hätte entfalten können oder ob seine Kräfte gerade am Widerstand gewachsen sind. Diesem Typus des einzelnen Schaffenden in einer sonst toten Zeit fehlt eine Resonanz des Verstehens; erst eine spätere Zeit, eben eine Zeit neuen geistigen Lebens, vermag ihn zu begreifen.

Wenn wir das Wesen der Kultur im Hinblick auf ihre Träger zu erfassen suchen, so bietet sich uns das Bild einer kulturschaffenden Gemeinschaft dar. In dieser Gemeinschaft

sind die Leistungen des Einzelnen dem Grade ihrer Wirkungen nach verschieden. Aber keine Leistung bleibt ganz ohne Wirkung. Hier muß allerdings eine Einschränkung gemacht werden: der Charakter der Gemeinschaft als eines Organismus, der mehr ist als die Summe seiner Teile, und der Charakter des Individuums, das mehr ist als ein Teil der Gemeinschaft, bedingen, daß beim Konnex des Verstehens und bei der Wirkung der einzelnen geistigen Leistung auf die Struktur der Gesamtkultur immer ein Rest bleibt, der nicht mitteilbar ist, daß also die geistige Leistung des Individuums in einem letzten innersten Kern sein absolutes individuelles geistiges Eigentum bleibt. Je stärker eine Individualität ist, desto größer wird dieser Rest sein, so daß die größten Denker auch die einsamsten Denker bleiben müssen, obwohl ihre Wirkung auf andere weitaus größer als die eines Durchschnittsmenschen ist.

Der Kreis derer, die zum Bereich einer Kultur gehören, beschränkt sich unbedingt auf die Gemeinschaft derer, die Kulturgüter in irgendeiner Form schaffen oder die durch ihre Arbeit die Schaffung von Kulturgütern sekundär gewährleisten. Der Genuß der Kulturgüter allein aber bedeutet durchaus noch kein Teilhaben an einer Kultur. Da nur der in irgendeiner Form kulturschöpferische Mensch an einer Kultur teilhat, so ist mit dem prinzipiell ungeistigen Menschen der Konnex des Verstehens niemals herzustellen. Der prinzipiell ungeistige Mensch hat also am Verlauf der Geschichte, falls diese sich von der Geistesgeschichte her bestimmt, keinen aktiven Anteil. Von hier aus versteht sich die Kraftlosigkeit und die kurze Wirkungsdauer des Schlagwortes, das den Versuch darstellt, den geistigen Charakter einer Bewegung vorzutäuschen, die nach Zielsetzung und Methoden im Prinzip ungeistig ist. Das Individuum in seinen Beziehungen zur Gemeinschaft und nur in diesen Beziehungen einerseits, und die Gemeinschaft in ihrer Beziehung zum Individuum und nur in dieser Beziehung andererseits sind Träger der Entwicklung in der Geistesgeschichte. Der Begriff der Entwicklung schließt als solcher die Setzung eines Substrats von dieser Struktur ein, denn nur die Wechselbeziehung zwischen Individualität und Ganzheit ermöglicht eine Entwicklung als Explikation des Gegebenen. Hier erweist sich der Entwicklungsbegriff, wie ihn die Soziologie, vor allem Spann, herausgestellt und wie ihn Driesch über

die Empirie hinaus zu formaler Allgemeingültigkeit gestaltet hat, als wesentlich fruchtbarer gegenüber dem darwinistischen, der das Individuum, aktiv oder passiv, als alleiniges Substrat der Entwicklung ansieht.

Die Gemeinschaft als Trägerin des Gutes an Begriffen, das sich in der Geschichte einer Kultur expliziert, kann sich dessen bewußt werden, daß sie Trägerin eines geistigen Gutes von besonderer Prägung ist. Sie wird sich bewußt, daß sie Trägerin von Traditionen ist. Das Bewußtwerden von Traditionen pflegt Hand in Hand zu gehen mit einer Fixierung dieser Traditionen. Die Fixierung ist sowohl Ausdruck eines Willens zur Form, als Ausdruck eines Willens zur Dauer. Hier liegt die Gefahr der Erstarrung und des unberechtigten Autoritätsanspruches. Diese Gefahr wird aber nur dann akut, wenn die schöpferischen Kräfte innerhalb einer Kultur zu Ende gehen. Solange diese Kräfte lebendig sind, kann es ihr Schaffen nicht beeinträchtigen, daß eine Phase in der Entwicklung fixiert wurde. Denn wenn die fixierte Tradition wirklich Tradition, d. h. Ausdruck des momentanen Standes einer lebendigen Entwicklung gewesen ist, so birgt die fixierte Tradition ebensoviel Möglichkeiten zu weiterer Explikation in sich wie eine nicht fixierte. Sie garantiert vielmehr eher eine größere Mannigfaltigkeit der Entwicklung, da sie Anknüpfungspunkte für Explikationen bietet, die zeitweilig beiseitegedrängt wurden und so ohne fixierte Tradition in Vergessenheit geraten wären. Wenn aber die Latenzzeit eingetreten ist, so fehlen die Möglichkeiten weiterer Explikationen. Damit ist die Tradition erstarrt, aber nicht weil die Tradition als solche starr sein muß, sondern weil die Gesamtkultur, deren Wesen in der Tradition Ausdruck fand, erstarrt ist.

Jede lebendige, d. h. explikationsfähige Tradition befindet sich in einer beständigen Krise. Die Explikation ihrer verschiedenen Einzelbegriffe erfolgt in verschiedenen Zeiten, so daß bald dieser, bald jener Begriff im Mittelpunkt der Entwicklung steht und deshalb auf absolute Gültigkeit tendiert. Da die Explikation einzelner Begriffe Aufgabe verschiedener soziologischer Gruppen innerhalb einer Kultur zu sein pflegt, bedeutet die Tendenz eines Begriffes auf absolute Gültigkeit zugleich den Anspruch einer soziologischen Gruppe auf absolute Gültig-

keit ihrer geistigen Ziele, d. h. den Anspruch darauf, daß ihre und nur ihre geistige Art genuiner Ausdruck des Wesens der betreffenden Kultur sei. Dem Anspruch einzelner Gruppen auf Alleingültigkeit der von ihnen explizierten Begriffe setzt aber die Tradition den Widerstand entgegen, den jedes lebendige geistige Sein allen Verdrängungsversuchen entgegenstellt. Der Kampf pflegt immer damit zu enden, daß sich das Traditionelle als das Umfassendere und dem Wesen der betreffenden Kultur in ihrer Gesamtheit Adäquatere zu behaupten pflegt, daß aber die Tradition durch die ihr entgegentretende einseitige Bewegung nach einer Seite hin eine Modifikation erfährt. Es ist dabei von geringem Belang, ob die traditionelle oder die antitraditionelle Richtung als revolutionäre Richtung, als Opposition gilt. Die Oppositionspartei der Pharisäer z. B. war Vertreterin der Tradition gegenüber der herrschenden antitraditionellen Richtung, während die Opposition der Karäer sich gegen die herrschenden Hüter der Tradition richtete. Wenn sich die karäische Opposition nicht durchsetzen konnte, die Pharisäer dagegen zur Herrschaft gelangten, so ist das z. T. darin begründet, daß hinter den Pharisäern die Macht der Tradition stand, d. h. daß das Anliegen der Pharisäer genuines Anliegen des Judentums in seiner Gesamtheit war, während die Ziele ihrer Gegner, ohne unjüdisch zu sein, doch nur eine Seite dessen darstellen, worauf die Geschichte des Judentums gerichtet ist. Entsprechend waren die Karäer nicht Vertreter eines unjüdischen, sondern nur eines einseitigen Prinzips. Ihre Bewegung konnte sich darum nur modifizierend auswirken.

Wenn wir die Geschichte als eine Explikation von Begriffen, an der jeder Einzelne teilhat, auffassen, machen wir damit zugleich eine Aussage über die Erkennbarkeit dieser Geschichte, über die Möglichkeit der „objektiven" Aussage.

Alle Aussagen über das Wesen und die Gestaltung eines dynamischen Systems von Begriffen sind Aussagen, bei denen der Beobachter und sein Gegenstand einander nicht gegenüberstehen, sondern der Beobachter in seinen Gegenstand einbezogen ist. Die Individualität des Beobachters bedeutet eine Individualität der Aussage. Aber in dem Maße, in dem der Beobachter an dem Beobachteten teilhat, hat auch seine Aussage an dem dynamischen System der Begriffe teil. Das Erlebnis

der Evidenz ist hier begründet. Eine Aussage ist dann evident, wenn sie vollkommen in das System der Begriffe einbezogen ist[1]). Diesen als evident empfundenen Aussagen kommt der Wert und die Gültigkeit des Denkaxioms zu. Unter diesen Axiomen des Denkens aber sind nicht die als Axiome bezeichneten Prämissen der Mathematik zu verstehen. Was sie von den Axiomen im Sinne der Mathematik unterscheidet, ist ihre Unisolierbarkeit, ihre Bezogenheit auf ein Ganzes, ihr dynamischer Charakter, während die Prämissen der Mathematik bewußt mit statischen Größen, die festumrissen sind, arbeiten. Wo die einzelnen Aussagen einander in der Form widersprechen, daß die eine die andere ausschließt, oder wo eine Aussage nicht verstanden werden kann, fehlt diese innere Beziehung zum Ganzen. Die sogenannte Subjektivität der Aussage kann verschiedene Ursachen haben. Subjektivität bedeutet zunächst nur Verschiedenheit des Standpunktes. Wenn aber von diesem Standpunkte aus das Wesentliche gesehen ist, so muß der Aussage Evidenz zukommen. Wir gewinnen die evidente Aussage also nicht dadurch, daß wir aus einer Reihe verschiedener Aussagen den ihnen gemeinsamen Faktor herausziehen. Jede Aussage, soweit sie in das System der Begriffe einbezogen ist, ist evident, ihr kommt der Wert einer gültigen Aussage über das Wesen des Beobachteten zu. Das Darinstehen des Beobachters im Gegenstand seiner Beobachtung gefährdet nicht die sogenannte Objektivität der Aussage, sondern es garantiert und ermöglicht vielmehr gerade deren Evidenz. Wie der Begriff einerseits als Individualität seinem eigenen Gesetze folgt und doch andererseits einem dynamischen System vom Kräften, die in einem ständigen Wechselspiel stehen, angehört, so ist auch jede einzelne Aussage über das Wesen der Dinge eine Individualität, die nur von diesem Standpunkte aus so gestaltet werden konnte, und trotzdem andererseits ein Faktor innerhalb

1) Franz Brentano (Wahrheit und Evidenz, Leipzig 1930, S. 61--69) legt in seiner Auseinandersetzung mit der „clara et distincta perceptio" des Descartes und der Evidenzlehre Sigwarts den Nachdruck im Evidenzbegriffe darauf, daß der Begriff der Evidenz den Begriff der Allgemeingültigkeit einschließt. Damit ist der Weg gezeigt, auf dem der schwierige und erschöpfend wohl niemals erklärbare Begriff der Evidenz besser erfaßt werden kann, als das bisher geschehen ist. Nicht so sehr vom psychologischen Akte des Evidenzerlebnisses her als von den Beziehungen des evidenten Urteils zum Gesamtsystem des Gedachten kann man dem Begriff der Evidenz näherkommen.

eines umfassenderen Systems, nämlich innerhalb der Gesamtheit der wissenschaftlichen Erkenntnis, ist. Zwischen der Individualität der einzelnen Aussagen und ihrem unlösbaren existentiellen Bezogensein auf ein System von Aussagen besteht also dasselbe organische Verhältnis wie zwischen der Individualität des einzelnen Begriffes und seiner Bindung an ein dynamisches System von Begriffen. Die Erkenntnisse, die in ihrer Gesamtheit die Wissenschaft ausmachen, sind also nicht der größte gemeinschaftliche Faktor aller individuellen Erkenntnisse und Aussagen, sondern sie bestehen aus einer Gesamtheit von individuellen Erkenntnissen und Aussagen, von denen jede auf das Ganze bezogen ist und innerhalb des Ganzen einen ihr und nur ihr zukommenden Platz einnimmt. Die Individualität der Erkenntnis und der Aussage wäre auch dann gegeben, wenn der Beobachter über eine ideale Weite des Blickfeldes und Schärfe der Einzelbeobachtung verfügte. Wir müssen also die Individualität trennen von der Unzulänglichkeit, die jeder Erkenntnis in größerem oder geringerem Maße anhaften muß, je nachdem der Beobachter auf Grund seiner geistigen Kapazität und auf Grund des fördernden oder hindernden Einflusses des Milieus über eine größere oder geringere Weite des Blickfeldes verfügt, d. h. die Individualität jeder Aussage ist ein ihr als solcher notwendig zugehöriges Moment, das nicht identisch ist mit der durch äußere Umstände bedingten Unzulänglichkeit der einzelnen tatsächlichen Aussagen.

Bei der Betrachtung des Substrates, an dem sich die Geschichte als Geistesgeschichte vollzieht, auf seine Struktur hin begegneten uns innerhalb dieses dynamischen Systems zwei fest umreißbare Strukturorganismen: die Einzelkultur und der Einzelbegriff. Diesen beiden Organismen entsprachen die Einheiten auf dem Gebiete, auf dem sich das Geistige am sichtbarsten und seinem Wesen am adäquatesten realisiert, auf dem Gebiete der Sprache: den Kultureinheiten entsprechen die einzelnen Sprachen, den Einheiten der Begriffe die Worteinheiten. Wir sehen in dieser struktuellen Entsprechung eine enge Beziehung zwischen Kultur und Sprache, zwischen Wort und Begriff. Die Sprache muß mehr sein als ein zufälliges Schema, nach dem beliebige Ausschnitte aus einem dynamischen System gemacht werden. Denn die Sprache ist wesenhaft an der Struktur des Geistigen beteiligt. Die enge Ent-

sprechung von Wort und Begriff — aus der ohne weiteres auch die enge Entsprechung von Einzelkultur und Einzelsprache resultiert, sofern unsere Voraussetzung der geschichtsbildenden Kraft des Geistigen richtig ist — ergibt sich aus der Beobachtung der Beteiligung des Sprachlichen an der Struktur des Geistigen in der Form, als man von Wirkungen auf Ursachen schließen kann. Wenn wir aber die Entsprechung von Wort und Begriff methodisch korrekt deduzieren wollen, so müssen wir den umgekehrten Weg gehen, d. h. die Notwendigkeit einer wesensmäßigen Entsprechung von Wort und Begriff darf nicht aus der Folgeerscheinung des Einflusses der sprachlichen Kategorien auf die Struktur der Geistesgeschichte abgeleitet, sondern sie muß aus dem Wesen der Sprache als solcher und ihren Beziehungen zum Denken deduziert werden. Die Beziehungen von Sprache und Denken werden wesentlich daher bestimmt, welche Stelle man dem Denken innerhalb der Struktur des Seins anweist. Je existentieller das Wesen des Denkens aufgefaßt wird, um so größer wird die Bedeutung der Sprache. Die Geschichte der Philosophie zeigt, wie jede idealistische Richtung, d. h. jede Richtung, die dem Denken Realität, unter Umständen sogar Identität mit dem Sein, zugesteht, der Sprache eine entscheidende Funktion innerhalb der Wirklichkeit zuweist.

Es muß also unsere weitere Aufgabe sein, die Beziehungen zwischen Sprache und Denken darzulegen und die Bedeutung aufzuweisen, die der Sprache innerhalb der Geschichte zukommt.

III. Die Relation der Begriffsgeschichte zur Sprachgeschichte.

Die Geschichte als Geistesgeschichte, d. h. als Explikation von Begriffen, weist eine an sich dynamische Struktur auf, die aber auf zwei Strukturstufen zu faßbar umrissenen Formen ausgestaltet ist. Diese faßbaren Formen sind erstens der einzelne Begriff und zweitens die einzelne Kultur. Faßbar werden diese Formen dadurch, daß ihnen sprachliche Größen von eindeutiger Abgrenzung entsprechen. Diese Entsprechung bedingt die Fragestellung, ob dem Wort eine mehr als zufällige, konventionelle Bindung an den Begriff zukomme. Der Nachweis einer inneren Entsprechung von Wort und Begriff, aus der eine innere Entsprechung von Kultur und Sprache ohne weiteres resultieren würde, ist von entscheidender Bedeutung sowohl für die Erfassung des Phänomens Sprache als auch für die Methodik unserer historischen Forschung. Wenn eine solche innere Entsprechung vorhanden ist, so können einerseits die Erscheinungen der Sprachgeschichte nicht isoliert erklärt werden, sondern ergeben sich als notwendige Bestandteile innerhalb der Entwicklung des Geistes, und andererseits gewinnen wir an den sprachlichen Erscheinungen Quellenmaterial für die Erforschung der Geistesgeschichte, das mehr als jede andere Quelle von bewußten Fälschungen frei und außerdem besonders befähigt ist, die feinsten und tiefsten Regungen des historischen Verlaufs zu registrieren.

Der Nachweis einer größeren oder geringeren Entsprechung von Wort und Begriff ist ein uraltes Problem der Philosophie. Da die Methode, die Terminologie und die Problemstellung unserer Sprachphilosophie, wie die unserer Philosophie überhaupt, ihre Ausgangspunkte in der griechischen Philosophie haben, so empfiehlt es sich, unsere sprachphilosophischen Betrachtungen zur griechischen Philosophie und ihren Umgestaltungen im

Verlaufe der abendländischen Geschichte in Beziehung zu setzen. Damit ist aber nicht gesagt, daß innerhalb anderer Kultureinheiten als der griechischen keine Theorie der Sprache, ihres Ursprungs und ihres Wesens geschaffen worden wäre. Das Alte Testament z. B. überliefert einen Sprachmythos, der eine Beschäftigung mit den Problemen der Sprache direkt beweist. Darüber hinaus zeigt aber die Bedeutung, die dem Worte und dem Namen im Alten Testament zugeschrieben wird, daß der Kulturkreis, der sich in diesem literarischen Produkt manifestiert hat, eine Auffassung eigener Prägung vom Wesen des Wortes und der Sprache hatte[1]). Was die talmudisch-midraschische Tradition an Sprachtheorien verrät, erweist sich als direkte Fortsetzung und Ausgestaltung der essentiellen Sprachauffassung der Bibel, wobei aber damit zu rechnen ist, daß vor allem in der formalen Ausgestaltung das griechische Denken zur Analyse und Differenzierung des Problems angeregt hat[2]). Das Alte Testament ist jedoch durchaus nicht unsere älteste

1) Die für das Alte Testament typische essentielle Auffassung vom Wesen des Wortes und der Sprache bildet zwar die Voraussetzung für jeden Wortzauber, und der Wortzauber ist die extremste Auswirkung einer essentiellen Sprachauffassung, aber die essentielle Sprachauffassung ist nicht ohne weiteres mit dem Wortzauber identisch; vgl. dagegen Karl Voßler, Geist und Kultur in der Sprache, Heidelberg 1925, S. 3.

2) Wenn die Tradition auf Grund von R. Mē'īr jedem die zukünftige Welt verheißt, der der heiligen Sprache (d. i. der Sprache der Tōrā, zuweilen aber wurde auch die tannaitische Sprache heilige Sprache genannt, wozu Segal, לשון-המשנה מוצאה ותולדותיה, in: מדעי היהדות, Band I, Jerusalem 1926, S. 31) mächtig ist (Sifrē Dt. 32; Jerušalmi Šeḳālīm III, 3; weitere Parallelen und Varianten s. bei B. Ratner, אהבת ציון וירושלים, שקלים z. St., Wilna 1914, S. 21), so wird damit in der Sprache des Mythos zum Ausdruck gebracht, daß die Sprache nicht nur ein unvollkommenes irdisches Verständigungsmittel ist, sondern zu den wesentlichen geistigen Gütern gehört: auch die zukünftige Welt wird den Gebrauch einer Sprache kennen. Wenn die Sprache keinen geistigen Wert hätte, so müßte der Mythos für die zukünftige Welt einen Zustand ohne Sprache annehmen. Die Anschauung, daß der Sprache ein Ewigkeitswert zukommt, hat sich so bedingungslos durchgesetzt, daß sich daraus Gebote ableiten (vgl. z. B. פסיקתא זוטרתא zu Dt. 11, 19, Venedig 1546, Bl. 71 bα; Jalḳūṭ Šim'ōnī, Band I, § 871, Wilna 1909, Bl. 298 aβ). So sieht man es als eine wichtige Erziehungspflicht an, die Kinder die heilige Sprache zu lehren. Das hat zunächst keine völkischen, sondern rein religiöse Voraussetzungen. Maimonides in seinem Kommentar zu Ābōṯ II, 1 geht in der Hochschätzung dieses Gebotes so weit, daß er es zu den מצות, den Tōrā-Geboten, rechnet. Diese Auffassung ist keine Verherrlichung des Hebräischen als der nationalen Sprache, sondern sie verherrlicht die Sprache der Tōrā und damit die Sprache an sich. Diese Auf-

Quelle für Sprachtheorien besonderer Prägung. Denn das auf uns gekommene akkadische Schrifttum verrät eine besondere Neigung zu philologischer Arbeit, die vor allem durch ihre lexikalische Tendenz charakterisiert wird und somit eine Ansicht vom Wesen der Sprache voraussetzt, die, auch wenn sie nicht theoretisch formuliert worden sein sollte, doch einen ziemlich ausgeprägten Charakter gehabt haben muß. Das Problem der Sprache, die Frage nach ihrer Entstehung und ihrem Wesen, gehört zu den Urproblemen des menschlichen Geistes und ist im Bereiche des mythischen Denkens ebenso behandelt worden, wie im Bereiche des begrifflichen.

Da eine gewisse innere Entsprechung von Sprache und Denken evident ist, so wird das Wesen der Sprache um so essentieller aufgefaßt, je essentieller der Charakter ist, den man dem Denken zuschreibt, d. h. also, daß jede idealistische Philosophie dazu neigt, die Sprache als wesentlichen Faktor in ihr Weltbild einzubeziehen. Sie kann darin bis zur völligen Identifikation von Sprache und Denken, von Wort und Begriff, gehen. Eine solche Identifikation läuft aber wie alle radikalen Theorien Gefahr, ins Gegenteil umzuschlagen[1]). Die Identität von Sprache und Denken ist am stärksten von Heraklit vertreten worden[2]). Er findet in den Ausdrücken für Sinn und Gegensinn

fassung teilt auch der Zohar, indem er die heilige Sprache in den Bereich der Dinge einbezieht, denen sich die Šeḵīnā selbst gesellt, d. h. die der realen, der geistigen Seite des Seins angehören (Zohar II, 129 a).

1) So sieht Fritz Mauthner (Die Sprache, Frankfurt / M. o. J. = Die Gesellschaft ed. Martin Buber, Band 9) in der Sprache zwar ein im höchsten Maße gesellschafts-, also geschichtsbildendes Moment, und gesteht ihr damit einen seinsmäßigen Charakter zu, betrachtet aber beides, die Sprache sowohl als die aus ihr resultierende Geschichte, als Ergebnis willkürlicher Konventionen und muß deshalb der Sprache jeden Wert als Mittel zur Erkenntnis absprechen.

2) Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen I, Die Sprache, S. 57 ff., sieht in dieser Identifikation noch eine Befangenheit im mythischen Denken. Es darf aber nicht vergessen werden, daß, um diesem Gedanken Ausdruck zu geben, die Sprache des Mythos als adäquat anzusehen ist.

Die Ideengeschichte pflegt als erste Anschauungsstufe der Menschheit die der mythischen Anschauung anzusehen (wir sprechen bewußt von der mythischen Stufe der Anschauung, nicht des Denkens, denn in der Skala: sinnliche Wahrnehmung—Anschauung—Erkenntnis—Urteil gehören die Mythenbildung und die ihr entsprechenden Formen auf die Stufe der Anschauung, der Mythos ist ein Weltaspekt, eine Betrachtungsweise, nicht eine Theorie des Weltgeschehens; so steht im Gegensatz zur mythischen Weltbetrachtung nicht das begriffliche Denken, da dieses auf einer anderen Ebene liegt), die

das Abbild der dialektischen Weltstruktur. Wenn aber Wort und Begriff in irgendeiner Form als getrennte Größen betrachtet

allmählich durch die zweite Stufe der symbolischen Anschauung abgelöst wird. Es ist zweifellos richtig, daß diese beiden Anschauungsformen typische Formen der menschlichen Anschauung sind und daß sie in einer gewissen gegensätzlichen Beziehung zueinander stehen. Nur darf nicht übersehen werden, daß die mythische Anschauung nicht etwa nur ein Frühstadium in der Geschichte der Menschheit darstellt, das durch die fortschrittlichere Form der symbolischen Anschauung abgelöst würde. Abgesehen aber davon, daß es sich hier um einen sachlichen Gegensatz, nicht um ein zeitliches Nacheinander handelt, muß noch eine zweite Einschränkung gemacht werden, daß nämlich mit dem Gegensatzpaar mythisch—symbolisch noch nicht alle Kategorien erfaßt sind, nach denen sich Struktur und Geschichte der menschlichen Weltbetrachtung aufteilen lassen. Die beiden Pole Mythos und Symbolik sind nur zwei von vielen Gegensätzen, zwischen denen die Struktur der Anschauung schwingt. Das Hin und Her zwischen einer bald mehr mythischen, bald mehr symbolischen Anschauungsweise, manchmal wohl auch zwischen rein mythischer oder rein symbolischer Anschauung, muß von entscheidendem Einfluß auf die Denkstruktur, und damit auf die Sprache, der betreffenden Kultur sein. Wir erwarten von einer Sprache, die Ausdruck eines von einer mythischen Weltanschauung bestimmten Denkens ist, eine starke Neigung zum Statischen, zum Differenzierten, zum Konkreten, und daß sie für Abstrakta und Allgemeinbegriffe wenig Ausdrucksmöglichkeiten hat. Wenn dagegen die symbolische Anschauung überwiegt, so erwarten wir von der Sprache eine starke Neigung, für Relationen und Bedeutungen möglichst eingehende und vielseitige Ausdrucksmöglichkeiten zu schaffen. In einer solchen Sprache muß das dynamische Element überwiegen. Es müssen alle sprachlichen Ausdrucksmittel ausgebildet werden, die Übergänge und Nuancierungen darzustellen vermögen. Diese Ausbildung der zu Vergleichen geeigneten Sprache ist ein besseres Kriterium dafür, ob die mythische Anschauung durch die symbolische verdrängt wird, als das Vorhandensein mythischer Stoffe, das zunächst ebensogut auf eine rein mythische Anschauung hinweisen kann, wie auf eine mythendeutende, d. h. also symbolische. So erweist das reiche mythische Material in den Schriften des Plato diesen durchaus noch nicht als einen Denker von mythischer Struktur der Anschauung.

Neben dem Gegensatz zwischen mythischer und symbolischer Anschauung begegnet uns der Gegensatz zwischen mythischer und historischer Weltbetrachtung. Hier liegt der Gegensatz nicht auf dem Gebiete der Unterscheidung zwischen Realität und Bedeutung, sondern es handelt sich um die mehr oder weniger zentrale Stellung der Zeitkategorie innerhalb der Struktur der Anschauung. Die mythische Anschauung kennt in ihren reinen Ausprägungen die Zeitkategorie nicht. (Auch Ernst Cassirer, der das Fehlen der Zeitkategorie auf der Stufe des Mythos leugnet, kennt doch eine mythische Vorstufe, auf der von der Zeit wenigstens im mathematisch-physikalischen und im historischen Sinne keine Rede sein kann (Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, Teil II: Das mythische Denken, Berlin 1925, S. 140), es gebe nur ein „Phasengefühl" (a. a. O., S. 138); Cassirer kennt aber noch eine zweite Stufe

werden, so steht zur Diskussion, welcher Art ihre Beziehungen sind und welcher Seite die Bedeutung der Ursache zukommt, d. h. es muß gefragt werden, ob das Denken seine Struktur aus der Sprache ableitet, oder ob die Sprache ihre Struktur aus dem Denken gewinnt. Die von Descartes bis Leibniz ausgebildete Auffassung der Sprache bejaht in extremer Form die letztere Ansicht, sie sieht geradezu das Kriterium für den Wert einer Sprache in ihrer Denkgemäßheit. Die

des Mythos, auf der mit dem Prinzip der Weltordnung auch der Begriff des Schicksals und der Zeit in den Mythos eindringt (a. a. O., S. 141 ff.).) Die historische Anschauung macht die Zeit geradezu zur alleinigen Dimension des Geschehens. Auch der Gegensatz zwischen mythischer und historischer Anschauung ist zunächst ein sachlicher, es handelt sich also nicht um verschiedene Phasen im Verlaufe der Menschheitsgeschichte. Die Überwindung der mythischen Anschauung durch die historische pflegt sich darin zu äußern, daß die mythischen Stoffe in den Verlauf eines historischen Weltbildes eingegliedert werden, indem man sie an den Anfang des historischen Geschehens stellt, in die Zeit, in die historische Reminiszenzen nicht mehr zurückreichen. Von einem prinzipiell an die Zeitkategorie gebundenen Denken erwarten wir eine Ausbildung derjenigen sprachlichen Elemente, die das zeitliche Element auszudrücken vermögen. Wir erwarten also eine Durchbildung des verbalen Elementes, ein Zurücktreten des nominalen.

Eine historische Weltbetrachtung tendiert, wie die mythische, auf eine konkrete, nicht eine abstrakte Ausdrucksweise. Hier liegt der Gegensatz zwischen symbolischer und historischer Anschauung: die Sprache der symbolischen Betrachtungsweise tendiert auf die Ausbildung der abstrakten Beziehung, die Sprache einer historischen Anschauung auf konkrete Anschaulichkeit.

Ein Beispiel von weitreichender Bedeutung für ein Stadium der Weltbetrachtung, das durch die Überwindung der mythischen durch eine historische Betrachtungsweise gekennzeichnet wird, sind die historischen Schriften und eine Reihe von Psalmen des Alten Testamentes. In sprachlicher Hinsicht dürften wir also den Stil, in dem zweifellos mythische Stoffe innerhalb der genannten Schriften wiedergegeben sind, nicht als den typischen Stil des Mythos betrachten, sondern als einen im Prinzip historischen.

Das Alte Testament ist nicht das einzige Beispiel für den Untergang des Mythos in einer historischen Betrachtungsweise. Cassirer setzt dieses Überwindungsstadium, in dem die mythische Batrachtungsweise an der Anwendung der Zeitkategorie zerbricht, noch in das Stadium des Mythos und kommt so zu der Anschauung, daß auch im Mythos die Zeit von Bedeutung ist. Er unterscheidet also nicht prinzipiell zwischen dem historischen Zeitbegriff und der Zeit im Mythos, die auch nach ihm nur eine Art „Ewigkeit" darstellt (a. a. O. S. 135). Zwischen dieser Art „Ewigkeit" und der Zeit im Sinne der Geschichte besteht aber keine Übergangsmöglichkeit: sie sind getrennte Kategorien, so daß mit dem Eindringen der Zeitkategorie im historischen Sinne das Ende des reinen Mythos gegeben ist.

griechische Philosophie[1]) neigt auf das Ganze gesehen stark dazu, der Sprache eine größere Bedeutung als aktives Element einzuräumen. Der Gedanke, daß die Sprachstruktur die mit der Seinsstruktur identische Denkstruktur bestimmt, ist von den Sophisten ad absurdum geführt worden. Er wird aber in gemäßigter Form auch von Aristoteles vertreten. Während Aristoteles in der Struktur der Sprache, d. h. in der Grammatik, nur das adäquate Bild der Seinsstruktur (Denkstruktur) sah, hat der Aristotelismus des Mittelalters diesen Gedanken wieder nach der Richtung hin überspitzt, daß die Sprache als primär bestimmend für die Struktur des Denkens angesehen wird. Die eben erwähnte, bei Descartes und Leibniz ausgebildete gegenteilige Ansicht ist die Vollendung einer geistigen Bewegung, die ihren Ausgang von der Reaktion gegen den Sprachrealismus der mittelalterlichen Aristoteliker nahm. Auch Plato gesteht dem Wort einen gewissen Anteil (μέθεξις) am Begriff zu. Doch ist für ihn das Wort nur von sekundärer Bedeutung. Denn weil für ihn die Einheiten des Denkens, die Ideen, festumrissene, statische Größen sind, bleibt das Wort doch immer nur ὄνομα. Die Idee ist bereits Gestalt, sie bedarf des Wortes nicht, um Gestalt zu werden. Aber der Name ist trotzdem Teil ihres Wesens, nicht nur ein Etikett, das ihr auf dem Wege der Konvention angeheftet wurde.

Daß dem Worte dem Begriffe gegenüber ein mehr formaler Charakter zukommt, ist evident. In welcher Weise darum auch immer Wort und Begriff in der idealistischen Philosophie aufeinander bezogen werden, so weist sie doch stets dem Worte eine formale Bedeutung gegenüber dem Begriffe zu. Wenn nun eine philosophische Richtung dem Denken selbst nur eine formale Bedeutung zuschreibt, so ergibt sich daraus eine Auffassung der Sprache, die dieser eine völlig periphere Bedeutung zuweist. Nach der Auffassung der empiristischen Philosophie Lockes z. B. kommt den Ideen kein selbständiges Sein zu, sondern die Elemente des Denkens, die „einfachen Ideen", werden aus den einzelnen Sinneswahrnehmun-

1) Ernst Cassirer (a. a. O. S. 132 f.) weist mit Recht darauf hin, daß die antike Philosophie ihr Interesse nicht dem historischen Problem der Sprachentstehung, sondern dem ontologischen Problem des Wahrheits- und Wirklichkeitsgehaltes der Sprache zugewendet hat.

gen gewonnen. Das Denken ist für ihn nur ein Ordnen dieser einfachen Ideen nach Prinzipien, die auch wieder aus den Wahrnehmungen gewonnen werden. Die Bildung allgemeiner Ideen erfolgt dadurch, daß aus den einfachen Ideen, die den Wahrnehmungen entsprechen, das ihnen Gemeinsame abstrahiert wird. Der Sprache kommt in diesem System keinerlei Bedeutung zu. Die Worte sind nur die konventionellen Namen der einfachen Ideen. Worte allgemeiner Bedeutung entstehen dadurch, daß man einen Namen für ein Konkretum auf die allgemeine Idee als deren Namen überträgt. Die Sprache verrät diesen Vorgang noch dadurch, daß unsere Abstraktbegriffe nur Übertragungen aus dem Gebiete der Konkreta darstellen (Begreifen, Begriff etc.). Berkeley geht in bezug auf den sekundären Charakter der Abstraktion noch weiter, indem er sagt, das „Allgemeine" könne nicht aus den einfachen Ideen abstrahiert werden, da es in ihnen gar nicht enthalten sei. Das „Allgemeine" bestehe vielmehr auf dem Gebiete der Sprache[1]). Daraus folgert er aber keineswegs den Gültigkeits- und Wahrheitscharakter der Sprache. Die Sprache ist für ihn vielmehr die Quelle einer äußerst fehlerhaften Weltbetrachtung, da in ihr ein Element, eben das „Allgemeine", vorhanden ist, das dem Wesen der realen Welt in keiner Weise entspricht. Daraus zieht Berkeley methodologische Konsequenzen, indem er nämlich als

1) Die unüberwindliche Diskrepanz zwischen der Isoliertheit der Wahrnehmungen und der Allgemeingültigkeit der aus ihnen abgeleiteten Allgemeinbegriffe, die nicht mit den Abstraktionen verwechselt werden dürfen, hat Vaihinger (Die Philosophie des Als Ob, Leipzig 1922, S. 399 ff.) besonders scharf gesehen. Er leitet die Bildungsmöglichkeit von Allgemeinbegriffen aus einer spezifischen Tätigkeit des Denkens, der Konstruktion von Fiktionen, ab und gewinnt dadurch die Möglichkeit, die notorische Diskrepanz in aller Schärfe zuzugestehen, ohne dem Denken und der Sprache den Charakter eines brauchbaren Werkzeuges zur Erkenntnis absprechen zu müssen. — Franz Brentano (Wahrheit und Evidenz. Erkenntnistheoretische Abhandlungen und Briefe, ausgewählt, erläutert und eingeleitet von Oskar Kraus, Leipzig 1930, S. 73 ff.) dehnt den Begriff der Fiktion auch auf die Abstraktbildungen der Sprache aus. Damit ist aber für Brentano, der einen anderen Begriff der Fiktion als Vaihinger hat, zugleich nicht nur die Wirklichkeitsentsprechung sprachlicher Bildungen verneint, sondern darüber hinaus auch der Wahrheitswert der Sprache. Die Sprache ist für ihn Trägerin eines schwerwiegenden Irrtums der Menschheit. Die Geschichte der Sprachen würde nach einer solchen Auffassung zwar Ausdruck der Geschichte des Denkens sein, aber diese Geschichte erwiese sich, sobald sie von einem sprachfreien Denken aus untersucht würde, als ein Irrweg des Denkens.

Grundlage aller wissenschaftlichen Erkenntnis das Sichabstrahieren von den fehlerhaften Prämissen ansieht, die durch die Sprache veranlaßt werden.

Während also Locke die Identität von Wort und Begriff (einfache Ideen) von da aus ablehnen muß, daß für ihn das Wort nur zufälliger Name ist, sieht Berkeley darüber hinaus in der Sprache eine Verfälschung der Ideen. Die rein negative Beurteilung der Sprache durch Berkeley weist die Sprache im Grunde aus dem Bereiche des Denkens aus. Die Sprache ist nicht Element der Denkstruktur[1]). Sie ist nicht Werkzeug des Denkens, sondern ein Teil der Natur und somit ein Gegenstand der empirischen Forschung. Diese Stellung gegenüber der Sprache nimmt die naturwissenschaftlich orientierte Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ein, denn die überraschende Klarheit und scheinbare Eindeutigkeit, die den Axiomen der Naturwissenschaft und den daraus abgeleiteten Methoden eigen ist, haben dazu geführt, daß der Versuch gemacht wurde, beides auch in der Sprachwissenschaft zur Anwendung zu bringen. Solange hier rein heuristisch verfahren wird, d. h. solange das neue Verfahren nur auf seine Anwendbarkeit hin geprüft wird, ist dieser Weg nicht nur methodisch korrekt, sondern notwendig, da er, auch wenn er fehlerhaft sein sollte, doch auf jeden Fall verspricht, neue Gesichtspunkte in das Blickfeld der Sprachwissenschaft zu rücken. Gefährlich wird

1) In der modernen Sprachphilosophie neigen vor allem Leroy und Dauzat dazu, Sprache und Denken in der Weise zu scheiden, daß der Sprache nur die Rolle eines Instrumentes zukommt. Der Wert eines Instrumentes aber entscheidet sich an seiner Brauchbarkeit. So ist im Verlaufe der Geschichte der sprachphilosophischen Theorien die Behauptung, daß die Sprache ein Instrument des Denkens sei, auch meistens identisch mit der Frage nach der Brauchbarkeit dieses Instrumentes, und im allgemeinen besteht die Sprache diese Prüfung schlecht. Albert Dauzat (La philosophie du langage ², Paris 1927, S. 9) sagt von der Sprache: „Il n'est pas une expression adéquate, ni même logique de la pensée". Die weiteren Ausführungen Dauzats, die auf Leroy zurückgehen (s. besonders a. a. O., S. 10), lassen die Schwäche der Argumentation, auf die sich eine solche Beurteilung der Sprache stützt, erkennen. Es wird nämlich nicht streng und prinzipiell geschieden zwischen dem, was die Sprache für den Sprechenden ausdrückt, und dem, was der Hörende davon perzipiert. Vorausgesetzt, daß ein Wort tatsächlich im Hörenden nur eine ungefähre Vorstellung dessen auslöst, was gemeint ist, so ist damit noch nichts darüber ausgesagt, inwieweit das Wort doch für den Sprechenden dem Begriffe, den es ausdrücken soll, adäquat ist.

dieser Weg erst, wenn er von vornherein als alleingültig hingestellt wird. Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der Sprache[1]) macht sich zuerst bei August Schleicher bemerkbar. Schleicher ist erst Hegelianer gewesen, d. h. er legte die Hegelsche Trias von Thesis, Antithesis und Synthesis seiner Einteilung der Sprachen in isolierende, agglutinierende und flektierende zugrunde: die isolierende Sprache drückt nur Bedeutungen aus, Beziehungen werden nicht ausdrücklich gekennzeichnet, die agglutinierende hat besondere Lautgruppen für den Ausdruck der Bedeutung und für den der Beziehung, die flektierende Sprache drückt beides in der Einheit des flektierten Wortes aus. Neben dieser Theorie aber finden sich bei Schleicher von vornherein Ansätze zu einer Betrachtung der Sprache von einem rein naturwissenschaftlichen, und zwar mechanistischen, Prinzip aus. Er versuchte, die Sprachen nach dem Prinzip des Linnéschen Systems zu ordnen, und außerdem seine Dreiteilung der Sprachen mit der Einteilung der Natur in Mineralien, Pflanzen und Tiere in Einklang zu bringen, und zwar nicht nur in Form einer bloßen Analogie, sondern in Form einer Verbindung durch dasselbe Formgesetz. Später hat Schleicher überhaupt auf jede andere als eine naturwissenschaftliche Erklärung der Sprache verzichtet, indem er von der monistischen Identifikation der Natur mit dem Geiste ausgehend den Darwinschen Entwicklungsbegriff[2]) auf die Sprache anwandte. Freilich konnte er es nur auf Grund der paradoxen Behauptung, daß mit der Geschichte des Geistes die Sprache aufhöre. Die Entwicklung der Sprache liegt für ihn durchaus im vorhistorischen Stadium. Sobald

1) Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen I, S. 106 f., leitet die naturwissenschaftliche Tendenz der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert mit einer geradezu überraschenden Schlußfolgerung aus dem romantischen Begriff des Organismus ab. Dieser enthalte sowohl das Moment des Geistes als auch das Moment der Natur, und es bedürfe nur einer Akzentverschiebung innerhalb dieses so labilen Begriffes, um den Begriff der Natur in der Sprache zur alleinigen Gültigkeit zu bringen. Dabei übersieht Cassirer, daß der formale Begriff des Organismus als einer lebendigen Synthese scheinbarer Extreme nur den Namen gemein hat mit dem Organismus, wie ihn eine letztlich mechanistisch bestimmte Naturwissenschaft auffassen muß.

2) Zum Einflusse Darwinscher Anschauungen auf die weitere Entwicklung der Wissenschaft s. zuletzt Arthur Thomson, The influence of Darwinism on thought and life in: Science and civilization ed. by F. S. Marvin, Oxford 1923, chap. VIII, S. 203—220.

die Geschichte beginnt, wird die Sprache zum bloßen Mittel des Ausdruckes degradiert, sie entwickelt sich nicht weiter, sondern sie verfällt.

Die Befruchtung der Sprachwissenschaft durch die Naturwissenschaft ist aber nicht von der Biologie aus erfolgt, sondern von der Physik aus, deren methodische Grundlegung überhaupt die geniale Tat des 19. Jahrhunderts bedeutet. In der Auseinandersetzung mit dem physikalischen Begriff des Gesetzes hat die Sprachwissenschaft eine neue Abgrenzung ihrer Aufgaben gefunden. Das Prinzip des physikalischen Gesetzes ist seine unbedingte Notwendigkeit: unter gleichen Umständen m u ß die gleiche Wirkung eintreten. Wenn dieses Gesetz nicht nur eine Konstruktion ist, sondern realiter Gültigkeit hat, so muß alles Geschehen auf letzte Einheiten absolut gleicher Struktur zurückgeführt werden. Die Mechanik der Atome bestimmt alles Weltgeschehen. Diese extreme Auffassung von der Aufgabe und den Möglichkeiten der Wissenschaft, die von Helmholtz angeregt, vor allem durch Du Bois-Reymond ausgestaltet worden ist, bedeutet in der Sprachwissenschaft die extreme Herrschaft der Linguistik. Der Laut ist das sprachbildende Element, die Gesetze der Lautentwicklung sind die einzigen Gesetze der Sprache, die wirklich Gesetze, d. h. Gesetze ohne Ausnahmen, sind, und die Erkenntnis dieser Gesetze vermag das Phänomen der Sprache zu erklären. In dem Maße aber, als die Naturwissenschaft darauf verzichten lernt, mehr als eine beschreibende Wissenschaft zu sein, geht auch die Sprachwissenschaft vom extremen Begriff der Gesetzlichkeit ab. Sie konstatiert nur gewisse Gleichförmigkeiten, sie erkennt in der Tendenz auf Gleichförmigkeit ein Bildungsgesetz der Sprache. Der Tendenz auf Gleichförmigkeit wirkt als Gegenpol die Tendenz auf Originalität entgegen. In dem Hin und Her zwischen diesen beiden Polen vollendet sich die Geschichte der Sprache. Bei Hermann Paul wird als Substrat für die Tendenz auf Veränderung die physische Seite der Sprachbildung angesehen, während für die Tendenz auf Gleichförmigkeit das psychische Moment des Assoziationsgesetzes als Grund angenommen wird. Wundt läßt auch diese Verteilung auf das Physische und Psychische fallen, für ihn ist ein psychophysisches Moment in beiden Tendenzen wirksam. Nach der Wundtschen Theorie liegt der

Sprachbildung kaum ein anderes Prinzip zugrunde als die Veränderungen der Mode. Von diesem Gesichtspunkte aus mußte die Sprache und ihre Entwicklung fast als ein Produkt reiner Willkür erscheinen. Der Versuch, den naturwissenschaftlichen Begriff des Gesetzes auf die Sprache anzuwenden, hat also dahin geführt, daß die absolute Nichtanwendbarkeit dieses Begriffes auf die Sprache erwiesen wurde.

Der Anspruch der Naturwissenschaft auf Übertragbarkeit ihrer Methoden ins Gebiet der Sprachwissenschaft leitet sich im Grunde von dem Absolutheitsanspruch der naturwissenschaftlichen Methoden her. Nur was diesen Methoden zugänglich ist, ist überhaupt Gegenstand einer Wissenschaft. Alles andere gehört in andere Betätigungsgebiete des menschlichen Geistes. Daß man die Sprachwissenschaft nicht von vornherein in andere Gebiete verwiesen hat, sondern wenigstens den Versuch machte, naturwissenschaftliche Methoden auf die Sprachwissenschaft anzuwenden, ist deshalb berechtigt, weil die Sprache als gesprochene Sprache von gewissen biologischen Bedingungen abhängig ist. An der Frage, ob die biologischen Bedingungen zur Lautbildung im Verhältnis einer notwendigen Ursache stehen und ob das Sprechen für die Sprache überhaupt ein konstituierendes Element ist, entscheidet sich im Prinzip das Problem der Anwendbarkeit naturwissenschaftlicher Methoden auf das Phänomen der Sprache.

Das Problem, ob biologische Bedingungen und ihre Veränderungen für die Lautbildung als notwendige Ursache wirksam sind, ist nur ein Teilproblem innerhalb der ungelösten und restlos nicht lösbaren Frage nach der physischen Bedingtheit psychischer Vorgänge. Die Beantwortung dieser Frage ist aber irrelevant für den Fall, wenn es sich nachweisen läßt, daß die Lautbildung für das Phänomen der Sprache ohne konstituierende Bedeutung ist. Die Beantwortung dieser zweiten Frage muß von der Beobachtung des Denkvorganges ausgehen. Begriff, Wort und Lautbild des Wortes bilden zweifellos eine Einheit. Es ist aber möglich, durch eine abstrakte Denkdisziplin den Lautwert des Wortes (und auch dessen Ideogramm, das Buchstabenbild) überhaupt aus dem Denkprozeß auszuschalten. Je enger also die Bindung zwischen Wort und Begriff ist, desto geringer ist die Bedeutung des Lautwertes. Wenn sich aber der Denkvorgang vom Laut-

wert des Wortes abstrahieren kann, ohne damit doch das Wort als solches aufzugeben, so kann der Lautwert für das Wort als solches nicht von konstituierender Bedeutung sein[1]). Dieses Ergebnis ist nach zwei Seiten hin von Wichtigkeit: für die Frage der Entstehung einer Sprache und für die Frage der Bedeutung der Phonetik innerhalb der Sprachwissenschaft. Wenn der Lautwert systematisch gesehen für das Wort nicht konstituierende Bedeutung hat, so kann der Laut auch genetisch nicht Ursprung des Wortes sein[2]). Die Anwendbarkeit naturwissenschaftlicher Methoden auf die Sprache braucht nicht angetastet zu werden. Auf ein Moment im Phänomen Sprache, auf ihren Lautcharakter, sind sie anwendbar. Ob die „Lautgesetze" wirklich Gesetze im Sinne der Naturwissenschaft, d. h. notwendige Folgen aus Ursachen, sind oder ob sie nur einer Tendenz zur Gleichförmigkeit entspringen, also lediglich Regeln darstellen, die nur auf statistischem Wege gewonnen und nur beschreibend dargelegt werden können, ist eine Frage, die für das Gebiet der Phonetik von Bedeutung, für eine systematische Betrachtung des Wesens der Sprache aber irrelevant ist. Daß sich die Anwendbarkeit naturwissenschaftlicher Methoden nur auf die Phonetik beschränkt, hat sich in der Geschichte der naturwissenschaftlich orientierten Sprachwissenschaft dahin ausgewirkt, daß diese die eigentliche Philologie, d. h. die Wissenschaft von den Beziehungen zwischen Sprache und Geistesgeschichte, aus ihrem Bereiche ausgeschieden hat. Schleicher geht so weit zu sagen, daß mit dem Beginn der Geschichte die Bildung der Sprache aufhöre und nur noch ein Verfall der Sprache eintreten könne. Was hier paradox unter der historischen Kategorie eines zeitlichen Auseinanderfallens

1) Wir setzen uns hier in Gegensatz zu der von den Psychoanalytikern vertretenen Auffassung, daß der Lautwert die Einheit der Vorstellung garantiert, nicht aber der Begriff. Die Verbindung des Wortes mit dem Begriff ist für die psychoanalytische Sprachtheorie eine rein oberflächliche, eine bewußt logische. Im Unterbewußtsein können nach S. Freud ohne weiteres Worte gleichen Lautwertes identifiziert werden, auch wenn sie die verschiedensten Begriffe ausdrücken.

2) Die Theorie, daß die Interjektionen die Keimzelle der Sprache überhaupt darstellen, ist somit nicht haltbar. Die nicht immer genetisch gemeinten Theorien, aus denen aber doch Konsequenzen für die Genesis der Sprache gezogen worden sind, daß nämlich das Wesen der Sprache darin besteht, Ausdruck von Ideen zu sein, finden auch von dieser Seite her ihre Bestätigung (s. u.).

gesagt werden sollte, ist nur eine ungeschickt gewählte Ausdrucksweise für ein faktisches Auseinandertreten von Lautgeschichte und Sprachgeschichte, von Phonetik und Sprachphilosophie.

Die Sprachtheorien der idealistischen Philosophie einerseits und die des Empirismus andererseits stimmen darin überein, daß sie die Sprache in Beziehung zum Denken setzen, wenn sie auch diese Beziehung sehr verschieden deuten und unter Umständen überhaupt in Frage stellen.

Diejenigen Sprachtheorien, die in der reinen Begriffssprache den genuinen Ausdruck des Phänomens Sprache überhaupt sehen, abstrahieren sich vollkommen davon, daß die Sprache nicht nur Ausdruck reiner Denkkategorien ist, sondern daß sie die Gesamtheit der geistigen Phänomene umfaßt. Die Theorien, die das Ideal der Begriffssprache aufgestellt haben, sind Ergebnisse subtilster Abstraktionen, nicht historiseher Forschungen. Darum wird in der reinen Begriffssprache nicht die historische Keimzelle der Sprache gesehen — auch der Ausdruck lingua adamica bei Leibniz z. B. ist rein symbolisch zu fassen — sondern die Begriffssprache gilt lediglich als die Erfüllung des idealen Wesens der Sprache. Diese Theorien sind also keine Aussagen über den Ursprung der Sprache. Wenn die Sprache als Begriffssprache aufgefaßt wird, so ist sie lediglich auf dem Gebiete der reinen Abstraktionen von Bedeutung. Es fehlt ihr jede kulturbildende Kraft, das Phänomen der Einzelsprache ist dann nur ein Ergebnis historischer Unzulänglichkeit, entweder ein Abweg oder eine Vorstufe. Von hier aus erklärt sich in keiner Weise der innere Zusammenhang zwischen Sprachkreisen und Kulturkreisen, wie überhaupt die Sprachtheorien der deutschen idealistischen Philosophie meist systematischen Charakter tragen und ihrem Wesen nach ahistorisch sind.

Den Sprachtheorien, die das Wesen der Sprache aus ihrer Beziehung zum Denken herzuleiten suchen, stehen diejenigen Theorien gegenüber, die in der Sprache primär den Ausdruck von Gefühlen sehen, die also den Ursprung der Sprache sachlich oder historisch aus der rein motorischen lautlichen Reaktion auf Lust oder Unlust erregende Sinneseindrücke sehen und damit die Interjektion für die Keimzelle der Sprache erklären.

Dabei wird aber übersehen, daß aus einer Differenzierung und Nuancierung dieser Reaktionen niemals eine Sprache als Ausdruck begrifflichen Denkens, was die Sprache doch auf jeden Fall wenigstens zum Teil ist, entstehen kann. Daß ein Mensch an Stelle einer primitiven Schmerzäußerung den Eindruck des Schmerzes in einer Begriffssprache beschreiben kann, setzt durchaus erst das Vorhandensein einer Sprache als Ausdruck von Begriffen voraus, ist also Folge des Vorhandenseins einer Begriffssprache, nicht aber der Weg zur Bildung einer Sprache als Ausdruck von Begriffen. Von der Interjektion her gelangen wir niemals zur differenzierten Sprache. Die Interjektion bleibt ja auch aus der syntaktischen Struktur der Sätze ausgeschlossen. Sie ist ein untersprachliches Element.

Vor allem Ernst Cassirer bringt klar zum Ausdruck, daß vom Affektlaut zum Bedeutungslaut kein Weg führt (a. a. O., S. 136), daß es also nicht möglich ist, die Sprachentstehung aus der Durchbildung der aus Interjektionen bestehenden, von Affekten hervorgerufenen Äußerungen in Lauten aufzufassen. Die Interjektion ist keine Vorstufe der Sprache, ebensowenig wie die Gebärde eine Vorstufe der Sprache darstellt. Gebärde und Affektlaut sind Äußerungen, die neben der Sprache bestehen, die sie gelegentlich unterstützen, und in dem Maße an Bedeutung verlieren, wie die Sprache an Ausdrucksmitteln gewinnt[1]). Sie werden entbehrlich, sie gehen aber nicht etwa in der Sprache auf. Soweit deckt sich die Auffassung Cassirers durchaus mit der unsrigen. Cassirer versucht aber, nachdem er die scheinbar untersprachlichen, in Wahrheit nebensprachlichen, Ausdrucksmöglichkeiten aus der Betrachtung ausgeschieden hat, dennoch Vorstufen der Sprache zu konstruieren, die sich von dem, was als Vollendung des Phänomens Sprache anzusehen ist, wesentlich unterscheiden. Das Wesen der Sprache besteht nach Cassirer in ihrem Symbolcharakter. Dieser Charakter wird erst allmählich durch eine „innere Selbstbefreiung" gewonnen. Denn die Sprache löst sich erst allmählich aus den primitiveren Vorstufen des mimischen und des analogischen Ausdrucks los. Es handelt sich dabei nicht um Gebärdensprache, sondern um Sprachmimik. Auf dieser Vorstufe ahmt die Sprache den sinnlichen Eindruck nach, und zwar zunächst in Form

1) Mit Recht beschränkt H. Ammann (a. a. O. I, S. 27 ff.) den Begriff der Sprache auf die in Worte gefaßte Sprache.

einer möglichst getreuen Nachbildung dieses Eindruckes. Das onomatopoetische Prinzip ist auf dieser Stufe von entscheidender Bedeutung. Cassirer lehnt es allerdings ab, dieses Bildungsprinzip als einmal alleinherrschend darzustellen, er will diese seine Vorstufe also nicht als eine Vorstufe im historischen Sinne verstanden wissen. Er lehnt also den Gedanken einer Ursprache ab. Auf der „analogischen" Stufe der Entwicklung liegt zwar immer noch das Prinzip einer gewissen Nachbildung von Eindrücken vor, doch werden zu dieser Nachbildung innersprachliche Mittel angewandt. In dem Maße, in dem sich die Sprache auf ihr eigenes Wesen besinnt, nicht Dinge und Vorgänge darzustellen, sondern Relationen und Bedeutungen, nähert sie sich ihrem eigentlichen Charakter, dem Symbol. Es liegt aber in Cassirers Begriff der Vorstufe eine Schwierigkeit. Symbol ist etwas im Prinzip anderes als mimische Nachahmung, so daß aus der mimischen Nachahmung niemals das Symbol entstehen kann, und wenn noch so viel Zwischenstufen eingeschaltet werden. Wenn der Sprachcharakter im Symbol erfaßt werden kann, so muß der Symbolcharakter der Sprache in allen ihren Entwicklungsphasen zukommen. Die scheinbar primitiven Stufen repräsentieren nur eine unexplizierte Form dieses Charakters. Die Mittel des sprachlichen Ausdrucks können nur verfeinert, nicht aber durch andere ersetzt werden.

Die Ableitung der Sprache aus Gefühlsäußerungen ist schon in der Antike vorgenommen worden, und zwar von Epikur. Einen systematischen Aufbau auf rein rationalistischer Grundlage hat diese Theorie durch Vico erfahren. Er sieht, wie dies für eine solche Auffassung typisch und logisch ist, ebenfalls in der Interjektion die erste und ursprüngliche Sprachform. Je größer auch in der ausgebildeten Sprache die Unmittelbarkeit des Gefühlsausdruckes ist, um so näher kommt sie dem, was Sprache ihrem Wesen nach ist. Diese Theorie, die von größtem Einfluß auf die Entwicklung der Sprachwissenschaft gewesen ist, geht von einer psychologischen Prämisse, der Trennung des Denkens und des Fühlens aus. Sie übersieht also, daß diese Trennung nur eine Arbeitshypothese sein kann, da Denken und Fühlen einander bedingen, und da sich Denken nur im Fühlen, Fühlen nur im Denken realisiert. Die Identität der seelischen Funktionen, die Ganzheit der psychischen Voraussetzung, bedingt, daß eine Sprachtheorie, die dem Phä-

nomen der Sprache als Ausdruck einer Ganzheit gerecht werden will, von einer prinzipiell synthetischen Betrachtungsweise ausgehen muß[1]).

Eine starke Tendenz auf eine ganzheitliche Erfassung des Phänomens Sprache finden wir vor allem bei Cassirer. Er weist nämlich (a. a. O., S. 122f.) darauf hin, daß schon durch das Vorhandensein der Sprache verschiedene Grenzsetzungen sich als zwar denknotwendig, aber als durchaus nicht realiter vorhanden erweisen. So hebt die Tatsache, daß in der Sprache ein „seelischer Inhalt" und ein „sinnlicher Ausdruck" in eins gesetzt erscheinen, den Gegensatz zwischen innerer und äußerer Welt, von Subjekt und Objekt auf. Cassirer sieht hier richtig die ausgesprochen synthetische Funktion des Phänomens Sprache. Er versucht diese Synthese unter dem Begriff des Symbols zu erfassen. Doch ist auch in dem Begriffe des Symbols bei Cassirer noch eine bewußte Trennung gemacht zwischen dem, was eine Form zum Ausdruck bringt, und dieser Form selbst. Das Wesen der Sprache besteht aber gerade in der Identität des „Symbols" mit dem Symbolisierten. Denn das Wesen der Sprache besteht ja gerade darin, daß sie Grenzen überbrückt, die als unüberwindbar erscheinen, da sie Trägerin des Verstehens ist und damit die Grenzen zwischen den Individuen aufhebt, oder vielmehr durch ihr Vorhandensein eben gerade Beweis dafür ist, daß diese Grenzen nicht bestehen.

Die Sprache als das allen Individuen gemeinsame geistige Substrat muß vor dem Sprechen da sein, da nur sie das Sprechen ermöglicht. Im Sprechen wird nur ein kinetischer Energiezustand potentiell. Alle Versuche, die Sprache von ihrer phonetischen Seite her in ihrem Wesen zu erklären, müssen an diesem Faktor scheitern. Wenn die Sprache die anscheinend unantastbaren Grenzen der Individualität als wenigstens auf einer bestimmten Ebene nicht vorhanden erweist, so kann sie erst recht nicht auf eine der seelischen Funktionen innerhalb

1) Die Dreiteilung des Psychischen in Denken, Fühlen und Wollen ist heute nur noch als Arbeitshypothese, die als solche durchaus bewußt ist, in Gebrauch. Dagegen gewinnt die alte Trias von Leib, Seele und Geist, die schon die Antike kannte, wieder an Bedeutung. Die Auffassung vom Wesen des Wortes, wie sie Ammann in seinem überaus lehrreichen Buche „Die menschliche Rede" vertritt, geht von dieser Trias aus. Auch einer solchen Trias gegenüber muß die Ganzheit des Seelisch-Geistigen betont werden. Die Sprache muß auf diese Ganzheit, nicht nur auf eine ihrer Seiten bezogen werden.

des Individuums, zwischen denen die Grenzen von vornherein als fließend erscheinen, beschränkt sein. Die Frage, ob die Anfänge der Sprache im Ausdrucke von Gefühlsregungen oder von Denkprozessen bestehen, ist also bereits im Ansatze falsch. Wie die Ganzheit der Psyche alle Funktionen des seelischen Lebens eines einzelnen Menschen in sich vereinigt, so vereinigt das Phänomen der Sprache in sich die Gesamtheit der individuellen seelischen Funktionen innerhalb einer Gemeinschaft. Das „Verstehen" ist nicht etwa nur eine notwendige Voraussetzung des Phänomens Sprache, sondern die Sprache ist identisch mit dem „Verstehen", da sie eben die allen Individuen gemeinsame Funktion darstellt. Die Sprache, die vor dem Sprechen kinetisch vorhanden ist, kann sich von diesem Sprechen in ihrer letzten Vollendung wieder loslösen. Der nie erreichte Zustand, dem sich der Mensch aber immerhin nähern kann, daß nämlich ein Gedankenaustausch ohne Sprechen stattfindet, beweist, daß das Sprechen nur eine behelfsmäßige und unzulängliche Realisierungsform dieser gemeinsamen Funktion ist. Wenn wir das Individuum als den einzelnen Stein in einem Mosaik betrachten, so stellt die Sprache nicht nur die verbindende Kittmasse dar, sondern sie ist Kittmasse und Einzelstein zusammen, sie ist also das ganze Bild, sie ist nicht nur verbindendes Glied, sondern sie ist Verbindendes und Verbundenes in einem.

Diese Verbindung ist eine ausgesprochen metaphysische, sie ist mehr als das Gemeinschaftsbewußtsein, mit dem die Völkerpsychologie die Sprache identifiziert. Denn die Völkerpsychologie setzt das Individuum mit seinem Individualbewußtsein als getrennte Größe (deren Behandlung auch einer anderen wissenschaftlichen Disziplin zugewiesen wird) neben das Gemeinschaftsbewußtsein, das durch die Sprache repräsentiert ist. Unsere Betrachtungsweise dagegen erfaßt die Individualität des Bewußtseins als nur eine Seite einer Relation, indem sie das Individualbewußtsein nur als Struktureinheit des Gesamtbewußtseins und das Gesamtbewußtsein als Ganzheit dieser Struktureinheiten ansieht. Wenn also ein Begriff gedacht wird, mag er gewonnen sein wie er will, so wird er zugleich als Wort gedacht, und als Wort hat er Teil an dem durch die Sprache repräsentierten Gesamtbewußtsein, das sich im Vorgange des Verstehens funktionell realisiert. Wie darum das Einzel-

bewußtsein zugleich Teil des Gesamtbewußtseins ist, so ist der Begriff stets zugleich Wort. Die Schichtung und Ordnung dieses metaphysischen Gesamtbewußtseins, die für unsere Erkenntnis nur auf dem Umwege über die Zeitkategorie erfaßbar ist, nennen wir Geschichte. In der Existenz der Sprache als Gesamtbewußtsein ist ihr Sosein beschlossen. Ihr Dasein ist aber nur eine teilweise Realisierung dieses Soseins. Das Dasein der Sprache wird wie alles Dasein für unsere Erkenntnis nur in der Zeit, d. h. also als Geschichte erfaßbar. Von hier erklärt sich die Tatsache, daß die Sprache die Einheiten der Geistesgeschichte konstituiert. Diese historischen Einheiten sind Realisierungen des in der Sprache gegebenen gemeinsamen Geistes[1]), als historische Einheiten sind sie Formen des Daseins, unvollkommene Realisierung eines vollkommenen Soseins.

Das Individuum als der schöpferische Faktor in der Relation Individuum-Gemeinschaft schafft und expliziert den Begriff, der als Wort zugleich Teil des Gesamtbewußtseins ist[2]). So ist die Geschichte der Einheiten, die durch den mit dem Wort identischen Begriff repräsentiert werden, die Geschichte einer in einer Sprache zusammengefaßten Gemeinschaft.

1) A. Meillet (Linguistique in: De la méthode dans les sciences, deuxième série, Paris 1911, S. 291) definiert diesen in der Sprache gegebenen gemeinsamen Geist als „das Assoziationssystem, das im Geiste aller Sprechenden besteht, soweit sie zu einer und derselben Sprachgemeinschaft gehören . . .", setzt also das Moment des Verstehens als conditio sine qua non voraus. Somit decken sich die Prämissen seiner Methode im Prinzip mit den unsrigen, wenn auch sein methodischer Weg ein anderer ist (vgl. Karl Voßler, Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, S. 64).

2) In seiner Monographie, die nicht die Sprache, sondern das Denken zum Gegenstande hat, legt Max Diez (Sprechen, Denken und Erkennen. Grundprobleme der Philosophie. Herausg. von Gerhard Lehmann, Berlin—Leipzig 1934, S. 11 ff.) dar, wie Denken und Sprache identisch sind er betrachtet die Sprache als das Mittel, durch das Vorstellungen Gegenstand des Denkens werden können. Doch leitet er aus dieser Beobachtung merkwürdigerweise keineswegs eine idealistisch-dynamische Auffassung der Sprache ab, sondern beschränkt sich auf eine Anknüpfung an die Sprachwurzeltheorie Ludwig Noirés. — Von den modernen Philologen betont besonders Ammann (Die menschliche Rede) die Identität von Denken und Sprache, die er besonders in psychologischer Hinsicht darstellt, indem er darauf hinweist, daß der Satz, das entscheidende Strukturelement der abendländischen Sprachen, adäquater Ausdruck des Denkens ist, daß ein Satz einen Gedanken ausspricht und nur e i n e n Gedanken zum Ausdruck bringen kann, wodurch der Fortschritt in dem Aufbau der Rede mit dem Aufbau der Gedankenführung identisch wird. Ammann führt die Sprache nicht auf eine Seite der geistigen Funktionen

Die Identität von Wort und Begriff manifestiert sich in der Identität der Wort- und Begriffsentstehung. Sie ist aber im Verlaufe der Geschichte eines Begriffes stets vorhanden und wirksam. Es gibt also keine im historischen Sinne ursprüngliche Wortbedeutung, die im Verlaufe der Geschichte eines Wortes verlorengehen könnte, so daß der ursprüngliche prägnante Wortsinn, die eigentliche Bedeutung des Wortes, durch das Ausschalten[1]) der diesen Wortsinn verfälschenden

zurück, er weist aber mit Recht darauf hin, daß dem Denken die in Sätze gegliederte Sprache entspricht, während adäquater Ausdruck von Affekten asyntaktische Sprachformen sind (vgl. besonders II. Teil, Kap. 7 und 8). Bei der Identifizierung des Redens in Sätzen mit dem Ausdrucke einer höheren ethischen Grundhaltung und bei der Reservierung dieser Grundhaltung für das „nordische Wesen", die Ammann (a. a. O. II, S. 120 f.) seinen Ausführungen hinzufügen zu müssen glaubt, verläßt er leider das Gebiet der streng wissenschaftlichen Deduktion, um die er sich sonst in so vorbildlicher Weise bemüht, so daß eine solche Konzession an wissenschaftliche Zeittendenzen überrascht.

Die Identität von Wort und Begriff, die enge Beziehung also der Sprache zum begrifflichen Denken wird auch von Franz Brentano (s. a. unten S. 93 f.) vertreten (s. besonders: Wahrheit und Evidenz, S. 81) und zwar in logisch konsequenter Durchführung. Die Diskrepanz zwischen dem Denken und dem realen Sein, die Brentano zur Grundlage seiner Philosophie gemacht hat, bedingt eine Verlegung des Nachdruckes auf die Beziehungen zwischen Denken und Sprache zu ungunsten der Beziehungen zwischen Denken und Sein: die Sprache ist für Brentano überhaupt die Materie, in der allein Begriffe gestaltet werden können. Es liegt hier also der interessante Fall vor, daß nicht ein Begriffsrealismus, sondern gerade eine Tendenz zum Nominalismus dazu führt, daß Sprache und Denken einander fast bis zur Identifikation genähert werden.

1) Die Tatsache, daß jedes Wort einen Begriff repräsentiert, erstreckt sich nicht nur auf die sogenannten Bedeutungswörter, also die Nomina und Verba, sondern auch auf die Beziehungswörter, d. h. also auf diejenigen Wörter, deren Funktion im Satze zunächst nur das Ausdrücken von Beziehungen zu sein scheint. Die Geschichte der Sprachen zeigt immer wieder, daß Partikeln aus Nomina hervorzugehen pflegen, so das hebräische מְאֹד, das nach Theodor Frankl (Orientalistische Literaturzeitung, 32. Jahrg. (1929), S. 529 ff.) mit dem arabischen جِدًّا in Zusammenhang gebracht wird, und das deutsche Wort „sehr", wozu Voßler, Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, S. 81. Voßler (daselbst) sieht in dem historischen Vorgange, der zur Bildung dieser Partikeln geführt hat, eine allmähliche Abnahme des Begriffsgehaltes eines Wortes, die schließlich dazu führt, daß das Wort „jede Eigenbedeutung verliert". Wenn aber die Partikeln auf diese Weise der „Grammatikalisation" verfallen und einen rein formalen Charakter annehmen würden, so müßte ihr Gebrauch ein rein mechanischer sein. In Wahrheit aber geben die angeführten Intensivierungspartikeln z. B. dem Worte, dem sie beigefügt werden, eine

Ergebnisse der Wortgeschichte erst ermittelt werden müßte. Letztere Voraussetzung wird von jeder etymologischen Methode gemacht, auch wo dies nicht ausdrücklich betont wird. Die Geschichte eines Wortes ist die Explikation seiner Bedeutung

bestimmte Nuance, so daß der Gebrauch solcher Partikeln eine genaue Kenntnis der betreffenden Sprache voraussetzt. So kann man z. B. im Deutschen „sehr angenehm" und „höchst angenehm" als Synonyma gebrauchen, aber „sehr schön" durch „höchst schön" zu ersetzen, ist nicht möglich. Selbst so anscheinend rein formale Partikeln wie die sogenannte nota accusativi im Hebräischen entbehren nicht eines Bedeutungsgehaltes, denn der Gebrauch dieser nota ist ein äußerst komplizierter und durchaus nicht der gleiche in allen Phasen der hebräischen Sprachgeschichte. Wenn diese Partikel als nota accusativi bezeichnet wird, so ist dies eine notdürftige Anpassung an die entsprechenden Erscheinungen in indogermanischen Sprachen. Die Partikel את drückt eine bestimmte Form der Affizierung aus, ihr Geltungsbereich ist aber mit dem Geltungsbereich des Akkusativs durchaus nicht kongruent. Gesenius, Hebräische Grammatik, Leipzig 1909, § 117 b auf S. 378 f., erklärt den Gebrauch oder Nichtgebrauch der nota accusativi insofern historisch, als er den Nichtgebrauch für die ältere Ausdrucksweise hält und dies damit erklärt, daß erst das völlige Verschwinden der Kasusendungen den Gebrauch der nota accusativi notwendig gemacht habe. Neben diesen historischen Gründen müssen aber auch sachliche für den Nichtgebrauch in Betracht gezogen werden. Der oft zitierte auffällige Unterschied zwischen Gen. 1, 1 ברא ... את השמים ואת הארץ ... und Gen. 2, 4 b ארץ ושמים ... עשות ... stellt die Frage zur Diskussion, ob vielleicht der Begriff der Effizierung der ursprüngliche Sinn der nota accusativi ist, da ברא den Begriff der Schöpfung ex nihilo einschließt, während עשה das Gestalten einer schon vorhandenen Materie bedeutet, was am deutlichsten aus der Ausdrucksweise אשר ברא אלהים לעשות Gen. 2, 3 hervorgeht. (Die ältere Ḳabbālā hat durchaus noch die Kenntnis davon, daß עשה ein sekundärer Gestaltungsprozeß ist, denn sie nennt עשיה als letzten der vier Schöpfungsprozesse.) Wenn darum den Partikeln immer noch eine eigene Bedeutung zukommt, wenn ihr Sinn sich also nicht in einer rein grammatikalischen Funktion erschöpft, so ist doch unverkennbar, daß die Verteilung des Akzentes zwischen Bedeutung und Beziehung nicht bei allen Wortarten die gleiche ist, daß es vielmehr graduelle Unterschiede gibt. Die Sprachgeschichte lehrt, daß am Anfang der Entwicklung einer Sprache diese Unterschiede weniger ausgeprägt sind als auf dem Höhepunkte dieser Entwicklung. Je entwickelter eine Sprache ist, um so mehr bedarf sie einer gewissen Subordination der Wortklassen in bezug auf die Stärke der Eigenbedeutung. Es gibt also in sehr differenzierten Sprachen zweifellos „Beziehungsworte", aber dies nur in dem Sinne, daß bei diesen Wörtern der Nachdruck auf ihren formalen Funktionen innerhalb des Satzzusammenhanges liegt, ohne daß sich der Wortsinn in dieser Funktion ganz erschöpft. Die Identität von Wort und Begriff gilt also nicht nur für die Begriffe im engeren Sinne, für Abstrakta und Gattungsbegriffe, sondern für alle Wortarten, denn gerade diese Identität konstituiert das Wort als solches.

nach allen Seiten hin. Keine Phase innerhalb dieser Geschichte darf als prägnanter Wortsinn wertmäßig verabsolutiert werden. Für das Ganze der Entwicklung einer Sprache dürfte die Behauptung, daß die Geschichte der Worte und Wortbedeutungen eine gesetzmäßige sei, daß also alle Entwicklungsphasen notwendig und dem Wesen der betreffenden Sprache entsprechend seien, evident sein. Es bleibt nur die Frage offen, ob nicht in einzelnen, von dem üblichen Verlaufe der Dinge abweichenden Fällen doch durch Mißverständnisse und falsche Assoziationen die Geschichte eines Wortes in eine Richtung gedrängt werden kann, die seinem ursprünglichen Sinne nicht mehr entspricht. Solche Möglichkeiten bestehen natürlich, dürften aber in der normalen Sprachentwicklung kaum eine Rolle spielen, denn daß eine Wortbedeutung mißverstanden und gefälscht werden kann, setzt stets voraus, daß der notwendige lebendige Zusammenhang zwischen Wort und Begriff, zwischen Denken und Sprache in diesem Falle abgerissen ist, daß also die Geschichte dieses Wortes bereits zu Ende war, als die Fälschung eintrat. Eine Häufung von solchen Fällen absoluter Mißdeutung eines Wortsinnes muß als deutliches Anzeichen für das Sterben einer Sprache und Kultur angesehen werden. Der Vorgang des Mißverstehens eines Wortes darf nicht mit den Wortpersonifikationen identifiziert werden, zu denen das rein symbolische Denken, vor allem mystischer Strömungen, neigt. Hier handelt es sich um ein Andichten von Schicksalen, das keinen Anspruch auf historische Tatsächlichkeit macht. Mit solchen Wortpersonifikationen soll nicht das betreffende Wort erklärt, sondern ein Sachverhalt symbolisch gleichnishaft dargestellt werden.

Die zwischen der Sprachtheorie Wundts und derjenigen Hermann Pauls bestehende Differenz in bezug auf die psychologische Grundlegung der Sprachwissenschaft, die in der Frage gipfelt, ob die Sprachwissenschaft von der Völkerpsychologie oder von der Individualpsychologie ausgehen müsse, entscheidet sich von unserer Fragestellung aus nach der Seite Wundts hin, aber doch nur in sehr bedingter Weise. Wir sehen in der Sprache ein im Prinzip interindividuelles Moment. Dieser interindividuelle Charakter der Sprache ist sowohl metaphysisch als psychologisch bedingt, psychologisch aber nur im Sinne einer Metaphysik des Psychischen. Wir gehen also lediglich von den formalen Grundvoraussetzungen des Psychischen aus, die durch-

aus in einer Sphäre liegen, in der der psychologische Gegensatz zwischen Individuum und Gemeinschaft und noch viel mehr zwischen Völkerpsyche und Einzelpsyche nicht akut ist. Die Psychologie des Verstehens ist ebenfalls für uns nur nach ihrer metaphysischen Seite hin von grundlegender Bedeutung. Unsere Fragestellung darf nur lauten: wie ist das Verstehen an sich möglich, während wir von der Fragestellung, wie die Verständigung zwischen einzelnen Individuen zustande kommt, beiseitelassen können.

Dadurch, daß festgestellt wird, wie der einzelne Sprechakt zustande kommt, ist über das Wesen der Sprache noch nichts ausgesagt. Der Sprechakt ist in seinem Eintreten zweifellos vom Willen des Einzelnen abhängig. Das bedeutet aber nicht, daß die Tatsache des Phänomens Sprache mit der Tatsache der Willensfunktion hinreichend erklärt ist. Das Aussprechen eines Wortes ist ein Willensakt. Das Wort selbst aber muß vor dem Eintreten des Willensaktes bereits gegeben sein[1]). Es ist gegeben in der Einheit Wort-Begriff[2]).

Wenn wir den Begriff des Verstehens als den für das Wesen der Sprache zentralen Begriff einführen, so verteilen wir damit die Akzente gleicherweise auf den Sprechenden wie auf den Hörenden. Der zweifellos nicht auszugleichende Gegensatz zwischen der Auffassung Wundts und der Auffassung Martys[3])

1) Gustav Baumann (Ursprung und Wachstum der Sprache, München-Berlin 1913, S. 2) definiert die Sprache als „willentliche . . . Mitteilung". Damit setzt er die Sprache mit der Summe aller Sprechakte gleich. Es bleibt aber unerklärt, woher die „äußeren Zeichen", deren sich diese Mitteilung bedient, ihre Allgemeingültigkeit, ohne die sie ja den Zweck der Mitteilung gar nicht erreichen können, gewonnen haben. Baumann selbst macht in seiner Definition der Sprache die Einschränkung, daß Sprache nur zwischen „verwandten Wesen" möglich ist, setzt also einen Konsensus voraus, der nichts mit der Mitteilung selbst und ihrer Abhängigkeit vom Willen des Einzelnen zu tun hat.

2) Die „Begriffssprache" (vgl. Baumann, a. a. O., S. 2) ist nicht nur, wie Baumann annimmt, eine höhere, spätere Sprachform gegenüber der „Willenssprache", sondern die „Willenssprache", d. h. die Summe der Sprechakte, setzt eine „Begriffssprache" voraus.

3) Über die Prinzipien der Martyschen Sprachphilosophie referiert in sehr präziser Weise Otto Funke in dem aus A. Martys Nachlaß von ihm herausgegebenen Buche „Satz und Wort", Reichenberg 1925, S. 76—88. Die Auffassungen Wundts und Martys von der Sprache sind zwar beide psychologisch begründet, aber es handelt sich in beiden Fällen um eine sowohl methodisch, als im Hinblick auf ihren Forschungsgegenstand prinzipiell verschiedene Art von Psychologie: die Psychologie Wundts ist eine biologisch orientierte und

hebt sich im Begriffe des Verstehens dadurch auf, daß wir den Begriff der Äußerung, der nach Wundt für den Begriff der Sprache konstituierend ist, und den Begriff der Mitteilung, der nach Martys Ansicht das Wesen der Sprache ausmacht, im Begriffe des Verstehens vereinigen. Sprache will ebensosehr Ausdruck eines innerindividuellen Vorgangs sein, als auch die Grenzen des Individuums überbrücken, indem sie im Hörenden Verständnis des innerindividuellen Vorgangs zu erwecken sucht. Dieser energetische Vorgang des Verständniserweckenwollens allein konstituiert das Wesen der Sprache. Ob dieses Ziel erreicht wird, ist irrelevant. In diesem Sinne ist die Rolle des Hörenden durchaus passiv, aber ohne einen Hörenden, wenn dieser auch fingiert ist, bleibt Sprache undenkbar.

Die Identität von Wort und Begriff ist gerade von Franz Brentano, der unter den neueren Philosophen die Identität von Wort und Begriff am stärksten betont hat, durch den Begriff der Äquivokation in Frage gestellt worden. Brentano sieht in der Vieldeutigkeit allgemeiner sprachlicher Ausdrücke ein Zeichen dafür, daß verschiedene Begriffe und damit eigentlich auch Worte durch dieselbe Lautkombination und dieselbe grammatische Form ausgedrückt werden können. Brentano begeht aber hier den Fehler, den wir immer wieder in den Lexicis finden, daß er nämlich die Einzelbedeutung, die ein Wort haben kann, verabsolutiert und nicht die umfassende Bedeutung sucht, die alle einzelnen Bedeutungen erst möglich macht[1]). Brentano kann von Äquivokation deshalb reden, weil er dem Denken die Wirklichkeitsentsprechung aberkennt. Das Denken kann Heterogenes in einem Begriffe und einem Worte zusammenfassen. Ein geschulteres Denken kann diese heterogenen Bestandteile dann wieder herauslösen, während die Sprache infolge ihrer Bindung an die Gemeinschaft zu sehr auf Tradition angewiesen ist, als daß auch der sprachliche Fehler einer Zusammenfassung heterogener Elemente

tendiert letztlich auf das Experiment, die Psychologie Martys ist eine logisch-metaphysisch fundierte und bedingt eine rein philosophisch deduktive Methode.

1) Vgl. Lazar Gulkowitsch, Die Entwicklung des Begriffes Ḥāsīd im Alten Testament (Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis (Dorpatensis) B XXXVII. 4 = Acta Seminarii Universitatis Tartuensis Judaici, Nr. 1), Tartu 1934, S. 8.

unter demselben Worte zugleich mit der Erkenntnis des logischen Fehlers wieder beseitigt werden könnte. Es fragt sich aber, ob eine Zusammenfassung heterogener Elemente in einem Worte und Begriffe, also eine Äquivokation, überhaupt möglich sei. Die Auffassung Brentanos würde nämlich voraussetzen, daß das Denken eine streng gegliederte Materie vorfände, deren Grenzsetzungen es seine Grenzsetzungen durch die Begriffsbildung unterordnen müßte. Ein Denken wäre dann um so „richtiger", je mehr sich seine Begriffe einer Kongruenz mit der Gliederung des realen Seins annäherten. Wenn wir aber das Sein nicht als eine Materie von statischer Struktur ansehen, sondern als ein dynamisches Sein, so gibt es im Sein gar keine Grenzen, denen die Begriffsbildung entsprechen oder nicht entsprechen könnte, sondern das Denken setzt mit Hilfe der Sprache Grenzen, die von der Denkstruktur allein abhängen, aber im Sein keine Entsprechung haben, nach der sie sich richten müßten. Die Grenzsetzungen der Sprache sind also zunächst immer richtig. Sie können höchstens Ausdruck eines Denkens sein, das dem Denken eines Kritikers nicht adäquat ist. Äquivokation bedeutet also immer zugleich Identität des Begriffes.

Wenn wir dem Wort die Aufgabe zusprechen, Grenzen zu setzen, Gestalt zu geben, so erweist sich das Wort als das zentripetale Prinzip, das den Organismus des Begriffes zusammenhält. Von hier aus wird deutlich, warum für uns das Wort mehr ist als ὄνομα der Idee im Sinne Platos. Während für Plato die Idee als solche bereits festumrissene Gestalt hat, ist nach unserer Auffassung die Gestalt erst im Wort gegeben. Das Wort gestaltet zwar den Begriff, aber es ist nicht allein Begriff. Wort und Sprache sind die Formen, in denen das Geistige Geschichte wird. Sie sind die immer wandelbaren, unendlich variierbaren Lebensformen des Geistes, aber der Geist ist dennoch mehr als diese Lebensformen. Er ist existentiell auch ohne diese Formen. Er ist das Sosein, das in sprachlich gestalteter Form sein Dasein findet.

Von der Seite der Sprache her ist die Identität von Wort und Begriff dadurch gekennzeichnet, daß jedes Wort keine Größe für sich darstellt, sondern erst in seinem Erfülltsein vom Begriff Realität gewinnt. Alle sprachlichen Größen sind darum stets Aussagen über etwas, wie dies Husserl (Logische Unter-

suchungen II,1, S. 46 ff.) formuliert: „Jeder Ausdruck besagt nicht nur etwas, sondern er sagt auch über etwas; er hat nicht nur seine Bedeutung, sondern er bezieht sich auch auf irgendwelche Gegenstände".

Der Identität von Wort und Begriff scheint die Beobachtung zu widersprechen, daß Menschen von großer Tiefe und Weite des Denkens in der sprachlichen Formulierung ihrer Gedanken schwerfällig und ungeschickt sein können. Es wird behauptet, daß eine solche schwerfällige Formulierung darin begründet sei, daß der Betreffende sich selbst noch nicht ganz klar über das sei, was er formuliert habe. Eine solche Behauptung ist zweifellos eine unerlaubte Verallgemeinerung, die der Mannigfaltigkeit geistiger Vorgänge nicht gerecht wird. Eine unklare Ausdrucksweise kann Folge mangelnder Denkschärfe sein, sie kann aber auch eine Folge davon sein, daß die formulierten Gedanken neu und originell sind und daß darum eine gewisse Sprödigkeit der Sprache natürlich ist, da die Sprache als das gemeinschaftsbildende Moment immer etwas schwerfälliger ist, als das absolut freie individuelle Denken. Es ist überhaupt geboten, Art und Ursache einer schwerfälligen oder gar fehlerhaften sprachlichen Ausdrucksweise von Fall zu Fall zu untersuchen. Die Schwerfälligkeit einer Sprache kann ihre Ursachen auch darin haben, daß in einem Denken das analysierende Moment überwiegt und die Fähigkeit zur Zusammenschau relativ gering ist. Die Sprache eines solchen Denkens wird diese Eigenart des Denkens dadurch verraten, daß ihr die Fähigkeit zur Darstellung von Relationen und damit die Elastizität, der Schliff und Glanz fehlt. Der Idealfall ist natürlich ein scharf analysierendes Denken von großer Prägnanz der Begriffe, das zugleich die Fähigkeit zur Zusammenschau, zur Erkenntnis der Relationen besitzt. Einem solchen Denken würde eine Sprache entsprechen, die prägnant und dennoch völlig ausgeglichen wäre. Wenn es sich nur um Oberflächenbegriffe handelt, so ist die Zusammenschau leicht, da solche Begriffe sich ihrer Natur nach leicht ineinanderfügen. Deshalb eignet einem oberflächlichen Denken öfter eine elegante Sprache als einem Denken, das bemüht ist, Begriffe von tieferer Bedeutung zu gestalten[1]).

1) Je tiefer ein Denken geht, um so schwieriger ist es, die Gedanken in einer flüssigen Sprache zum Ausdruck zu bringen, da die Schwierigkeit

Die zwischen aprioristischer und empiristischer Philosophie bestehende Streitfrage, ob die Sprache adäquater Ausdruck der Wirklichkeit sein kann, die sich daran entscheidet, ob dem Denken essentieller Charakter zugeschrieben wird, gewinnt von unserer Betrachtungsweise aus einen anderen Ansatz. Die Sprache als überindividuelle Gegebenheit wird aus der Bindung an das Denken des Individuums losgelöst. Das Gesamtbewußtsein, das durch die Sprache repräsentiert wird, hat als solches von vornherein essentiellen Charakter; es kann nicht nur Ergebnis von Sinneseindrücken sein, da diese an das Individuum gebunden sind. Die Sprache als überindividuelle Größe, die zugleich die Tatsache des Verstehens in sich schließt, ist von Humboldt in aller Schärfe gesehen und dargestellt worden. Doch hat der ausgesprochen ahistorische Charakter des deutschen Idealismus dazu geführt, daß Humboldt die Konsequenzen, die sich aus seiner Betrachtungsweise für die Geschichtsphilosophie ergeben, nicht gezogen hat. Wenn aber der Sprache ein essentieller und ein überindividueller Charakter zukommt, so wird damit behauptet, daß die Sprache nicht nur auf die Geschichte des Geistes Einfluß hat, sondern daß sich die Geschichte des Geistes geradezu in ihr vollzieht und daß sich in den Spracheinheiten die Kultureinheiten manifestieren.

Die Tendenz, die Sprache als ganzheitliches Phänomen zu erfassen, die sich in Gegensatz sowohl zu einem von der Naturwissenschaft her beeinflußten linguistisch-phonetischen Aufbau der Sprache als auch zu Ableitungen der Sprache aus motorischen lautlichen Reaktionen auf Gefühlseindrücke, d. h. aus Interjektionen, setzt, ist in der Gegenwart noch von einer anderen Seite her, nämlich von der ästhetischen, zum Ausdruck gekommen. In der Sprachauffassung Carl Voßlers wirkt sich die ganzheitliche Tendenz dahin aus, daß er vom Stil als von dem synthetischen Element der Sprache ausgeht, um das Phänomen der Sprache zu verstehen[1]). Der Stil als ein formal

der Zusammenschau in dem Maße wächst, wie das Denken in die Tiefe dringt. Hieraus erklärt sich, worauf Voßler (Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, München 1923, S. 11 f.) hinweist, daß Publizisten von geringem dichterischem Wahrheitsgehalt oft über eine glänzende Technik der Sprache verfügen.

1) Ernst Cassirer a. a. O., S. 120, weist darauf hin, daß es in der Tat fruchtbar sein kann, wenn die Sprachwissenschaft als eine Disziplin innerhalb der Ästhetik angesehen wird, nur muß dann eine solche Eingliederung

ästhetisches Element bedingt, falls er für das Wesen der Sprache entscheidend ist, eine Fundierung der Sprachwissenschaft auf ästhetischen Prämissen. Die ganzheitliche Tendenz in der Sprachwissenschaft nimmt überhaupt bereits seit dem 18. Jahrhundert ihren Ausgang von einer ästhetisch bestimmten Betrachtungsweise.

Die Sprachwissenschaft ist nämlich nicht gleich den Weg gegangen, den ihr die kritische Sprachforschung des Empirismus gewiesen hat. Die extreme Fassung Berkeleys besonders machte die Sprache aus einem Werkzeug der wissenschaftlichen Erkenntnis zu einem Objekt dieser Erkenntnis. Die objektivistische Tendenz des Empirismus mußte aber dazu führen, daß nicht die Sprache als solche, sondern die konkrete Einzelsprache als Objekt der wissenschaftlichen Erkenntnis betrachtet wurde. Daß die Sprache und die Sprachen trotzdem zunächst nicht in einer dem Empirismus entsprechenden analytisch-kritischen Weise bearbeitet wurden, hat seinen Grund darin, daß das 18. Jahrhundert eine starke Neigung zur Ästhetik und zu einer ästhetisch bestimmten Ethik hatte und daß es durch die außerordentliche künstlerische Leistung jener Zeit gerade auf dem Gebiete der Literatur zu einer Betrachtung der Sprache von einem ästhetischen Standpunkte aus gedrängt wurde. Die ästhetische Betrachtungsweise, verbunden mit der Tendenz der Zeit auf Anerkennung des Individuellen, führte einerseits zur Anerkennung der Einzelsprache als individueller Erscheinung, andererseits zur Erfassung des Phänomens Sprache überhaupt unter einem ganzheitlichen Gesichtspunkte. Shaftesbury hat als erster den Sondercharakter einer jeden Sprache betont. Diese Sprachindividualität führte man auf einen jeder Sprache eigenen Sprachgenius zurück. Damit behauptete man aber nicht nur die organisch ganzheitliche Natur der Einzelsprache, sondern man setzte zugleich eine enge Beziehung zwischen Sprache und menschlichem Geist voraus. Das bedeutet, wie es sich vor allem in den Deduktionen Humboldts zeigt, eine Überwindung aller Sprachtheorien, die, wie z. B. Condillac, der Sprache nur den Charakter einer freien, nach dem Gesetze der Brauchbarkeit geschaffenen Erfindung zuschreiben.

---

von dem Begriffe der Ästhetik als Wissenschaft von der Form — nicht nur als Wissenschaft von der s c h ö n e n Form — ausgehen.

Die Auffassung der Sprache als Ausdruck des Geistes in seiner Gesamtheit ist von der deutschen Sprachphilosophie des 18. Jahrhunderts expliziert worden. Sie geht aus von der Sprachmystik Hamanns, der in der Sprache eine göttliche Schöpfung und einen Ausdruck des göttlichen Wesens — entsprechend dem Wesen der Natur — sieht. Von dieser ausgesprochen synthetischen Sprachauffassung ausgehend, sie aber mit der von Leibniz vertretenen Ansicht von der Sprache als Bildungs- und Ausdrucksmittel distinkter Begriffe verbindend, hat Herder eine Philosophie der Sprache geschaffen, die ihrem Charakter als einer nur immer mehr explizierten, von vornherein als Ganzes bestehenden Gegebenheit gerecht wird. Alles Erkennen ist nach Herder nur ein Wiedererkennen, alles In-Worte-Fassen nur eine Anerkennung des Wiedererkennens. Wiedererkannt wird zwar das Phänomen als Gesamtheit, in Worte gefaßt aber werden seine einzelnen Elemente: so gestaltet die Sprache in der Tat distinkte Begriffe. Die deutschen Romantiker, vor allem Friedrich Schlegel und Schelling, haben den schon von Herder implizite gegebenen Begriff der Sprache als Organismus weitergeführt. In dieser Auffassung, in der das Verhältnis des Ganzen zum Einzelnen in eine neue Beleuchtung gerückt wird, wird auch der Begriff der Ursprache als eines historischen Phänomens überwunden. Das Wesen der Sprache läßt sich nicht aus den einzelnen Sprachen und einzelnen Sprachelementen durch Findung eines Generalnenners ableiten. Es liegt vielmehr in der Totalität aller Elemente.

Die Tendenz auf Synthese wurde in konsequenter Weise von Humboldt in seiner Theorie der Sprache durchgeführt. Er sieht in der Sprache nicht eine freie Konvention der verschiedenen Individuen zum Zwecke einer Verständigung. Eine solche Konvention würde ja bereits die Möglichkeit des Verstehens voraussetzen. Die Tatsache des Verstehens ist vielmehr ein Zeichen dafür, daß zwischen verschiedenen Individualitäten im Grunde doch eine Identität besteht, die das Individuum nicht isoliert sein läßt, sondern es in den Mittelpunkt eines Kreises stellt. Garant und Ausdruck dieses Verstehens ist die Sprache. Sprache und Verstehen stehen nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung zueinander, sondern im Verhältnis einer organischen Einheit. Verstehen ist nur in der Sprache gegeben, und Sprache ist nur im Verstehen gegeben. Damit fällt

auch jede Möglichkeit weg, über die Entstehung der Sprache etwas auszusagen. Die Entstehung der Sprache ist identisch mit der Entstehung des Verstehens, die Entstehung des Verstehens aber identisch mit der Entstehung des Geistes überhaupt.

Der Begriff einer Entstehung der Sprache hebt sich nach Humboldt deshalb auf, weil Sprache gar nicht als Werk, als ἔργον, zu verstehen ist, sondern als ἐνέργεια. Die Sprache ist nicht nur Ausdruck eines schon Gegliederten, sondern sie ist, eben als ἐνέργεια, selbst ein gestaltendes Moment. Was sie gestaltet, ist die Synthese, die als solche nicht im Objekt gegeben ist (hierin liegt der falsche Ansatz, der den Empirismus von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt). Aber trotzdem wird durch die Synthese erst die Ordnung, die Hierarchie, die Gültigkeit und damit überhaupt die Wahrheit der Objekte dargestellt. Das Urteil des Denkens hat somit ausgesprochen gestaltende Kraft. Das Denken und sein Ausdruck, die Sprache, sind das formale Element, das die Materie der Objekte gestaltet. Aber Materie kann nicht ohne Form, Form nicht ohne Materie existieren. Die Form ist nur der Gültigkeit nach, nicht aber empirisch-zeitlich dem Dasein der Materie gegenüber primär.

Diese Sprachauffassung Humboldts bezieht das Phänomen der Sprache ganz in den Bereich des geistigen Geschehens ein. Was unsere Auffassung im Prinzip von der Auffassung Humboldts trennt, ist im Grunde nur eine Konsequenz. Der ahistorische Charakter seiner Zeit ließ Humboldt historische Konsequenzen aus seiner Sprachauffassung als belanglos erscheinen. Die Sprache ist für ihn gestaltendes Moment im Bereiche des Geistigen überhaupt, er hat aber sein System nicht nach der geschichtsphilosophischen Seite hin ausgebaut, so daß er die Rolle, die auch nach seiner Auffassung der Sprache im Verlaufe der Geschichte zukommen mußte, nicht explizite dargestellt hat.

Eine im Prinzip ganzheitliche Auffassung vom Wesen der Sprache, die aber nicht von ästhetischen Prinzipien, sondern von erkenntnismäßigen Erwägungen ausgeht, stellt die Sprachauffassung Ernst Cassirers dar.

Aus der Voraussetzung, daß zwischen sprachlichen Erscheinungen und der Denkstruktur Beziehungen bestehen, daß also die sprachlichen Erscheinungen Rückschlüsse auf die Denkstruktur zulassen, zieht Cassirer Schlüsse auf die Stellung der Kategorien Raum, Zeit und Zahl innerhalb der Sprache und des

Denkens. Er sieht in der Vorstellung des Raumes die Grundvorstellung, aus der alle sprachlichen und erkenntnismäßigen Erscheinungen resultieren. Der Raumvorstellung (— die als solche nicht nur Ergebnis einer reinen Sinneswahrnehmung ist, sondern bereits eine Sinndeutung voraussetzt — kommt sowohl eine sachliche als auch eine historische Priorität im Denken und in der Sprache zu, wie überhaupt Cassirer hier sachliche und historische Priorität ohne weiteres gleichsetzt. Die Priorität der Raumvorstellung wirkt sich im Denken dahin aus, daß alle Relationen in Raumrelationen umgedacht werden, daß also der Gegensatz von Ich-Du-Er und der Gegensatz Ich-Welt als räumliche Trennung erfaßt wird. So können Sprachen auf historisch primärer Stufe Objekte nicht an sich, sondern nur in Relationen auf den Raum ausdrücken. Das wirkt sich entweder dahin aus, daß die Objekte je nach ihrer Stellung verschiedene Namen erhalten, oder aber in der Erscheinung der sogenannten Lokalkasus. Letztere drücken bereits die Identität des betreffenden Objekts in allen Stellungen, zugleich aber seine unlösliche Relation zu einer bestimmten Stellung für die Vorstellung aus. Cassirer möchte aus dem Vorhandensein der Lokalkasus auf eine Entstehung des Kasus aus Lokalbezeichnungen schließen. Dies ist aber deshalb nicht beweiskräftig, da eben fraglich ist, ob Lokalkasus wirklich Kasus sind. Dagegen sind die notorischen Beziehungen zwischen dem Artikel und dem Demonstrativpronomen, ferner zwischen den Demonstrativ- und den Personalpronomina (bei letzterer Beziehung läßt Cassirer dahingestellt, auf welcher Seite die Priorität liegt) deutliche Hinweise darauf, daß die Objektivierung in der Tat das deiktische Moment und damit die Raumvorstellung voraussetzt. Daß Raumvorstellung und Objektivierung identisch sind, erweist sich ferner aus der sprachlichen Erscheinung der Benennung von Richtungs- und Raumkategorien durch Körperteile oder wenigstens durch mit der Stellung des Ich in engster Beziehung stehende Objekte. Der Raum wird also vom Ich aus aufgeteilt. Die enge Beziehung zwischen Raum und Objektvorstellung bedingt das Vorwiegen des nominalen Elementes in der Bezeichnung räumlicher Beziehungen. Doch weist Cassirer auf die Temporalkasus hin, die beweisen, daß auch die Zeitvorstellung zunächst nicht unbedingt am Verbum haftet. Cassirer trennt Raum und Zeit sowohl für das Denken als auch für

die Sprache streng voneinander, da die Zeit einen viel komplizierteren Denkvorgang, eine weitgehendere Verarbeitung des bloßen Eindrucks voraussetzt als der Raumbegriff. Für Cassirer wird die Zeit als Kontinuum von der Sprache durchaus nur in deren höchsten Entwicklungsphasen zum Ausdruck gebracht. Die primären sprachlichen Ausdrucksformen weisen nur auf ein Zeitgefühl hin, auf die Unterscheidung einer Gegenwart, der eine gewisse Ausdehnung anhaftet (die also nicht nur ein Grenzbegriff ist) von einer Nichtgegenwart, so daß Vergangenheit und Zukunft nicht geschieden werden. Auf der ersten Entwicklungsstufe kann selbst das Verbum keinen fortlaufenden Vorgang zum Ausdruck bringen. Es bildet alle Vorgänge punktuell in ihren einzelnen Phasen ab. Eine höhere Stufe der Entwicklung wird durch die sogenannten Aktionsarten erreicht, die nicht etwa einen Vorgang in Relation zur Zeit als Kontinuum bringen, sondern nur die zeitliche Relation zwischen einzelnen Vorgängen aufzeichnen. Die Flexion des Verbums dient nicht nur in den semitischen, sondern auch in der ursprünglichen Form der indogermanischen Sprachen dem Ausdrucke von Aktionsarten[1]), nicht von Tempora. Der Rückschluß von der Art, Handlungen sprachlich wiederzugeben, auf den Zeitbegriff ist aber nicht eindeutig, was Cassirer übersieht. Die Zeitkategorie ist zwar allein in der Bewegung erfaßbar, in der Bewegung und mehr noch in komplizierten Handlungen sind aber noch andere Momente wirksam, so daß die Handlung und ihre Darstellung durch die Sprache eine Resultante aus Komponenten darstellen, von denen nur eine der Zeitbegriff ist.

Während Cassirer bei der Darstellung von Raum und Zeit als Formen der Anschauung und des Denkens und der Auswirkung dieser Formen auf die Gestaltung der Sprache zunächst nur Analogien zwischen Denkstruktur und Sprachstruktur nachweist, geht er bei seiner Darstellung des Begriffes der Zahl dazu über, der Sprache eine aktive Bedeutung in der Verknüpfung konkreter Anschauungen mit abstrakten Begriffen zuzuerkennen. Im Begriff der Zahl sieht Cassirer zwar

1) Das Problem der Aktionsarten und der Aspekte beim Verbum betrachtet Ammann (Die menschliche Rede II, S. 155) vom Standpunkte der Urteilsbildung aus und weist darauf hin, daß vom Prinzip des Zeithorizontes aus bei Feststellungen das Problem der Aktionsarten und der Aspekte von einer neuen Seite her beleuchtet werden könnte.

auch eine Form der Anschauung, ohne die es Anschauung nicht geben kann, aber die Zahl gehört doch darüber hinaus auch weitgehend in das Gebiet der intellektuellen Prinzipien. Die Zahl ist eine konkrete Größe. Während die Raumanschauung den Begriff der Einheit unmittelbar vermittelt und der Zeitbegriff den Begriff der Sonderung enthält, umfaßt der Begriff der Zahl beides: Einheit und Sonderung. Die Verbindung dieser beiden heterogenen Elemente zu einem Begriff ist ein reiner Bewußtseinsakt, und zwar auf Grund seiner dialektischen Methode ein typischer Bewußtseinsakt. Die reine Zahl, in der die beiden Elemente der Einheit und der Besonderheit vollkommen verschmolzen sind, ist nur im rein mathematischen Zahlbegriff vorhanden. Da die Verknüpfung der beiden Elemente nur im Bewußtsein, nicht in der Anschauung gegeben ist, war es das Bestreben der Mathematik seit Pythagoras, einen reinen Zahlbegriff unabhängig vom konkreten Vorgang des Zählens zu gewinnen. Die Differenz zwischen der reinen Zahl und dem Zählen konkreter Gegenstände wird durch die Sprache ausgeglichen. In der Sprache und durch die Sprache vollzieht sich der Übergang vom Zählen zur Zahl. Durch die allmähliche Ausbildung der Zahlworte gewinnt das abstrakte Denken die Möglichkeit, den Zahlbegriff zu bilden. Diesen Vorgang spiegelt die Geschichte der Sprache wieder in der Geschichte der allmählichen Bildung von Zahlworten und Pluralen. Die Sprachen gehen hierbei in verschiedener Weise vor, wobei bald das Element der Einheit, bald das der Besonderheit stärker hervortritt. Der Vorgang ist durchaus noch nicht abgeschlossen. Cassirer weist auch in so durchgebildeten Begriffssprachen wie dem Griechischen noch Zwischenstufen der Entwicklung nach (a. a. O. S. 192 f.). Erst allmählich bilden sich die Pluralformen heraus, da diese den abstrakten Begriff von aus Besonderheiten bestehenden einheitlichen Vielheiten voraussetzen. Cassirer weist weiter darauf hin, daß der Begriff der Zahl nicht nur aus dem konkreten Vorgang des Zählens von Gegenständen hervorgegangen sein kann[1]). Er weist auf dem Wege einer

1) Johannes Volkelt (Phänomenologie und Metaphysik der Zeit, München 1925, S. 142) weist scharfsinnig nach, daß die Auffassung Kants, der die Zeit in dieselbe Beziehung zur Arithmetik bringt, in der der Raum zur Geometrie steht, auf einer irrigen Gleichsetzung des Zählens mit der Zahl beruht. Wenn also, wie Cassirer richtig erkannt hat, vom Zählen kein Weg zum Zahlbegriff

Beobachtung sprachlicher Erscheinungen noch zwei Möglichkeiten zur Bildung des abstrakten Zahlbegriffes nach. Die Erscheinung eines durch Reduplikation ausgedrückten Iterativs bei Verba, die dem Plural der Nomina logisch entspricht, weist ihn darauf hin, daß der Begriff der Zahl sich auch aus dem Arbeitsrhythmus mit herausgebildet hat (S. 197). Weiter erkennt er aus der Besonderheit der Behandlung, die die Zahlen 1 bis 2 oder 1 bis 3 in fast allen Sprachen erfahren, den Einfluß der Trennung von Ich, Du und Er im Begrenztsein der Sprechenden auf die Zahlbildung.

Der Vorgang der allmählichen Gewinnung des Bewußtseins einer Trennung von Ich und Außenwelt spiegelt sich nicht nur in der Geschichte der Zahl, sondern erist nach Cassirer überhaupt der entscheidende Vorgang in der Geschichte der Sprache. Ein Ichbewußtsein ist nicht etwa erst dann zu konstatieren, wenn die Personalpronomina als gesonderte Größen in der Sprache auftreten. Die Trennung von Ich und Außenwelt findet bereits einen sprachlichen Ausdruck ohne direkte Bezeichnung. Die allmähliche Ausgestaltung von Possessivbezeichnungen beim Nomen (zum Auftreten einer possessiven Konjugation beim Verbum, das die personale Konjugation ersetzen kann, s. Cassirer, a. a. O. S. 222) und des Mediums beim Verbum sind abgesehen von der Bildung besonderer Personalpronomina die Wege zur Ausgestaltung einer radikalen Scheidung zwischen Subjekt und Objekt.

---

führt, so ist dies in einer sachlichen Differenz zwischen Zählen und Zahlbegriff begründet: das Zählen ist ein im Prinzip zeitlicher Vorgang, der Zahlbegriff ein logischer Begriff, der prinzipiell vom Zeitbegriff abstrahiert ist. Die Sprache ist sowohl am Zählvorgang, als auch an der Bildung des Zeitbegriffes beteiligt, aber nicht — darin hat Cassirer Recht — in Form eines allmählichen historischen Fortschreitens vom Zählen zum Zahlbegriff, sondern der Vorgang des Zählens und die Bildung des Zahlbegriffes sind auch sprachlich betrachtet in sachlicher und historischer Hinsicht getrennte Vorgänge. — Die eigentümliche Bindung der Sprache an eine eindimensionale Zeitrichtung, die auch durch die Möglichkeit der Schriftsprache nicht aufgehalten werden kann, da die Schrift im Gegensatz zur Malerei z. B. auf eine Richtung, d. h. ein Nacheinander, kein bloßes Nebeneinander, nicht verzichten kann, hat Ammann, Die menschliche Rede I, S. 29 f., als konstituierendes Merkmal der Sprache nachgewiesen. Die eigentümliche streng eindimensionale Zeitbezogenheit ist ein Merkmal, das der Sprache ebenso wie dem Denken zukommt. Ammann bleibt aber auf Grund seiner Sprachauffassung bei der Konstatierung dieser Merkmalsgleichheit zwischen Sprache und Denken stehen.

In diesem allmählichen Herausstellen von Differenzierungen, diesem ausgesprochen fluktuierenden Charakter der Sprache liegt überhaupt das Prinzip der Cassirerschen Sprachauffassung. In der Sprache ist nach ihm weder das nominale noch das verbale, weder das substantivische noch das pronominale Moment primär. Die Sprache enthält vielmehr in ihrem Primärzustand (den Cassirer historisch faßt) alle diese Momente in ungeschiedenem Zustande. Weder Verbum noch Nomen stehen am Anfang der Entwicklung, sondern eine gegen den Unterschied zwischen Verbum und Nomen indifferente Größe. Aus dieser Größe heraus erfolgt die Entwicklung der Sprachen entweder sub specie nominis oder sub specie verbi, d. h. es besteht nur eine Tendenz auf eine der beiden Möglichkeiten hin.

Die Rolle der Sprache bei Cassirer ist in ihrem Verhältnis zum Denken eine durchaus aktive. Die Sprache bereitet der Differenzierung des Denkens, der Entstehung der Begriffe den Weg[1]). Sie führte aber niemals bis ganz ans Ziel. Die Sprache gelangt nicht zu einem Zahlbegriff, sie vermag auch nicht den Begriff der Gegenwart als bloße Grenze darzustellen, sondern sie gibt der Gegenwart eine gewisse zeitliche Ausdehnung, sie bereitet auch das Ichbewußtsein nur vor, führt aber nicht zum rein formalen Ichbegriff.

In Cassirers Darlegung der Bedeutung sprachlicher Vorgänge als vermittelnder Aktion zwischen dem ganz im Gebiet der Anschauung liegenden Zählen konkreter Vielheiten und dem abstrakten Begriff der Zahl ist ein sehr typisches Beispiel für seine Auffassung von der Bedeutung der Sprache für das Denken überhaupt gegeben. Cassirer erkennt die aktive Rolle, die der Sprache in der Bildung von Begriffen zukommt, und zieht daraus die methodische Konsequenz, daß die einzelnen Erscheinungen der Sprachbildung in Beziehung zur Begriffsbildung stehen müssen und so Rückschlüsse auf diese zulassen. Einer solchen Untersuchung muß als Gegenstand zweifellos die Sprache als Phänomen an sich zugrunde liegen, das Prinzip der Sprache, das Sosein der Sprache. Dieses punktuelle Sein der Sprache, von dem die einzelnen Sprachen verschiedene Rea-

1) Über den Vorgang der Begriffsbildung selbst, den Cassirer unter einem von dem unseren im Prinzip verschiedenen Gesichtspunkt betrachtet, s. oben S. 86.

lisierungsformen darstellen, ist freilich ohne den Weg über diese Realisierungsformen nicht darstellbar. Die Art unserer Darstellung des Soseins der Sprache auf Grund einer, vieler oder aller ihrer Daseinsformen hängt davon ab, wie das Verhältnis von Einzelsprache und Sprache an sich gestaltet ist. Wenn die Sprache als Prinzip nur eine künstliche Konstruktion darstellt, den größten gemeinschaftlichen Faktor aller Einzelsprachen, der durch Vergleichen der einzelnen Sprachen und Ausschließen des Speziellen gewonnen werden kann, so wird eine Untersuchung der Bildungsprinzipien sprachlicher Phänomene in ihrer Beziehung zu den Bildungsprinzipien des Denkens von allen erreichbaren Sprachen ausgehen müssen und um so mehr an Wahrheitsgehalt für ihre Ergebnisse erreichen können, als sie Sprachen heranzieht. Wenn aber das Sosein der Sprache eine metaphysische Größe ist, wenn also jede Sprache Daseinsform dieses Soseins in seiner Ganzheit ist, so ist ein solches summierendes Verfahren nicht nur unnötig, sondern methodisch falsch. Der Zusammenhang von Sosein und Daseinsformen ist kein geometrisch darstellbarer. Eine Daseinsform ist nicht ein Teil des Soseins, denn das Sosein ist nicht die Summe aller Daseinsformen. Die Daseinsformen sind vielmehr Funktionen des Soseins, und jede dieser Funktionen ist eine Ausprägung des Soseins in seiner Ganzheit. Das bedeutet aber auf die Sprache angewandt den völlig individuellen Charakter der einzelnen Sprache. Deshalb muß jede Untersuchung sprachlicher Prinzipien von einer Sprache ausgehen und sie kann dies, da sich in jeder Sprache das Sprachprinzip als Ganzes realisiert. Die Vergleichung der Sprachen miteinander hat lediglich Bedeutung als heuristisches Prinzip. Dieselbe Erscheinung innerhalb verschiedener Sprachen muß keineswegs dieselbe Ursache haben, da die Strukturverhältnisse in den einzelnen Sprachen durchaus verschieden sind. Jede Sprache bedeutet eine völlig neue Konstellation der im Sprachprinzip gegebenen Möglichkeiten. Im Hinblick auf die Klassifikationsarbeit der Sprache betont Cassirer selbst, daß hier jede Sprache ihre eigenen Wege zu gehen pflegt (S. 264 f.). Das Sprachprinzip als Sosein der Sprache hat durchaus nichts zu tun mit einer Ursprache im historischen Sinne. Die allen Sprachen gemeinsamen Formalprinzipien müssen nicht Ergebnisse eines gemeinsamen historischen Ursprungs sein, sondern sie ver-

stehen sich aus der sachlichen Gemeinsamkeit, daß es sich eben in allen Fällen um Sprache handelt.

Abgesehen von dieser methodischen Differenz unterscheidet sich unsere Auffassung der Sprache von derjenigen Cassirers vor allem dadurch, daß er der Sprache zwar eine aktive Rolle bei der Bildung der Begriffe zuerkennt, daß er aber der Sprache im Grunde nur heuristische Funktionen zuschreibt. Nach Cassirer erfolgt zwar in und an der Sprache die Bildung und die Differenzierung der Begriffe, aber die Begriffe sind dennoch selbständige Größen, die sich, je reiner sie sich ausgestalten, um so mehr vom sprachlichen Ausdruck lösen, denn die Sprache ist für immer an Inhalte und Anschauungen gebunden, kann also den reinen, den absoluten Begriff nicht gestalten[1]).

Das Ziel der Deduktionen Cassirers tritt hier klar hervor: er erkennt den formschaffenden Charakter der Sprache, er sieht, daß die Sprache nicht nur schon vorhandenen Einheiten einen Namen gibt, sondern daß sie aus dem Fluß der Vorstellungen erst begrenzte Größen herauslöst (S. 256), er erfaßt diese Tätigkeit der Sprache als eine notwendige Voraussetzung für die Bildung aller Allgemeinbegriffe und Abstraktionen. Nach Cas-

1) Dieselbe Ansicht wie Cassirer über die Beziehung zwischen Wort und Begriff, zwischen Sprache und Denken vertritt auch Karl Voßler (Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, S. 212 ff.). Er erkennt die Notwendigkeit der Sprache für den Ausdruck des Denkens an, und da Denken nicht ohne gestalteten Ausdruck möglich ist, so ist ein vorsprachliches Denken weder historisch noch sachlich möglich. Aber die Sprache hat ihr eigenes Gesetz, dem sich das Denken wohl oder übel einordnen muß. Das Denken muß also auf eine andere Ebene, die Ebene der Sprache projiziert werden, die Sprache vermag nur Symbole der Gedanken zu liefern, aber diese Symbole sind unvermeidbar. Voßler weist darauf hin, daß alles In-Worte-Fassen so sehr ein Symbolisieren ist, daß Spinoza im Grunde nichts von der sonstigen Ausdrucksweise philosophischer Gedanken Abweichendes tat, wenn er die Gedanken des Descartes more geometrico darstellte: er benutzte die adäquateste Symbolik, die ihm zur Verfügung stand. Ebenso ist alles Darstellen des Logischen mit Hilfe der Sprache nur ein Darstellen mit Hilfe desjenigen symbolischen Systems, das am adäquatesten ist, das aber immer nur annäherungsweise ausdrücken kann, was eigentlich gemeint ist. Diese Betrachtungsweise erkennt einerseits die Notwendigkeit der Sprache für das Denken an, andererseits lehnt sie jede Identifizierung ab. Es wird hier bewußt analytisch getrennt, was wir versucht haben synthetisch zusammenzusehen. Wort und Begriff sind in der Tat zwei Seiten derselben Sache, aber doch derselben Sache. Dieses letztere Moment wird von Voßler — und entsprechend auch von Cassirer — in seiner Bedeutung unterschätzt.

sirer hat aber die Sprache einen nur ihr eigenen „Standpunkt der Weltansicht“ (S. 252), die wissenschaftliche Erkenntnis dagegen einen anderen. Die Sprache vermag zu determinieren und tut dies besonders auf der Stufe der Sprache der Naturvölker in eingehendster Weise, sie vermag aber nicht Allgemeinbegriffe zu gestalten. Ihre Aufgabe erschöpft sich bereits in der Klassifizierung. Cassirers Auffassung von der Sprache gesteht ihr also nur eine vorbereitende Rolle in der Begriffsbildung zu[1]): die Sprache vermag nur „sprachliche Begriffe“ zu gestalten, nicht aber „reine Begriffe“; was die sprachlichen Begriffe besonders charakterisiert, ist ihre Tendenz auf das Aktive, ihr teleologischer Charakter, während das Prinzip der Erkenntnis ein logisches ist. Cassirers Ansicht unterscheidet sich von der unsrigen prinzipiell dadurch, daß er Sprache und Denken als verschiedene Aspekte ansieht. Wenn aber die Sprache dem Denken notwendige Vorarbeit leisten muß, worauf ja gerade Cassirer abzielt, so kann der Aspekt der Sprache nicht von dem Aspekte des Denkens prinzipiell verschieden sein. Wenn die Sprache dem Denken adäquate Einheiten zur Verknüpfung liefern soll, so muß sie bei der Bildung dieser Einheiten auch von einem adäquaten Aspekt ausgehen. Wenn aber Denken und Sprache denselben Standpunkt der Welt bedeuten, so ist eine Verteilung der Aufgaben zwischen Sprache und Denken nicht möglich, auch nicht in der gemäßigten Form der verschiedenen Verteilung der Akzente, wie sie in der Ansicht Cassirers vorliegt. Die wesenhafte Beteiligung der Sprache an der Bestimmung setzt auch ihre Beteiligung an der Verallgemeinerung voraus, da beide Denkvorgänge in einem dialektischen Verhältnis zueinander stehen. Es ist also unsere Aufgabe, über Cassirer hinaus auch die Beteiligung der Sprache an dem synthetischen Denkvorgang der Abstraktion zu erweisen. Wenn

1) Cassirer (a. a. O., S. 247 f.) führt mit Recht aus, daß der Vorgang der Begriffsbildung zunächst nicht eine Unterordnung unter Oberbegriffe bedeutet, sondern in der Feststellung der Besonderheit besteht. Da Ammann (a. a. O. I, S. 99 ff.) das Wesen der Begriffsbildung im Gegensatz hierzu in der Feststellung des Allgemeinen sieht, muß er den Vorgang der Wortbildung vom Vorgange der Begriffsbildung trennen und den Vorgang der Begriffsbildung als sekundär und außersprachlich ansehen. Während also Cassirer von „sprachlichen Begriffen“ reden kann, die er aber im Gegensatz zu unserer Auffassung von den „logischen Begriffen“ trennt, schaltet Ammann das Begriffliche überhaupt aus der schöpferischen Sprachsphäre aus.

dies gelingt, so wird zugleich die Scheidung zwischen sprachlichen und reinen Begriffen hinfällig. Cassirer selbst setzt ein dialektisches Verhältnis zwischen der Arbeit des Denkens und der Arbeit der Sprache voraus, wenn er die Klassifizierung, die doch nach ihm ins Gebiet der Sprachtätigkeit gehört, in den meisten Fällen als das Ergebnis einer Urteilsbildung, sogar eines Werturteils (S. 271), auffaßt, da sich die Klassifizierung nur selten an rein äußere Merkmale hält[1]).

Die rein auf historische Einzelphänomene innerhalb der Sprachen gerichtete Forschungsmethode in der Sprachwissenschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts hat in der Gegenwart, besonders bei Voßler, die Reaktion ausgelöst, die Sprache als solche als überhistorische Erscheinungsform für den allein adäquaten Forschungsgegenstand der Sprachwissenschaft zu erklären. Daß die Sprache eine Größe an sich abgesehen von ihrer Geschichte darstellt, gibt dieser im Prinzip ahistorischen Methode eine gewisse Berechtigung. Die Geschichte der Wissenschaft hat erwiesen — was, wenn die Sprache als organische Ganzheit erfaßt wird, auch theoretisch abgeleitet werden kann — daß eine Fülle von noch so exakt gewonnenen einzelnen Forschungsergebnissen allein durch Vergleichung dieser Ergebnisse niemals zur Erfassung des Phänomens in seiner Ganzheit zu führen vermag. Mit Hilfe der Forschungsmethode reiner Beobachtung historischer Gegebenheiten allein ist dem Phänomen

1) Cassirer weist mit Recht darauf hin, daß der Sexus kein ursprüngliches Klassifizierungsprinzip darstellt. Das Hebräische weist davon noch deutliche Spuren auf, und zwar bei der Bildung der Plurale. Was heute als maskuliner und femininer Plural bezeichnet wird, war ursprünglich wohl ein natürlicher und ein künstlicher Plural. Der künstliche Plural tritt dann auf, wenn ausgedrückt werden soll, daß das im Plural Zusammengefaßte in Wahrheit eine Reihe nicht addierbarer Individualitäten darstellt, daß also die Pluralbildung auf einer unberechtigten Verallgemeinerung beruht. Der natürliche Plural dagegen wird benutzt, um das Ergebnis einer berechtigten Verallgemeinerung, einer korrekten Addition, zu bezeichnen. In der Sprache des Alten Testamentes beobachten wir an dem Schwanken in bezug auf die Verteilung des Sexus bei Sachen noch die erst im Werden begriffene Klassifikation nach dem Sexus, die sich aber doch schließlich als oberstes Klassifikationsprinzip durchgesetzt hat und sich auf dem Gebiete des Plurals auch die alte Klassifikation in natürliche und künstliche Plurale untergeordnet hat, aber nur so, daß die künstliche Pluralendung bei Neubildungen für das Femininum benutzt wurde, während bei einmal traditionell gewordenen Formen die alten Pluralbildungen ohne Rücksicht auf den Sexus beibehalten wurden.

Sprache in der Tat nicht beizukommen. Damit ist aber durchaus nicht die Sinnlosigkeit historisch arbeitender Methoden behauptet. Was die Erfassung des Phänomens Sprache als solches durch prinzipielle Deduktion leisten kann, ist die methodologische Grundlegung, d. h. durch eine solche Deduktion muß und kann die dem Forschungsgegenstand adäquate Methode ermittelt werden. Auf Grund dieser adäquaten Methode (die freilich in absoluter Adäquatheit nur eine Idealkonstruktion darstellt) muß die historische Beobachtungsarbeit geleistet werden. Die methodologische Grundlegung liefert zunächst nur das Werkzeug, nicht die Ergebnisse. Eine theoretisch prinzipielle Grundlegung der einem Forschungsgegenstande adäquaten Methode würde, falls man sich auf den Standpunkt stellt, daß nur rein rationale Methoden wissenschaftlich sind, vor einem unlösbaren circulus vitiosus stehen. Denn dem Forschungsgegenstand kann nur mit einer Methode beigekommen werden, die erst aus seiner Struktur abgeleitet werden muß. Hier hat der Begriff der Intuition seine methodische Berechtigung. Nur durch Intuition, durch Wesensschau ist die Natur des Forschungsgegenstandes im Prinzip erfaßbar, erst von dieser intuitiv erfaßten Prämisse aus kann der rationale Beweis ihrer Richtigkeit angetreten werden. Unsere sprachwissenschaftliche Methode geht von der Voraussetzung aus, daß Begriff und Wort, Kultur und Sprache identisch, nur zwei Seiten derselben Sache, sind. Wenn sich diese Voraussetzung beweisen läßt, so hat sie grundlegende methodologische Konsequenzen: die notorisch in der Geschichte sich vollziehende Entwicklung der Sprache setzt eine Entwicklung der Begriffe voraus. Die Begriffe haben also eine Geschichte, und diese Geschichte ist mit der Geschichte der Sprache identisch. Wenn wir die einzelnen historischen Erscheinungsformen der Sprache erklären und begreifen wollen, so müssen wir sie in dieser ihrer Identität mit der Geschichte der Begriffe auffassen. Die Methoden der Sprachwissenschaft müssen sich also darauf einstellen, daß sie nicht nur rein sprachliche, sondern allgemein geistesgeschichtliche Phänomene vor sich haben. Die Ergebnisse einer solchen Sprachwissenschaft sind nicht nur Aussagen über sprachliche Phänomene, sondern Aussagen über die Geschichte der Kultur überhaupt.

Unsere Betrachtungsweise vom Wesen der Sprache resul-

tiert im Prinzip aus der Erkenntnis des synthetischen Charakters alles Seins. Die Ganzheit des psychischen Seins und Geschehens bedingt, daß auch die Sprache als eine Funktion innerhalb dieses Seins und Geschehens in die Ganzheit einbezogen sein muß. Als Gestaltelemente eines ganzheitlichen Seins sind Wort und Begriff identisch. Sie sind also nicht identisch in dem Sinne, als ob wir nachgewiesen hätten, daß die Behauptung der Unterschiedlichkeit zweier Größen fehlerhaft und darum nicht haltbar sei, so daß das scheinbar Unterschiedliche als identisch anzusehen wäre, sondern wir haben zu beweisen versucht, daß beides, Wort und Begriff, nur zwei verschiedene Seiten derselben Sache darstellen, die in ihrer Gesamtheit für uns nicht darstellbar ist und darum in fiktiver Einseitigkeit unter zwei verschiedenen Formelementen erfaßt werden muß. Der wesenhaft synthetische Charakter des geistigen Seins und Werdens manifestiert sich weiter in dem überindividuellen Charakter des Geistigen. Das geistige Individuum besteht nur in der Gesamtheit und die Gesamtheit prägt sich nur in dem einzelnen Individuum aus. Die wechselseitige notwendige Bedingtheit von Individuum und Gemeinschaft wird für uns an dem Phänomen des Verstehens erfaßbar, und in diesem Verstehen begreifen wir zugleich Charakter und Aufgabe der Sprache[1]). Daß die Sprache als „Verständigungsmittel" dienen kann, ist nicht Ergebnis bewußter Abmachung oder unbewußt entstandener Konvention, sondern die Sprache ist im Phänomen des Verstehens implizite gegeben, wie das Phänomen des Verstehens seinerseits in der Sprache überhaupt erst die Möglichkeit seiner Existenz findet.

Die Sprache als Trägerin und Voraussetzung des Verstehens steht jenseits der Fragestellung, ob die Sprache etwa zu arm sei, den Reichtum des Geschehenden auszudrücken.

1) Diesem überindividuellen Charakter der Sprache wird Voßler (Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, S. 234 ff.) dadurch gerecht, daß er „die Menschenseele, so wie wir sie durch uns selbst und aus unserer Erfahrung kennen, mit all ihren kollektivistischen und individuellen, sozialen und partikularistischen Anlagen und Kräften als Trägerin der Umgangssprache" voraussetzt. Was Voßler hier für die Umgangssprache behauptet, gilt für die Sprache überhaupt. Als Trägerin des Verstehens ist sie in der Tat indifferent gegenüber der Frage, ob sie Ausdruck des Individualbewußtseins oder eines Gesamtbewußtseins sei, da sie dasjenige Moment ist, das diesen Unterschied aufhebt; vgl. oben S. 88 f.

H. Bergson wirft der Sprache vor, daß sie schematisiere, die Individualität des Lebendigen auflöse. Diese Auflösung wird von der Sprache in der Tat vorgenommen, sie ist sogar die eigentliche notwendige Aufgabe der Sprache. Das reine individuelle Leben und Erleben bedürfte keiner Sprache. Wenn nur dieses Leben das allein Reale wäre, dann wäre die Sprache eine unnötige und abgeblaßte Dublette. Die Aufgabe und der Sinn der Sprache liegen aber gerade in der Überwindung der individuellen Grenzen. Es ist nicht Aufgabe der Sprache, gerade diese Liebe und diesen Haß zum Ausdruck zu bringen, wie es H. Bergson verlangt, sondern Gegenstand der Sprache ist gerade die Liebe und der Haß, das unbeschreibbare Etwas, was uns veranlaßt, gerade dieses Gefühl bei aller individuellen Nuancierung als das zu empfinden, was mit „Liebe" oder mit „Haß" bezeichnet wird. Wenn etwas zu arm ist, um die ganze Fülle des Lebens zu erfassen, so ist es nicht die Sprache, sondern der Geist. Wenn wirklich über das Maß des tatsächlich vorhandenen gemeinsamen Faktors hinaus schematisiert werden sollte, so ist dieser Vorgang kein rein sprachlicher, sondern ein Denkvorgang, der nur auch seine sprachliche Seite hat. Die Sprache kann nicht mehr zum Ausdruck bringen als denkend erfaßt wird, sie kann aber alles zum Ausdruck bringen, was erfaßt wird, sie muß dies ihrem Wesen nach können.

Als Antithese zu der Anschauung H. Bergsons zitiert Karl Voßler (Geist und Kultur in der Sprache, S. 111) eine Anschauung, die in einer Novelle von Thomas Mann vertreten wird, und die der Sprache eine selbständige schöpferische Fähigkeit zuspricht. Worte können nach dieser Ansicht Ahnungen von Erlebnissen hervorrufen, „die es gar nicht gibt". Zweifellos liegt aber die Fähigkeit, solche Erlebnisse hervorzurufen, nicht im isolierten Wort, sondern in seinem geistigen Gehalt. Möglich sind Vorstellungen von Erlebnissen, die es nicht gibt, und darum auch Worte, die solche Erlebnisse auszudrücken vermögen. An diesen extremen Beispielen wird deutlich, daß das Gebiet der Sprache dem Gebiete des Geistes überhaupt kongruent sein muß, da sie eine Funktion innerhalb des Geistigen ist, ein notwendiger Faktor mit einer bestimmten Aufgabe: diese Aufgabe besteht in der Überwindung der individuellen Grenzen. Sie stellt geradezu das interindividuelle Moment am Geistigen dar. Sie ist nicht

nur ein Instrument, das zum Zwecke der Verständigung geschaffen wurde und das mehr oder weniger brauchbar sein kann, sondern sie ist ein dem Geistigen wesenhaft zugehöriges Moment. Kritik am Fassungsvermögen der Sprache ist identisch mit Kritik am Fassungsvermögen des Geistes überhaupt. Wenn die Sprache nur ein mangelhaftes Verstehen vermitteln kann, so bedeutet dies, daß allem Geistigen der Mangel einer Isolierung im Individuellen anhaftet, daß der Geist niemals zur Vollendung gelangt, sondern in immer neuen individuellen Ansätzen von vorn beginnen muß, ohne je Aussicht auf Vollendung zu haben.

Das Phänomen der Sprache an sich findet seine historische Existenz in einzelnen Sprachen. Entsprechend realisiert sich das Phänomen des Verstehens in einzelnen Kreisen, innerhalb deren Verstehen möglich ist. Soweit das Gebiet einer Sprache, also das Gebiet eines Verstehens reicht, soweit reicht die Gemeinschaft. In der Tatsache der Sprachen selbst liegt der wahre contrat social. Die Ausbildung von Geheimsprachen ist der Extremfall des gemeinschaftsbildenden Charakters der Sprache[1]). Die Gemeinschaft wurde nicht durch eine Gruppe von Menschen willkürlich konstruiert, sondern die Gemeinschaft bestand und besteht dadurch, daß zwischen einer Gruppe von Menschen Sprache bestand, also Verstehen möglich war[2]). Es

1) Die eigentümlich soziologische Wirkung der Sprache, die gemeinschaftsbildend und damit zugleich Gemeinschaften voneinander abschließend wirkt, führt Ammann (a. a. O. I., S. 17 ff.) in besonders überzeugender Weise aus. Er weist auch auf eine notwendige Tragik im historischen Schicksal der Sprache hin, die schließlich ihrer Tendenz auf Loslösung von ihrer „Erdverbundenheit" zum Opfer fällt und als Sprache der Zivilisation erstarrt und ihre gemeinschaftsbildende Kraft verliert, wie dies besonders in dem gegenwärtigen Stadium des Englischen deutlich wird. — Da die zivilisatorische Sprache eine Bindung an die einzelnen Kulturen nicht kennt, so verfallen nicht nur ganze Sprachen der Auflösung durch die Zivilisation, sondern sämtliche Kultursprachen erfahren eine Durchsetzung mit der Sprache der Zivilisation. Der internationale und intersprachliche Charakter der Zivilisationssprache findet seinen greifbarsten Ausdruck durch die technischen Bezeichnungen, die durchaus willkürliche Bildungen sind und in allen Sprachen akzeptiert werden.

2) Wir trennen damit den Begriff der Gemeinschaft als eines organisch Gewordenen prinzipiell vom Begriff der bewußt gewollten und zweckbestimmten Gesellschaft, eine Trennung, die die Soziologie zu ihren Voraussetzungen gemacht hat. Doch gehen wir über den rein formalen Gemeinschaftsbegriff, wie ihn z. B. Th. Litt (Individuum und Gemeinschaft², Leipzig 1924) vertritt,

gibt kein gemeinschaftsloses Stadium der Menschheitsgeschichte vor dem Gemeinschaftsstadium, sofern die Sprache dasjenige Moment ist, ohne das der Mensch nicht Mensch genannt werden kann. Diese durch die Sprache konstituierte Gemeinschaft ist aber nicht abhängig von der Gemeinschaft des Blutes. Die Sippe ist weder historisch noch sachlich die ursprüngliche menschliche Gemeinschaft, menschliche Gemeinschaft *κατ' ἐξοχήν* ist vielmehr Sprachgemeinschaft. Diese kann in historischen Einzelfällen mit der Sippengemeinschaft zusammenfallen, ist aber durchaus nicht an diese gebunden.

Diese zunächst ins Gebiet der Ontologie gehörenden Deduktionen sind aber nicht auf eine rein systematische Erfassung des Geistes beschränkt, sondern sie haben zugleich ihre Konsequenzen für eine Betrachtungsweise des historischen Geschehens, die den Anspruch machen kann, der Art dieses Geschehens adäquat zu sein. Die Tatsache, daß Zeit nur Form der Anschauung ist, bedingt die Identität des Seins mit dem Werden, so daß alle Aussagen über die Struktur des Seins zugleich Aussagen über die Struktur des Werdens sein müssen. Wenn wir also eine Identität der Sprache mit der Gesamtheit des geistigen Seins überhaupt konstatieren, so haben wir damit die Identität der Sprachgeschichte mit dem historischen Werden überhaupt konstatiert. Die Gesetzmäßigkeiten der Sprachgeschichte sind dann ohne weiteres auch die Gesetzmäßigkeiten der Geschichte überhaupt. Deshalb entscheiden nur die Interessen der Heuristik darüber, ob die Sprachgeschichte aus der allgemeinen Geschichte abgeleitet werden soll oder ob sich das umgekehrte Verfahren empfiehlt. Je nach der leichteren Erkennbarkeit der zur Diskussion stehenden historischen Erscheinung auf dem Gebiete der Geschichte oder der Sprache entscheidet sich die Wahl des Verfahrens. Das Gesamtergebnis muß Ergebnis der beiden sich ergänzenden Verfahren sein. Dem Ziele unserer Betrachtung entsprechend ist es nun unsere Aufgabe zu zeigen, wo die Geschichte der Sprache Anhalts-

dadurch hinaus, daß wir dieser formalen Größe einen ganz spezifischen Inhalt zusprechen. Gemeinschaft ist immer konstituiert durch einen gemeinsamen Besitz an Begriffen und wirkt sich aus in einer Explikation dieser Begriffe. Äußeren Ausdruck findet dieser gemeinsame Besitz und diese gemeinsame Aufgabe in der gemeinsamen Sprache und der Geschichte dieser Sprache.

punkte bietet, die Geschichte des Geistes in ihren einzelnen Erscheinungsformen, in den Kulturen, an Hand der Sprache und ihrer Geschichte zu verstehen [1]).

Das dialektische Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft, das auch die Beziehungen der einzelnen Sprachen zum Phänomen Sprache überhaupt charakterisiert, entscheidet dabei von vornherein über unsere Methode: wir müssen auf das sogenannte vergleichende Verfahren verzichten, weil dies den individuellen Charakter der einzelnen Sprache ignorieren muß, wir müssen uns für eine Sprache entscheiden, aus deren individuellen Gegebenheiten wir den Charakter der Ganzheit ablesen müssen, der die einzelne Sprache angehört [2]).

1) H. Ammann (Die menschliche Rede II) bietet im 9. Kapitel eine mustergültige Untersuchung des Urteilsaktes unter Heranziehung sprachlicher Gegebenheiten. Es wird hier der Versuch gemacht psychologische Tatbestände klarzustellen. Da Ammann sich bewußt auf eine bestimmte historische Situation, die in der deutschen Sprache der Gegenwart ihren sprachlichen Ausdruck gefunden hat, beschränkt, so ist damit implizite ein Verfahren gegeben, das dem unsrigen entspricht. Die Feststellungen Ammanns beziehen sich bewußt nicht auf das Denken an sich, sondern auf eine bestimmte historische Denkart. Untersuchungen wie die von Ammann angestellte lassen sich in derselben Weise in jeder anderen historischen Situation und an jeder anderen Sprache wiederholen. Sie haben neben ihrem Erkenntniswert für das Wesen der Sprache an sich zugleich den Wert geistesgeschichtlicher Monographien.

2) H. Ammann, der sich bewußt von jeder irgendwie mechanistischen Auffassung der Sprache abgrenzt, verzichtet deshalb durchaus auf ein sprachvergleichendes Verfahren und hält sich prinzipiell an die Untersuchung der deutschen Sprache. — Der im Prinzip richtige Ansatz der Schrift von F. N. Finck über „die Haupttypen des Sprachbaus", die davon ausgeht, daß der Sprachbau vorstellungsmäßig bedingt ist, leidet unter der Vernachlässigung des individuellen Sprachcharakters. Dadurch, daß die Sprachen einmal als feststehende Größen betrachtet werden, was besonders das Verständnis der Eigenart des Chinesischen beeinträchtigt, und daß zum anderen inkommensurable Größen verglichen werden, entsteht zwar ein einheitliches Ergebnis, aber dieses Ergebnis ist nur ein unfruchtbares Schema.

IV. Die Relation der Gemeinschaftsstruktur zur Sprachstruktur.

Wenn wir eine Identität von Wort und Begriff, von Kultur und Sprache behaupten, so behaupten wir damit zugleich, daß sich der besondere Charakter einer Kultur in der Besonderheit ihrer Sprache manifestiert. Wir lesen diese Besonderheiten einer Sprache zunächst aus den Eigentümlichkeiten der Grammatik und aus der Verteilung des Wortschatzes ab. Darüber hinaus aber hat die Sprache einer Kultur als Ganzes noch einen bestimmten Typus, einen nur ihr eigenen Charakter, der nicht nur aus der Art und Gruppierung der einzelnen Sprachelemente resultiert. Dies wird an einem Beispiel besonders deutlich: die vergleichende Märchenforschung lehrt uns, daß wandernde Erzählungen sich im Verlaufe ihrer Wanderungen verändern. Sie führt das auf die Ungenauigkeit der Wiedergabe, auf die Akzentverlagerung je nach der geistigen Eigentümlichkeit und Kapazität der einzelnen Überlieferungsträger zurück. Bisher noch vernachlässigt wurde die Bedeutung der Übertragungen in eine andere Sprache. Es wird sich abgesehen von allen Differenzen, die sich aus der Unzulänglichkeit der Überlieferung ergeben, immer ein gewisser von der Sprache her bestimmter Typus der einzelnen Redaktionen einer Erzählung aufweisen lassen. Denn niemand zweifelt daran, daß ein Mensch, der von Kind auf zwei Sprachen gleichmäßig beherrscht, dieselbe Erzählung in den beiden verschiedenen Sprachen anders nuanciert wiedergeben wird. Ein äußerliches Zeichen der abweichenden sprachlichen Nuancierung ist die Tatsache, daß derselbe Bericht in verschiedenen Sprachen verschieden lang sein wird. Dabei ist der Grad der Konzentriertheit des Ausdrucks nicht ohne weiteres ein Kriterium für eine höhere geistige Stufe. Eine gewisse Umständlichkeit des Ausdruckes haftet zwar ohne weiteres allen denjenigen Sprachen

an, die noch wenig Allgemeinbegriffe expliziert haben. Ebenso aber bedingt eine besonders stark durchgebildete begriffliche Nuancierung einen wortreicheren Stil.

Der organische Charakter einer Sprache bedingt, daß diese Verschiedenheit nicht nur auf einzelnen Elementen beruht, sondern daß jede Sprache als solche eine Individualität darstellt. Diese ihre Individualität, die Besonderheit ihrer Erscheinung als Ganzheit ist aber zugleich Ausdruck der Besonderheit einer Kultur, der Sprachcharakter ist identisch mit dem Denkcharakter der betreffenden Kultur, gestattet also entsprechende Rückschlüsse. Eine starke Gefühlsbetontheit, eine besondere begriffliche Sauberkeit, eine Neigung zu konkreter Anschaulichkeit, eine Tendenz zu schöner Form innerhalb einer Sprache sind sichere Kriterien für den entsprechenden Charakter der betreffenden Kultur. Freilich vermag sich der Typus einer Sprache im Verlauf ihrer Geschichte zu nuancieren. Es ist also nicht abzusehen, welche Möglichkeiten eine Kultur und damit eine Sprache noch zu realisieren vermag, solange ihre Geschichte noch nicht zu Ende ist. Erst wenn alle Möglichkeiten eines Sprachtypus erschöpft sind, können wir aus der Gesamtheit seiner Entwicklung ein Urteil über seinen Charakter gewinnen. Eine wertmässige Vergleichung freilich zwischen den einzelnen Sprachtypen wird auch dann nicht möglich sein, da es sich eben um organische, also inkommensurable Größen handelt. Selbst notorische Verfallserscheinungen, wie der Mißbrauch der Sprache zum Zynismus, zum Ausdruck einer bewußt falschen Begriffsbildung gestatten durchaus nicht den Rückschluß auf den absoluten Unwert dieser Kultur und Sprache. Denn es besteht in einer wirklich lebendigen Sprache durchaus die Möglichkeit, diesen pathologischen Zustand zu überwinden. Wo aber solche Verfallserscheinungen das Ende einer Sprache und Kultur bedeuten, ist ebenfalls kein Wertkriterium für die Beurteilung einer Kultur und Sprache in ihrer Gesamtheit vorhanden, da die Erscheinungen einer tödlichen Krankheit nicht maßgeblich sind für die Beurteilung eines Organismus während der Zeit seiner Lebensfähigkeit.

Das Kontinuum der kulturellen Entwicklung (s. oben S. 31) bedeutet notwendigerweise auch ein Kontinuum der sprachlichen Entwicklung. Alle innere Explikation und alle Modifikationen durch äußere Einflüsse vermögen nicht den Typus einer Sprache

zu verändern, ihre Individualität, ihre Identität mit sich selbst zu zerstören. Derselbe Einfluß einer überlegenen Kultur und Sprache wirkt sich, falls er zwei Kulturen in gleich starker Weise trifft, in diesen beiden Kulturen grundverschieden aus. Auf dem Gebiete der Kulturgeschichte ist dies implizite wenigstens durchaus anerkannt, denn Begriffe wie französische, holländische und deutsche Renaissance beruhen ja auf dieser Voraussetzung. Dasselbe gilt auch für die Sprache. Wenn wir also die Geschichte einer Sprache erfassen wollen, so kommt alles darauf an, nicht nur die jeweiligen Veränderungen festzustellen, sondern auch den unveränderlichen Sprachtypus und seine kontinuierliche Entwicklung zu erkennen. Denn dieses kontinuierliche Element entscheidet über das Wesen der betreffenden Sprache und damit der betreffenden Kultur. Es ist das immanente Gesetz, das allen Veränderungen der Sprache von vornherein ihre Richtung gibt. Darauf, daß ein Einfluß von außen her eine Kulturentwicklung, die noch lebendig ist, nicht zerstören und nicht in eine andere Richtung zwingen kann, wurde bereits hingewiesen. Die Entwicklung einer Sprache ist das Moment an der Entwicklung einer Kultur, das sich Zwangsmaßnahmen am stärksten entzieht. Die Sprache ist immer die letzte Zuflucht einer von außen her bedrängten eigenständigen Kultur. In der Sprache wird das Kontinuum der Geistesgeschichte eines Volkes auch dann noch gewahrt, wenn alle anderen Gebiete dem Einfluß einer überlegenen Kultur oder der Unterdrückung durch rein materielle Gewaltmittel erliegen. Ebensowenig wie heterogene Einflüsse von außen her vermag aber auch die innere Entwicklung einer Sprache den eigenständigen Typus dieser Sprache zu verändern. Das Endstadium der Entwicklung ist gegenüber dem Ausgangsstadium nichts prinzipiell Anderes und Neues. Daß eine Erscheinung innerhalb der Geschichte einer Sprache erst in einem späteren Entwicklungsstadium auftritt, beweist aber durchaus noch nichts gegen ihre Ursprünglichkeit, denn was innerhalb einer Sprache überhaupt lebensfähig ist, muß ihrem Typus entsprechen. Das Auftreten neuer Erscheinungen innerhalb einer Sprache darf also nicht nur aus dem auslösenden Moment erklärt werden, das zu der Neubildung führte, sondern daß eine Neubildung gerade so und nicht anders gestaltet wurde, findet seine Erklärung nicht durch die Qualität des auslösenden Momentes,

sondern durch die immer gleiche Qualität der betreffenden Sprache.

Die Behauptung eines einheitlichen Typus jeder Einzelsprache schließt durchaus nicht die Möglichkeit aus, daß jede einzelne Sprache entsprechend der gesellschaftlichen Struktur ihrer Träger wieder in Untertypen eigener Prägung zerlegt werden kann. Von den Trägern der Sprache her erfolgt eine Nuancierung innerhalb der einzelnen Sprachen, die zu dem Unterschied von Literatur- und Volkssprache, zur Entstehung von Spezialsprachen der einzelnen Berufe, Stände und Lebensgebiete führt. Diese Nuancierungen der Sprache bedeuten ebensoviele Nuancierungen des Denkens innerhalb der betreffenden Menschengruppe.

Der Unterschied zwischen Literatur- und Volkssprache wird besonders deutlich, wenn neben einer allgemein akzeptierten Literatursprache noch einzelne, meist landschaftlich verteilte, Volksdialekte existieren, ist aber auch dann vorhanden, wenn eine dialektische Verschiedenheit innerhalb einer Sprache nicht, oder nur in geringem Maße, vorhanden ist. Denn der Unterschied zwischen Volks- und Literatursprache entscheidet sich an der Andersartigkeit des Denkens, das in beiden Spracharten Form geworden ist. Der Unterschied ist nicht nur ein quantitativer, er beschränkt sich nicht auf einen größeren und geringeren Schatz von Worten und syntaktischen Ausdrucksmöglichkeiten. Der Unterschied ist qualitativ, in der Verschiedenheit der Begriffe begründet. In der Sprache des Volkes reden heißt in den Begriffen des Volkes reden. Die Popularität der Sprache kann natürlich auch annäherungsweise erreicht werden, indem man nur die heterogensten Begriffe angleicht oder ausschaltet.

Das Prinzip der Massenwirkung hat hier seinen Ausgangspunkt. Die Demagogie erreicht den Ausgleich bewußt durch Verflachung und Nivellierung der Begriffe.

Völker mit sehr alter Kultur dagegen pflegen den Unterschied zwischen literarischer und Volkssprache und damit zwischen dem Denken der „gebildeten“ Stände und des „Volkes“ tatsächlich auszugleichen, nicht nur auf Kosten einer Verflachung des begrifflichen Denkens, nicht durch eine forcierte Popularisierung, wie sie das Prinzip der Demagogie ist, sondern durch eine allmähliche Durchdringung der beiden Begriffs-

sphären. Diese sind ja nicht unbedingt heterogen, da Volks- und Literatursprache immerhin trotz aller Verschiedenheiten doch dieselbe Sprache darstellen. Die Verschiedenheit des Denkens ist nur durch den Grad der Begriffsexplikation bedingt und drängt von selbst zu gegenseitiger Durchdringung. Alle Versuche, eine solche Entwicklung unter dem Gesichtspunkte irgendeiner außersprachlichen Zielsetzung zu beschleunigen oder aufzuhalten, sind Eingriffe in einen im Wesen der Sache selbst gegebenen, also organischen Vorgang und können darum nur zerstörend wirken.

Daß überhaupt eine von der Volkssprache verschiedene Literatursprache entstehen kann und entstehen muß, ist darin begründet, daß jede Explikation eines Begriffes oder einer Begriffsgruppe mit einer Durchbildung und Verfeinerung des sprachlichen Ausdrucks identisch ist und daß die Explikation einzelner Begriffe und Begriffsgruppen nicht Sache aller Träger einer Kultur zu sein pflegt, sondern immer nur von einzelnen soziologischen Gruppen geleistet wird. Wenn auch die Spannung zwischen der neu durchgebildeten sprachlichen Ausdrucksform und dem allgemeinen Sprachgut der betreffenden Kultur, zwischen dem neu explizierten Begriff und dem allgemeinen Gedankengut der betreffenden Kultur immer wieder ausgeglichen wird, so schafft doch die immer wieder eintretende Explikation neuer Begriffe stets neue Spannungen. Der endgültige Ausgleich kann also erst dann erfolgen, wenn innerhalb einer Kultur keine Begriffe mehr expliziert werden, wenn also die schöpferische Kraft der betreffenden Kultur erloschen ist. In diesem Sinne ist Literatursprache nicht etwa die Kultursprache *κατ' ἐξοχήν*, sondern sowohl Volks- als Literatursprache sind Spiegel und Träger für die Geschichte der betreffenden Kultur.

Die explizierende, die Geschichte einer Kultur weiterführende Sprache, d. h. unter unseren Verhältnissen die Literatursprache, stellt das umfassende Prinzip innerhalb einer Kultur dar, während die Volkssprache, das konservierende Element, stärker mundartlich differenziert zu sein pflegt. Wenn ein Mensch an der explizierenden Sprache keinen Anteil hat, so wird für ihn der Übergang in das Gebiet einer fremden Mundart dem Übergange in eine andere Sprache mit einem anderen Begriffssystem entsprechen. Für denjenigen dagegen, der

an der explizierenden Sprache teilhat, ist der Übergang ein weniger radikaler, da die Literatursprache ein größeres Gebiet, nämlich das Gesamtgebiet der betreffenden Kultur, umfaßt und so höchstens einer leichten landschaftlichen Nuancierung ihres Begriffssystems in ihrer Ausdrucksweise ausgesetzt ist. (Auf die Tendenz der durchgebildeten Literatursprache zur Ausbreitung und sogar zur Überwindung der natürlichen Grenzen weist Ammann, Die menschliche Rede I, Einleitung, S. 26, hin.)

Der lebendige Zusammenhang zwischen explizierender Literatursprache und konservierender Volkssprache ist im Verlaufe der Geschichte einer Kultur nicht immer in gleichem Maße vorhanden. Er kann bis zu einer völligen Trennung beider Momente gestört werden. Solange aber eine Kultur noch lebendig ist, wird der Ausgleich immer wieder eintreten.

Die Erscheinung intervölkischer Kultureinheiten, die meist religiöser Prägung zu sein pflegen, scheint dieses Bild etwas zu komplizieren. Denn hier vollzog sich eine radikale Trennung zwischen der Sprache dieser intervölkischen Kultureinheiten und den entsprechenden Volkssprachen. Dem Literatur-Arabisch der islamischen Kultur z. B. stehen die verschiedenen Typen des Vulgärarabischen gegenüber, dem Latein der Kirche stand das Vulgärlatein gegenüber. Dieser letztere Gegensatz vertiefte sich bis zum Gegensatz zwischen dem Latein der Kirche und den romanischen Sprachen. Der Gegensatz zwischen beiden Formen ist nicht mehr der Gegensatz zwischen einer explizierenden Literatursprache und einer konservierenden Volkssprache. Es besteht zwischen diesen beiden Erscheinungen keine lebendige Beziehung mehr. Das bedeutet aber nicht eine Erstarrung innerhalb der betreffenden Kulturen. Diese Erscheinungen sind vielmehr in der Eigenständigkeit der Kultureinheiten begründet. Der Islam und die katholische Kirche stellen selbständige Kultureinheiten, d. h. eigenständige Begriffskomplexe mit einer eigenständigen Sprache dar. Die sogenannten Vulgärsprachen aber repräsentieren ebenfalls Kultureinheiten mit eigenen Begriffsexplikationen. Sie haben also jede ihre besondere kulturelle und damit sprachliche Entwicklung und müssen ihren eigenen literarischen Sprachtypus entwickeln. Das Hin und Her zwischen dem explizierenden und dem konservierenden Moment spielt sich also nicht zwischen den Vulgärsprachen und der entsprechen-

den intervölkischen Religionssprachen, sondern innerhalb der betreffenden Vulgärsprache und innerhalb der betreffenden Kultursprache selbst unabhängig voneinander ab.

Entsprechend ist auch die weitere Spezialisierung der Einzelsprachen in die Sprachen der verschiedenen Berufe, Stände und Lebensgebiete keine nur-sprachliche Erscheinung. Wie die Eigenart der Sprache einzelner Kulturen kein Phänomen für sich, sondern Ausdruck der Eigenständigkeit des Begriffssystems jeder Kultur ist, so müssen wir auch jede Differenzierung und Gruppenbildung innerhalb der einzelnen Sprachen als Ergebnis einer Differenzierung und Gruppenbildung innerhalb des Begriffssystems der betreffenden Kultur ansehen. Wenn wir also z. B. von Berufssprachen reden, so behaupten wir damit eine gewisse Eigenständigkeit des Begriffssystems der einzelnen Berufe. Die verschiedenen Bezirke geistiger und technischer Betätigung bedeuten innerhalb jeder Kultur eine Unterteilung in deren Begriffssystem und damit eine Unterteilung der Ausdrucksmöglichkeiten und Ausdrucksformen innerhalb ihrer Sprache. Die überall zu beobachtende größere Sicherheit und Leichtigkeit der Verständigung zwischen den Angehörigen derselben Berufe und Stände ist das Resultat der größeren Verwandtschaft der Begriffe innerhalb dieser einzelnen Gruppen. Die Fachsprache ist immer zugleich ein Fachdenken. Das sogenannte Fachgespräch, berüchtigt als Fachsimpelei, stellt ein Gespräch auf der Basis homogener Begriffssysteme dar und ist darum die Mißverständnissen am wenigsten ausgesetzte Form des Verstehens, denn in diesem Fall braucht keine Übertragung in ein anderes Begriffssystem stattzufinden. Die Homogenität schließt allerdings eine geringere Möglichkeit in sich, zur Explikation neuer Begriffe, also zum Ausbau und zur Bereicherung des persönlichen Begriffssystems anzuregen. Die Gefahr einer bis zur Unfruchtbarkeit gesteigerten Einseitigkeit der Begriffsexplikation besteht allerdings nur bei den absolut eindeutigen und einheitlichen Formen eines vom Berufe her bestimmten Denkens. Die weitaus größere Zahl der Menschen pflegt aber verschiedenen soziologischen Gruppen, bestimmt durch Beruf, Abstammung, Konfession etc., zugleich anzugehören und so an Begriffssystemen verschiedener Nuancierung teilzuhaben. Gerade diese Zugehörigkeit des Einzelnen zu verschiedenen Gruppen und Begriffssystemen ermöglicht

den Zusammenhang der Denkgruppen, die zugleich Sprachgruppen sind, innerhalb einer Kultur. Eine scharfe Scheidung der Gruppen muß zu einem Auseinanderfallen des Denkens und damit der Sprache führen[1]). Dem Typus, der nur einer Denkgruppe angehört, begegnen wir sowohl in einer Einseitigkeit, die eine letzte Vollendung menschlichen Seins darstellt: im Typus des absoluten Wissenschaftlers oder Künstlers, im Typus des von der Religion oder der Ethik, dem reinen Altruismus her bestimmten „Heiligen", als auch in der Einseitigkeit der Erstarrung: im Typus des „Bornierten", des Spießers, des Sektierers, des Bürokraten, des Chauvinisten. Diese Extremfälle stellen nur Ausnahmen dar, denn die Spezifizierung der Sprache in Berufs- und Standessprachen ist lediglich eine Nuancierung, keine absolute Spezialisierung. Die Zugehörigkeit eines Menschen zu einer oder normalerweise zu mehreren Denkgruppen offenbart sich in seiner Sprache. Die Sprache wäre ein absolut sicheres Kriterium für die Denkart eines Menschen, wenn sie immer unverfälscht wäre. Mit einer sehr verfeinerten Methode ist allerdings das Studium einer menschlichen Psyche auf Grund der Sprache dieses Menschen durchaus möglich und wird bei sorgfältiger Beobachtung auch zur Erkenntnis gewisser äußerer Verfälschungen der Sprache eines Menschen, die auf Grund irgendeiner von außen her angeeigneten Manier entstanden sind, gelangen können. Wie die Eigenart einer Sprache ein sicheres Kriterium für die Eigenart einer Kultur ist, so ist die Eigenart der Sprache eines Menschen ein sicheres Kriterium für die Eigenart seines seelischen Lebens. Der außerordentlich komplizierte Charakter psychischer Phänomene zwingt uns allerdings, unsere Ergebnisse nur als mit einer gewissen Einseitigkeit behaftete Abstraktionen anzusehen, als ein gewisses Schema, das nur Richtungen, aber nicht absolute Gewißheiten angibt.

Die Tatsache einer Nuancierung der Sprache und des Denkens je nach dem Berufe und dem Stande, innerhalb dessen

1) Die allmähliche Entfremdung zwischen den einzelnen Sprachgruppen betrachtet B. A. Богородицкій, Лекціи по общему языковѣдѣнію, Казань 1913, als den normalen Fall und als das für sprachliche Differenzierungen überhaupt entscheidende Bildungsmoment (s. bes. a. a. O. S. 204 ff.). — Auf die Gefahr einer überspitzten Individualisierung der Sprache in der Entwicklung des modernen Französisch weist K. Voßler (Frankreichs Kultur und Sprache[2], Heidelberg 1929, S. 367) hin.

die betreffende Sprachnuance heimisch ist, ermöglicht es uns weiter, aus der Eigenart einer Sprachnuance auf die Eigenart des Denkens derjenigen Menschengruppe, die eine solche Sprache spricht, Rückschlüsse zu ziehen, und umgekehrt aus den Gegebenheiten eines Lebensgebietes die diesem Gebiete adäquate Sprache zu erschließen und ihre Sondernuance herauszustellen. Bei der Betrachtung eines einzelnen Lebensgebietes und seiner Sprache empfiehlt es sich, sowohl von den sachlichen Voraussetzungen als auch von den Eigentümlichkeiten der Sprache in wechselseitiger Deduktion auszugehen, da ein solches Verfahren den Beziehungen zwischen Denken und Sprache, die ebenfalls wechselseitige Beziehungen sind, am besten entspricht.

Von ausschlaggebender Bedeutung ist die Sprache für die Erforschung der Eigenart und Bedeutung des religiösen Gebietes, da die rein geistige Grundlage der Religion andere Quellen von gleicher Adäquatheit nicht zuläßt und da die bis zum Fanatismus gesteigerte entscheidende Rolle, die die Tendenz auf diesem Gebiete spielt, eine stete Veranlassung zur Umdeutung und Nuancierung der als Überlieferung geltenden Dokumente bedingt, so daß für deren Verständnis immer ein irrationaler Faktor mit in Rechnung gezogen werden muß. Gerade diesen irrationalen Faktor vermag aber eine eingehende Untersuchung der Sprache einer Religion sichtbar zu machen.

Ein typisches Beispiel für den Wert der Sprache als Quelle religionsgeschichtlicher Entwicklungen ist das hebräische Wort חסד. Es bezeichnete ursprünglich dasjenige Moment, das eine Gemeinschaft als solche konstituiert, ist aber allmählich zu einem so spezifisch religiösen Terminus geworden, daß es schließlich diesen seinen alten Sinn nicht mehr auszudrücken vermochte [1]). Seine Tendenz auf Spezifizierung zum religiösen Terminus beweist nun, daß dieses Wort von vornherein eine stark religiöse Nuance gehabt haben muß, denn es ist metho-

1) Auch innerhalb der religiösen Sphäre konnte das Wort חסד nicht mehr das gemeinschaftsbindende Moment ausdrücken. Der mehr explizierte Charakter der späteren jüdischen Religion setzte an Stelle des formalen חסד den inhaltlich gefüllten Begriff der „Tradition“: דברי חכמים, דברי סופרים. Denn dieser Begriff erschöpft sich nicht in seinem Sinne als Bezeichnung des traditionellen Schrifttums, sondern er enthält darüber hinaus noch den Sinn des konstituierenden, des bindenden Elementes der religiösen Gemeinschaft.

disch falsch, ohne exakten Beweis anzunehmen, daß die Geschichte eines Wortes von äußeren Zufälligkeiten bestimmt wurde. Die Geschichte des Wortes חסד ist aber durchaus nicht singulär. Dieselbe Geschichte hat sich an dem griechischen Worte *εὐσέβεια* und dem lateinischen *pietas* vollzogen. Auch diese Worte bezeichnen das konstituierende Element in der Bildung menschlicher Gemeinschaften (s. K. Voßler, Geist und Kultur in der Sprache, S. 23) und haben ebenfalls im Verlaufe ihrer Geschichte einen speziell religiösen Sinn erhalten. So weist uns die Sprachgeschichte darauf hin, daß das gemeinschaftsbildende Element ursprünglich überhaupt ein religiös bestimmtes gewesen sein muß. Die entscheidende Rolle, die die Sprache als Medium des Verstehens in der Bildung der Gemeinschaften spielt, bedingt ihre innere Beziehung zu dem für die Gemeinschaftsbildung ebenfalls konstituierenden religiösen Moment. Diese Beziehung von Religion und Sprache bestätigt sich uns außerdem von der Religion her durch die entscheidende Bedeutung, die dem „Wort" in der Religion zukommt. Das „Wort" ist das, was selbst die vergeistigtste Religion ihrem Gotte als Äußerung seines Wesens zuschreiben muß. Im „Wort" fassen die Religionen ihre Tradition, das bleibende und bindende Element, zusammen. Mag auch für Augenblicksäußerungen des religiösen Gefühls eine andere Ausdrucksmöglichkeit vorhanden sein, die genuine Äußerung des Religiösen, in der der aller Religion notwendig innewohnende Wille zur Dauer zum Ausdruck kommt, bleibt das Wort.

Aus der engen Beziehung zwischen Religion und Sprache müssen wir ohne weiteres schließen, daß die Sprache von der Religion her in entscheidender Weise beeinflußt wird. Der Einfluß der Religion auf die Sprache bezieht sich in besonders auffälliger Weise auf die Wahrung der Tradition und damit der Synthese. Die Religion ist es, die der steten Tendenz der Sprache auf Differenzierung in Einzelsprachen, in Dialekte und Jargons entgegenwirkt. In dem Entstehen spezieller traditioneller Kultsprachen, die historisch betrachtet immer älter als die Umgangssprache sind, findet diese synthetische Tendenz der Religion in bezug auf die Sprache ihren extremsten Ausdruck. Der dialektische Charakter der Religion, ihr nie ausgeglichener Gegensatz zwischen der Neigung Gemeinschaften zu bilden und dem Drange zur Einsamkeit, findet auch seinen

Ausdruck darin, daß sich der Einfluß der Religion auf die Sprache nicht in der Tendenz auf Synthese erschöpft, sondern daß der Einfluß der Religion auf die Sprache sich auch in einem Drange zur Auflösung äußert. Dieser Drang ist nicht identisch mit der innersprachlichen Tendenz auf Differenzierung zu immer neuen Sprachformen, sondern er äußert sich in einer Auflösung des Wortes und der Wortverbindung zu Sätzen selbst. Das Dunkle und Unaussprechbare des religiösen Gefühls äußert sich darin, daß die religiöse Sprache nicht wie die der Wissenschaft auf Schärfe, Prägnanz und Allgemeingültigkeit des Ausdrucks gerichtet ist, sondern daß die Sprache der Religion bis zum unverständlichen Stammeln hin das Unaussprechbare dadurch als solches kennzeichnet, daß sie die Sprache und ihre Gesetze auflöst. Die höchste Auszeichnung, die die religiöse Sprache einem Worte zuteil werden lassen kann, ist, daß sie es unausgesprochen läßt. Der Gottesname wird nicht etwa aus einer magischen Scheu vor Mißbrauch unausgesprochen gelassen, sondern um seiner dominierenden Stellung in der Religion willen. Wir empfinden die Sprache der Mystik gerade in ihrer Schwierigkeit, Eigentümlichkeit und Eintönigkeit (die nur den Versuch darstellt, das semper idem der Religion auch sprachlich zum Ausdruck zu bringen) als die genuin religiöse Sprache. Die zur Manier übersteigerte Dunkelheit der Sprache pseudoreligiöser Sekten beweist ebenfalls, wie sehr eine solche Art Sprache fähig ist Religion darzustellen, und deshalb auch geeignet Religion vorzutäuschen.

Die Diskrepanz zwischen der wissenschaftlichen Tendenz zu unbedingter Klarheit der Sprache und der Dunkelheit einer adäquat religiösen Sprache bedeutet eine Schwierigkeit für die Religionsphilosophie, der diese im Grunde nur dadurch entgehen kann, daß sie sich auf das darstellbare Moment in der Religion, also auf das Gemeinschaftsbildende, nicht auf das Individuelle beschränkt, soweit sie sich nicht mit anderen Mitteln helfen kann, etwa dadurch, daß sie durch die Fassung in Anführungszeichen den religiösen Begriffen den Charakter des Speziellen und durch das Wort nicht erschöpfend Ausgedrückten verleiht, wie das z. B. Przewara tut.

Die Betrachtung der Religionsphilosophie, ihrer Aufgaben und Schwierigkeiten führte bereits an das Problem der wissenschaftlichen Sprache heran. Auch hier beobachten wir ein

dialektisches Verhältnis von Sprache und Denken und müssen deshalb auch mit unserer Problemstellung von zwei Seiten her an den Gegenstand herantreten. Die Fragestellung lautet: was erwarten wir von einer der Wissenschaft und ihren Zielen adäquaten Sprache und wie schließen wir von den Eigentümlichkeiten der wissenschaftlichen Sprache auf die Natur des wissenschaftlichen Denkens? Daß die Ziele der Wissenschaft dem eigentümlich fließenden Charakter eines in der Sprache sich manifestierenden Denkens und aus der Sprache lebenden Denkens nicht adäquat erscheinen, da das Ziel der Wissenschaft auf möglichste Prägnanz der Darstellung und damit des sprachlichen Ausdruckes gerichtet sein muß, ist vor allem von Voßler betont worden.

Voßler unterscheidet das logische von dem sprachlichen Denken (Voßler, Geist und Kultur in der Sprache, S. 220). Daß er vom sprachlichen Denken sprechen kann, bedeutet einen Schritt über die Cassirersche Auffassung von der Sprache als Weg zur Erkenntnis hinaus. Die Sprache bereitet für Voßler nicht nur das Denken vor, sie ist selbst eine Art Denken. Voßler sieht aber in dem rein logischen, von der Sprache abstrahierten Denken nicht die Vollendung des Denkens überhaupt. Sein System ist ein triadisches: aus dem naiven sprachlichen Denken löst sich das rein logische heraus, aber dieses logische Denken kann doch der dynamischen Struktur der Wirklichkeit nicht gerecht werden und geht eine neue Synthese mit der Sprache ein, die nun von der Erkenntnis der „inneren Sprachform" ausgehend das Wesen der Sprache erfassen und sie in weit fruchtbarerer Weise in den Dienst der Erkenntnis stellen kann. Wenn wir die Trias bei Voßler weder sachlich, noch historisch, noch psychologisch als eine Abfolge verschiedener Phasen ansehen, sondern die Trias als in jedem Denkakt gegeben betrachten, so entspricht der Voßlersche Gedanke durchaus unserer Auffassung, daß Sprache und Denken identisch sind. Voßler dürfte allerdings in seiner Trias doch eine Abfolge von Phasen sehen, denn er identifiziert mit diesen verschiedenen Phasen verschiedene Disziplinen der Betätigung des menschlichen Geistes: die drei Phasen entsprechen den Bezirken des poetischen, des naturwissenschaftlich-mathematischen und des geisteswissenschaftlichen Denkens. Dagegen muß aber darauf hingewiesen werden, daß die Trennung

zwischen Natur- und Geisteswissenschaft nur dort streng durchführbar ist, wo die betreffenden Wissenschaften nur handwerksmäßig betrieben werden. Schöpferische wissenschaftliche Arbeit setzt immer das Ineinander des rein „logischen" und des „logisch-sprachlichen" Denkens, d. h. eben die Einheit der Erkenntnis voraus. Mathematik kann nur getrieben werden, wenn sie sich des eigentümlich konstruktiven Charakters ihrer Elemente bewußt ist; ohne die scharfe Schulung an den rein logischen mathematischen Sätzen ist keine geisteswissenschaftliche Arbeit denkbar. Die Araber betrachteten die Mathematik durchaus als „Hilfswissenschaft". Sie ist das für sie zunächst in einem ethischen Sinne: mathematische Erkenntnisse dürfen nicht Selbstzweck sein; aber daß eine solche Abstufung überhaupt möglich sein konnte, beweist doch, daß der rein methodische Charakter der Mathematik für die Araber eine geläufige Voraussetzung ihres Denkens war. Wir behaupten also die Identität von Sprache und Denken auch für das mathematisch-naturwissenschaftliche Denken: die bewegliche Struktur der Begriffe, die in der Sprache erfaßt wird, ist auch für das mathematische Denken Grundvoraussetzung, um das Wesen ihrer bewußt statischen konstruktiven Größen erfassen zu können; und die Notwendigkeit des Verstehens, das nur durch die Sprache erreicht werden kann, besteht für die Mathematik und Naturwissenschaft ebenso wie für jede andere Disziplin.

Was Voßler unter der Scheidung zwischen sprachlichem und logischem Denken und dem triadischen Charakter seines Systems erfassen will, ist der dem fließenden Sprachcharakter entgegengesetzte, auf Statik der Begriffe gerichtete Charakter der Wissenschaft. Der dynamische Charakter des Geschehens, das sowohl in seiner Gesamtheit als auch in seinen einzelnen Erscheinungen Gegenstand der Wissenschaft, ihrer sichtenden, darstellenden und deutenden Tätigkeit ist, zwingt die Wissenschaft, zunächst einmal Grenzsetzungen vorzunehmen. Es ist das Verdienst Ernst Cassirers, nachgewiesen zu haben, daß diese Grenzsetzungen eine sprachliche Angelegenheit sind (Philosophie der symbolischen Formen I, S. 274 ff.). Über Cassirer hinaus, der die Grenzsetzungen durch die Sprache nur als Vorarbeit betrachtet, muß betont werden, daß diese Grenzsetzungen Aufgabe der Sprache *κατ' ἐξοχήν* sind. Die Art wissenschaftlicher Methoden, das Geschehen zu erfassen, ist

im Prinzip differenzierend. Der Weg der Wissenschaft geht auf jeden Fall über die Analyse. Selbst eine Wissenschaft wie die Geschichtswissenschaft ist darauf angewiesen, die Ereignisse abzugrenzen. Die Geschichte als Geschehen kennt keine „Reformation", keine „französische Revolution", kein „Zeitalter der Renaissance". Erst die Geschichtsdarstellung schafft diese Abgrenzungen, und schafft sie mit Hilfe der Sprache. Hier liegen z. B. auch die Schwierigkeiten, an denen unsere medizinische Terminologie leidet. Es ist nicht nur das Ergebnis eines Konventionalismus oder ein unvermeidliches Zwischenstadium, dessen Unvollkommenheit mit der Zeit ausgebessert werden kann, wenn unsere Terminologie Grenzsetzungen vornimmt, wo in Wahrheit fließende Übergänge vorhanden sind. Es ist vielmehr eine notwendige Einseitigkeit zugunsten der Darstellbarkeit, wenn wir terminologisch als festumrissene Größen setzen, was in Wahrheit nur in beschränktem Maße eine Größe für sich darstellt. Auch der medizinische Terminus setzt also in bewußter Einseitigkeit Grenzen, und er setzt diese Grenzen durch die Sprache. Aus dieser Tendenz auf Statik im Dynamischen, auf Besonderheit innerhalb der Einheit resultiert die Tendenz der wissenschaftlichen Sprache auf Prägnanz und eine gewisse Härte des Ausdrucks, die bis zur Trockenheit gehen kann. Alle Versuche die wissenschaftliche Sprache „lebendiger" zu gestalten, d. h. die Prägnanz des Ausdrucks einer leichteren Lesbarkeit zu opfern, können nur auf Kosten der Wissenschaftlichkeit geschehen, denn eben die scharfe Grenzsetzung zwischen den Begriffen, die bis zur Formel gesteigert werden kann, ist das Wesen wissenschaftlicher Darstellung. Die Formel ist nur extremster Ausdruck dessen, worauf die Sprache der Wissenschaft von vornherein tendiert und tendieren muß. Die Setzung von Besonderheiten ist die Methode der Welterfassung, die wir Wissenschaft nennen. Sie ist einseitig, wie alle Methoden unserer Erkenntnis. Sie gibt nur ein Bild der Wirklichkeit von vielen möglichen Bildern. Das Bild der Kunst ist ein anderes. Je nachdem, ob wir die Wissenschaft in ihrer Eigenständigkeit betrachten oder ob wir sie am Gesamtbilde unserer Erkenntnis messen, wird das Urteil über den Wert einer Wissenschaft ausfallen. Unter dem Gesichtspunkt der Eigenständigkeit ist die Mathematik die Vollendung der Wissenschaft. Unter dem Gesichtspunkte der

Synthese aller möglichen Weltbilder ist ihre Hinneigung zur Kunst Kriterium ihres Wertes. Die Wissenschaft gelangt aber nicht dadurch zur Kunst, daß sie ihre Sprache auf Kosten der Prägnanz der poetischen Sprache anzunähern versucht[1]), sondern Kunst und Wissenschaft berühren sich auf dem Gebiete, wo beide in der Erkenntnis der reinen Form gipfeln: in der Musik und den theoretischen Formalwissenschaften.

Neben der Sprache der Religion und der Sprache der Wissenschaft steht noch eine unbegrenzte Zahl von Sprachnuancierungen, die durch die Verschiedenheit des geistigen Habitus in den verschiedenen Lebensgebieten, Ständen und Berufen bedingt werden, wobei die Grenzen zwischen den einzelnen Nuancierungen, die Bedeutung der einzelnen Nuancierungen für den Gesamtcharakter der betreffenden Sprache und die Beziehungen unter den einzelnen Nuancen innerhalb jeder Kultur verschieden sind und darum immer eines besonderen Nachweises bedürfen. Wir kennen die Besonderheit der Rechtssprache, der Kaufmannssprache, der Sprache des Industriearbeiters, des Bauern, des Handwerkers. Die Besonderheit wird nicht nur durch die vorhandenen Fachausdrücke hervorgerufen, sondern ist eine Besonderheit der Sprach- und Begriffsbildung überhaupt[2]). Es bedürfte genauer Untersuchungen und monographischer Darstellungen, um diese verschiedenen Nuancierungen im einzelnen erfassen zu können. Hier soll nur noch ein Gebiet behandelt werden, das als das eigentliche Gebiet der Sprache erscheint: das Gebiet der Literatur im engeren Sinne, d. h. das Gebiet der Dichtung.

1) Über das Problem des künstlerisch-wissenschaftlichen Mischtypus und seine Konsequenzen für eine Synthese von Kunst und Wissenschaft s. unten S. 132 f.

2) Es hängt ebenfalls von der Wirkung der soziologischen Gruppierung auf den Begriffsumfang und von der Identität des Begriffsbereiches mit der Sprache, die von der betreffenden soziologischen Gruppe gesprochen wird, ab, wenn Kinder meistens die Sprache der anderen Kinder und der Dienstboten früher erlernen als die Sprache der Eltern, was besonders dann auffällig in Erscheinung tritt, wenn die Sprache der Eltern nicht mit der Landessprache identisch ist, wofür Otto Jespersen, Die Sprache. Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung (deutsche Ausgabe von Rudolf Hittmair und Karl Waibel, Heidelberg 1925), S. 127 f., Beispiele anführt, die sich beliebig vermehren lassen. Die Kinder erlernen zunächst diejenige Sprache, der eine einfachere Begriffsbildung entspricht, auch wenn dies nicht ihre sogenannte Muttersprache ist.

Voßler sieht in der poetischen Sprache, wo die Sprache nicht mehr Symbol eines anderen, sondern ihrer selbst ist, also aufhört Symbol zu sein (Geist und Kultur in der Sprache, S. 253), die Vollendung dessen, was Sprache ist. Eine solche Auffassung ist die notwendige Konsequenz einer jeden Sprachtheorie, die Wort und Begriff als prinzipiell getrennte Größen ansieht. Wenn das Wort getrennt vom Begriff eine eigene Existenz darstellt, so kommt in der Tat nur dann sein eigenes Wesen zum Ausdruck, wo jede außerhalb des Wortes liegende Bestimmung ausgeschaltet erscheint. Für eine solche Auffassung ist es auch unbedingt nötig, allen Nachdruck auf den Lautcharakter des Wortes zu legen, wie das Voßler tut. Auch von hier aus ergibt sich für eine solche Auffassung die zentrale Bedeutung der Dichtung für das Phänomen Sprache, denn nur in der Dichtung hat der Lautwert eines Wortes selbständige essentielle Bedeutung.

Wenn wir aber von der Identität des Wortes und des Begriffes ausgehen, so ist die Bedeutung der Dichtung für die Sprache nicht in solchem Maße zentral. Ihr Verhältnis zur Sprache wird das Verhältnis eines Spezialfalles gegenüber dem Gesamtphänomen. Die Dichtung bedeutet darüber hinaus sogar ein gewisses Hinübergleiten der Sprache in ein anderes Gebiet, einen Grenzfall. In der Sprache der Wissenschaft liegt der Akzent in der Verbindung von Wort und Begriff ganz auf Seiten des Begriffes, was im Extrem zur Isolierung vom Wort und zum Übergang zur Formel führt. In der Dichtung liegt der Akzent ganz auf der Seite des Wortes, was im Extrem zum bloßen Klangspiel mit Worten führt. Der Dichter ist also gleich dem Wissenschaftler in seiner Handhabung der Sprache bewußt und notwendig einseitig. Gerade diese Einseitigkeit löst ihn ja aus der Masse der Sprechenden heraus[1]). In der

1) Daß das Wort die Gestalt ist, in der sich der Begriff realisiert, ist der am häufigsten beschrittene Weg, ist aber nicht der allein mögliche. Der Begriff kann auch in den Formen und Farben der bildenden Kunst und in den Tönen der Musik Gestalt gewinnen. Dieser Weg ist dem Wesen des Begriffes durchaus nicht weniger adäquat. Aber hier bedingt die Eigenart des Vorgangs, daß zwischen dem Begriff und seiner Gestaltung die Gesetzlichkeit des Materials eingeschaltet wird. In der Vereinigung der Gesetzlichkeit des Begriffs mit der Gesetzlichkeit des Materials besteht das Wesen des spezifisch künstlerischen Gestaltens. Darum bleibt diese Form der Realisierung von Begriffen auf einen kleinen Kreis von Menschen beschränkt, weshalb sich aus den Auswirkungen einer Kultur in der bildenden Kunst und in der Musik

Dichtung finden wir also nicht den adäquatesten Ausdruck dessen, was Sprache ist, sondern wir begegnen hier der Sprache in einer Form, die vom Wesen der Sprache als Ausdruck und Form des Denkens am weitesten entfernt ist; wir beobachten den Übergang zur reinen Klangform, der Musik, da ja hier der Klangwert des Wortes bewußt überbetont wird.

Unsere Auffassung der Dichtung als Extremfall der Sprache führt uns zugleich auf das Problem hin, wie groß überhaupt die Bedeutung spezieller Sprachen für das Gesamtphänomen einer Sprache ist. Jede spezielle Ausbildung der Sprache im Dienste der verschiedenen Lebensgebiete stellt die Überbetonung irgendeines Momentes in der Sprache dar. Das synthetische Moment wird auf Kosten des analytischen überbetont, das originelle auf Kosten des konventionellen, das explizierende auf Kosten des verhüllenden, das begriffliche auf Kosten des rein sprachlichen, wobei in jedem dieser Fälle auch das Umgekehrte möglich ist. Die Überbetonung kann bis zum Verlassen des Gebietes führen, innerhalb dessen sprachlicher Ausdruck möglich ist. Abgesehen von diesen Grenzfällen bedeutet aber alles Überbetonen eines Momentes innerhalb des Phänomens Sprache nur eine Modifikation des Gesamtphänomens nach einer seiner Möglichkeiten hin. Wenn innerhalb einer Kultureinheit irgendein Kulturzweig dauernd oder während einer bestimmten Epoche besonders gepflegt wird, so hinterläßt dies deutliche Spuren im Gesamtcharakter der Sprache. Die Berufsgruppen üben denselben Einfluß auf den Sprachcharakter aus wie das Individuum. Auch hier besteht ein dialektisches Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit. Da die Sprache ja eine mit dem Denken unlösbar verbundene Erscheinung ist, so bedeutet Modifikation der Sprache nach irgendeiner Richtung hin stets auch Modifikation des betreffenden Denkens, d. h. realiter erfolgen die Modifikation des Denkens und diejenige der Sprache in ein und demselben Vorgang. Die Bedeutung spezieller Berufssprachen und damit eines speziellen Berufsdenkens besteht nicht darin, daß ein amorph vorgefundenes Phänomen gestaltet würde, sondern ein längst gestaltetes erfährt eine gewisse Nuancierung. Eine Einzelsprache ist also nicht nur die Summe der innerhalb einer

---

das Gesetz und die Eigenart einer Kultur nicht so unmittelbar herauslesen läßt wie aus der Sprache.

Kultureinheit gegebenen Berufs- und Standessprachen, sondern eine Ganzheit von eigener Gültigkeit (auch der übertriebenste Berufsjargon bleibt ja immer noch die betreffende Sprache), wie ja auch das Phänomen Sprache als solches nicht als Summe aller Einzelsprachen erschöpfend erfaßt werden kann.

Da die Spezialsprachen nur Nuancierungen der betreffenden Sprache darstellen, ist eine radikale Scheidung zwischen den verschiedenen Spezialsprachen unmöglich und unzulässig. Das Wesen der Spezialsprache bedeutet nur das Dominieren eines Elementes[1]). Ebenso bedeutet ein spezielles Denken und Sprechen beim Einzelnen nur ein Dominieren eines Elementes, zumal sich ja das Leben des Einzelnen in verschiedenen Lebensgebieten und Gruppen abzuspielen pflegt. Der Grad des Dominierens ist im höchsten Maße mannigfaltig. Wir beobachten den extremen Typus, bei dem e i n e Nuance des Sprechens und des Denkens in fast absoluter Weise dominiert. Wir beobachten den Typus mit fast allseitiger Ausbildung der Denk- und Sprachnuancen seiner Kultur. Der häufigste Fall dürfte eine allmähliche Abstufung in der Bedeutung der einzelnen Nuancen für den geistigen Habitus des einzelnen Menschen sein. Wenn in einem Menschen zwei Nuancen in etwa gleich starker Bedeutung auftreten, so kann der Fall einer Kombination zweier heterogener Denk- und Sprachformen eintreten. Dann ergibt sich die Neigung, künstlerischen Inhalten eine wissenschaftliche Form zu geben, wissenschaftliche Gedanken

1) Karl Voßler (Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, S. 225 ff.) betont das Moment der Einheit von Poesie und Prosa, wie er es nennt, d. h. von einer Gefühlssprache, die ihren Ausdruck im Rhythmus, im Tonfall, im Reim, in Wiederholungen, im „atmenden Verlauf der Gefühle" findet, und einer Sprache der Logik, deren adäquater Ausdruck die syntaktische Satzstruktur ist, und weist auf die Gefahr hin, die ein Beschränken auf eine Seite der Sprache mit sich bringt. Aus dieser Tatsache zieht aber Voßler den Schluß, daß eben weil eine verständliche und flüssige philosophische Sprache des poetischen Elementes nicht entbehren kann, die Sprache nur ein behelfsmäßiger Ausdruck philosophischer Gedanken ist. Er übersieht dabei, daß dieser Beimischung eines poetischen Elementes in guter philosophischer Prosa auch auf dem Gebiete des Sprach i n h a l t s die Beimischung eines künstlerisch intuitiven Elementes zur reinen Logik des philosophischen Denkens entspricht, so daß gerade in dieser Eigenart der Sprache ihre enge Beziehung zum Denken deutlich wird.

in künstlerischer Form darzustellen, es ergeben sich Kombinationen von Religion und Wissenschaft, von Religion und Kunst. Wenn die Synthese eine schöpferische ist, d. h. wenn es wirklich gelingt, aus zwei heterogenen Voraussetzungen eine dritte neue Einheit eigener Prägung zu schaffen, bedeuten diese Grenzüberschreitungen eine Bereicherung beider Gebiete. Wenn aber die Verbindung eine rein äußerliche bleibt, so entsteht der Eindruck des Manierierten.

Die Tatsache, daß jedem Lebensgebiet eine Eigenständigkeit der Begriffe und darum eine Eigenständigkeit der Sprache zukommt, macht die „Popularisierung" irgendeines geistigen Lebensgebietes unmöglich[1]). Nur der religiöse Mensch versteht die Sprache der Religion, weil nur er die Begriffe des Religiösen erfassen kann. Nur der wissenschaftlich denkende Mensch begreift wissenschaftliche Problemstellungen und Forschungsergebnisse. Hierauf beruht die absolute Sinnlosigkeit, aber auch die Unwiderlegbarkeit jeder Polemik Unberufener. Die Popularisierung etwa der Wissenschaft bedeutet ein Aufgeben zunächst der spezifisch wissenschaftlichen Sprache. Dies pflegt meistens durch eine „Vereinfachung" der wissenschaftlichen Ausdrucksweise zu geschehen, denn die Gegner der reinen Wissenschaft pflegen diese dadurch in Mißkredit zu bringen, daß sie die Wissenschaft einer unnötigen oder sogar absichtlichen Komplizierung der Sprache verdächtigen, ohne zu bedenken, daß gerade die tiefste und reinste Wissenschaft sich einer scheinbar sehr einfachen Sprache zu bedienen pflegt. Gelegentlich kann der Gegensatz zur schulmäßigen Wissenschaft auch dadurch betont werden, daß man sich einer hypermodernen manierierten Sprache bedient. Das Ziel ist aber in jedem Falle, die Sprache der Wissenschaft auf eine Ebene

1) Die Übertragung in eine „populäre" Sprache wäre eine Übersetzung in die Terminologie der Umgangssprache. Aber diese ist nicht etwa ein allgemeines sprachliches Prinzip, das allen Spezialsprachen zugrundeliegt, sondern sie ist selbst eine Spezialsprache. Voßler (Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosopie, S. 232) weist mit Recht darauf hin, daß auf die Umgangssprache literarische Kategorien z. B. wie Poesie und Prosa gar nicht anwendbar sind. Das Gesetz und die Eigenart der Umgangssprache bedürfen ebenfalls einer monographischen Untersuchung. Voßler gibt einen sehr interessanten Hinweis, in dem er die Rhetorik als „kunstvoll verfeinerte Umgangssprache" bezeichnet und sie neben der Sprache der Dichtung und der der Wissenschaft als „dritten literarischen Aspekt der Sprache" betrachtet (s. oben S. 116).

mit einem als normal empfundenen Sprachgebrauch zu bringen, wobei es freilich fraglich ist, ob es einen solchen normalen Sprachgebrauch gibt. Mit der Nivellierung des Sprachgebrauchs tritt aber zugleich eine Nivellierung der Begriffe ein, und damit verlieren die Begriffe ihre individuelle Prägung. Was unter dem Namen populäre Wissenschaft geboten wird, ist nicht Wissenschaft. Es handelt sich dabei nicht um eine fiktive Vereinfachung der Tatbestände zum Zwecke ihrer Darstellbarkeit, sondern um eine Vereinfachung, die bewußt oder unbewußt Betrug begeht, indem sie die Vereinfachung der Darstellungsweise als eine adäquatere Darstellung der Tatsachen hinstellt. Die Popularisierung der Wissenschaft entspringt entweder bewußter Polemik gegen die Wissenschaft und ihre Träger oder einem Propagandatriebe innerhalb der Wissenschaft selbst. Der Propagandatrieb dürfte sogar in den meisten Fällen primäre Ursache sein, da ja erst dadurch, daß die Wissenschaft ihr Gebiet verläßt, die Polemik einen Angriffspunkt finden kann. Der Popularisierungstrieb in der Wissenschaft ist das Zeichen eines zeitweiligen oder radikalen Verfalls. Das Ethos der Wahrheit genügt nicht mehr als alleiniger Antrieb, die Reinheit der Erkenntnis wird dem leichteren Verständnis untergeordnet. Diese Bestrebungen haben ihre sprachlichen Konsequenzen, sie gehen sogar des öfteren von scheinbar sprachlichen Zielsetzungen aus.

Der Vorgang der Begriffsexplikation erwies sich (s. oben S. 56 f.) als ein Vorgang, der nicht in gleichmäßigem Fluß verläuft, sondern sich immer nur auf einzelne Begriffe bezieht. Dieser Struktur der Begriffsexplikation entspricht, historisch betrachtet, ein soziologischer Vorgang: die Explikation der Begriffe ist das konstituierende Moment für die geistigen Strömungen innerhalb eines Volkes und entscheidet damit darüber, welche Gruppe innerhalb eines Volkes die jeweils führende in den einzelnen Epochen seiner Geschichte ist. Dieser Vorgang hat aber entsprechend der vollkommenen Verbindung von Kultur und Sprache zugleich seine sprachliche Seite. Die führende Rolle, die das Prophetentum in einer Epoche der israelitisch-jüdischen Geschichte gespielt, hat nicht nur das Denken des jüdischen Volkes entscheidend bestimmt, sondern auch der hebräischen Sprache Begriffe, Worte, Denkformen und Redewendungen eingefügt, die für das Gepräge dieser Sprache von wesenhafter

Bedeutung gewesen sind. Für die Auffassung der deutschen Geschichte im Mittelalter gilt es als eine Selbstverständlichkeit, daß diese Geschichte von der Vorherrschaft der verschiedenen Stände: Geistlichkeit, Rittertum, Bürgertum bestimmt worden ist und daß diese Vorherrschaft ihren Ausdruck in der jeweiligen Eigenart der Literatur gefunden hat. Mit der Behauptung einer jeweils genuinen Literatur ist zugleich implizite auch eine jeweils genuine Sprache behauptet. Es müßte einmal der Nachweis geführt werden, wie sehr auch die rein linguistische Seite der deutschen Sprachgeschichte in Wechselbeziehung zur deutschen Geistesgeschichte steht. Träger der Explikation von Begriffen kann jede Volksgruppe und jeder Einzelne sein. Es dürfte zu den Ausnahmefällen gehören, daß innerhalb einer Volksgruppe das geistige Leben so stagniert, daß sie an der Explikation der Begriffe überhaupt nicht beteiligt ist. Aber die wirklich epochemachende intensive Explikation bestimmter zentraler Begriffe pflegt jeweils Aufgabe und zugleich konstituierendes Element einzelner geistiger Bewegungen zu sein, die von bestimmten einzelnen Volksgruppen getragen werden. Jede Explikation von Begriffen ist daher zugleich stets Ausbildung und Durchbildung der Ausdrucksmöglichkeiten derjenigen Sprache, die von dem betreffenden Volke gesprochen wird. Ehe man so heterogene Ursachen wie klimatische oder physiologische Veränderungen für die Geschichte der Lautbildung heranzieht, müßte der Versuch gemacht werden, die Geschichte der Lautbildung zu der Verlagerung des kulturellen Akzentes innerhalb eines Volkes, innerhalb seiner Stände und Landschaften, in Beziehung zu setzen. Was sich metaphysisch betrachtet als Explikation von Begriffen erweist, ist historisch betrachtet die Geistesgeschichte einzelner Völker und innerhalb dieser Völker die Geistesgeschichte der einzelnen Bevölkerungsgruppen. Die Intensität des geistigen Vorgangs und seine Wirkung auf die Geschichte eines Volkes ist nicht davon abhängig, wie groß die Zahl derjenigen ist, die Träger der Explikation sind: der Vorgang kann sich soweit zuspitzen, daß die Explikation von einer einzelnen Persönlichkeit geleistet wird und dennoch von grundlegender Bedeutung für die Geschichte der betreffenden Kultur und damit der betreffenden Sprache ist. Eine der auffälligsten und bekanntesten Erscheinungen dieser Art ist die Luthersche Bibelübersetzung, die aber

nur den extremen Fall dessen darstellt, was sich überall und zu jeder Zeit vollzieht.

Da der Einzelne sowohl infolge seiner individuellen Eigenart, als auch infolge seiner Beschäftigung und seiner Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Gruppe durch ein nur ihm eigenes Denken gekennzeichnet ist und darum auch eine nur ihm eigene Sprache spricht, so kompliziert sich der Begriff der Sprachrichtigkeit in erheblichem Maße.

Von unserem Standpunkte aus gibt es nur eine Möglichkeit der Sprachrichtigkeit: die Sprache muß dem Denken adäquat sein. Daneben gibt es in den modernen Kultursprachen eine konventionelle Sprachrichtigkeit, die dadurch entsteht, daß nach dem Prinzip der Häufigkeit ein normaler Sprachgebrauch festgestellt wird, der eine Art Mittelwert aus den verschiedenen Nuancierungen in der Sprache der Stände, Berufe und Lebensgebiete darstellt. Abweichungen von diesem normalen Sprachgebrauch sind nach unserer Sprachauffassung nicht ohne weiteres als Fehler zu betrachten[1]). Was in der Sprache eines Menschen dem Denken adäquat ist, ist für diesen Menschen die allein richtige Ausdrucksweise. Von einem Versehen, dem einmalige Ursachen heterogener Art zugrunde liegen[2]), unterscheiden sich solche „Fehler" dadurch, daß sie der Betreffende s t e t s zu machen pflegt. In denjenigen Sprachen, wo es eine Sprachnorm gibt, vollzieht sich gerade an diesen „Fehlern" die Sprachgeschichte[3]). Eine in diesem Sinne „feh-

1) H. Ammann, Die menschliche Rede I, S. 42 ff., führt eingehend aus, wie die Veränderungen der Sprache nur durch die Forderung der Verständlichkeit, nicht aber durch diejenige der Richtigkeit begrenzt werden.

2) Eine Zusammenstellung der Fehler in diesem Sinne und ihrer Ursachen gibt uns Hermann Weimer in seinem Buche: Psychologie der Fehler, Leipzig 1925. Er legt in Gegensatz zu Freud mehr Nachdruck auf die sachliche Situation als Fehlerquelle gegenüber einer Annahme psychologischer Ursachen.

3) Es ist eine Streitfrage innerhalb der sprachgeschichtlichen Forschung (vgl. Otto Jespersen, Die Sprache . . ., S. 142 ff. und die dort angeführte Literatur), ob sich die Geschichte der Sprache nicht einfach daraus erkläre, daß die Kinder von der älteren Generation niemals eine Sprache vollkommen übernehmen, so daß jederzeit neben der Sprache der Erwachsenen eine Sprache der Kinder besteht, die dann ihrerseits, wenn die betreffende Generation erwachsen ist, eine neue Periode in der Geschichte der Sprache darstellt. Eine solche Auffassung betrachtet die Sprache als ein selbständiges Phänomen und

lerhafte" Ausdrucksweise eines Menschen oder einer Menschengruppe muß für die Sprachforschung stets Anlaß sein, hier eine Besonderheit der Begriffsbildung vorauszusetzen und ihren Ursachen nachzugehen, wobei die Ursachen prinzipiell in der Denkstruktur zu suchen sind.

Daß auch der gelegentliche sprachliche Fehler: aktives Verschreiben und Versprechen, passives Verhören psychologische Ursachen hat und nicht ohne weiteres als zufällig aufgefaßt werden darf, ist von Freud am radikalsten betont worden. Freud legt jedoch den alleinigen Nachdruck auf unbewußte heterogene Ursachen, auf die unbewußte Absichtlichkeit. In direktem Zusammenhang mit gelegentlichen sprachlichen Fehlern stehen aber zunächst Denkvorgänge (die ihrerseits in einzelnen Fällen vielleicht unbewußte Absichtlichkeiten im Sinne Freuds als Ursache haben mögen). So entstehen aktives Verschreiben und Verhören in vielen Fällen durch ein Schwanken in der Anwendung von Begriffen. Dieses Schwanken wirkt sich dahin aus, daß in einem Teil des Satzes eine Begriffsverbindung zum Ausdruck kommt, in einem anderen Teil des Satzes eine andere, so daß durch Kontamination eine notorisch falsche sprachliche Konstruktion entsteht. In anderen Fällen entstehen Fehler dadurch, daß ein Mensch eine Sprache nicht vollkommen beherrscht, d. h. daß er die Begriffswelt, die in dieser Sprache Gestalt gewonnen hat, nicht vollkommen durchschaut und deshalb oft nicht ohne weiteres zu entscheiden vermag, welche logische Situation im Rahmen dieser Begriffswelt in einem Einzelfalle vorliegt und welche sprachliche Formen auf Grund dieser Situation gewählt werden müssen. Neben solchen Fehlern stehen reine Unaufmerksamkeitsfehler, die dadurch entstehen, daß Sprache und Denken auseinander

nimmt als Ursache der Sprachgeschichte heterogene zufällige Einflüsse von außen an. Sie ist nichts weiter als eine verkappte Katastrophentheorie. Eine solche Entwicklung könnte niemals zu einer allmählichen Vervollkommnung einer Sprache führen, sondern müßte schließlich mit einer allgemeinen Korruption enden. Der empirische Tatbestand, von dem eine solche Theorie ausgehen kann, ist der, daß zwischen der Sprache zweier Generationen auffällige Unterschiede bestehen können. Diese Unterschiede bestehen aber nicht in der Form, daß zu jeder Zeit eine Kinder- und eine Erwachsenensprache von verschiedener Prägung nebeneinander existieren. Vielmehr handelt es sich um ein unter bestimmten historischen Umständen auftretendes Nacheinander. Dieses Nacheinander ist primär eine Geschichte des Geistes und erst sekundär eine Geschichte der Sprache.

anderfallen, d. h. daß das Sprechen nur noch eine mechanische Lautbildung darstellt. An den Ursachen der Unaufmerksamkeit kann natürlich die Freudsche Theorie ansetzen. Solche Erwägungen liegen aber außerhalb der Untersuchung sprachlicher Phänomene. An den passiv entstehenden Fehlern des Verhörens[1]) und Verlesens wird der innere Zusammenhang von Sprache und Denken deutlich. Solche Fehler hängen stets davon ab, was der Betreffende auf Grund eines logischen Schlusses oder Trugschlusses zu hören oder zu lesen erwartet hat. Hier ist auch die Erscheinung des Übersehens von Fehlern begründet: das Erwartete und Richtige wird gelesen, auch wenn es nicht dasteht. Die hauptsächliche Ursache davon, daß der Aufnehmende in einen Gedankengang gerät, der mit dem dargebotenen gar nicht identisch ist, liegt darin, daß der dargebotene Gedankengang dem individuellen Denken des Betreffenden nicht ganz entspricht und daß der Aufnehmende sich noch nicht in entsprechender Weise umgestellt hat. Das Problem des Fehlers sowohl im Sinne eines wirklichen Denkfehlers, als auch im Sinne des Abweichens von einer sprachlichen Konvention muß also aus der Besonderheit des Denkens und seiner Beziehungen zur Sprache erfaßt werden, wenn das Wesen dieser Fehler herausgestellt werden soll.

Die Tatsache, daß sich dieser oder jener einer Sprache zu bedienen pflegt, die nicht die Sprache der Kultureinheit ist, der der Betreffende angehört, scheint der Behauptung zu widersprechen, daß eine Sprache adäquater Ausdruck für den Begriffskomplex ist, in dem sich das Wesen einer Kultur expliziert. Die Gepflogenheit sich mehrerer Sprachen zu bedienen beruht auf verschiedenen Voraussetzungen. Die erste Möglichkeit ist, daß in einem Zwischenstadium, in dem die Loslösung einer besonderen Kultur und der ihr adäquaten Sprache aus einer größeren Kultureinheit eben im Werden begriffen ist, das Phänomen einer umfassenden Kultur- und Gelehrtensprache auftritt, die Ausdruck dafür ist, daß die Trennung in neue Kultureinheiten noch nicht alle Gebiete des geistigen Lebens ergriffen hat. Zweitens besteht in Gegenden, wo zwei Kulturen und zwei Sprachen miteinander vermischt sind, die Möglichkeit, daß der Einzelne tatsächlich die Freiheit hat, sich dieser oder jener Sprache zu bedienen.

1) Den Begriffen des Verstehens, Nichtverstehens und Mißverstehens widmet H. Ammann (a. a. O., S. 47 ff.) eine eingehende Untersuchung.

In Fällen, wo die beiden nebeneinander gebrauchten Sprachen Ausdruck zweier sehr verschiedener Kulturen sind, pflegt sich die Sprache, in der geschrieben wird, nach dem behandelten Gegenstand zu richten. Wer etwa das Hebräische neben einer der europäischen Sprachen beherrscht, wird für genuin jüdische Inhalte eine Darstellung in hebräischer Sprache vorziehen. Dies geschieht nicht nur wegen des zu erwartenden Leserkreises, sondern um der präziseren Darstellbarkeit willen. In dem Vorhandensein bestimmter termini technici innerhalb einer Sprache findet die Tatsache des Adäquatseins einen greifbaren Ausdruck, dies ist aber nur ein extremer und ziemlich grober Fall. Das Adäquatsein wirkt sich gerade in den feinsten Nuancierungen aus.

Den organisch bedingten Fällen, wo die Vielsprachigkeit des Einzelnen historisch begründet ist, steht der Fall gegenüber, daß eine fremde Sprache aus äußeren Gründen gewählt wird. In solchen Fällen liegt eine einfache Übersetzung vor, wobei es gleichgültig ist, ob die Übersetzung vom Autor selbst oder von einem anderen vorgenommen wird. In allen den Fällen, die heute sehr häufig sind, wo eine Darstellung in Rücksicht auf einen neuen Leserkreis sich einer Sprache bedienen muß, die der Kultureinheit, der der Verfasser angehört, nicht entspricht, liegen im Grunde immer Übersetzungen vor. Es ist dabei aber mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ein Mensch in eine Kultureinheit sich so gebend und nehmend einzubeziehen vermag, daß im Laufe der Zeit die neue Sprache tatsächlich adäquater Ausdruck seines Denkens wird und so den Charakter des Übersetzten verliert[1]). Otto Jespersen (Die

1) Eine Komplizierung des Falles durch ein Zusammentreffen nicht zweier, sondern mehrerer Komponenten liegt bei den sogenannten Kompromißsprachen vor (vgl. besonders Otto Jespersen, Die Sprache. Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung, deutsche Ausgabe Heidelberg 1925, S. 198 ff.). Das sogenannte Beach-la-mar und das Pidgin-Englisch z. B. stellen solche Mischsprachen dar, die lediglich praktischen Interessen dienen. Es liegen hier zweifellos neue Sprachen mit genuinen Begriffsinhalten vor, und diese Begriffsinhalte bestimmen sich aus der im geistigen Sinne primitiven Situation. Das Problem der aus praktischen Bedürfnissen entstandenen Kompromißsprache, die sich immer an irgendeine der gebräuchlichen Kultursprachen anzuschließen pflegt, ist für das moderne palästinensische Hebräisch besonders akut. Die Körperschaft, die sich die Pflege des Hebräischen zur Aufgabe gemacht hat (ועד הלשון), steht hier vor dem Problem, die reine hebräische Sprache und damit zugleich deren geistige Traditionen vor einem Versinken in einer an

Sprache. Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung, S. 128) weist darauf hin, daß Kinder sich besonders schnell in eine neue Landessprache einzuleben pflegen, da sie eine so starke Abneigung gegen ein von dem Verhalten anderer Kinder abweichendes Auftreten haben, daß sie sich so schnell wie möglich der neuen Sprachumgebung anpassen. Das psychologische Moment, das Jespersen als Ursache anführt, ist zweifellos vorhanden, würde aber niemals zu einem Erfolge führen, wenn nicht die kindliche Begriffswelt einfacher und darum national weniger differenziert wäre, denn das Einleben in eine neue Sprache bedeutet für die Kinder Einleben in eine neue Begriffswelt, diese Begriffswelt ist aber nicht in dem Maße andersartig wie die Begriffswelt, die Erwachsene im entsprechenden Falle vorfinden, da Kinder sich zunächst nur in die relativ einfache Begriffswelt ihrer Spielkameraden und der Dienstboten einleben müssen.

Das Problem der Mehrsprachigkeit wird dann besonders aktuell und zu einem der wichtigsten Kriterien für den Verlauf der Menschheitsgeschichte, wenn eine Häufung des Phänomens eintritt, d. h. wenn durch sogenannte Völkerwanderungen ganze Volksgruppen und damit ihre Sprache in Kollision geraten. Die historische Sprachwissenschaft leitet aus der „Überschichtung" verschiedener Sprachen das Vorhandensein von Völkerwanderungen und sogar deren Weg ab. Wenn also eine Sprache verschiedene Elemente aufweist, die, wenn auch in verschiedenen Mengenverhältnissen, den Sprachcharakter bestimmen, also nicht nur gelegentliche Entlehnungen darstellen, so wird daraus geschlossen, daß hier eine ursprüngliche Sprache von der einer eingewanderten Gruppe teilweise ersetzt worden ist[1]). Eine solche Forschungsmethode verspricht dann

das Hebräische angelehnten Mischsprache zu bewahren, und den rein praktischen Verständigungstendenzen Bestrebungen entgegenzustellen, die die Sprache als Ausdruck geistiger Werte pflegen. Das Vorhandensein einer Grundsprache allein verhindert nicht die Jargonierung. Die Jargonierung kann nur dadurch verhindert werden, daß die geistigen Werte, die in jener Grundsprache enthalten sind, die Führung in der Sprachbildung behalten.

1) So z. B. in dem Verhältnis des Protohethitischen zum Hethitischen (oder wie man besser mit E. Forrer, Die Inschriften und Sprachen des Hatti-Reiches, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, N. F. Band 1 (1922), S. 202 ff. sagt: zum Kanisischen), vgl. Albrecht Götze, Kulturgeschichte des alten Orients, 3. Abschnitt, 1. Lieferung in: Handbuch der Altertumswissen-

glaubwürdige Resultate, wenn der Charakter einer solchen Ersetzung erkannt wird, d. h. wenn der sprachliche Vorgang zugleich als ein Vorgang im Gebiete des Denkens erfaßt wird. Es ist die Beobachtung gemacht worden, daß der lexikographische Gehalt einer Sprache wesentlich konservativer ist als z. B. die Wortflexion oder entsprechende grammatikalische Erscheinungen. In dieser Erscheinung spiegelt sich die enge Verbindung von Wort und Begriff wieder. Gerade das Wort ist so eng an den Begriff gebunden, daß es ohne eine unbedingt entsprechende Modifikation des Denkens nicht ersetzt werden kann. Soweit es sich um Gattungsbezeichnungen für konkrete Dinge handelt, läßt sich das Gesetz, nachdem die Ersetzung durch neue Worte erfolgt, leicht erkennen: wofür die zugewanderte Sprache keine entsprechenden Ausdrücke hat, das muß beibehalten werden, so die Namen der Tiere und Pflanzen und die Fachausdrücke für die speziell von einem der beteiligten Völker allein ausgeübten „Techniken“ [1]). Wo es sich um Abstrakta handelt, ist die Feststellung wesentlich schwieriger, da wir in diesem Falle allein auf die Beobachtung sprachlicher Vorgänge angewiesen sind und die konkrete historische Situation uns kein Kriterium liefert. Doch werden wir auch hier Fingerzeige finden, wenn wir daran festhalten, daß alle sprachlichen Vorgänge, die zu teilweiser Ersetzung führen, im Grunde geistige Vorgänge sind und den Gesetzen solcher Vorgänge unterliegen. Es kann nicht ein Wort willkürlich ersetzt worden sein und ein anderes nicht. Die Ersetzung erfolgt vielmehr nur, wenn eine gewisse Homogenität vorhanden ist, andernfalls kann nur ein Nebeneinander beider Begriffs- und Sprachwelten stattfinden, das seine Spuren in der Sprache hinterlassen muß. Wir können dann mit einiger Sicherheit annehmen, daß eine Überschichtung wirklich stattgefunden hat, wenn eine Gesetzmäßigkeit in dieser Überschichtung zu erkennen ist, die einen zugrunde liegenden geistesgeschichtlichen Prozeß verrät. Wenn dagegen eine solche vom Geiste her bestimmte Gesetzmäßigkeit nicht festgestellt

schaft, herausg. von Walter Otto, München 1933, S. 52 f., und des „Prägermanischen“ zum „Indoeuropäischen“, vgl. Sigmund Feist, Indogermanen und Germanen, Halle 1924, Kap. X, S. 87 ff.

1) So im Deutschen die Bezeichnungen auf dem Gebiete der Schiffahrt und Tischlerei, wozu S. Feist, a. a. O., S. 89.

werden kann, so müssen wir damit rechnen, daß der Anschein einer Überschichtung nur dadurch erweckt wird, daß wir ein umfassenderes Bildungsprinzip der betreffenden Sprache, das auch die scheinbar heterogenen Bildungen umfaßt, nicht erkannt haben.

Wenn Denken und Sprache identisch sind, so folgt daraus, daß die Gruppe von Menschen, die eine Sprache sprechen, so sehr diese auch im einzelnen nuanciert ist, einen trotz aller individuellen Nuancierung einheitlichen Denktypus darstellt. Es ergibt sich nun das Problem der Priorität dieser Einheitlichkeit, d. h. die Frage, ob die Einheitlichkeit einer Kultur durch die Einheitlichkeit des Typus, der Träger der Kultur ist, bestimmt und garantiert wird oder ob die Einheitlichkeit der Kultur einen gewissen normierenden und allmählich typusbildenden Einfluß ausübt. Wenn wir die Kultur und ihre Geschichte auf allen Gebieten als Geistesgeschichte und deren Folgeerscheinungen ansehen, so löst sich das Problem dieser Priorität dahin auf, daß zwischen der Kultur und der sie gestaltenden und tragenden Menschengruppe ein dialektisches Verhältnis besteht, da eine gegenseitige Ausgestaltung stattfindet. Die Einheitlichkeit des Typus ist in der Existenz der betreffenden Kultur gegeben und die Kultur existiert als solche, d. h. als eine Größe eigener Prägung, durch die Einheitlichkeit des Denktypus.

Das Problem der Priorität des einheitlichen Typus vor der einheitlichen Kultur besteht nur dann, wenn für die Einheitlichkeit des Denktypus innerhalb einer Kultur nicht geistige, d. h. also körperliche Faktoren als Ursache angesehen werden. Unsere Problemstellung berührt sich hier mit der Frage, ob die Rasse ein kulturbildender oder gar der allein kulturbildende Faktor ist. Es pflegt der normale Zustand zu sein, daß die Träger einer Kultur eine gewisse rassische Verwandtschaft aufweisen. Fraglich ist aber, ob dieser Tatsache ein für das Wesen der Geistesgeschichte bestimmender Charakter zukommt, oder ob es sich hier um eine Folgeerscheinung handelt. Wenn wir uns die Entstehung eines Begriffskomplexes eigener Prägung vergegenwärtigen, so müssen wir uns vorstellen, daß hier eine Ausbreitung in konzentrischen Kreisen erfolgt ist, d. h. daß ein Denktypus bestimmter Prägung zunächst von einem Menschen in rein ausgebildeter und so intensiver Form vertreten wurde, daß er eine Wirkung nach außen hin erzielte, die zur Bildung einer Gemeinschaft im Sinne von Meister und

Jünger führen mußte. Die Gemeinschaft mußte ihren Ausdruck finden in einer besonderen Nuancierung der Sprache, die, falls es sich um einen Begriffskomplex von besonderer eigenständiger Prägung handelt, bis zur Entstehung einer neuen Sprache führen kann. Wenn der Begriffskomplex von großer Kraft und Weite ist, so kann er immer neue Träger der Kultur, die er aufbaut, an sich heranziehen. Das bedeutet für die Sprache, daß sich der Bereich, innerhalb dessen sie verstanden wird, d. h. adäquater Ausdruck des Denkens ist, immer mehr erweitert. Das Zusammenwohnen von Menschen von einem gewissen gleichen Typus körperlicher Art bringt es mit sich, daß eine Kultur bei ungestörter Ausbreitung zunächst Menschen von ungefähr gleichem körperlichem Typus erfaßt, so daß der Eindruck erweckt wird, als sei rassische Gleichheit Voraussetzung für die Zugehörigkeit zu einer und derselben Kultureinheit. Dies Bild ändert sich sofort, wenn sich als Folge irgendwelcher plötzlicher Katastrophen oder durch allmähliche Abwanderung eine Völkerwanderung vollzogen hat. In solchen Fällen werden einzelne oder ganze Gruppen allmählich in Kultureinheiten eingegliedert, zu denen sie ursprünglich in keiner Beziehung standen und mit denen sie auch keine Einheitlichkeit des körperlichen Typus verbindet. Der so geschaffene Zustand, der in der gegenwärtigen historischen Situation bei weitem überwiegt, schließt die Möglichkeit einer Rasse als Träger einer Kultureinheit aus. Die Einheitlichkeit einer Kultur wird nicht durch die rassische Einheitlichkeit der Gruppe garantiert, die Träger dieser Kultur ist. Das Hin und Her des historischen Geschehens würde jede einheitliche Kulturbildung unmöglich machen, wenn hier nicht durch geistige Faktoren, die von allen Zufälligkeiten, selbst von Katastrophen unabhängig sind, ein Kontinuum der Entwicklung garantiert würde. Der sichtbare Ausdruck einer Kultureinheit ist die Einheit der Sprache, nicht die Einheitlichkeit der Rasse [1]). Sprachtypus und Rassen-

1) Der Begriff der Rasse bezieht sich zunächst auf die Differenzierung der Menschen zu körperlicher Besonderheit. Doch ziehen die Rassentheorien daraus die weitere Konsequenz, daß diese Besonderheit sich zwar in körperlichen Merkmalen auswirkt, aber außerdem noch ihre geistige Komponente hat und daß infolgedessen die Rassenzugehörigkeit zugleich über die geistige Qualifizierung eines Menschen entscheidet. Das qualifizierende Moment bedeutet allerdings bereits eine eingeschlichene Prämisse. Der Nachweis wird von den Vertretern dieser Theorien auch nur empirisch geführt. Läßt man

typus fallen aber durchaus nicht zusammen. Der Einfluß der Rasse im Sinne einer auch oder ausschließlich durch körperliche Faktoren bestimmten Bildung von Typen auf die Gestaltung der Kultur schließt eine Gestaltung der Geschichte vom Begriffe her aus, da er bedeuten würde, daß die Begriffsbildung Folge heterogener Ursachen wäre, nicht aber vom Begriffe selbst aus erfolgte. Wenn also alle Angehörigen einer Kultur eine gewiße Einheitlichkeit des geistigen Typus aufweisen und diese Einheit alle Angehörigen dieser Kultur unabhängig von ihrer Rasse zu erfassen pflegt, so ist diese Einheitlichkeit kein Irrweg der Geschichte, den man schnellstens korrigieren müßte, sondern sie ist eine notwendige Konsequenz der Tatsache, daß die Geschichte von der Geschichte des Geistes her bestimmt wird.

Für die einzelnen Nuancierungen einer Sprache ist zweifellos das Individuum der Urheber. Die persönliche Individualität sowohl, als auch die soziologischen Gruppen, zu denen sich die Einzelnen zusammenschließen und die ihrerseits wieder eine individuelle Ganzheit darstellen, bedingen eine Unterteilung der einzelnen Sprachen in spezialisierte Ausdrucksweisen. Diese Unterteilung ist aber keine statische, sondern eine fluktuierende. Sie ist nicht nur fluktuierend in dem Sinne, daß keine scharfen Grenzen und überall Übergänge vorhanden sind und daß nur die Extremfälle eine radikale Scheidung zulassen, sondern auch in dem Sinne, daß gerade von dieser Unterteilung aus die stete Nuancierung und damit Explizierung der Begriffe und der Sprache erfolgt. Das Individuum und seine verschie-

die Gültigkeit dieser Behauptung dahingestellt und läßt sie zunächst fiktiv als richtig gelten, so ist auf Grund dieser Fiktion durchaus konsequent weitergebaut, wenn die Rassentheoretiker die Rasse als das kulturbildende und allein kulturbildende Moment ansehen. Es ist aber nicht möglich, daß Rasse erst dann rein als kulturbildender Faktor wirken kann, wenn das Prinzip der Rasse theoretisch aufgedeckt worden ist. Rasse muß immer kulturbildend gewesen sein oder sie kann es nie sein. Die Tatsache, daß fast alle bestehenden Kulturen von Menschengruppen geschaffen wurden, die rassisch in keiner Weise einheitlich sind, läßt sich niemals erklären, wenn Rasse als allein kulturbildend betrachtet wird. In diesem Falle hätte es von vornherein zu Rassenkulturen kommen müssen. Es bleibt einer solchen Theorie nichts anderes übrig, als unter den verschiedenen Rassen, die Träger einer Kultureinheit sind, irgendeine für die allein kulturschöpferische zu erklären und die übrigen, die an dieser Kultur ebenfalls teilhaben, zu Schmarotzern zu degradieren, wobei allerdings ungeklärt bleibt, warum die allein schöpferische Rasse dieses Schmarotzertum duldete, da sie doch eben die notorisch starke Rasse gewesen sein soll.

denen Gemeinschaften, die ihrerseits wieder individuelle Ganzheiten sind, sind Träger der Explikation. Der schöpferische Anteil des Individuellen an der Geistesgeschichte ist aber immer an das dialektische Verhältnis zwischen der Individualität und der Ganzheit gebunden. Ohne die synthetisch konservierende Leistung des Ganzen wäre die explizierende Leistung des Individuellen ohne Gegenstand: ohne die Ganzheit gäbe es für das Individuum nichts, was expliziert werden könnte. Die Wechselwirkung des Individuellen und der Ganzheit vollzieht sich auf einer rein geistigen Basis. Nur als Glied in der Entwicklung des Geistes ist das Individuum schöpferisch. Die körperliche rassische Besonderheit der verschiedenen Menschengruppen ist in diesem Prozeß kein schöpferischer Faktor, sie ist sogar zum Teil Ergebnis geistiger Bedingtheiten, nicht nur auf dem völlig unkontrollierbaren Wege einer direkten Beeinflussung des körperlichen Habitus durch die Art des eigenen Denkens und durch den Einfluß der Vererbung von Denkweisen, sondern auch auf dem mittelbaren Wege einer Gestaltung der äußeren Lebensbedingungen von geistigen Faktoren her, wodurch ebenfalls ein Einfluß auf den körperlichen Habitus ausgeübt werden muß.

V. Sprachwissenschaft als Begriffsgeschichte.

Wenn wir die Geschichte als Geistesgeschichte gefaßt haben, so haben wir damit das Element des Geistigen als primäre Ursache alles Geschehens gesetzt. Als Ursache, die selbst ohne Ursache ist, muß dem Geistigen der Charakter einer stets aus sich heraus gestalteten und gestaltenden schöpferischen Kraft zukommen. Das Geistige ist also als ein immer Fließendes, als ein System von ineinander und miteinander wirkenden Kräften anzusehen. Jedes der Kraftzentren des Geistes ist idealiter im Ganzen des geistigen Weltgeschehens wirksam, wenn auch in immer abnehmendem Maße, je größer die Entfernung von den einzelnen Kraftzentren ist. Wenn wir trotzdem in der Lage sind, aus dem in ständiger Bewegung befindlichen Spiel der Kräfte faßbare Einheiten, eben die Begriffe, herauszulesen, so geschieht dies mit Hilfe des Wortes. Dem Worte kommt also die Aufgabe zu, das Fließende in begrenzten Größen zu gestalten, die aber nicht absolut in sich geschlossene statische Größen im mathematischen Sinne sind, sondern Organismen, die, obwohl sie ihr Eigenleben haben, dennoch zum Ganzen in der lebendigen Wechselwirkung des Kräfteaustausches stehen. Das Wort ist also mehr als ein fiktives Schema, das zu Zwekken der Verständigung auf ein sonst nicht beschreibbares Phänomen angewandt wird, sondern es ist das ordnende und gestaltende Prinzip innerhalb dieses Systems überhaupt. Da das Wort ordnendes und gestaltendes Prinzip ist, so bedeutet die Aussprechbarkeit eines Begriffes oder einer Begriffsverbindung ein Kriterium dafür, daß der betreffende Begriff wirklich ausgereift ist, d. h. Gestalt gewonnen hat, während umgekehrt ein Begriff, der noch nicht ausgereift ist, auch nicht in Worte gefaßt werden kann. Die Sprache als ordnendes und gestaltendes Prinzip wirkt kulturbildend. Jede einzelne Sprache gestaltet das Phänomen des Geistes in ihrer individuellen Weise. Es gibt Sprachen von größerer oder geringerer Gestaltungs-

kraft, es gibt aber keine Idealsprache in dem Sinne, daß eine Sprache sich absolut, oder doch genauer als andere, mit einer Gestalt und einer Abgrenzung der Begriffe deckt, die als die ideale anzusehen wäre, denn es gibt keine Gestalt und Abgrenzung der Begriffe außer in der Sprache. Es gibt also keine „Ursprache" im Sinne einer Idealsprache, sondern die „Ursprache" ist die metaphysische Gegebenheit der Sprache, dasjenige Moment in jeder einzelnen Sprache, das sie als Sprache konstituiert. Sie ist das Moment, das uns keinen Augenblick im Zweifel darüber läßt, daß ein Phänomen das Phänomen Sprache ist, ohne daß wir zunächst definieren können, was Sprache überhaupt ist. Die Ursprache stellt das Bildungsprinzip aller einzelnen Sprachen dar[1]), ist also eine rein dynamische Größe, die niemals durch irgendeine Gestalt gewordene Sprache repräsentiert wird. Sie ist darum historisch betrachtet weder Anfang noch Ende der Sprachentwicklung, sondern ein zeitloses Prinzip[2]). Es liegt hier derselbe Fall vor, wie z. B. beim Begriff des Ursemitischen, das auch nichts anderes darstellt als das Prinzip, durch das eine Sprache als dem semitischen Sprachtypus zugehörig konstituiert wird, das also niemals

1) Unser Begriff der Ursprache bedeutet also keine Entscheidung der Frage nach einem polygenistischen oder monogenistischen Ursprung der Sprachen. Doch dürfte von unserem Standpunkte aus die monogenistische Theorie zum mindesten keine Stütze erfahren; s. jedoch E. Kieckers, Die Sprachstämme der Erde, Heidelberg 1931, S. 4.

2) Eine extrem historische Auffassung des Begriffes Ursprache vertritt A. Meillet (Les langues du monde par A. Meillet et Marcel Cohen, Paris 1924, Introduction). Er versucht die Tendenz der Sprache auf immer stärkere Differenzierung sowohl prinzipiell abzuleiten, als auch aus historischen Beispielen, vor allem aus der Entstehungsgeschichte der romanischen Sprachen, zu erweisen. Gegen die Ausführungen Meillets läßt sich einwenden, daß die zweifellos vorhandene Tendenz der Sprachen auf Differenzierung längst zu einer völligen Zersplitterung geführt haben müßte, wenn nicht in der Sprachgeschichte eine ebenso starke Tendenz auf Synthese vorhanden wäre, die ebenfalls historisch nachweisbar ist. Fast alle modernen Kultursprachen verdanken ja ihre Entstehung einer Synthese verschiedener Mundarten. Meillet selbst sieht aber in der Aufstellung einer Genealogie der Sprachen, wie sie sich aus der Tendenz auf Differenzierung ergibt, doch mehr ein ordnendes, als ein erklärendes Verfahren. Er weist darauf hin, daß die Sprachwissenschaft zwar Veränderungen und Entwicklungen konstatiert, daß sie sich aber noch kaum bemüht hat, diese Tatsache irgendwie zu erklären; sie habe zwar ihr Augenmerk auf die „transformations" gerichtet, dagegen die „forces de transformation" vernachlässigt (a. a. O. S. 5).

gesprochen wurde nnd niemals gesprochen werden wird [1]). Wenn Voßler (Geist und Kultur in der Sprache, S. 14) die Sprache als ein Werdendes, nie ganz Wirkliches, als das atmende Hin und Her zwischen dem Wirklichen und dem Jen-

1) Nöldeke (Die semitischen Sprachen, Leipzig 1899, S. 4) und Bergsträßer (Einführung in die semitischen Sprachen, München 1928, S. 3) betrachten das Ursemitische zweifellos als eine historische Größe, halten aber eine Rekonstruktion des Ursemitischen für unmöglich. Bergsträßer weist besonders auf die Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit der Überlieferung hin. Nöldeke zeigt aber dadurch, daß er die Tatsache der Unmöglichkeit, aus den gesprochenen modernen romanischen Sprachen das Lateinische zu rekonstruieren, als Vergleich heranzieht, wie er die Ursache wesentlich tiefer sieht: die spezielle Eigenart der Tochtersprachen macht eine Rekonstruktion der Ursprache im Prinzip unmöglich, auch bei der besten Überlieferung wäre aus den Tochtersprachen die individuelle Eigenart der Ursprache nicht ablesbar. Brockelmann (Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen, Band I, Berlin 1908, S. 4) schließt die Notwendigkeit eines historischen Ursemitisch aus der ihm als erwiesen geltenden Tatsache, daß die Semiten ursprünglich „ein Volk" bildeten, behauptet also den historischen Charakter des Ursemitischen mit aller Schärfe. Dagegen faßt er alles, was wir an ursemitischen Formen erschließen können, nur als „Formeln" auf, nähert sich also in auffallender Weise unserer Auffassung des Ursemitischen als eines gemeinsamen Faktors aller sogenannten semitischen Sprachen. Der Begriff der historischen Ausgangssprache und der Begriff des Sprachtypus werden im Begriff des Ursemitischen nicht immer scharf auseinandergehalten: diejenigen Forscher, die im Arabischen den reinsten Typus einer semitischen Sprache sehen, neigen mehr zu einer Auffassung des Ursemitischen als dem Reintypus einer semitischen Sprache. Wenn der Begriff des Ursemitischen aber als ein historischer aufgefaßt wird, so steht zweifellos eine semitische Sprache dem Ursemitischen um so näher, je altertümlicher ihr Sprachtypus ist. Dann wäre wohl Ungnad im Rechte, wenn er dem Akkadischen in dieser Frage vor dem Arabischen den Vorzug gibt. Es ist aber fraglich, was eigentlich das entscheidende Kriterium für den altertümlichen Charakter eines Sprachtypus ist, denn die sogenannte Primitivität einer Sprache ist kaum nachweisbar. Seitdem wir wissen, daß der sogenannte isolierende Charakter einer Sprache durchaus nicht ein aus irgendwelchen Gründen nicht überwundenes Frühstadium der Entwicplung sein muß, sondern vielleicht gerade das Ergebnis einer besonders langen Entwicklung ist, fällt auch das entscheidende Kriterium weg, das Ungnad im Akkadischen vorzufinden glaubt (Das Wesen des Ursemitischen, Leipzig 1925, S. 17). — Die von Nöldeke bereits gesehene, von Brockelmann aber in aller Schärfe erkannte Tatsache, daß eine Ursprache, selbst wenn sie vorhanden gewesen sein sollte, niemals rekonstruierbar ist, wird aber nicht allgemein anerkannt. So hat zuletzt H. Torczyner (Encyclopaedia Judaica, Band 7, 1034 f.) darauf hingewiesen, daß das Ursemitische zwar nicht e r h a l t e n, aber wenigstens zum Teil rekonstruierbar sei. Es versteht sich bei unserer Auffassung einer Ursprache,

seitigen bezeichnet, wenn er die absolute, einheitliche All-Sprache als ein religiöses Gebilde bezeichnet, so umschreibt er mit allen diesen Formulierungen den Charakter der Sprache an sich als ein dynamisches Prinzip, das seiner Natur nach allgegenwärtig und dennoch niemals „wirklich" ist. Diese formschöpferische Rolle der Sprache scheidet die lebendige Sprachbildung von allen Versuchen eine Kunstsprache zu schaffen, sei es in praktisch kosmopolitischem Interesse (Esperanto)[1]), sei es im Interesse einer adäquaten Begriffssprache

---

die keine historische, sondern eine sachliche Größe ist, von selbst, daß kein Ursemitisch erhalten sein kann. Der organische Charakter jeder Sprache aber würde auch dann eine Rekonstruktion des Ursemitischen unmöglich machen, wenn dieses wirklich einmal gesprochen worden wäre. Es ist nur unter sehr günstigen Bedingungen überhaupt möglich, einzelne zufällig nicht überlieferte sprachliche Formen zu rekonstruieren, um Lücken im grammatikalischen System auszufüllen. Die Ergebnisse bleiben immer hypothetisch. Es handelt sich in solchen Fällen nicht eigentlich um Rekonstruktionen, sondern um Neubildungen unter Berücksichtigung der Allgemeinstruktur einer Sprache. Die Neubildung ist um so lebensfähiger, je mehr sie der Struktur der betreffenden Sprache entspricht. Ob sie mit einer früher gebrauchten, zufällig nicht überlieferten Form identisch ist, kann nicht entschieden werden, da bei der Bildung der verlorengegangenen Form Momente wirksam gewesen sein können, die wir nicht mehr zu erkennen vermögen. Eine jede Form ist eben außer ihrer passiven Zugehörigkeit zum Gesamtsystem einer Sprache auch zugleich aktive Individualität. Unter diesen Umständen ist die Rekonstruktion einer ganzen Sprache erst recht unmöglich. Bei der Rekonstruktion des Ursemitischen handelt es sich aber gar nicht um Rekonstruktion einer verlorengegangenen Sprache, sondern um die Feststellung derjenigen allgemeinen Bildungsprinzipien, die jeder der semitischen Sprachen den Charakter verleihen, der sie eben als semitisch konstituiert. Wenn die Ursprache nur ein sachliches Prinzip, keine historisch isolierte Erscheinung darstellt, so erübrigt sich auch die Polemik, mit der Wundt (Die Sprache, Band II, S. 643) die Theorien von einer Ursprache ad absurdum führt.

1) Die gegenwärtige Unzulänglichkeit der verschiedenen Hilfssprachsysteme ist nicht dadurch bedingt, daß die bestehenden Systeme wie die ersten praktischen Versuche mit neuen Erfindungen der Technik unvollkommen wären und auf dem Wege der allmählichen Vervollkommnung und Typenbildung brauchbarer gestaltet werden könnten, wie dies z. B. Otto Jespersen (Eine internationale Sprache, deutsche Ausgabe von S. Auerbach, Heidelberg 1928, S. 34 ff.) ausführt, sondern die Schwierigkeit für die Konstruktion von Hilfssprachen beruht auf der Eigentümlichkeit des Phänomens Sprache überhaupt, das eine im Prinzip organische Struktur aufweist und dem mit den Mitteln der Technik auf keine Weise beizukommen ist. Die Forderung eines organischen Sprachcharakters bezieht sich nicht nur auf die Jespersensche Novialsprache, sondern die Sprache an sich als das Mittel zur Verständigung,

(Delgarno, Wilkins). Von hier muß auch jede Kritik an anderen sprachschöpferischen Versuchen, eine Volkssprache systematisch zur Literatursprache zu gestalten, ausgehen. Wenn heute der Versuch gemacht wird, das Hebräische neu zu gestalten, so wird nur dann die neugeschaffene Sprache den Wert einer lebendigen Sprache und nicht nur eines konventionellen Verständigungsmittels haben können, wenn das Geschaffene tatsächlich in der Lage ist, den im Phänomen Judentum gegebenen geistigen Kräften in einer Sprache faßbare Gestalt zu geben. Nur wo genuin Jüdisches auf genuin jüdischen Ausdruck drängt, ist die Garantie gegeben, daß lebendige Sprachform entsteht. Jedes künstliche Konstruieren führt bestenfalls zu geschickten Lehnübersetzungen aus anderen Sprachen. Was so erreicht werden kann, ist in der Tat nur ein fiktives Schema. Nur wer als schöpferisch Gestaltender in einer Kultureinheit lebt und in seiner Geistigkeit rückwirkend von dieser Kultureinheit her gestaltet wird, ist überhaupt fähig und berufen, sprachgestaltend zu wirken [1]).

das seinem Wesen nach untrennbar von der Tatsache des Verstehens ist, hat einen organischen Charakter. Aus dem Verstehen heraus gestaltet sich die Sprache, sie kann nicht vor dem Verstehen für die Zwecke des Verstehens geschaffen werden. Eine einheitliche Menschheitssprache würde darum eine einheitliche Menschheitskultur, eine Vereinigung alles geistigen Lebens in einem umfassenden einheitlichen Begriffssystem voraussetzen. Der immer wieder laut werdende Wunsch nach einer einheitlichen Menschheitssprache (vgl. z. B. Baumann, Ursprung und Wachstum der Sprache, München-Berlin 1913, S. 153) kann darum nicht mit Hilfe rein sprachlicher Techniken erfüllt werden. Er könnte, wenn eine solche Utopie überhaupt im Bereiche des Wirklichen liegt, nur auf dem Wege einer allgemein geistigen Entwicklung Wirklichkeit werden. Karl Voßler (Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, S. 259) konstatiert mit Recht, daß eine Esperantosprache eine Esperantogesinnung voraussetzen muß, so daß es zwar leicht ist, eine Kultursprache auszudenken, aber schwierig, eine solche Sprache in Gebrauch zu bringen. Eine mechanisierte Sprache setzt eine mechanisierte, uniformierte Gesinnung voraus. Was Voßler aus der praktischen Erfahrung ableitet, deckt sich durchaus mit dem, was aus einer Untersuchung des Phänomens Sprache als solchem resultiert: das Phänomen Sprache kann niemals als isolierte Größe betrachtet und behandelt werden.

1) Es gilt sowohl für eine Sprache als für denjenigen, der eine Sprache spricht, als Kriterium für einen besonders hohen Kulturstand, wenn ein möglichst reicher und vielseitiger Wortschatz vorhanden ist. Wenn dieser Wortschatz seinen Reichtum der Tatsache verdankt, daß hier eine besonders reiche Nuancierung der Ausdrucksmöglichkeiten vorliegt, so ist ein solches Urteil berechtigt. Der Reichtum an Worten kanu aber nur dann ein wertvoller Fak-

Am Grade ihrer Identität mit den geistigen Inhalten einer Kultur entscheidet sich der Kulturwert einer Sprache. Weder der Umfang ihrer geographischen Verbreitung, noch ihr Alter, noch der Umfang und die Differenziertheit ihrer Ausdrucksmöglichkeiten entscheiden über diesen Kulturwert. Kultursprache ist vielmehr, was adäquater Ausdruck einer Kultur ist. In diesem Sinne müssen selbst Sprachen in scheinbar primitiven Anfangsstadien als Kultursprachen bezeichnet werden, wenn sie das auch zunächst nur in bezug auf die in ihnen enthaltenen Möglichkeiten sind. Die Ausdrucksfähigkeit einer Sprache beruht nicht in ihr selbst, sondern sie ist identisch mit der Fähigkeit der betreffenden Kultur, umfassende und differenzierte Begriffe zu explizieren. Es gibt keine Sprache, die den Möglichkeiten einer kulturellen Entwicklung nicht nachzukommen vermöchte. Wo geistige Werte entstehen, entstehen sie immer in Identität mit sprachlichen Ausdrucksformen. Eine Sprache verliert aber dann den Charakter der Kultursprache, wenn die Kultur selbst abstirbt. Vermöge der größeren Konservativität formaler Erscheinungen vermag sich eine Sprache noch etwas länger zu halten als die betref-

tor in einer Sprache sein, wenn er eine Folge reicher begrifflicher Nuancierung ist. Es ist also nicht damit getan, einer Sprache möglichst viele neue Worte einzufügen oder beim Erlernen einer Sprache sich möglichst viele sogenannte Synonyma anzueignen. Es kommt vielmehr darauf an, daß jedes Wort Ausdruck eines bestimmten geistigen Gehaltes ist. Eine wirklich organische Sprache kennt keine Synonyma (s. oben S. 93 f. und 141 ff.). Eine Ausdrucksweise, die, wie es z. B. bei neuhebräischen Sprechenden manchmal zu beobachten ist, jedes Faktum und jeden Gedanken pleonastisch in verschiedenster Weise formulieren zu können glaubt, beweist immer, daß hier der Sinn der betreffenden Sprache nicht erfaßt worden ist. Bei Neubildungen kommt es in entsprechender Weise niemals darauf an, einen neuen Terminus zu finden. Die Lebendigkeit der Neubildungen entscheidet sich erst an ihrem Gebrauch. Wenn eine solche Bildung adäquater Ausdruck eines Gedankens, einer Empfindung, eines Gefühls etc., also eines geistigen Momentes sein kann, so ist sie im Sinne der betreffenden Sprache gebildet und lebensfähig. So besteht z. B. die geniale Leistung Bjaliks auf dem Gebiete der Wortbildung (über die Wortbildungen bei Bjalik und ihre Bedeutung vgl. die sehr exakte und eingehende Arbeit von I. Avinery, מלון חדושי ח. נ. ביאליק. Tel-Aviv 1935) nicht darin, daß er neue Worte bildete oder vergessene biblische, talmudisch-midraschische Worte wieder einführte, sondern darin, daß er diese Worte so zu gebrauchen wußte, daß sie wirklich adäquater Ausdruck dessen zu sein vermochten, was sie gestalten sollten (vgl. Jos. Klausner, חוש-הלשון של ביאליק in: לשוננו, Jahrgang VII (1936), Heft 1, S. 3—10).

fende Kultur, sie wird aber mehr und mehr leeres Gehäuse und verliert mehr und mehr ihre Fähigkeit zur Nuancierung. Dies ist der typische Charakter der Zivilisationssprache, deren Reichtum an Worten nur ein Reichtum an terminis ist und die Eintönigkeit nicht beseitigen kann. Es genügt nicht, daß eine Sprache für jede neue Erscheinung, z. B. auf dem Gebiete der Technik, eine Bezeichnung hergibt, die willkürlich erfunden und durch Konvention eingebürgert wird. Eine wirklich lebendige Kultursprache muß die Fähigkeit besitzen, Worte zu gestalten, die das Wesen dessen zum Ausdruck bringen, was sie bezeichnen sollen. Dies ist aber nur dann möglich, wenn dem Wort der lebendige Begriff, der Sprache eine lebendige Kultur entspricht.

Hier liegt auch das entscheidende Problem für die Bildung des Neuhebräischen. Im Hebräischen begegnen uns wie in jeder Sprache zwei Tendenzen, deren Kampf und Ausgleich die Geschichte einer Sprache ausmacht: die puristische, zentripetale und die synkretistische, zentrifugale Tendenz. Im Verlaufe einer Sprachgeschichte können diese Tendenzen so latent wirken, daß sie außerhalb ihrer sprachlichen Folgeerscheinungen überhaupt nicht spürbar sind, sie können aber auch deutlich auf verschiedene soziologische Gruppen verteilt sein. Die gegenwärtige Situation der hebräischen Sprachgeschichte zeigt diesen Kampf der beiden Tendenzen in besonders klarer Verteilung auf verschiedene Volksgruppen. Die synkretistische Richtung, die in diesem Falle zugleich die modernistische darstellt, wird durch das palästinensische Judentum vertreten, während die puristische Tendenz zu den notwendigen Belangen des bewußten Diasporajudentums gehört. Die Verteilung der Tendenzen ist keine zufällige, sondern eine notwendige. Für das Diasporajudentum muß das Hebräische notwendig Sprache der geistigen Kultur bleiben, eine Verwendung des Hebräischen in Politik, Wirtschaft etc. verbietet sich hier von selbst. Dagegen ist die Ausgestaltung des Hebräischen zur Umgangssprache auch im öffentlichen Leben eine Notwendigkeit für das palästinensische Judentum. Denn nur als Sprachgemeinschaft kann eine politisch-soziale Gemeinschaft wirklich Gemeinschaft sein. Eine solche Zweiteilung der Tendenzen birgt natürlich die Gefahr der Spaltung in sich. Aber ebenso kann eine solche Zweiteilung in höchstem Maße fruchtbar sein, wenn nämlich beide Seiten sich der Eigenart ihrer Aufgabe bewußt

sind und die notwendige Einseitigkeit der von ihnen angestrebten Richtung nicht verabsolutieren, d. h. wenn keine der beiden Richtungen sich dadurch verfälscht, daß sie die Tendenz der anderen unter allen Umständen nachahmen will. Der Weg, der die Gefahr des Auseinanderklaffens beseitigen kann, ist von Franz Rosenzweig (Zweistromland, Berlin 1926, S. 115f.) charakterisiert worden: es kommt alles darauf an, daß die synkretistisch-modernistische Richtung den genuin jüdischen Charakter der hebräischen Sprache bewahrt (und daß die puristische Richtung nicht in reinem Konservativismus erstarrt). In der Bindung an die „Erbmasse" des Hebräischen sieht Franz Rosenzweig das charakteristische Merkmal des Hebräischen, das auch Merkmal der weiteren Entwicklung bleiben muß. Diese Bindung an die Erbmasse ist für jede organische Sprachentwicklung notwendig, sie ist also formal nicht, wie Franz Rosenzweig annimmt, nur für das Hebräische bezeichnend. Sie tritt nur in der Entwicklung des Hebräischen deshalb so deutlich zutage, weil die Geschichte des Hebräischen eine sehr lange ist und weil in der Geschichte des jüdischen Geistes das Traditionsbewußtsein immer vorhanden war. Wenn eine Sprache auch ihrer traditionellen Bindung nicht bewußt ist, so ist doch diese Bindung vorhanden und notwendig. Wenn sich also auch das Hebräische nicht darin von einer anderen Sprache unterscheidet, daß es an eine Tradition gebunden ist, so ist dennoch diese Bindung an die Tradition conditio sine qua non für eine genuin jüdische Sprachentwicklung. Die Gefahr der Überfremdung durch das Arabische, gegen die Rosenzweig die Bindung an die Tradition als einziges wirksames Behelfsmittel fordert, könnte auch durch äußere Mittel ferngehalten werden. Die Gefahr der Entfremdung vom eigenen Wesen dagegen kann mit äußeren Mitteln nicht beseitigt werden, hier ist die Bindung an die Tradition allein wirksam.

Für die Betrachtung sprachlicher Erscheinungen hat unsere Auffassung die methodische Konsequenz, daß, da jede Willkür und Zufälligkeit in der Sprachbildung ausgeschlossen wird, alle sprachlichen Erscheinungen als Ergebnis geistiger Dispositionen und Vorgänge gedeutet werden müssen. Ob ein Begriff in einer Sprache Ausdruck gefunden hat oder nicht, ob für einen Begriff nur ein Wort vorhanden ist oder ob dieser Begriff durch eine Reihe von Wörtern in allen seinen ver-

schiedenen Nuancierungen erfaßt und wiedergegeben wird, läßt ohne weiteres Rückschlüsse auf die Bedeutung dieses Begriffes für die Struktur einer geistigen Kultur zu. Wenn wir z. B. im Hebräischen eine Reihe von Worten vorfinden, die alle den Begriff, den wir in deutscher Sprache mit „Sünde" bezeichnen, nach seinen verschiedenen Nuancierungen hin wiedergeben, so deutet das darauf hin, wie sehr in dieser Kultur das religiöse Moment im Mittelpunkte steht und wie sehr in dieser Religion die Beziehung zwischen Gott und Mensch von der Ethik her bestimmt ist. Darüber hinaus kommt auch rein formalen Vorgängen, wie der Wortbildung und den Regeln der Syntax, die Bedeutung zu, Ausdruck einer besonderen Struktur derjenigen geistigen Kultur zu sein, der die betreffende Sprache angehört. Deshalb haben die Eigentümlichkeiten der Wortbildung und der Syntax einen hervorragenden Wert als Mittel zur Erkenntnis dieser Struktur. So läßt sich aus der Tatsache, daß das Hebräische Abstrakta in Form pluralischer Nomina zu bilden vermag, noch ohne weiteres ablesen, daß diese Abstrakta aus einer Mehrzahl von Objekten als deren gemeinsames Merkmal abgeleitet werden. Diese Betonung des Objektiven, die entscheidende Rolle, die das Beobachtete in diesem Denken spielt, weist auf eine Tendenz innerhalb dieser Kultur hin, die im Prinzip auf das Objektive gerichtet ist. Die Tendenz auf das Objektive bestätigt sich noch weit mehr an der hebräischen Syntax. Das auffallende Merkmal dieser Syntax ist die überwiegende Bedeutung des verbalen Momentes, das dem Hebräischen geradezu einen verbozentrischen Charakter verleiht. Dieses Verbum ist in seiner Aktion, also in seiner spezifisch verbalen Funktion, aufs subtilste nuanciert. Dagegen fehlen die Tempora in dem Sinne, daß das Tempus vom Redenden her bestimmt würde. Ausgedrückt wird nicht die temporale Stellung des Redenden gegenüber seiner Aussage, ausgedrückt wird vielmehr die zeitliche Relation zwischen den einzelnen geschilderten Aktionen. Der Redende wird vollkommen ausgeschaltet. Nur das Objekt, das Beobachtete steht zur Diskussion. Da aber nicht der Standpunkt des Beobachters entscheidet, sondern der objektive Sachverhalt, so steht im Vordergrunde des Interesses nicht das einzelne Objekt, das als solches ja bereits eine Abstraktion durch den Beobachter darstellt, sondern der tatsächliche Sachverhalt, die Relation der

Objekte zueinander, also das aktive, das verbale Element. Hieraus und nicht aus einem Mangel an abstraktem Denken, nicht aus einer relativ primitiven Stufe des Denkens, erklärt sich der eigentümliche realistische Eindruck, den die biblischen Erzählungen auf uns machen.

Als Aufgabe der Sprachwissenschaft erscheint also die Klarstellung der geistigen Voraussetzungen, die die Sprache gestaltet haben und zu deren Erkenntnis die Beobachtung der sprachlichen Phänomene führen muß. In dieser Form ist aber die Sprachwissenschaft zugleich Geschichtswissenschaft, und zwar eine Geschichtswissenschaft, die historische Ereignisse nicht nur registriert, sondern sie auch zu deuten vermag. Aus der Sprache ergibt sich der geistige Habitus eines Volkes als des Trägers einer Kultureinheit und somit die innere Motivierung der Art, in der innerhalb dieser Kultureinheit Geschichte gestaltet wurde, d. h. wie aktiv in den Verlauf des Geschehens eingegriffen und wie an die Lösung der von außen her der betreffenden Kultur gestellten Aufgaben herangetreten wurde. Die Geschichte der Sprache einer Kultureinheit ist als Geschichte des Geistes, der innerhalb dieser Kultureinheit Geschichte gestaltete, Niederschlag gerade der feinsten und innersten Motivierungen des Geschehens, da sie als ein dem Geistigen immanentes Formprinzip dessen feinste Nuancierungen unbestechlich registriert. So bedeutet die Sprache eine Quelle für die Kenntnis und Deutung innerhistorischer Vorgänge, die auf anderem Wege in einer solchen Tiefe unserer Erkenntnis nicht mehr zugänglich sind.

Wir sind in unserer Einordnung des Phänomens Sprache in die Gesamtheit der geistigen Phänomene ausgegangen von der Einheit des Geistes sowohl im psychologischen als auch im metaphysischen Sinne. Psychologisch betrachtet ist das Moment des Geistes weder identisch mit dem begrifflichen Denken, dem Träger des rationalen Momentes, noch mit denjenigen geistigen Funktionen, die als Träger des Irrationalen anzusehen sind. Da vielmehr diese beiden Seiten des Psychischen eine untrennbare organische Einheit bilden, so ist es eben diese Einheit, die wir unter dem Begriffe des Geistes erfassen. Die Einzelfunktionen, wie Fühlen, Denken etc., sind nur innerhalb des Ganzen lebendig, ihre Betrachtung als Einzelfunktionen bedeutet eine bewußt fiktive Abstraktion, eine

Einseitigkeit zum Zwecke leichterer Darstellbarkeit. Metaphysisch betrachtet setzen wir eine Einheit des Geistes voraus, die sich im Individuum lediglich nach einer ihrer unendlich vielen Möglichkeiten hin expliziert hat. Die Tatsache des „Verstehens" im Sinne Humboldts ist Folgeerscheinung und zugleich Beweis dieser Tatsache, die anders nicht beweisbar ist. Der Geist, im Grunde eine Einheit bildend, manifestiert und expliziert sich in der Mannigfaltigkeit des Individuellen. Diese organische Verbindung von Einheit und Mannigfaltigkeit, von Ganzheit und Individuum ist überhaupt die genuine Struktur des Geistigen. In der Mannigfaltigkeit der Begriffe und Begriffskomplexe, die an sich Individualitäten von eigener, einmaliger Prägung sind und doch in dynamischer Wechselbeziehung zur Gesamtheit des Geistes stehen, expliziert sich die Einheit des Geistigen. Die immer erneute Explikation des Geistes in immer neuen Begriffen und Begriffskreisen nennen wir die Geschichte des Geistes. Sie vollzieht sich im ständigen Auf und Ab zwischen einer sichtbaren, vollendeten oder doch der Vollendung entgegengehenden Explikation der Realisationsmöglichkeiten des Geistes und den immer wieder eintretenden Latenzzeiten, in denen alle Möglichkeiten nur keimhaft vorhanden sind. Der Grad der Explikation ist epochebildend sowohl in bezug auf die großen Abschnitte der Geschichte, als auch in bezug auf die kleineren Schwankungen innerhalb der Begriffseinheiten. Die Mannigfaltigkeit der Begriffe ist Garant der Mannigfaltigkeit der historischen Erscheinungen. Die Verschiedenheit der Kulturen ist Folge der Verschiedenheit der Einzelbegriffe und der Verschiedenheit ihrer Stellung zueinander. Die Tatsache, welche Begriffe in einer Kultur von zentraler Bedeutung sind, bestimmt den Charakter und das Ziel einer Kultur und den Verlauf ihrer Geschichte.

Innerhalb der Geschichte des Geistes, die identisch mit dem Phänomen Geschichte überhaupt ist, kommt der Sprache die Aufgabe zu, Gestalt, Form zu schaffen, wo ohne sie nur eine Dynamik des Werdens vorhanden wäre. Das Wort löst den Begriff als faßbare Einheit aus dem dynamischen System heraus. Die einzelne Sprache gibt dem für eine Kultur typischen Begriffssystem faßbaren Ausdruck. Die Sprache, aus dem Begriffssystem heraus als dessen genuine Form gestaltet, ist mit diesem unlösbar verbunden. Sie ist sein adäquater Aus-

druck, in keiner ihrer Formen zufällig und willkürlich, sondern immer Formprinzip eines dynamischen Lebensvorgangs, der so Ausdruck findet und nur so Ausdruck finden kann. Aus dieser Verbindung mit der Geschichte des Geistes resultiert die Einmaligkeit und Besonderheit der einzelnen Sprachen und ihrer Geschichte. Gerade in der Einmaligkeit und Besonderheit der einzelnen Sprache ist das schöpferische Moment an ihrer Erscheinung beschlossen. Mit Recht weist Hermann Ammann (Die menschliche Rede I, S. 4f.) darauf hin, daß „die sich gleichbleibenden Faktoren", auf die Hermann Paul allen Nachdruck legt, niemals die Vielfältigkeit der sprachlichen Gestaltungen hervorbringen könnten, und daß auch diese Vielfältigkeit zum Wesen der Sprache gehört. Diese Vielfältigkeit macht sogar — um die vorsichtig formulierte Fassung Ammanns im Sinne unserer Auffassung noch schärfer zu präzisieren — einen entscheidenden Faktor im Wesen der Sprache aus.

Wenn wir aus dieser Betrachtungsweise methodische Konsequenzen für die Sprachwissenschaft ziehen, so muß dies in jenem Sinne geschehen, daß die sprachlichen Phänomene als Ausdruck geistiger Vorgänge gewertet werden. Nur von der Geistesgeschichte her, nur von der Eigenart einer Kultur her, innerhalb deren diese Sprache gesprochen wird, erklärt sich das So-Und-Nicht-Anders-Sein einer Sprache. Verständnis für sprachliche Phänomene gewinnen wir nur dadurch, daß wir sie in ihrem Sinne erfassen, d. h. daß wir zu begreifen suchen, welche Eigenart geistesgeschichtlicher Phänomene zu gerade dieser Ausgestaltung der betreffenden Sprache geführt haben. Das gilt sowohl für rein grammatikalische Fragen, wie die Eigenart der Wort- und Satzbildung, als auch für Fragen inhaltlicher Art, z. B. die Frage, welche Begriffe innerhalb der Sprache eine besonders vielseitige Ausgestaltung erfahren haben.

Unsere Betrachtung der Sprache und die daraus gezogenen Forderungen für die Methodik der Sprachwissenschaft gehen von zwei Voraussetzungen aus, die in ihrer wechselseitigen Bedingtheit die Bedeutung der Sprache innerhalb des Geschehens bestimmen. Einerseits bedeutet der aktive Charakter alles geistigen Geschehens, daß sich von der Geschichte des Geistes her alle Geschichte bestimmt, daß alle Fakta der Geschichte Konsequenzen der Geschichte des Geistes sind. Andererseits ergibt sich aus der nicht nur individuellen Seinsform des Gei-

stigen, dessen überindividueller Charakter im Phänomen des Verstehens sichtbar wird, die Identität von Wort und Begriff, von Geist und Sprache. Damit ist behauptet, daß die Sprache als wesentlicher Bestandteil des Geistigen überhaupt auch an dem aktiven Charakter des Geistigen teilhat, daß sie also einen aktiven Faktor im historischen Geschehen darstellt.

Unsere Betrachtungsweise bedingt eine Bindung der Sprache nach zwei Seiten hin, und diese Bindung hat sowohl für das Phänomen der Sprache als solches als auch für eine wissenschaftliche Erforschung des Phänomens Sprache entscheidende Konsequenzen. Wenn die Sprache Form des Denkens ist, so kann keine sprachliche Erscheinung durch sich selbst bedingt sein, sondern ist immer zugleich in ihrer Besonderheit eine Besonderheit des betreffenden Denkens. Da aber das geistige Moment Ursache und Agens der Geschichte darstellt, so bedeutet die unlösbare Verbindung von Sprache und Denken zugleich eine unlösbare Beziehung zwischen Sprache und Geschichte. Jede sprachliche Erscheinung hat ihre Konsequenzen in der Geschichte. Sie ist nicht nur Ausdruck und Abbild des jeweiligen Standes der Geschichte, sondern sie schafft auch Geschichte auf Grund ihrer Zusammengehörigkeit mit den geistigen Ursachen alles historischen Geschehens. So sind alle Struktureinheiten der Geschichte zugleich Struktureinheiten der Sprache. Der einzelnen Kultur in ihrer Besonderheit entspricht die einzelne Sprache in ihrer Besonderheit. Die soziologische Unterteilung der kulturellen Erscheinungen bedeutet immer zugleich eine Gruppenbildung innerhalb der Sprachtypen. Als letzte soziologische Struktureinheit begegnet uns das Individuum mit seinem individuellen Denken und seiner individuellen Sprache. Wie aber die äußere Unterteilung der Völker, der Träger der Kulturen, in Berufe und Stände und die innere Unterteilung der Kultur in verschiedene Lebensgebiete kein Auseinanderfallen der Kultur in einzelne Teile bedeutet, sondern nur eine struktuelle Ordnung innerhalb einer und derselben Kultur, so bedeuten auch die Spezialisierungen der Sprache nur Nuancierungen, keine Auflösung der Ganzheit einer Sprache. Wenn also sprachliche Erscheinungen einerseits ihrem Wesen nach Erscheinungen der Geistesgeschichte sind und andererseits eben auf Grund dieses Wesens aktive historische Bedeutung haben, so sind sie niemals isolierte Phänomene und dürfen nicht als

solche betrachtet werden. Eine sprachliche Erscheinung erklärt sich immer nur aus ihrer geistesgeschichtlichen und soziologischen Bindung. Das Fehlen[1]) und das Vorhandensein irgend-

1) Da das Fehlen irgendeines Wortes im Vokabular einer Sprache nicht eine zufällige Lücke darstellt, so ist es auch nicht möglich, diese Lücke durch Entlehnung aus einer anderen Sprache ohne weiteres zu ergänzen. Das Problem der Wortentlehnung ist wesentlich komplizierter. Daß die betreffende Sprache irgendein Wort nicht kennt, beweist, daß in ihrem Denksystem der entsprechende Begriff keinen Platz hat. Wenn eine Entlehnung möglich wird, so beweist dies, daß eine gewisse Modifizierung des betreffenden Denkens stattgefunden hat und daß das auslösende Moment dieser Modifizierung aus einer anderen Kultur stammt. Hierbei ist der Unterschied zwischen der Übernahme von Fremdwörtern und von „Lehnwörtern" nicht prinzipiell. Auch das sogenannte Fremdwort läßt sich nicht durch ein einheimisches ersetzen. Das Fremdwort unterscheidet sich vom Lehnwort nur dadurch, daß für das Fremdwort eher ein, wenn auch nicht ganz heterogener, einheimischer Ausdruck gefunden werden kann, während das Lehnwort als ganz unersetzbar erscheint. Der Vorgang einer tendenziösen mechanischen Ausmerzung von Fremdwörtern ist keine Reinigung der betreffenden Sprache, sondern eine Verfälschung ihres Charakters, denn die Übernahme eines Fremdwortes und seine Einordnung in das neue Denk- und Sprachsystem ist ein historisch bedingter geistiger Vorgang, dessen Prämissen notwendige waren und darum nicht künstlich ausgeschaltet werden können. Eine Ausschaltung des Ergebnisses dieser Voraussetzungen vermag die Voraussetzungen selbst nicht zu beseitigen. Wenn eine Kultur die Tendenz zu stärkerer Konzentration auf ihr spezifisches Wesen aufweist, so wird diese Tendenz sich in der Ausschaltung nicht ganz adäquater Begriffe auswirken, was automatisch seine sprachlichen Konsequenzen haben muß und so organisch zur Ausschaltung wirklich „fremder" Wörter führt. Die Existenz eines „Deutschen Sprachvereins" z. B. als solche ist ein Beweis für eine solche Tendenz. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß alle puristischen Bestrebungen solcher Vereinigungen im einzelnen immer berechtigt sind. Symptomatisch gewertet sind solche Vereinigungen immer Zeichen stärkerer Konzentration einer Kultur auf ihr Eigengut. Doch dürfen die Vorschläge solcher Vereinigungen nicht verabsolutiert werden. Über den Lebenswert jeder sprachlichen Neubildung entscheidet die Geschichte selbst. Hier kann weder Polemik noch Reklame die Entwicklung aufhalten oder fördern. Hieraus erklärt sich die Tatsache, daß die Auseinandersetzungen zwischen puristischen Bestrebungen und ihren Gegnern leicht den Eindruck unfruchtbarer Diskussionen hervorrufen. Das zeigt sich z. B. an den Aufsätzen Behaghels zu diesem Thema (Von deutscher Sprache, Lahr 1927, S. 353 ff.), die im einzelnen viel Anregendes enthalten, aber den Kern des Problems in bezug auf das Deutsche nicht berühren: Behaghel erkennt z. B., daß die Romanismen im Englischen Folgeerscheinungen einer kulturellen Invasion und damit historisch gerechtfertigt sind. Trotzdem hat es im Englischen — worauf gerade Behaghel hinweist — puristische Bestrebungen gegeben. Was Behaghel für das Englische behauptet, gilt für alle unsere modernen Kultursprachen, da keine unserer modernen Kulturen auf eine absolut isolierte Geschichte zurückgeht, womit

eines sprachlichen Elementes im Vokabular, in der Wortbildung, in der Flexion, in der Syntax ist stets Ausdruck einer geistigen Besonderheit, niemals aus rein sprachlichen Gesichtspunkten erfaßbar. Jede sprachliche Erscheinung muß ferner daraufhin geprüft werden, ob sie Ergebnis einer extremen Nuancierung durch die Besonderheit einer individuellen Sprache oder durch die besonderen Anforderungen eines Lebensgebietes an die Sprache ist, oder ob sie dem Wesen der betreffenden Sprache überhaupt adäquat Ausdruck gibt. Diese Tatsache zwingt vor allem dann, wenn über eine bestimmte Kultur nur Quellen von irgendeiner besonderen Prägung vorliegen, dazu, aus diesen Quellen Rückschlüsse auf die Ausdrucksmöglichkeiten der betreffenden Sprache nur unter größter Einschränkung zu ziehen.

Die Forderung an die Sprachwissenschaft, die sich aus diesen Erwägungen ergibt, ist die Forderung einer Erfassung der Sprache und ihrer Struktur unter dem Gesichtspunkte der Einheit von Inhalt und Form, während die traditionelle Sprachwissenschaft das Wesen der Sprache als etwas Formales betrachtet und dementsprechend die Lehre von der Sprache unter rein formalen Gesichtspunkten aufbaut. Dem Schematismus in der Sprachwissenschaft ist vor allem Ries (Was ist Syntax?[2] Prag 1927) entgegengetreten. Er geht von einer Auffassung der Sprache als Organismus aus, indem er die höheren Einheiten der Sprache, Wortgefüge und Satz, als Größen eigener Gesetzlichkeit, nicht bloß als Summe ihrer Einzelelemente ansieht und indem er die Aufgabe der Grammatik überhaupt als beschreibend und nicht als konstruktiv auffaßt (S. 142). Trotz dieses Ansatzes zu einer Erfassung der Sprache als Organismus verläßt Ries doch nicht den Boden der traditionellen Grammatik. Er ist überzeugt, daß die traditionelle formale Gram-

aber die Eigenständigkeit der betreffenden Kulturen und Sprachen nicht verneint ist. Behaghel betrachtet den Einfluß fremder Völker auf die deutsche Kultur und Sprache unter dem Gesichtspunkt des Wertes. Da der Einfluß der fremden Söldner im 17. Jahrhundert auf die deutsche Kultur Ergebnis einer großen Katastrophe gewesen ist, so sind für Behaghel auch die sprachlichen Folgen dieser Tatsache negativ zu bewerten und nach Möglichkeit zu bekämpfen. Damit wird aber die bei der Beurteilung historischer Vorgänge inkommensurable Kategorie des Wertes in die Diskussion eingeführt (s. oben S. 23).

matik nur einer Auflockerung und Verbesserung bedarf, nicht aber davon, daß bereits der Ansatz der traditionellen Grammatik eine Umgestaltung nötig macht, wenn die Forderung einer dem Phänomen adäquaten Sprachwissenschaft, die Ries auch aufstellt und der er zu entsprechen sucht, erfüllt werden soll[1]). Eine rein formale und rein konstruktive Grammatik wird niemals der Tatsache gerecht werden können, daß auf jeder Strukturstufe die Spracheinheiten eine Ganzheit darstellen, deren Wesen nicht damit erschöpft werden kann, daß man sie in ihre Teile zerlegt. Daß es nicht möglich ist, das Wesen einer sprachlichen Erscheinung durch eine solche Zerlegung erschöpfend zu erfassen, bestätigt sich auch durch die Tatsache, daß auch eine noch so raffiniert differenzierte theoretische Grammatik niemand in die Lage versetzen kann, nach ihrer Erlernung eine Sprache ohne weiteres zu verstehen und zu gebrauchen. Regeln können zwar aus der Sprache abgeleitet werden, der Vorgang ist aber nicht umkehrbar: keine Sprache läßt sich auf Grund von Regeln aufbauen.

In dem Buche Ammanns über „Die menschliche Rede" liegt in Gegensatz zu Ries der Versuch vor, die Sprachwissenschaft und damit speziell die Grammatik von prinzipiellen Gesichtspunkten her neu zu gestalten. Ammann ist vor allem bemüht, das rein grammatikalisch-formale Schema, in dem sich hauptsächlich unsere Syntax erschöpft, dadurch dem Wesen der Sprache adäquater zu gestalten, daß er die jeweilige psychologische Situation, aus der heraus ein Satz entsteht, der Erfassung seines Charakters zugrunde legt. Die Rückbeziehung auf die jeweilige psychologische Situation ist zweifellos die einzig mögliche Form einer Grundlegung der Grammatik. Besonders fruchtbar dürfte der Hinweis Ammanns sein, daß jede Definition sprachlicher Größen (Ammanns Hinweis bezieht sich allerdings zunächst

1) In bezug auf die notwendige Besinnung auf das Wesen der Sprache und die daraus sich ergebende Kritik an der Methode der Sprachwissenschaft stellt Hermann Ammann (Die menschliche Rede I, S. 7 ff.) Richtlinien seiner Methode auf, die durchaus den unseren entsprechen. Die Forderung, die Sprachwissenschaft aus ihrer Isolierung im grammatikalischen Formalismus herauszuführen, ist aber lange vor Ammann, wenn auch ungehört, erhoben worden. So hat schon F. J. Wiedemann 1851 darauf hingewiesen, wie sehr die Sprache aus dem Geiste eines Volkes heraus gestaltet wird (F. J. Wiedemann, Was kann man über die Völker lernen aus ihren Sprachen? Festrede . . ., Dorpat 1852).

auf den Satz) davon ausgehen muß, daß die Sprache nicht nur Ausdruck des Denkens, sondern auch zugleich stets Trägerin des Verstehens ist, daß also nicht nur der Sprechende, sondern auch der Hörende in Betracht gezogen werden muß. Das Zurückgehen auf die psychologische Situation ermöglicht aber nur eine Feststellung ganz allgemeiner formaler Prinzipien der Sprache. Jede nähere Bestimmung dagegen muß von der historischen Bedingtheit der psychologischen Situation ausgehen. Die Feststellungen Ammanns betreffen doch zunächst nur die Strukturprinzipien der deutschen Sprache in ihrer gegenwärtigen historischen Phase. Es bleibt aber zu untersuchen, inwieweit sich diese Feststellungen nur auf diese einmalige historische Situation beziehen, d. h. inwieweit sie nur die Strukturprinzipien desjenigen Denkens darstellen, das durch die gegenwärtige deutsche Sprache zum Ausdruck kommt.

Die wechselseitige Verbindung von Kultur und Sprache, von Wort und Begriff bedingt die Unmöglichkeit, zunächst einmal eine Sprache in ihrer Struktur darzustellen und dann auf Grund des so gewonnenen Bildes Rückschlüsse auf die Struktur des betreffenden Denkens zu ziehen, oder aber die Denkstruktur einer Kultur zuerst aufzuzeigen und dann klarzustellen, inwieweit sich diese Denkstruktur in der Sprache auswirkt. Es ist vielmehr notwendig, von Phänomen zu Phänomen fortschreitend immer die wechselseitige Bedingtheit von Kultur und Sprache aufzuspüren. Eine nach solchen Gesichtspunkten aufgebaute Darstellung der Struktur einer Sprache ist aber in jedem Falle neu und nicht auf andere Sprachen anwendbar. Es gibt kein allgemeingültiges Schema der Grammatik, da auch die formalen Grundbegriffe, nach denen eine Sprache gestaltet wird, Eigenart einer jeden Kultur und Sprache sind. Diese formalen Grundbegriffe bestimmen sich aus der Eigenart des einer jeden Sprache zugrunde liegenden eigenständigen Denkens. Von diesem Denken aus können die Strukturelemente einer Sprache allein erfaßt werden. Es gibt also keine vom Denken unabhängige Sprachstruktur, kein der Sprache zugrunde liegendes rein sprachliches Schema, das aufzudecken und dem ihre Begriffe in möglichst adäquater Weise anzunähern Aufgabe der Grammatik sein könnte. Wenn unsere grammatischen Systeme als nicht adäquat erscheinen, so ist dies nicht etwa die Folge einer zu wenig korrekten Arbeitsweise,

deren Fehler allmählich korrigiert werden könnten. Vielmehr sind alle unsere grammatikalischen Systeme nur Hilfskonstruktionen, nur Fiktionen, deren Wert in ihrer Brauchbarkeit, nicht in ihrer größeren oder geringeren Annäherung an die Wirklichkeit liegt. Was wir an unseren rein grammatikalischen Systemen verbessern können, ist nur ihre Brauchbarkeit. Dagegen kann unsere Erkenntnis der wirklichen Sprachstruktur nur in Verbindung mit einer Untersuchung der mit ihr identischen Denkstruktur erfolgen [1]). Die als Vor- und Teilarbeiten notwendigen monographischen Betrachtungen einzelner sprachlicher Erscheinungen und ihrer begrifflichen Grundlagen und Konsequenzen sind aber nur möglich im Hinblick auf die Gesamtstruktur einer Sprache, so daß jede Monographie eine programmatisch-systematische Behandlung der betreffenden Sprache in ihrer Ganzheit und eine ebensolche Behandlung des Phänomens Sprache überhaupt voraussetzt. Monographie und Gesamtdarstellung müssen in einem Wechselverhältnis stehen.

Für eine Betrachtungsweise der Sprachstruktur unter dem Gesichtspunkt der Denkstruktur sind alle grammatikalischen Grundbegriffe nur richtungweisend und haben nur annäherungsweise Gültigkeit. So grundlegende Termini des grammatikalischen Schemas wie Subjekt und Prädikat z. B. erweisen sich für eine solche Betrachtungsweise als Bezeichnungen für Phänomene, die in unendlicher Mannigfaltigkeit variabel sind und in allen Sprachen variieren. Die Satzstellung, der Gebrauch und Nichtgebrauch der Kopula, die Benutzung deklinierter und nichtdeklinierter Prädikatsnomina, die Verwendung von Artikeln können den einfachsten Aussagesatz in den verschiedenen Sprachen so grundlegend verschieden gestalten, daß er als Ausdruck eines im Prinzip verschiedenen Denkens gewertet werden muß.

Jede Sprachbetrachtung, die von der Denkstruktur ausgeht, muß ihren Ursprung in dem Grundsatze nehmen, daß jedes Gebrauchen einer Sprache niemals aus dem Kreis der Ichbezogenheit heraustritt und heraustreten kann. An der Art der Ichbezogenheit entscheidet sich der Sprachcharakter. In

1) In meiner Arbeit „Die Bildung von Abstraktbegriffen in der hebräischen Sprachgeschichte", Leipzig 1931, habe ich versucht, einen ersten monographischen Beitrag zu einer solchen Bearbeitung der hebräischen Sprache zu liefern.

Latenz ist die Ichbezogenheit unendlich mannigfaltig, so daß keine Sprache alle Möglichkeiten dieser Ichbezogenheit in speziellen Formen zum Ausdruck bringen kann. Die einzelnen Sprachen erfassen mit ihren Ausdrucksmöglichkeiten nur einen geringen Bruchteil aller Möglichkeiten der Ichbezogenheit, und zwar diejenigen Möglichkeiten, die von der betreffenden Denkstruktur her als entscheidend für die Art der Ichbezogenheit angesehen werden müssen. Daran, welche und wie viele dieser Möglichkeiten in der Sprache einen besonderen Ausdruck finden, entscheidet sich die Eigenart der verschiedenen Sprachen[1]).

Eine begriffsgeschichtliche Betrachtungsweise der Sprachen bezieht sich nicht nur auf allgemeine Prinzipienfragen, sondern sie gestaltet auch die Betrachtungsweise der einzelnen sprachlichen Probleme grundlegend um. Die zunächst lexikalisch-methodische Frage der Bedeutung des Konsonantenbestandes für die Bildung von Wortgruppen z. B. erfährt unter begriffsgeschichtlicher Betrachtung eine prinzipiellere Umgestaltung.

Wir erkennen z. B. in den Bildungen aus dem Stammthema לבן, nämlich biblisch: לָבָן (weiß), לְבָנָה (Mond), לְבֵנָה (Ziegel), לִבְנָה (Weißpappel?), לְבוֹנָה und לְבוֹנָה (Weihrauch); talmudisch: לוּבָן (ישל) ביצה (Eiweiß), לַבְנוּת (das Weiße), לַבְנוּנִית (weiße Stelle [eines melierten Haares]); nachtalmudisch: לַבְנִיוּת (= לַבְנוּת)[2]), לְבָנָה (Blutschleim), לְבָנִי (Phlegmatiker), לְבָנִיוּת (Phlegma), לַבָּן (Weißfärber), לִבְנָה (die weiße Farbe), לַבְנִינוּת (= לַבְנוּנִית), לִבְנִיאֵל (Engelname)[3]), den gemeinsamen Begriff des Weißseins. Es ist dies ein besonders augenfälliges Beispiel dafür, wie das Stammthema eine Wortgruppe in ihrer Bedeutung zusammenhält. Auch wo die Tatsache nicht so evi-

1) Den Grundsatz, daß die Ichbezogenheit den entscheidenden Faktor für die sprachlichen Ausdrucksformen bedeutet, führt Erwin Koschmieder (Zeitbezug und Sprache. Ein Beitrag zur Aspekt- und Tempusfrage. Wissenschaftliche Grundfragen XI. Leipzig-Berlin 1929) in bezug auf die Zeitrelationen, die im Verbum zur Darstellung gelangen, grundsätzlich aus. Was E. Koschmieder für diesen Sonderfall behauptet, gilt aber für alle sprachlichen Erscheinungen in gleicher Weise.

2) Vgl. hierzu: Lazar Gulkowitsch, Die Bildung von Abstraktbegriffen in der hebräischen Sprachgeschichte, Tabelle II auf S. 60 f. und die zugehörigen Bemerkungen auf S. 87.

3) Vgl. hierzu J. Klatzkin, Thesaurus philosophicus II, Berlin 1928, S. 113, und E. Ben Jehuda, Thesaurus V, New-York—Berlin, S. 2616.

dent erscheint, ist dies stets die Bedeutung des Stammthemas im Hebräischen. Seit der Zeit der mittelalterlichen Grammatiker ist die Bedeutung des Stammthemas in der Semitistik stets stark betont worden, so daß diese Bedeutung des Stammthemas geradezu als Kriterium für den semitischen Typus einer Sprache angesehen worden ist. Wenn wir aber dieses sprachliche Phänomen darauf hin untersuchen, welcher Denktypus ihm entspricht, so gewinnt die Bedeutung des Stammthemas einen so prinzipiellen Charakter, daß sie als ein Bildungselement der Sprache als solcher erscheint. Sie wird somit zu einem Problem der Sprachwissenschaft überhaupt, so daß auch für den nichtsemitischen Sprachtypus das Problem aufzuwerfen ist, ob hier nicht die Bedeutung des Stammthemas dieselbe, wenn vielleicht auch in weniger auffälliger Weise, ist. Denn in den semitischen Sprachen prägt sich im konsonantischen Stammthema das synthetische Moment aus, ohne das kein Denken und damit auch keine Sprache auskommen kann. Der Vokal dient im Semitischen entsprechend der Differenzierung der Begriffe. Ohne diesen Antagonismus synthetischer und differenzierender Momente kann überhaupt keine Sprache, auch eine „primitive" nicht, existieren. Wir kennen aber keine Sprache, in der etwa die Vokale die Rolle des synthetischen Moments übernommen hätten, so daß wir bis zum Beweis des Gegenteils die Voraussetzung machen müssen, daß die synthetische Bedeutung des Konsonantenbestandes ein allgemein-sprachliches Phänomen ist, bei dem es nur graduelle Unterschiede in dem Sinne geben kann, als jedes Denken und damit jede Sprache in der Akzentverteilung zwischen dem synthetischen und dem differenzierenden Moment Unterschiede aufweisen, die für ihre Individualität von grundlegender Bedeutung sind. Es ist Aufgabe der Einzelforschung festzustellen, ob hier jede Sprache ganz individuell verfährt oder ob sich auf Grund dieses Unterschiedes Kategorien aufstellen lassen, die bei einer Aufstellung von Sprachgruppen als Ordnungsprinzip dienen können. Wenn letzteres der Fall ist, so entsteht ferner die Frage, in welcher Weise diese Sprachgruppen mit den jetzt üblichen Einteilungen der Sprachen identisch sind.

Das Stammthema ist ein rein formales gemeinsames Element in den Bedeutungsgruppen und bildet inhaltlich ein rein abstraktes, allen Worten einer Bedeutungsgruppe gemein-

sames Element, das nicht differenziert ist und dem darum keine Realität außer in der Tatsache des allen Worten der Bedeutungsgruppe Gemeinsamseins zukommt. Man kann also in Wurzeln nicht sprechen. Sie pflegen nicht nur phonetisch unaussprechbar zu sein, sondern sie geben auch isoliert keinen Sinn. Das bedeutet für die Geschichte der Sprache, daß es keine Sprachphase gibt, in der nur isolierte Wurzeln vorkommen. A. Marty hat diesen Charakter der Wurzeln durchaus erkannt, allerdings nicht von unserem Standpunkte aus, sondern auf Grund eines Vergleiches der Redeteile mit den Wurzeln (vgl. Satz und Wort. Eine kritische Auseinandersetzung mit der üblichen grammatischen Lehre und ihren Begriffsbestimmungen. Aus A. Martys Nachlaß herausgeg. von Otto Funke, Reichenberg 1925, S. 62). A. Marty erkennt, daß historisch betrachtet zwar eine allgemeine indifferente Form vor den besonderen differenzierten Formen denkbar ist, nicht aber eine indifferente allgemeine Bedeutung vor den besonderen differenzierten Bedeutungen. In der Tat würde eine solche Sprache ein so im höchsten Maße abstraktes synthetisches Denken voraussetzen, wie es gerade von einer solchen historischen Auffassung, die doch einen primären „primitiven" Zustand als Anfang der Entwicklung annimmt, unmöglich behauptet werden kann. Da aber diese indifferenten Formen ja immerhin einen Inhalt gehabt haben müßten, so versucht Marty mit Hilfe einer psychologischen Erwägung der Synthese Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Für ihn waren diese „Vorläufer unserer Worte und Sätze" inhaltlich „Zeichen eines emotionalen Zustands". Die Schwierigkeit, die Marty richtig gesehen hat, löst sich sofort auf, wenn man den historischen Begriff der Wurzel durch den systematischen Begriff des Stammthemas ersetzt. Das Stammthema bedeutet in der Tat sowohl formal als seiner Bedeutung nach ein indifferentes allgemeines Prinzip in (also nicht vor) den besonderen differenzierten Formen und Bedeutungen. Wenn aber die Tendenz der Sprache auf immer differenziertere Explikation der Begriffe ausgeht, so müssen wir annehmen, daß die Geschichte der einzelnen Bedeutungsgruppen darin besteht, daß sie sich zu immer neuen Wortformen und damit Begriffsnuancen auseinanderfalten. Historisch betrachtet müssen wir also in jeder Bedeutungsgruppe am Anfang ihrer Geschichte ein ziemlich wortarmes Stadium annehmen, wenn nicht überhaupt zu

Beginn der Explikation die Bedeutungsgruppe nur durch ein einziges Grundwort repräsentiert wird. Dieses Grundwort ist mit der Wurzel nicht identisch. Es ist kein Indifferens, sondern in höchstem Maße ein Spezifikum. Die spezifische Bedeutung des Grundwortes kommt fast einem *ὄνομα* gleich. Wir müssen aber von Bedeutungsgruppe zu Bedeutungsgruppe einzeln untersuchen, welches Wort der Gruppe dieses Grundwort repräsentiert. Es ist nicht zu erwarten, daß die einzelnen Grundwörter einer Sprache alle derselben Wortart angehören. Wir können aber erwarten, daß in den einzelnen Sprachen irgendeine besondere Wortart besonders häufig als Grundwort der Bedeutungsgruppen auftritt. Dies wird den Charakter der betreffenden Sprache entscheidend beeinflussen und stellt einen wichtigen Faktor für die Beurteilung des Denkens dar, das der betreffenden Sprache entspricht. Es werden sich auch Kategorien aufstellen lassen, aus denen geschlossen werden kann, welche Wortart in den einzelnen Bedeutungsgruppen Grundwort ist. Ferner steht in keiner Weise a priori fest, welche bestimmte Wortform, Singular oder Plural[1]), Infinitiv oder Imperativ, Perfektum oder Imperfektum etc. die Grundbedeutung eines Wortes repräsentiert. Auch hier können wir nur Kategorien erwarten. Wenn z. B. im Hebräischen für das Wort יוֹנָה-יוֹנִים die Priorität des Plurals nachweisbar ist, so dürfen wir annehmen, daß derselbe Fall immer da vorliegt, wo es sich um die Bezeichnung von in Schwärmen, Rudeln etc. auftretenden Tieren handelt. Es ist aber nicht möglich, aus diesem Falle auf die Priorität des Plurals vor dem Singular im Hebräischen oder gar in der Sprache überhaupt zu schließen. Auch hier wird jede Sprache eine Vorliebe für die Priorität dieser oder jener Form haben, was ebenfalls für den Gesamtcharakter der betreffenden Sprache von Bedeutung ist. Diese Erwägungen haben schwerwiegende Konsequenzen vor allem auch für die Lexikographie. Das Lexikon wäre ein ideales Abbild der Struktur einer Sprache, wenn es nach dem historisch-sachlichen Grundworte angeordnet werden könnte. Ein solches Lexikon wäre freilich nichts weiter als eben ein Strukturbild und kein Nachschlagewerk. Für ein Werk letzterer Tendenz bleibt

1) S. zuletzt H. Torczyner, עבודת מדע באוצר הלשון העברית, Jerusalem 1934, S. 13.

nur die Möglichkeit übrig, nach einem allgemeinen Schema anzuordnen. Ob nach Wurzeln oder nach tatsächlich vorhandenen Worten angeordnet wird, ob etwa im Hebräischen die Zweibuchstabigkeit oder die Dreibuchstabigkeit der Wurzeln als normal angenommen wird, kann nur von der Brauchbarkeit des Schemas abhängen. Ebenso gibt es keinen zureichenden Grund, mit den Konventionen zu brechen, die etwa den Nominativus singularis und den Infinitiv als „Nennformen" eingebürgert haben. Es wird aber niemals zu erreichen sein, daß nicht ein Teil der sprachlichen Formen dem Schema künstlich eingezwängt werden muß. Es kommt hier nur darauf an, die am häufigsten vorkommenden Fälle als lexikalische Normalfälle gelten zu lassen. Wenn wir aber auch in bezug auf die Anordnung der Lexika künstlich schematisieren müssen, so muß doch jede Schematisierung vermieden werden, wo der Wortsinn festgestellt und in einer anderen Sprache umschrieben wird. Hier kommt alles darauf an, das Grundwort der Bedeutungsgruppe und seine Grundform von Fall zu Fall festzustellen. Nicht das sekundär ableitbare abstrakte gemeinsame Element, das in der gemeinsamen Wurzel formal zum Ausdruck kommt, vermag den eigentlichen Sinn einer Bedeutungsgruppe und den Zusammenhang zwischen ihren einzelnen Worten zu beleuchten. Wenn wir z. B. annehmen, daß das Grundwort der Bedeutungsgruppe, die als gemeinsames Thema die Konsonanten לבן im Hebräischen aufweist, das Wort לְבָנָה Mond ist, so gestaltet sich die sachliche Struktur und die historische Entwicklung dieser Bedeutungsgruppe in folgender Weise: der absolut eindeutige, von einer Individualität repräsentierte Begriff enthielt für die Volksgruppe, die sich der Bezeichnung bediente, als konstituierendes Element den Begriff seiner in keiner Weise noch ein Mal vorkommenden Farbe. Das führte dazu, daß man alles, was annähernd mit dieser Farbe übereinstimmte, ebenfalls mit Hilfe einer Bildung aus dem Thema לבן bezeichnete, so als ob man im Deutschen einen bestimmten weißen Ton mit „mondig" bezeichnen würde. Die hebräische Sprache bezeichnete dann also den Mond nicht mit לְבָנָה, weil er auch weiß ist, sondern alles, was die Farbe des Mondes hat, mit einer Bildung aus dem Thema לבן. Wenn aber für eine bestimmte Volksgruppe (das Hebräische

kennt außerdem noch andere Bezeichnungen für Mond) oder für eine bestimmte Phase der Geschichte des jüdischen Volkes das Licht, die eigentümliche Farbe des Mondes, für den Begriff des Mondes konstituierend war, so dürfte man daraus schließen, daß es sich hier um ein Überwiegen des optischen Momentes in der Vorstellungswelt handelt. Das Vorwiegen des „Augentypus" bei arischen Völkern wäre dann kein singuläres Phänomen.

Auch so scheinbar rein formale Erscheinungen wie der Akzent erfahren eine neue Beleuchtung ihrer Problematik, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte einer Identität von Wort und Begriff ansieht. Die vergleichende Sprachwissenschaft pflegt zwischen Tonstärken- (dynamischem) und Tonhöhenakzent (musikalischem) zu unterscheiden. Von unserer Fragestellung aus genügt es nicht festzustellen, ob in einer Sprache dieser oder jener Akzent vorherrscht[1]), sondern es kommt darauf an, die Gründe für das Vorherrschen des einen oder des anderen Elementes aufzufinden. Ohne über die außerordentlich schwierige Frage, welche psychologischen Vorstellungen für das Vorherrschen einer Akzentart entscheidend sind, beantworten zu wollen, muß darauf hingewiesen werden, daß ein musikalischer Akzent ein besonders ausgebildetes aktives und passives Unterscheidungsvermögen für qualitative Differenzierungen voraussetzt, während ein dynamischer Akzent auf dasselbe Vermögen in bezug auf quantitative Differenzen hinweist. Eine solche Ausbildung bestimmter Seiten des Ausdrucks- und Rezeptionsvermögens dürfte dann nicht auf das Gebiet der Sprache beschränkt sein, sondern allen seelischen Regungen des betreffenden Volkes ihr Gepräge verleihen.

Eine weitere Verschiedenheit der Akzentbildung beruht nicht auf dem Ausdrucksmittel, mit dessen Hilfe das Hervorheben des Wichtigen erfolgt, sondern auf der Stelle im Worte und im Satze, die hervorgehoben wird. Wir unterscheiden eine Tendenz zu rhythmischer Akzentuierung von einer Tendenz zu sinngemäßer Akzentuierung. Wenn in einem Denken die Neigung überwiegt, durch Isolierung des Hauptsächlichen zur Klar-

1) E. Kieckers (Einführung in die indogermanische Sprachwissenschaft, erster Band, Lautlehre, München 1933, S. 176) weist mit Recht darauf hin, daß ein ausschließlich musikalischer oder ein ausschließlich dynamischer Akzent nicht existiert.

stellung von Grundbegriffen zu gelangen, so wird eine starke Tendenz auf Betonung des Hauptsinnes im Worte und im Satze vorhanden und der Akzent dieser Tendenz in der Weise unterworfen sein, daß der Träger des Hauptsinnes im Worte und im Satze betont wird, wie das z. B. im Deutschen der Fall ist. Die Anforderungen an eine rhythmische Gestaltung der Sprache zu erfüllen, bleibt in diesem Falle der Stilistik überlassen. Eine Vernachlässigung des rhythmischen Elementes würde in solchen Sprachen nur als schlechter Stil im ästhetischen Sinne empfunden werden, ohne daß die Sprachrichtigkeit und die Übereinstimmung von Sinn und Ausdruck beeinträchtigt würde. Wenn in einem Denken dagegen die Neigung besteht, allen Nachdruck auf Relationen zu legen, die Dinge also in ihren Nuancierungen zu erfassen, so besteht das Bedürfnis weniger, etwas Einzelnes besonders hervorzuheben, der Akzent wird also nicht zur Sinnbildung benötigt und steht daher der Ausgestaltung des Rhythmus frei zur Verfügung, so daß eine rein rhythmische Betonungsweise entstehen kann: unbedingte Endbetonung wie im Französischen, unbedingte Betonung der paenultima wie im Polnischen, unbedingte Anfangsbetonung wie im Estnischen. Es ist begreiflich, daß ein solcher rein rhythmischer Akzent auch anderen rhythmischen Ansprüchen, wie denen der Poesie, angepaßt werden kann, woraus sich z. B. die Freiheit erklärt, mit der das Lateinische den Wortakzent zugunsten des Versakzentes aufgeben kann, ein Verfahren, das in einer Sprache mit Sinnbetonung undenkbar wäre und höchstens benutzt wird, um den Eindruck des Lächerlichen bewußt hervorzurufen.

Während für den Akzent und seine Geschichte infolge der Tatsache, daß der Akzent immer ein gewisses ästhetisches Prinzip darstellt, eher geistesgeschichtliche Vorgänge als Ursachen und Ziele der Entwicklung herangezogen werden, scheint auf dem Gebiete der reinen Lautgeschichte die Beteiligung physiologischer Momente als entscheidender Ursachen und Zwecke evident zu sein. Daß Veränderungen der Lautbildung mit Veränderungen der Sprechorgane in Beziehung stehen, kann in der Tat in keiner Weise geleugnet werden. Zur Diskussion steht aber, ob die Veränderungen der Sprechorgane von der Sprache her oder auf Grund anderer Einflüsse verursacht werden. An heterogenen Ursachen werden genannt: klimatische Veränderungen durch Wanderungen oder Umgestaltungen des

Klimas im selben Lande, Verstümmelungen von Lippen und Zähnen (so z. B. Meinhof, Die moderne Sprachforschung in Afrika, Berlin 1910, S. 60) oder schon mehr homogene Veränderungen, wie die Beschleunigung des Redetempos (so Wundt, Brugmann). Wenn wir aber, wozu die letztgenannte Theorie bereits einen Übergang bedeutet, die Ursachen der Lautveränderungen in der Sprache selbst suchen, so ist es ein notwendiger logischer Schritt, die Ursachen in das Denken zurückzuverlegen. Diesen Schritt geht auch Wundt (Probleme der Völkerpsychologie, Leipzig 1911, S. 31 f.). Daß wir die Ursache der Lautveränderungen in der Sprache und dem Denken selbst suchen müssen, ist deshalb notwendig, weil die Veränderung des Lautcharakters eine allgemeine sprachliche Erscheinung ist, von der keine Sprache eine Ausnahme macht. Bei einer Annahme äußerer Ursachen müßte doch einmal eine Sprache keiner Lautgeschichte unterworfen sein. Eine solche Sprache ist noch nirgends entdeckt worden, was freilich kein absoluter Beweis ist. Eine solche Sprache ist aber überhaupt für uns nicht denkbar, da die Beweglichkeit auch des Lautbildes unbedingt zum Charakter Sprache gehört. Wenn wir die Ursachen der Lautveränderungen letztlich im Denken sehen, so bietet sich uns folgendes Bild der Zusammenhänge: Die Entwicklung des Denkens stellt immer höhere Anforderungen an die Differenzierung der Ausdrucksweise und damit an die Sprache. Dazu kommen als mittelbare Auswirkung des Denkens und seiner Leistungen die Fortschritte der materiellen Kultur innerhalb eines Volkes, die ihrerseits ebenfalls Ansprüche an die Ausdrucksmöglichkeiten der Sprache stellen. Die höheren Anforderungen an die Sprache müssen allmählich zu einer größeren Beweglichkeit der Sprechorgane führen, die Sprechorgane werden allmählich eine größere Fähigkeit zur Differenzierung der Artikulation gewinnen, wie wir das am Individuum immer wieder beobachten können. Die physiologischen Veränderungen sind also nicht Ursache, sondern Folge einer stärker differenzierten und dadurch umgestalteten Artikulation. Den unendlichen Möglichkeiten und feinsten Nuancierungen geistiger Ursachen scheint ein gewisser Schematismus der Lautgeschichte zu widersprechen. Dieser Schematismus dürfte aber zum großen Teil mit der Erscheinung der Schriftsprache in Verbindung zu bringen sein. Erstens sind unsere Quellen für die Erfor-

schung der Lautgeschichte in den meisten Fällen schriftliche Quellen. Als solche bieten sie uns von vornherein ein nach der Seite des Schematischen hin verfälschtes Bild der tatsächlichen Entwicklung. Zweitens bedeutet aber die orthographische Tendenz jeder Schriftsprache auch für die reale Entwicklung der Dinge eine gewisse Schematisierung. Die Schrift ist, wie vor allem Ferdinand de Saussure (Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, deutsche Ausgabe Berlin und Leipzig 1931, S. 34—37) eingehend dargestellt hat, immer nur ein unvollkommenes Bild der tatsächlichen Aussprache, gilt aber doch im Lernbetrieb notwendigerweise als Norm und wirkt so vereinfachend auf die Artikulation. Ein drastisches Beispiel des Einflusses, und zwar des mißglückten Einflusses, der als Norm geltenden Schriftsprache auf die Aussprache bildet im Deutschen die Aussprache der Labiale und Dentale in manchen Gegenden. Die übliche Artikulation unterscheidet bei diesen Lauten nicht zwischen media und tenuis, sondern braucht einen dieser Unterscheidung gegenüber indifferenten Laut. Die von der Schriftsprache geforderte Differenzierung, die nicht durch ein Unterscheidungsvermögen unterstützt wird, führt in vielen Fällen nicht zu einer Ausbildung des Unterscheidungsvermögens, sondern zu einem willkürlichen Gebrauch promiscue. Doch muß man damit rechnen, daß die Schriftsprache im Verlaufe von Generationen ihre Tendenzen durchsetzt und so zu einer verfälschenden Schematisierung der Entwicklung führt.

Die zuweilen schematische Regelmäßigkeit der lautlichen Entwicklung ist also nicht immer eine Folge rein sprachlicher Ursachen, so daß diese Tendenz zur Schematisierung allein eine Ableitung lautlicher Entwicklungen aus geistigen Ursachen nicht zu widerlegen vermag.

Wenn geistige Triebkräfte in der Lautgeschichte wirksam sind, so ist es Aufgabe der Sprachwissenschaft, an einzelnen Erscheinungen oder Erscheinungsgruppen diejenigen geistigen Anforderungen aufzuspüren, die zu gerade dieser Entwicklung der Lautbildung geführt haben. Es ist dabei zu erwarten, daß eine solche Betrachtungsweise zu einer völligen Umgruppierung der Erscheinungen in der Lautgeschichte führt, daß sich also eine andere Konstellation der Korrelat- und Parallelerscheinungen herausstellen wird[1]).

1) Unsere Betrachtungsweise geht also nicht so sehr auf eine Umge-

Der Vorgang der Konsonantenassimilation z. B. erscheint zunächst als vollkommen von physiologischen Momenten her bestimmt, da er zweifellos auf eine leichtere Aussprechbarkeit hinzielt nnd nur zwischen phonetisch verwandten Konsonanten stattfindet. Die Tatsache der phonetischen Verwandtschaft allein aber führt niemals zur Assimilation. Wenn nämlich nur dieser Faktor maßgeblich wäre, so müßten wir erwarten, daß die Assimilation in unbedingter Gesetzmäßigkeit bei gleicher Konstellation stets eintreten müßte. Es wäre dann nicht zu erklären, warum man im Hebräischen נתת, aber שכנת spricht. Das häufigere Vorkommen des ersten Wortes, das durch dessen allgemeineren Sinn bedingt ist, darf deshalb nicht zur Erklärung für das Eintreten oder Nichteintreten eines physiologischen Vorgangs herangezogen werden, da der physiologische Vorgang es nur mit der Konsonantenverbindung zu tun hat, nicht aber mit dem jeweiligen Sinnzusammenhang dieser Verbindung. Daß die Assimilation bei manchen Worten eintritt und bei manchen nicht, zeigt eine entscheidende Beteiligung des Wortsinnes, also des psychischen Momentes, an der Assimilation. Die Assimilation bedeutet eine Vernachlässigung des Konsonantenbestandes, der das Thema des Wortes bildet. Das Thema ist im Hebräischen zweifellos (das Problem, inwieweit dies auch für nichtsemitische Sprachen zutrifft, ist oben S. 164 f. aufgestellt worden) Träger des allen zur Wortgruppe gehörigen Begriffen gemeinsamen Sinnes. Dieser gemeinsame Sinn ist konstituierendes Element in allen Einzelbegriffen, aber kein selbständig formulierter Oberbegriff. Es kann dies auch gar nicht sein, da zu einem Begriff die Besonderheit ebenso notwendig gehört wie die Allgemeinheit, das Thema aber seinem Wesen nach nur Träger der Allgemeinheit ist. Wenn ein Bestandteil des Themas so vernachlässigt werden kann, daß er einem anderen angeglichen wird, so beweist dies, daß das allgemeine Prinzip innerhalb der Begriffsgruppe nicht mehr überall in gleicher Weise in Gültigkeit ist. Es weist auf eine isolierende Tendenz innerhalb der Begriffsgruppe hin, also auf eine Tendenz des Den-

staltung der Terminologie im Sinne einer größeren Lebendigkeit aus, wie dies Ernst Otto (Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft, Leipzig 1919) bezweckt, sondern es handelt sich hier um die Darlegung der tatsächlichen Relationen zwischen den einzelnen sprachlichen Erscheinungen.

kens zur Analyse, wenigstens auf dem Gebiete der betreffenden Begriffsgruppe. Häufiges Vorkommen der Assimilation innerhalb einer Sprache ist also ein Beweis für die vorwiegend analytische Tendenz des betreffenden Denkens, während ein Entgegenarbeiten gegen die Konsonantenassimilation auf ein synthetisches Denken hindeutet, dem es darauf ankommt, die Allgemeinheit der Begriffe nicht in ihrer Besonderheit aufgehen zu lassen. Auf dieselbe Tendenz weist auch das Bestreben hin, etwa eingetretene Assimilationen im Sinne der Wiederherstellung des ursprünglichen Konsonantenbestandes aufzuheben. Unter diesen Umständen ist das häufige Eintreten der Assimilation von Konsonanten bei sogenannten Lehnwörtern ohne weiteres verständlich, da ja nur der Einzelbegriff durch das Einzelwort übernommen wird, nicht aber der gesamte durch das Thema repräsentierte Begriffskomplex. Wort und Begriff treten bei der Übernahme in eine andere Sprache in einen vollkommen neuen Begriffszusammenhang ein, der mit ihrem Thema nichts zu tun hat, so daß dieses nicht mehr als Träger eines allgemeinen Sinnes gilt und also nicht gegen mechanische Veränderungen im Sinne der leichteren Sprechbarkeit geschützt ist.

Die Konsonantendissimilation, soweit sie nicht eine Wiederauflösung von Assimilation ist, tritt unter gleichen Bedingungen wie die Assimilation ein: sie erfolgt aus Gründen der leichteren Sprechbarkeit, wenn das Beibehalten des ursprünglichen Themakonsonanten auf Grund isolierender Tendenzen des Denkens nicht mehr als notwendig empfunden wird. Der als Haplologie bezeichnete Vorgang einer Kontraktion unter Vernachlässigung der Beziehungen zwischen Thema und Bildungssilben beruht auf demselben Denkprinzip.

Die Vokalassimilation und -dissimilation darf unter diesem Gesichtspunkte nicht ohne weiteres als Parallelerscheinung zur Konsonantenassimilation und -dissimilation betrachtet werden. Denn der Vokal dient dem differenzierenden Moment in der Begriffsbildung. Er ist notwendig, um die Besonderheit des Begriffes auszudrücken. Während aber die Vernachlässigung des Themas und damit des allgemeinen Prinzips ohne weiteres die Betonung der Begriffsbesonderheit in sich schließt, bedeutet eine Vernachlässigung des vokalen Elementes nicht unbedingt ein Überwiegen des Themas und damit der Begriffsallgemeinheit. Es bedeutet vielmehr ein Schwanken in der

Wortbildung, ein Flüssigsein der Form, die auf ein gewisses Frühstadium der Entwicklung, auf das Fehlen einer festen Tradition hinweist. Der Vorgang liegt also auf einer ganz anderen Ebene als der phonetisch entsprechende Vorgang auf dem Gebiete des Konsonantenbestandes. Das Flüssigsein und die Traditionslosigkeit in der Wortbildung muß als Anzeichen einer noch nicht abgeschlossenen Begriffsbildung angesehen werden. Auch hier ist die Häufigkeit des Vorkommens von Vokalveränderungen bei sogenannten Lehnwörtern sehr demonstrativ: die Übernahme eines Lehnwortes ist ja im Grunde eine Neugestaltung eines Begriffes, nur daß die Wortbildung nicht vollkommen schöpferisch, sondern in Anlehnung an übernommenes Gut erfolgt. Es scheint für die Zwecke der Erklärung der einzelnen Sprachen zu genügen, wenn die vorkommenden Fälle von Assimilation, Dissimilation, Haplologie etc. registriert, unter die entsprechenden Begriffe eingeordnet und wenn die phonetischen Bedingtheiten ihres Eintretens (meistens Eintretens) festgestellt werden. Für die Erklärung der betreffenden Erscheinungen und erst recht der betreffenden „Ausnahmen" ist damit aber nichts getan, und schon die logische Einordnung der vorliegenden Fälle stößt auf Schwierigkeiten, wie das Durcheinander der üblichen Beispiele aus der vergleichenden Sprachwissenschaft zeigt; s. z. B. G. Bergsträßer, Hebräische Grammatik, I. Teil, S. 82 f.

Der Vorgang der Assimilation oder der Dissimilation ist nicht immer ein historischer. Historisch in gewissem Sinne ist stets die Assimilation oder Dissimilation in Lehnwörtern. Bei den übrigen Formen müssen wir den Vorgang als eine rein sachliche Beziehung ansehen: Assimilation liegt dann vor, wenn anstatt zweier themamäßig zu erwartender verschiedener Konsonanten zwei einander gleiche oder ähnliche Konsonanten auftreten. Es bleibt dabei zunächst unentschieden, ob das Wort vor der Assimilation mit vollem themamäßigem Konsonantenbestand gesprochen worden oder ob der Assimilationsvorgang mit dem primären Wortbildungsvorgang identisch gewesen ist[1]). Ersterer Fall würde beweisen, daß sich in dem der

1) Daß in einzelnen Fällen der Vorgang der Assimilation ein historischer ist, ergibt sich gelegentlich eindeutig aus dem Schriftbild des Wortes, wenn dieses noch Belege für einen unveränderten themamäßigen Wortbestand liefert. Da der Schrift aber eine Tendenz zur Konservierung anhaftet, darf

betreffenden Sprache zugrunde liegenden Denken analysierende Tendenzen erst allmählich durchgesetzt haben. Im zweiten Falle wäre die Wortbildung innerhalb eines Denkens erfolgt, dessen Charakter zur Zeit der Wortbildung durch eine analysierende Tendenz entscheidend bestimmt wurde. Dieselbe vorsichtige Betrachtungsweise in bezug auf die Identität sachlicher Beziehungen mit historischen Entwicklungen ist auch bei der Behandlung der Assimilation von Vokalen an Konsonanten geboten. Wenn in einer Sprache die Neigung besteht, das grammatische Schema zu durchbrechen, um die Konsonanten mit ihnen konformen Vokalen verbinden zu können, so deutet dies auf eine Tendenz innerhalb der betreffenden Sprache hin, die leichtere Sprechbarkeit, sozusagen eine größere Handlichkeit der Worte in den Vordergrund zu stellen und lieber die architektonische Ausgeglichenheit des grammatischen Systems zu vernachlässigen; die häufige Durchbrechung des grammatischen Schemas zugunsten einer Konformität der Konsonanten und Vokale in einer Sprache erweist also das betreffende Denken als stärker auf Individualisierung gerichtet als ein Denken, das durch Ausgestaltung einer möglichst einheitlichen Grammatik seine Tendenz zu einheitlicher Form verrät[1]).

Der Einfluß der Denkform auf die Wortform zeigt sich nicht nur in assimilatorischen und dissimilatorischen Umbildungen, sondern in der Wortbildung selbst. F. N. Finck (Die Haupttypen des Sprachbaus, Leipzig 1910, S. 151 f.) weist auf eine Eigentümlichkeit der Wortbildung hin, die im einzelnen fraglich sein mag, aber im Prinzip einer Untersuchung unterzogen werden muß. Es handelt sich um die Frage der kombinatorischen und der ganzheitlichen Wortbildung. Abgesehen von

---

der Zeitpunkt der ersten nachweisbaren Schreibung assimilierter Formen nicht ohne weiteres mit dem Eintreten der Assimilation selbst identifiziert werden.

1) Wenn Brockelmann (Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen I, Berlin 1908, S. 194) mit Recht den Einfluß der direkten Berührung des Vokals mit einer Laryngalis in den Jussivformen auf die Verwendung konformer Vokale betont und die Entstehung besonderer Laryngalformen des Verbums auf diese Jussivbildungen zurückführt, so besteht zwischen seinen Ausführungen und unseren Prämissen keine sachliche Differenz, vorausgesetzt muß aber werden, daß die Priorität des Jussivs in der Bildung spezieller Laryngalformen des Verbums nicht unbedingt als eine historische Priorität angesehen werden darf.

Bildungssilben kann ein Wort auf mehreren Vorstellungen seines Gegenstandes aufgebaut sein. Finck führt das Ssubija-Wort „musisu“ (Knabe) als Beispiel an. Dieses Wort besteht aus mu = Mensch und sisu = Knabe im Besonderen, faßt also zwei Vorstellungen, eine allgemeinere und eine besondere, zusammen. Daß die mit der Begriffsbildung identische Wortbildung die Feststellung des Besonderen und des Allgemeinen umfaßt, ist bereits dargelegt worden (s. oben S. 107, Anm.). Bei dem angeführten Beispiel musisu tritt die Doppelheit des Vorgangs im sprachlichen Ausdruck auseinander. Das betreffende Denken kombiniert also das Allgemeine erst nachträglich mit dem Besonderen. Dies ist zweifellos eine durchaus nicht „primitive“ Denkweise. Sie setzt eine — wenn auch nicht explizierte — logische Klassifizierung voraus. Diesem analysierenden und kombinierenden Denken steht als Extrem ein von vornherein synthetisches gegenüber, das den Begriff seiner Besonderheit und seiner Allgemeinheit nach in einem Denkakte erfaßt. Ein solches Denken schafft Begriffe und Worte, die nicht in ihre verschiedenen Seiten zerlegbar sind. Es muß von Sprache zu Sprache untersucht werden, welchem Typus (oder Mischtypus) ihre Wortbildung angehört. Dieses Problem berührt und überschneidet sich mit dem Problem der Bedeutung des Themas innerhalb der Wortgruppen.

Wenn wir die Sprache als adäquaten Ausdruck des Denkens ansehen, so haben wir damit von vorneherein alle mechanistischen Prinzipien aus der Sprachbildung ausgeschaltet. Ein solches mechanistisches Prinzip ist die Analogiebildung, die in der Sprachwissenschaft eine große Rolle bei der Erklärung formaler Eigentümlichkeiten einer Sprache spielt. Mit der Erklärung des Gleichklangs oder teilweisen Gleichklangs zweier Formen durch Analogiebildung ist die Behauptung aufgestellt, daß ein Einfluß bildungsmäßig nicht verwandter Elemente aufeinander innerhalb einer Sprache möglich, daß also ein lebendiges Gefühl für die Sprachstruktur nicht ohne weiteres vorhanden ist[1]). Es läßt sich denken, daß eine Sprache

1) Nicht die Erkenntnis der Eigenständigkeit einer Form, eine Erkenntnis, die eine Analogiebildung verhindern muß, setzt eine durchgebildete Grammatik voraus, vielmehr beruht gerade die Analogiebildung auf dem Vorhandensein eines logisch aufgebauten grammatischen Gebäudes, das gewisse Formen als entsprechend und deshalb der Angleichung bedürftig erscheinen läßt. — Ferdinand

bis zum Erlöschen dieses Gefühls kommen, d. h. also erstarren kann. Als Normalfall für eine noch in lebendiger Bildung begriffene Sprache müssen wir aber den Fall annehmen, daß auch ohne eine ausgebildete theoretische Grammatik ein zu lebendiges Gefühl für die Struktur der Sprache vorhanden ist, als daß eine Gleichsetzung heterogener Elemente erfolgen oder gar die entscheidende Rolle in der Formbildung spielen könnte. Eine Analogiebildung dürfte immer nur im Einzelfalle zur Erklärung einer Form herangezogen werden, wenn sich erstens in der Bildung einer Form ein deutliches Umbiegen der Entwicklung nachweisen ließe, und wenn zweitens die betreffende Form vor der analogisierenden Umbildung eine so ausgefallene Bildung aufgewiesen hätte, daß eine Angleichung an die überwältigende Mehrheit der Formen aus der Tendenz auf eine gleichmäßigere Sprachstruktur erklärbar wäre. Der von der Sprachwissenschaft häufig konstruierte Fall einer Analogiebildung unter Angleichung an die seltenere Form bedürfte immer einer besonderen Erklärung, wenn er überhaupt glaubhaft erscheinen sollte, und kann immer nur als extremer Einzelfall anerkannt, niemals aber als reguläres Bildungselement angesehen werden [1]).

Der Einfluß des Denkens auf die Sprache und die daraus folgende Bewertung der Sprache als Quelle zur Erkenntnis der Eigenart eines Denkens erschöpft sich nicht in der Laut- und

---

de Saussure (Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, deutsche Ausgabe, Berlin und Leipzig 1931, S. 192 ff.) hat eingehend dargelegt, daß Analogiebildungen logische Erwägungen zur Voraussetzung haben. Es ist überhaupt das Verdienst von Saussure, die Prinzipien der Analogiebildung untersucht und damit die Möglichkeit geschaffen zu haben, das Prinzip der Analogie richtig anzuwenden. Vor allem weist er darauf hin, daß eine Analogiebildung niemals eine Veränderung des Wortes und der Form selbst bedeutet, sondern daß nur eine Konkurrenzform geschaffen wird, die die ursprüngliche und korrekte Form verdrängen k a n n, ohne daß die Verdrängung notwendig eintreten muß. Auf jeden Fall sollte man also nur dann von einer Analogiebildung sprechen, wenn ein Konkurrenzstadium in der Geschichte der beiden Formen nachgewiesen werden kann. Wenn aber die „korrekte" Form nur von uns erschlossen wird, so bleibt die Erklärung einer Form als Analogiebildung immer hypothetisch.

1) Eine Analogiebildung, deren Erklärung als korrekt angesehen werden kann, führt Saussure a. a. O., S. 204 an: merīdiōnālis (Laktanz) anstatt merīdiālis analog septentri-ōnālis, regi-ōnālis.

Wortbildungslehre, sondern beides muß, wenn unsere Prämissen richtig sind, für alle Gebiete der Sprachgestaltung zutreffen. Es ist also notwendig, die Gültigkeit unserer Voraussetzungen auch an Beispielen aus der Formenlehre und Syntax darzulegen. Im Anschluß an Cassirer ist bereits darauf hingewiesen worden (s. oben S. 101), daß das Verbum, also diejenige Wortart, die der Darstellung von Handlungen dient, Rückschlüsse auf die Art des Zeitbegriffes zuläßt, der für das betreffende Denken charakteristisch ist. Das gilt aber nicht nur für den Zeitbegriff, sondern die Rolle, die das Verbum in einer Sprache spielt, und die Art seiner Ausdrucksmodifikationen sind für das betreffende Denken auch noch in anderer Weise charakteristisch. So deutet der verbozentrische Charakter des Hebräischen z. B. darauf hin, daß das in dieser Sprache zum Ausdruck kommende Denken eine starke Tendenz zur Synthese aufweist, d. h. daß es allen Nachdruck auf das dynamische Element des Seins, auf Bewegungen und Relationen, auf die Beziehung zum Ganzen, nicht aber auf das statische Element, auf räumliche Isolierung, auf einseitige Individualisierung legt. Der verbozentrische Charakter des Hebräischen bringt es mit sich, daß die Flexion des Verbums nach allen Richtungen hin ausgestaltet wird, um so alle Nuancen der dargestellten Handlung bereits am Verbum zum Ausdruck bringen zu können, d. h. also, daß die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt nach Möglichkeit erschöpfend in der Handlung selbst dargestellt wird. Diesem Zwecke dient die differenzierte Ausgestaltung derjenigen Modi, die dazu dienen, die Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt zu differenzieren. Das Hebräische hat sich bei der Ausbildung solcher Beziehungsmodi mit den üblichen Mitteln der Flexion, der Benutzung von Präfixen und der Veränderung der Vokale, nicht begnügt, sondern es bedient sich zu diesem Zwecke einer Umgestaltung des Themas selbst. In den sogenannten Intensivbildungen liegt eine Veränderung des Themas vor, die dazu dienen soll, eine kompliziertere Beziehung zwischen Subjekt und Objekt darzustellen, als sie in der einfachen Effizierung und Affizierung des Objekts gegeben sind. Der sogenannte Intensivstamm drückt sowohl eine Privation, die im Gegensatz zum positiven Ergebnis der durch die einfache Verbalform ausgedrückten Handlung steht (חִטֵּא-חָטָא, sündigen — entsündigen; סִקֵּל-סָקַל, mit Steinen

bewerfen — entsteinen), als auch eine Veranlassung des Effektes durch eine Mittelsperson (יָלַד — יִלֵּד, gebären — beim Gebären unterstützen), als auch eine Umkehrung der Subjekt-Objektbeziehung (לָמַד — לִמֵּד lernen — lehren) aus. Die Intensivierung der geschilderten Handlung ist also nur eine von mehreren Modifikationen, die durch das פִּעֵל zum Ausdruck gebracht werden sollen. Es ist ersichtlich, daß das Mittel der Geminierung eines Themakonsonanten nicht in der Weise ad infinitum modifizierbar ist wie z. B. die Verwendung von Präfixen und Suffixen. Das Hebräische hat sich deshalb in der Ausbildung von Beziehungsmodi nicht auf das Mittel der Gemination beschränkt. Doch ist die Geminierung zweifellos eine eingreifendere und speziellere Umgestaltung des Verbums als die Flexion durch Präfigierung. Der Bildung der Intensivformen liegt ein anderer Denkvorgang zugrunde als z. B. der Bildung des הפעיל. Mit der Bildung des הפעיל ist eine Umgestaltung des Verbalsinnes erreicht worden, die sich von der Bildung der Aktionsarten z. B. nicht prinzipiell unterscheidet. Die Bildung des Intensivstammes dagegen setzt das Bestreben voraus, die Ausdrucksmöglichkeiten des Verbums um eine Dimension zu erweitern. Logisch dürften also פִּעֵל und הפעיל im Hebräischen einander nicht nebengeordnet werden. Der verbozentrische Charakter des Hebräischen (und damit der synthetische, auf das Dynamische gerichtete Charakter des entsprechenden Denkens) wirkt sich auch in der fast unbegrenzten Möglichkeit einer Bildung von Denominativen aus. Jedes Nomen gilt also als Träger einer spezifischen, für sein Wesen konstituierenden Handlung. Sein Charakter als Individualität ist begründet in seiner Fähigkeit, Gegenstand oder Urheber einer spezifischen Handlung zu sein. Das nominale Element wird also nur als Latenzzustand eines verbalen angesehen, das Statische hat seine Realität nur als Ausdruck einer spezifischen Dynamik.

Wenn in einer Sprache die Infinitive allmählich durch nominale Abstrakta ersetzt werden, so bedeutet dies einen Übergang des Denkens von der Übernahme konkreter Anschauungen zur reinen Abstraktion. Dieses ist nur ein Sonderfall der Tatsache, daß ein Überwiegen des verbalen Elementes in der Sprache auf eine stark realistische Tendenz des Denkens hin-

weist. Wenn eine Sprache dazu neigt, das Passivum zugunsten des Reflexivums oder anderer medialer Bildungen zu eliminieren, so weist diese Erscheinung auf eine zunehmende Verwischung der naiven radikalen Trennung von Subjekt und Objekt hin, es wird also die Vorstellung aufgelöst, daß etwas an einem Objekt geschehen könne, ohne daß dieses Objekt zugleich auch die Rolle eines Subjektes gegenüber dem betreffenden Vorgange spielen müsse. Wenn wir in einer Sprache eine Betonung der Aspekte und ein Zurücktreten der Tempora beobachten, so liegt eine starke Tendenz des in dieser Sprache zum Ausdruck gebrachten Denkens auf eine Betonung des Objektes vor. Der Sprechende versucht seine Person ganz aus dem Vorgange auszuschalten, indem er seine gegenwärtige Situation temporal ausschaltet. Die Wahl der Verbalformen entscheidet sich hier auf Grund der Relationen der geschilderten Gegenstände und Vorgänge zueinander, nicht vom Standpunkte des Betrachters aus. Die dem Hebräischen im erzählenden Stil eigentümliche Ersetzung des vollendeten Aspektes durch den unvollendeten ist eine Auswirkung der gleichen Tendenz auf Ausschaltung des Erzählenden. Das konsekutivische Imperfektum legt den Nachdruck auf das Geschehen selbst, nicht auf das Geschehensein, das im Grunde ja nur eine Konstruktion, ein raumloser Punkt ist. Die gewöhnlich als Korrelaterscheinung zum konsekutiven Imperfektum betrachtete Bildung eines Perfektums mit futurischem Sinn weist auf dieselbe Neigung zur Ausschaltung der gegenwärtigen Situation hin. Es bleibt aber fraglich, ob es sich hier wirklich um Korrelaterscheinungen handelt. Denn es liegt durchaus nicht etwa eine korrelative Vertauschung von Tempora vor, sondern eine von unserer Ausdrucksweise verschiedene Handhabung der Aspekte. Das Perfectum consecutivum ist wohl überhaupt eine ausgesprochen sakrale Ausdrucksweise, immer eine Art von Perfectum propheticum (dieses nachzuweisen bedürfte einmal einer besonderen Untersuchung), während das Imperfectum consecutivum seinem Charakter nach eine außerordentlich bewegliche und volkstümliche Ausdrucksweise ist.

B. Landsberger weist auf eine Besonderheit des hebräischen Verbums hin, die in ihren Auswirkungen auf die Besonderheit des entsprechenden Denkens einer monographischen Bearbeitung bedürfte: auf die Verquickung der Zeitka-

tegorie mit den Kategorien des Satzbaues, wie dem erzählenden, schreibenden, feststellenden Typus (OLZ. 1927, Nr. 6, S. 506). Die Feststellung Landsbergers stützt unsere Auffassung, daß im Verbum die Zeitkategorie durchaus nicht das alleinige und entscheidende Bildungsmoment darstellt, sondern daß — vor allem in einer so verbozentrischen Sprache, wie das Hebräische — im Verbum die verschiedensten Denkkategorien konzentriert sind und zum Ausdruck gelangen.

Diejenige Flexionsart des Verbums, die sich einer rein formalistischen Betrachtungsweise am stärksten widersetzt, ist das genus verbi, speziell das Passivum. Hier finden Überschneidungen von Sinngrenzen und Formgrenzen statt, die sich nur unter Heranziehung der Prinzipien des Denkens erklären lassen[1]). Die semitischen Sprachen scheinen in besonderer Weise zur Ausgestaltung eines Passivums zu neigen. Hier werden die passiven Formen in differenzierter Weise ausgebildet, während sich die abendländischen Sprachen, besonders die modernen, stilistischer Mittel, wie der Umschreibung durch Hilfsverba, bedienen. Schon die Tatsache, daß besondere Passivformen ausgebildet werden, läßt darauf schließen, daß in solchen Sprachen das Passiv einen eigenständigen Charakter hat und nicht nur die negative Seite des Aktivs darstellt. Es ist das Verdienst von Reckendorf, exakt nachgewiesen zu haben, daß das semitische Passiv einen eigenständigen Charakter erhält, indem es nicht etwa durch die Erhebung des Objektes zum Subjekt aus dem Aktivum entsteht, sondern eine Verbalform mit innerem Subjekt darstellt, der ebenso wie dem Aktivum ein affiziertes oder effiziertes Objekt beigefügt werden kann. E. Porat (Die Passivbildung des Grundstammes im Semitischen, in der Zeitschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, N. F. Jahrgang 24 (1926), S. 257) führt dazu zwei vorzügliche Beispiele aus dem klassischen Hebräisch an: אֵת־אַרְבַּעַת אֵלֶּה יֻלְּדוּ, diese vier wurden geboren (2 Sam. 21, 22); יִתֵּן אֶת־הָאָרֶץ הַזֹּאת, das Land möge gegeben werden

1) Obwohl A. Marty ja gerade die Entsprechung von Denken und Sprache leugnet und dies zu erweisen sogar zum Ziel seiner Untersuchungen gemacht hat, so führt ihn dennoch seine außerordentlich inkonventionelle und begrifflich exakte Betrachtungsweise dazu, daß er die Problematik der genera verbi klar herausstellt (A. Marty, Satz und Wort . . ., herausgegeben von Otto Funke, S. 44).

(Num. 32, 5)[1]). Subjekt eines solchen Satzes ist nicht das Effizierte oder Affizierte, sondern die Handlung selbst[2]). Das Passivum ist also in bezug auf das Aktivum eine andere Art des Geschehens, nicht bloß ein in bezug auf das Objekt anders gerichteter Aspekt[3]). Das sogenannte innere Passiv des Semitischen stimmt im Arabischen in bezug auf seine Vokalfolge auffällig mit den Krankheitsnamen überein, worauf Hans Bauer und Pontus Leander (Historische Grammatik der hebräischen Sprache des Alten Testaments, Halle 1918, S. 285) hinweisen. Es besteht also eine Beziehung zwischen denjenigen Formen, die den Begriff des Affiziertseins zum Ausdruck bringen, und denjenigen, in denen der Begriff des schmerzlich Affiziertseins ausgedrückt wird. Ob hier, wie Bauer und Leander annehmen, der historische Vorgang einer Bedeutungserweiterung vorliegt, mag auf sich beruhen. Entscheidend ist die Tatsache, daß hier zweifellos eine sprachliche Gleichheit durch die Zugehörigkeit zu derselben Begriffskategorie bedingt ist. Wundt erklärt diese Vokalfolge psychologisch als den adäquaten Ausdruck der absinkenden Stimmung (Völkerpsychologie, Band I, 1. Teil, Die Sprache[3], Leipzig 1911, S. 362), welcher Ansicht sich auch Brockelmann (Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen I, Berlin 1908, S. 537) anschließt. Ebenso beruht der Hinweis auf die gleiche Vokalfolge im akkadischen Weheruf, die Hans Bauer (Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Jahrgang 69 (1915), S. 562 ff.) zur Erklärung anführt, auf einer rein psychologischen Betrachtungsweise. In solchen Schlußfolgerungen wird im Grunde das zu Beweisende zur Prämisse gemacht, denn wir haben für das psychologische Moment, daß die Vokalfolge *u-a* für Schmerzäußerungen typisch ist, eben nur die sprachlichen

1) Porat erwähnt a. a. O. auch eine Stelle aus dem Ḳor'ān (99,1). Aber in den mir bekannten Ausgaben (so ed. Flügel, Leipzig 1884) steht an der entscheidenden Stelle ein Nominativ, nicht der von Porat angegebene Akkusativ.

2) Mit dieser Auffassung im Zusammenhang steht, daß im Arabischen impersonelle Ausdrücke, in denen ja die Handlung selbst allein Subjekt ist, weil ein anderes Subjekt gar nicht interessiert, in der Regel durch das Passiv wiedergegeben werden, wozu Caspari-Müller, Arabische Grammatik[5], Halle 1887, S. 345 f.

3) Über die korrelative Bedeutung des Aktivs und des Passivs in den modernen abendländischen Sprachen s. Otto Jespersen, The philosophy of grammar, London 1924, S. 164 f.

Erscheinungen, die erklärt werden sollen. Wir müssen uns hier mit dem Aufzeigen von Tatsachen und Beziehungen begnügen, während ihre Ursachen sich unserer Erkenntnis entziehen.

Während die modernen abendländischen Sprachen das Passivum stilistisch umschreiben, haben das Griechische und Lateinische Passivformen ausgebildet. Aber diese Formen haben sich niemals zu der geschlossenen Begrifflichkeit entwickelt, die wir im Arabischen und im Hebräischen beobachten können. Ernst Cassirer (Philosophie der symbolischen Formen, 1. Teil, Die Sprache, S. 214) weist mit Recht darauf hin, daß das Griechische durchaus nicht ein formal und inhaltlich selbständiges Passivum entwickelt hat und daß die strenge Scheidung von *ποιεῖν* und *πάσχειν* in den aristotelischen Kategorien logische, nicht sprachliche Voraussetzungen hat. Die Überschneidung von aktiv und passiv wird im Lateinischen besonders deutlich am Gebrauch der Partizipia. Das sogenannte *participium activi praesentis* hat nicht nur aktiven Sinn, wie der beliebte Gebrauch einer Form wie amantissimus in durchaus passivem Sinne beweist; ein Sprachgebrauch des Partizipiums, dem in den modernen abendländischen Sprachen Bildungen wie „café chantant", „thé dansant," „schwindelnde Höhe" entsprechen, wozu Jacob Wackernagel (Vorlesungen über Syntax, 1. Reihe, Basel 1920, Kap. XLVI, S. 286). Ebenso schwankt der Sinn der perfektischen Partizipia bei den lateinischen Deponentia zwischen aktiv und passiv. Die Ausdrucksweise, daß der Sinn dieser Partizipia sowohl aktiv als passiv sein kann, ist überhaupt insofern inkorrekt, als dadurch etwas differenziert wird, was in diesem Sprachgebrauch begrifflich zusammenfällt. Der Sinn dieser Partizipia ist nicht etwa sowohl aktiv als passiv, sondern neutral in bezug auf die Unterscheidung der *genera verbi*. Eine solche Neutralität ist nur dann möglich, wenn in einer Sprache die *genera verbi* nur formal sind, nur verschiedene Aspekte in bezug auf die Setzung des Objektes zur Handlung, aber keine eigene Qualifikation der Handlung selbst ausdrücken. Eine Sprache kann überhaupt darauf verzichten, die Qualifikation Affiziertsein, mit dem implizite gegebenen Grundton des schmerzlich Affiziertseins, zum Ausdruck zu bringen. Wenn aber diese Nuance als besondere begriffliche Kategorie auftritt, so führt sie auch zu einer eigenen sprach-

lichen Bildung, während eine Denkweise, in der die Leideform nur einen anderen Aspekt derselben Begriffskategorie darstellt, nicht unbedingt eines besonderen sprachlichen Ausdruckes bedarf.

Es ist bereits im Zusammenhang unserer Auseinandersetzung mit den Auffassungen Cassirers darauf hingewiesen worden, wie die Besonderheiten der Nominalflexion, die Bildung der Kasus, der Plurale und des Genus, nicht rein grammatikalische Erscheinungen, sondern mit der Denkstruktur aufs engste verbunden sind (s. oben S. 100 und 108, Anm. 1). Auch hier geht jede Sprache ihren eigenen Weg, so daß wir die Prinzipien der Nominalflexion, die zugleich Denkprinzipien sind, an jeder Sprache gesondert erforschen müssen.

In vielen Sprachen ist es aber auffällig, wie wenig lebensfähig die nominale Flexion ist. Die Kasus des Nomens sind vom syntaktischen Zusammenhange her bestimmt und daher rein logischer Natur[1]). Wackernagel (Vorlesungen über Syntax, Basel 1920, S. 295) definiert mit Recht die Aufgabe der Kasus dahin, daß sie dazu dienen, „das begriffliche Verhältnis nominaler und pronominaler Satzteile zum ganzen Satze oder zu anderen Satzteilen anzugeben". Daß sich die Aufgabe der Kasus in der Herstellung von Beziehungen erschöpft, läßt die Darstellung der Kasus durch Veränderungen am Nomen selbst als nicht besonders adäquat erscheinen. In der Tat haben sich die Kasusformen weder historisch noch morphologisch in den Sprachen vollständig durchgesetzt, obwohl sie in gewissen Entwicklungsphasen in vielen Sprachgruppen vorhanden sind. Das Aussterben der Kasus ist eine in vielen Sprachen zu beobachtende Erscheinung. Auch diejenigen Sprachen und Entwicklungsphasen, in denen die Kasus durchgebildet sind, bieten nicht das Bild einer völligen Durchführung des Prinzips. Wackernagel a. a. O., S. 295 f. weist auf die weite Verbreitung der kasuellen Defektivität auch in so ausgesprochenen Kasussprachen wie dem Lateinischen und dem Griechischen

1) Die immer wieder diskutierte Frage nach der Zahl der Kasus (vgl. z. B. Wackernagel a. a. O., S. 300 f.) steht und fällt mit der Definition des Begriffes Kasus. Wenn wir z. B. die oben angeführte rein syntaktische Beziehung als konstituierendes Element des Begriffes Kasus ansehen, so dürfte die Zahl der Kasus sich sehr einschränken, da damit alle Lokative und Temporalkasus ausgeschieden wären.

hin. Es erhebt sich nun die Frage, warum sich die Sprachen überhaupt eines logisch so wenig berechtigten und darum so wenig lebensfähigen Ausdrucksmittels wie besonderer Kasusformen bedienen. Die Ausdehnung des Prinzips der Flexibilität auf eine möglichst große Anzahl von Wortarten und deshalb auch auf die Nomina läßt darauf schließen, daß das formale Element, das Streben nach Vollständigkeit des Schemas in einer Sprache überhandnimmt. Nicht die logische Berechtigung, sondern die formale Vollständigkeit, also ein im Grunde ästhetisches Moment, gibt in solchen Entwicklungen den Ausschlag. Die Kasusformen verschwinden aber in dem Maße wieder, als sich das Streben nach möglichster Korrektheit des begrifflichen Ausdrucks durchsetzt. Der sekundäre Charakter der Kasusformen zeigt sich auch darin, daß viele Kasusendungen nicht genuine Bildungen darstellen, sondern aus anderen Formen übernommen wurden. So fungieren vielfach die Formen für Raumbezeichnungen zugleich als Kasusformen. Es ist auch möglich, daß Kasusendungen aus Kontraktionen mit Pronomina entstehen können, wie es Philippi behauptet, wozu Brockelmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen, S. 459. Es wäre eine interessante kulturhistorische Feststellung, wenn es gelänge, in einzelnen Sprachen nachzuweisen, wann und unter welchen Umständen die Kasusformen auftauchen und wieder verschwinden. Im Rahmen unserer Erwägungen ist vor allem der Nachweis wichtig, daß dieses Auftauchen und Verschwinden kein isoliertes sprachliches Phänomen sein kann, sondern das Ergebnis geistesgeschichtlicher Veränderungen sein muß[1]).

1) Die Erfassung der Kasus und ihrer Geschichte kann von der phänomenologischen Betrachtungsweise der Sprache her eine Bereicherung und Auflockerung erfahren, da die Kasus weniger formale Bildungen sind, die sich ohne weiteres an der Wortklasse Nomen vornehmen lassen, als vielmehr stark semantisch bestimmt werden. A. Marty (Satz und Wort ..., herausg. von Otto Funke, S. 53 ff.) führt die Sonderstellung der casus obliqui gegenüber dem casus rectus an, so bezeichnet nur der Nominativ des Substantivums die „Substanz" selbst, der Genitiv z. B. dagegen hat die Aufgabe entweder notwendig im Worte selbst gegebene korrelative Beziehungen zu explizieren (Vater → Vater eines Kindes), formal gegebene notwendige Korrelationen inhaltlich zu bestimmen (Wirkung = Wirkung von etwas → Wirkung der Elektrizität) oder ein Autosemantikon attributiv näher zu bestimmen (Hut → Hut des Mannes). Der Vokativ nimmt insofern eine Sonderstellung unter den Kasus ein, als er unter allen Umständen Autosemantikon, nämlich ein Satzwort ist, da er eine interesseheischende Äußerung darstellt.

Eine mustergültige Betrachtung des Adjektivums nach den Prinzipien einer organischen, nicht mechanisierten Grammatik bietet Hermann Ammann (Die menschliche Rede, I. Teil, Kap. X). Er weist mit Recht darauf hin, daß das Adjektivum das Stiefkind der traditionellen Grammatik ist und immer nur als Anhängsel zum Nomen betrachtet wurde, wodurch seine Bedeutung niemals klar herausgestellt werden konnte. Das Adjektivum ist nach Ammann in einer anderen Weise gegenstandsbezogen — Ammann muß aber auf Grund seiner Terminologie von der Beziehung zum Begriff, nicht von der zum Gegenstand ausgehen — als das Nomen. Das Nomen ist immer in irgendeiner Form Bezeichnung, denn die Grenzen zwischen Nomen appelativum und Nomen proprium sind durchaus fließend. Ammann (a. a. O. I, Kap. VIII) führt in sehr instruktiver Weise die Zwischenklasse der „Monosemantika" ein (a. a. O., S. 87). Das Nomen hat also eine starke Beziehung zur „objektiven" Welt. Das Adjektivum dagegen drückt zunächst eine Empfindung aus. Es ist diejenige Wortklasse, die der Interjektion am nächsten steht. In einer lebendigen Sprache haftet jedem Adjektivum noch dieser ursprüngliche Empfindungsgehalt an. Die Bindung des Adjektivs an die Empfindung bedingt dessen Unübersetzbarkeit, es ist weit weniger übersetzbar als das Nomen. Besonders augenscheinlich ist die Inkongruenz des Geltungsbereiches bei Farbenbezeichnungen. Ammann weist auf die berühmte „Blaublindheit" der Griechen hin, die zunächst ein Problem der Kunstwissenschaft gewesen ist, aber zugleich schwerwiegende sprachliche Konsequenzen hat. Was für die Farben gilt, gilt aber ebenso für alle Eigenschaftsbezeichnungen. Der Charakter des Adjektivums als Ausdruck einer Qualitätsempfindung bestimmt den ausgesprochen wertbezogenen Charakter des Adjektivs. Es bezieht sich viel mehr auf die Beurteilung des Gegenstandes als auf den Gegenstand selbst. Von dieser Betrachtungsweise her hebt sich der Unterschied zwischen Adjektiv und Adverb auf. Ammann bemerkt, daß in den Sätzen „Blau ist der Himmel" . . . „Rot blühen die Rosen" die beiden Farbenbezeichnungen durchaus nicht als prinzipiell getrennte Wortarten aufgefaßt werden können, wenn wir nicht in rein mechanistische Unterscheidungen verfallen wollen. Ammann kommt also auf Grund seiner nicht isolierenden und nicht mechanisierenden Betrachtungsweise zu einer völlig an-

deren Gruppierung der Wortklassen als die traditionelle Grammatik[1]).

Ammann bietet auch eine sehr originelle grundlegende Behandlung des Verbums, die ebenfalls den Dienst einer Auflockerung der sprachwissenschaftlichen Methoden leistet. Doch bedeutet Ammanns Beziehung des Verbums auf das „Leben" und die damit verbundene Trennung des Verbums von jeder Begriffsbildung eine prinzipielle Scheidung seiner Auffassung von der unsrigen.

Die Untersuchungen Ammanns erweisen mit besonderer Deutlichkeit, wie problematisch unsere grammatikalischen Klassifikationen sind. Es erhebt sich nun die Frage, ob diese Problematik eine notwendige und unlösbare ist oder ob hier durch ein besseres System radikale Abhilfe geschaffen werden kann. Die lange Geschichte der wissenschaftlichen Grammatik läßt es von vornherein als fraglich erscheinen, daß das letztere möglich sei. Eine tiefer gehende Betrachtungsweise des Problems führt auch dazu, daß die Problematik der grammatikalischen Klassifikation als in der Sache selbst begründet angesehen werden muß. Jede Klassifikation ist eine künstliche Vereinfachung, was seit Vaihingers grundlegenden Arbeiten fast allgemein anerkannt ist, die Klassifikation der Begriffe ebenso wie die der ihnen entsprechenden Wortarten. Denn wir können nur „Normalfälle" rubrizieren und müssen alle Grenz- und Übergangsformen ignorieren. Diese Übergangsformen sind durchaus keine „Ausnahmen", jeder Begriff tendiert infolge seines dynamischen Wesens von der künstlich gesetzten Norm weg. Die Setzung der Normalfälle ist also bereits fiktiv. Die von uns behauptete Identität von Wort und Begriff, die ohne weiteres die Behaup-

1) Während Ammann in bezug auf den Gefühlsgehalt und die sich daraus ergebenden Konsequenzen einen deutlichen Unterschied zwischen Adjektivum und Substantivum konstatiert, der die Subsumierung beider Wortklassen unter den Begriff des Nomen unmöglich mache, will er von einem anderen Gesichtspunkte aus den Unterschied zwischen Adjektivum und Substantivum als weniger radikal ansehen, als dies traditionell üblich ist: das Adjektivum sei zwar diejenige Wortklasse, die speziell der Qualifizierung diene. Aber der Qualifizierung diene ebenso das Nomen. Die Subsumierung eines Einzelnen unter einen allgemeineren Gesichtspunkt mit Hilfe eines Urteils sei ebenfalls eine Qualifikation, da ein Subsumtionsurteil immer eine Eingliederung in eine Ganzheit bedeute, die als „Idee" immer auch qualitativ bestimmt sei (Die menschliche Rede II, S. 135 ff.).

tung einschließt, daß Wortklassen und Begriffsklassen einander entsprechen können und sollen, ist also nicht dadurch widerlegt, daß das Schema der Wortklassen begrifflich so schwer zu unterbauen ist. Es wird in der Tat kein für eine Wortklasse konstituierendes Merkmal geben, das nicht in anderer Nuancierung in anderen, vielleicht in allen Wortklassen wieder auftaucht. Was A. Marty (Satz und Wort..., herausgegeben von Otto Funke, S. 42 ff.) gegen alle Bestimmungen der Wortklassen von den Begriffsklassen her einwendet, trifft nur die Schwäche der Klassifizierung überhaupt, nicht speziell die Klassifizierung der Wortarten auf Grund verschiedener Begriffsklassen. Das Verbum z. B. ist in der Tat Verbum nicht nur auf Grund seiner „inneren Sprachform“ [1]), sondern auf Grund der Sonderstellung

1) Wenn A. Marty dem Begriff des Verbums (a. a. O., S. 53) jede semantische Gültigkeit abspricht, so meint er dies nicht nur in sachlicher Beziehung, sondern er sieht hier auch das Ergebnis eines historischen Vorgangs, den Voßler (s. oben S. 89, Anm.) mit „Grammatikalisation“ bezeichnet. Auch das Verbum habe allmählich seine Sonderfunktion verloren und sei durch Assoziation und Gewohnheit zum Ausdrucksmittel für semantisch betrachtet sehr heterogene Elemente geworden. Der Manuskriptcharakter der Martyschen Arbeit macht es schwierig, aus einzelnen Behauptungen Rückschlüsse auf das gesamte System zu ziehen. Deshalb kann eine gewisse mechanistische Sprachauffassung, die implizite in dieser Betrachtungsweise enthalten ist, nicht ohne weiteres als charakteristisch für das System Martys angesehen werden. Immerhin zeigt sich hier die Schwäche der phänomenologischen Sprachphilosophie in bezug auf die Darlegung positiver Ergebnisse. Die Martysche Arbeit ist vorbildlich in bezug auf Abgrenzungen und auf die Aufdeckung konventioneller Inkonsequenzen und Gedankenlosigkeiten. Er sieht mit aller Schärfe, daß die Definitionen der Wortklassen z. B. voller Widersprüche sind. Er vermag aber nur festzustellen, auf welche Ebene der Klassifikation die Einteilung der Wortarten nicht gehört oder wenigstens seiner Meinung nach nicht gehören kann. Er vermag auch die Ebene zu nennen, auf der seiner Ansicht nach eine konkrete Klassifikation möglich wäre. Er vermag aber nicht, die konstituierenden Momente für diese seine vorgeschlagene Einteilung im einzelnen anzugeben. Dieses Stehenbleiben in methodischen Vorfragen, sobald es sich nicht mehr um Abgrenzungen, sondern um Aufbau handelt, ist nicht bloß eine Eigentümlichkeit der Martyschen Methode, sondern eine Erscheinung, die uns auf dem Gebiete phänomenologischer Betrachtungsweise immer wieder begegnet. Es bedarf einer gründlichen Bearbeitung der phänomenologischen Methoden und ihrer Voraussetzungen, um einmal festzustellen, ob hier eine relativ junge Forschungsmethode nur noch nicht über die ersten Aufgaben hinausgekommen ist, oder ob hier tatsächlich Grenzen der phänomenologischen Betrachtungsweise vorliegen. Im letzteren Falle müßte der Nachweis geführt werden, ob diese Grenzen notwendige sind oder dadurch überschritten werden können, daß die Methode durch Vertiefung freier, weiter und biegsamer gestaltet wird.

seines Sinnes innerhalb der Denkformen. Das Vorhandensein des „Verbums" konstituiert geradezu eine bestimmte Denkform, die als solche evident ist und darum nur durch Kennzeichnung ihrer verschiedenen Merkmale umschrieben und durch gewisse Manipulationen denjenigen bewußt gemacht werden kann, für die das Phänomen Verbum noch nicht evident war. Der Sondercharakter der einzelnen Sprachen bringt es dabei mit sich, daß Geltungsbereich, Häufigkeit und zentrale Stellung des Verbums innerhalb des Systems in jeder Sprache verschieden sind, daß überhaupt der Begriff, den wir mit Verbum bezeichnen, nicht überall der gleiche ist und daß es Sprachen gibt, in denen eine Wortklasse, die annähernd unserem Verbum gleicht, nicht vorhanden ist. Dies ist auch auf Grund des Sondercharakters der verschiedenen Kulturen, deren Eigenart sich durch die verschiedenen Sprachen ausdrückt, nicht anders zu erwarten. Für die theoretische Grundlegung der Grammatik ist hieraus die Konsequenz zu ziehen, daß wir auf eine Definition der Wortklassen und der ihnen entsprechenden Formen des Denkens verzichten und uns auf eine Beschreibung von Merkmalen beschränken müssen. Diese Beschreibung aber muß immer prinzipiell von der einzelnen Sprache ausgehen.

In sehr anschaulicher Weise läßt sich die Eigentümlichkeit der Wortklassifizierung, die einen fortlaufenden Fluß von Variationen in beliebig viele Teile auflöst, aber doch so, daß die Grenzen zwischen den einzelnen Teilen zwar künstlich gesetzt, die Extreme der Variationsreihe jedoch deutlich voneinander verschieden sind, an dem Unterschied zwischen Verbum und Nomen demonstrieren. A. Marty (a. a. O., S. 53 ff.) geht von der Bezeichnung Substantiv aus und bemängelt diese Bezeichnung deshalb, weil doch die betreffende Wortklasse auch sehr Unsubstantielles, wie Abstrakta, Zustände und Tätigkeiten, bezeichnen könne. Dagegen ist einzuwenden, daß, sobald eine Tätigkeit z. B. mit einem Substantiv bezeichnet wird, hier tatsächlich eine gewisse Verdichtung der Vorstellung stattfindet. Es läßt sich eine Skala der Verdichtung aufstellen. Der Infinitiv faßt die Tätigkeit bereits substantieller auf als das konjugierte Verbum, Nominalbildungen aus Verben sind ihrem Sinne nach substantieller als der substantivisch gebrauchte Infinitiv. Am reinsten ist der Substantivcharakter in denjenigen Nominibus, die überhaupt nicht

von Verben hergeleitet sind. Im Deutschen drückt „das Hassen" mehr eine seelische Aktion aus als „der Haß", denn unter Haß verstehen wir bereits etwas fast greifbar und gegenständlich Gewordenes. „Haß" ist gleichsam massiver als „Hassen". Ferner ist im Deutschen etwa das Wort „das Wirken" sehr viel mehr an das Vorhandensein eines persönlichen Urhebers gebunden als „die Wirkung". Wenn in einer Sprache überhaupt Wortklassen, die reine Bewegung, und solche, die reine Gegenständlichkeit ausdrücken, vorhanden sind, so wird sich immer eine Wortklassenskala zwischen diesen beiden Extremen aufstellen lassen. Im Hebräischen beobachten wir neben dem Infinitiv das nomen actionis mit dem Bildungssuffix ā[1]), dann die miqtal-Bildungen[2]), die bereits nicht mehr die Aktion selbst, sondern ihren Gegenstand und ihre Wirkung ausdrücken, dann die reinen Nomina. Im Hebräischen ist diese Bildungsskala sehr leicht umkehrbar, da auch vom Nomen ausgehend Verba gebildet werden können. Nicht jedes Wort pflegt alle Bildungsmöglichkeiten aufzuweisen, und die verschiedenen Phasen einer Sprachentwicklung bevorzugen bald diese, bald jene Stufe der Skala. Trotzdem ist diese Skala nicht ein willkürliches Schema, sondern ein zwar fiktiv vereinfachendes, aber doch adäquates Abbild der betreffenden Sprachstruktur. Also auch von der inhaltlichen, „semantischen" Seite her kommt der Klassifizierung der Worte eine Berechtigung zu. Nur darf diese Klassifizierung nicht ein absolut für alle Sprachen gültiges Schema schaffen wollen, sondern sie muß von der Struktur der einzelnen Sprache ausgehen.

Wenn A. Marty immer wieder darauf hinweist, daß die verschiedenen Wortklassen neben denjenigen Funktionen, die sie ihrem Wesen nach ausdrücken können, noch eine Reihe von

1) Diese Bildungsskala bedeutet nur einen ganz allgemeinen Abriß, das Leben der Sprache ist noch unendlich viel nuancierter. So tritt im klassischen Hebräisch das nomen actionis dieser Bildungsart nur für bestimmte distinkte Kategorien auf. Für die allgemeine Ableitung eines mehr nominalen Elementes aus dem verbalen dient zunächst der infinitivus constructus; doch genügte diese noch ganz verbale Ausdrucksweise in einer neuen Erscheinungsphase der hebräischen Sprache nicht mehr, weshalb die Bildungsweise der distinkten Kategorien verallgemeinert wurde, wozu Lazar Gulkowitsch, Die Bildung von Abstraktbegriffen in der hebräischen Sprachgeschichte, Leipzig 1931, S. 114 f.

2) Beispiele hierfür s. L. Gulkowitsch, a. a. O., S. 13.

Funktionen ausüben müssen, die ihrem Wesen gar nicht entsprechen, die ihnen aber auf dem Wege der Assoziation im Verlaufe der Sprachgeschichte deshalb zugeschoben worden sind, weil keine adäquaten Ausdrucksformen vorhanden waren, so behauptet er hiermit eine Armut der Sprache in bezug auf ihre formalen Möglichkeiten. Für ihn ist also das Denken formal so differenziert, daß ihm die Sprache nicht nachkommen kann. Er behauptet also eine Unzulänglichkeit der Sprache von einem Gesichtspunkt aus, der demjenigen Bergsons entgegengesetzt ist. H. Bergson sieht die Unzulänglichkeit der Sprache darin, daß sie zu starr ist, um den immer neuen individuellen Schöpfungen des élan vital einen adäquaten Ausdruck verleihen zu können (s. oben S. 111).

Für eine Umgestaltung der Syntax im Sinne ihrer besseren Anpassung an die lebendige Gegebenheit der Sprache liefert ebenfalls H. Ammann grundlegende Hinweise. Ammann sieht im Satze zunächst eine grammatikalische Größe (= phrase), die aber primär mit dem logischen Begriffe des Satzes (= thèse) identisch sei. Logische Sätze im Sinne Ammanns sind die Behauptungssätze, sowohl aktuelle Behauptungen, deren Wahrheitswert an die jeweilige Situation gebunden ist, als auch „freizügige" Sätze, d. h. Behauptungen in wissenschaftlichem Sinne, die Anspruch auf immer gültige Wahrheit erheben. Der grammatische Begriff des Satzes sei aber über den logischen Begriff des Satzes hinaus erweitert worden, so daß er jetzt auch den Wunsch, die Aufforderung, die Frage etc. mit umfasse. Diese Katachrese sei typisch für die Bildung grammatikalischer Termini und habe sich als äußerst fruchtbar erwiesen[1]).

Der grammatikalische Satzbegriff ist also nach Ammann formal betrachtet umfassender als der logische Satzbegriff. Der Satz entspricht aber dennoch durchaus in seiner Struktur der realen Struktur dessen, worüber er aussagen soll. Ammann zeigt, daß die Zweiheit von Subjekt und Prädikat nicht bloß eine rein grammatikalische Aufteilung bedeutet, sondern daß ihr eine reale Zweiteilung entspricht. Aber diese reale Zweiteilung — das ist das Entscheidendste an Ammanns Ansicht — ist mit der

1) So seien Begriffe wie genus neutrum oder casus rectus zunächst contradictiones in adjecto, da sich der Begriff des genus zunächst nur auf masculinum und femininum und der Begriff casus (πτῶσις) nur auf die casus obliqui beziehen könne.

grammatikalischen Aufteilung in Subjekt und Prädikat durchaus nicht kongruent. Das Zusammenfallen des grammatikalischen Subjekts mit dem zur Diskussion stehenden Thema und des grammatikalischen Prädikats mit „dem, was vom Gegenstand des Satzes ausgesagt wird", ist nur eine Möglichkeit unter vielen. Ammann versucht eine Analyse dieser Möglichkeiten. Was Thema und was „Rhema" (Ammann) ist, bestimmt sich aus der jeweiligen geistigen oder konkreten Situation, in der der Satz gebildet wird. Die Zahl der Möglichkeiten dürfte deshalb unbegrenzt sein. Die Unterscheidung von grammatikalischem Subjekt und sachlichem Thema ermöglicht eine freiere Ausgestaltung der Syntax, da sie die Notwendigkeit beseitigt, im Subjekt unter allen Umständen den „Gegenstand" des Satzes sehen zu müssen, was ohne Verbiegung der logischen Prinzipien in den meisten Fällen nicht möglich ist. Die von Ammann gewählte Methode, das Wesen des Satzes aus dem Satze selbst herauszulesen[1]), dürfte nicht nur für die Erklärung des „Satzgegenstandes" fruchtbar sein, sondern überhaupt Art und Wesen der Sätze und vor allem der Nebensätze besser beleuchten können, als das bisher geschehen ist. Ebenso fruchtbar wie die Unterscheidung von Thema und Rhema für Aussagesätze ist die von Ammann vorgenommene Besinnung auf den tatsächlichen Charakter von Subjekt und Prädikat in bezug auf Urteilssätze: Ammann zeigt, daß das griechische *κατηγορούμενον* dem Wesen der Sache viel adäquater ist als das lateinische praedicatum, da das griechische Wort als participium praesentis den akuten Charakter des Prädikats, sein erst in Erscheinung Treten, zum Ausdruck zu bringen vermag (Die menschliche Rede II, S. 123 f.).

Dagegen fehlen bei den Vorschlägen Martys zur Reform der sogenannten Syntax positive greifbare Vorschläge im einzelnen. Marty weist wie immer in mustergültiger Weise die logischen Fehler der konventionellen grammatikalischen Systeme nach. Er erkennt, daß es mit den Vorschlägen von Ries

1) H. Ammann weist (Die menschliche Rede, II. Teil, S. 1 f.) darauf hin, wie wenig die verschiedenen Definitionen des Satzes im Grunde darüber aussagen, was der Satz eigentlich ist. Ammann selbst verzichtet bewußt auf eine Definition, da es ihm unmöglich erscheint, das lebendige Sein des Satzes unter einen formalen Oberbegriff zu subsumieren. Er versucht vielmehr, diesem lebendigen Sein durch eine Beschreibung aller seiner Möglichkeiten näherzukommen.

(s. oben S. 160 f.) nicht getan ist, daß eine grundsätzliche Änderung, nicht bloß eine Verbesserung notwendig ist. Marty will die Lautlehre als Lehre von der formalen Seite der Sprache trennen von einer Bedeutungslehre, die den Stoff der sogenannten Formenlehre zusammen mit der Syntax umfaßt. Marty ist nämlich der Ansicht, daß die Syntax de facto nicht Satzlehre, sondern Bedeutungslehre sei, daß hier also damit nicht geholfen sei, daß man außer den Sätzen auch die Wortgefüge in den Stoffbereich der Syntax einbeziehe, wie das Ries und im Anschluß an ihn Sütterlin tue. Denn eine Wortlehre sei ohne Bedeutungslehre nicht denkbar. So sei z. B. die Einteilung der Adjektive und Adverbien in reine Adjektive, Worte, die sowohl als Adjektive, als auch als Adverbien gebraucht werden können, und reine Adverbien eine Einteilung, die von der Bedeutung ausgehe, also in die Syntax gehöre, obwohl sie von Sütterlin in der Wortlehre behandelt werde (Satz und Wort . . ., S. 69). Nach Marty ist eine Bearbeitung der Wortformen ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung nur im Rahmen der Lautlehre möglich (a. a. O., S. 72, Anm. 2). Er glaubt diese von der Lautlehre getrennte Bedeutungslehre ganz nach semantischen Gesichtspunkten einteilen zu können. Er will vom Prinzip der Gleichheit oder Verwandtschaft der Bedeutungen ausgehen und vom Einfacheren zum Komplizierteren fortschreiten (a. a. O., S. 72). Die Gefahr des Hysteron-Proteron glaubt Marty in den Kauf nehmen zu müssen, da diese in keinem grammatikalischen Schema vermeidbar sei. Interessant ist aber ein anderer Einwand, dem Marty begegnet, daß nämlich ein solches System Gefahr laufe, die Eigentümlichkeiten irgendeiner dem System vorzüglich zugrunde gelegten Sprache in unerlaubter Verallgemeinerung auf andere Sprachen zu übertragen. Marty glaubt dies bei sorgfältiger, begrifflich sauberer Arbeit vermeiden zu können. Zweifellos müßte aber ein solches System noch viel mehr als unsere Betrachtungsweise bei jeder einzelnen Sprache neue Prinzipien aufstellen und im Hinblick auf den individuellen Charakter jeder Sprache auf Verallgemeinerungen, abgesehen von ganz allgemeinen formalen Prinzipien, überhaupt verzichten.

Die Methode Ammanns geht im Gegensatz zu der unsrigen von einer bewußt alogizistischen Betrachtung der Sprache aus. Er sieht in der Sprache zunächst doch eine

Funktion der „Seele", während unsere Betrachtungsweise auch das Gebiet des logischen Denkens in den Geltungsbereich der Sprache einbezieht[1]). Wenn der Begriff infolge seiner Identität mit dem Wort als konstituierender Bestandteil des geistig-sprachlichen Geschehens anzusehen ist, so ist eine grundlegende Betrachtung dessen, was ein Satz ist, noch von einer anderen Seite her notwendig:

Das am Anfang jeder Begriffsbildung stehende Evidenzerlebnis bedeutet für die Seinsform des Begriffes den Übergang aus dem punktuellen in das explizierbare und immer mehr explizierte Sein[2]). Das Evidenzerlebnis ist also nur das Erlebnis eines Grenzzustandes. Wenn es bewußt wird, was aber nicht immer der Fall sein muß, nimmt es allerdings für das Bewußtsein eine gewisse zeitliche Ausdehnung an: diese ist durchaus sekundär, eine Folge der Bewußtseinsstruktur, nicht der Begriffsstruktur. Die Überwindung des punktuellen Zustandes eines Begriffes bedeutet zugleich den Beginn seiner Explikation. Diese Tatsache ist von entscheidender Bedeutung

1) Karl Voßler (Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, S. 223 f.) sieht im Satz die einzige Möglichkeit des Ausdruckes logischer Erwägungen. Er ist aber sonst ganz wie Ammann der Ansicht, daß die Sprache und damit auch der Satz ihrer Natur nach durchaus nicht zum Ausdruck des logischen Denkens bestimmt und geeignet seien, daß also der sprachliche Ausdruck des logischen Denkens nur einen Notbehelf darstelle. Trotzdem ist gerade diese Verwendung zu „logischem Zweck" für Voßler der „springende Punkt im Wesen des Satzes", d. h. ein Satz ist dann ein Satz, wenn er diesem Zwecke dient, gleichgültig ob er aus einem einzigen Worte besteht oder ob er eine verwickelte Periode darstellt. Es erscheint aber fraglich, ob die Bestimmung zu einem heterogenen Zweck überhaupt das Wesen einer Sache oder Form beeinflussen oder gar entscheiden kann. Wenn der Sprache ein alogischer Charakter zukommt, so ist es auf jeden Fall korrekt, auch die Wesensbestimmungen sprachlicher Erscheinungen außerhalb des logischen Gebietes vorzunehmen, wie dies z. B. Ammann tut.

2) Das Auftreten eines neuen Begriffes bedingt die Bildung einer neuen sprachlichen Form. Die Neubildung kann auf verschiedene Weise erfolgen. Erstens kann ein vollkommen neues Wort gebildet werden. Dieser Fall ist wohl der seltenere. Zweitens kann durch Ableitungen und Kombinationen aus dem betreffenden Wortschatz einer Sprache ein dem betreffenden Begriffe adäquates Wort gebildet werden. Drittens kann der Wortschatz einer fremden Sprache, die ein dem betreffenden Begriff ungefähr adäquates Wort enthält, zu Hilfe genommen werden. Welche der drei Arten gewählt wird, hängt nicht nur von sprachlichen Faktoren, wie der Bildungsfähigkeit einer Sprache, ab, sondern auch von außersprachlichen, wie z. B. von der Mode, von nationalisierenden Tendenzen etc.

für die Struktur der Sprache. Die Explikation eines Begriffes, d. h. das In-Erscheinung-Treten seiner verschiedenen Seiten, vollzieht sich immer in Form von Aussagen über den Begriff. Während also dem Begriff in seiner Besonderheit die festumrissene Einheit des Wortes entspricht, erfolgt seine Explikation durch seine Einkleidung in Sätze. Das Wort ist also zunächst nur im Satz gegeben[1]). Unter diesem Blickpunkte bestätigt sich die von vielen Sprachforschern vertretene These, daß der Satz dem Worte gegenüber das primäre Strukturelement der Sprache ist. Ammann (Die menschliche Rede II, S. 58) weist auf den alten, schon von Aristoteles vertretenen Satz hin, daß die Wahrheit einer Aussage durchaus am Satz, also an einer gegliederten Kombination von Begriffen, haftet, während der Begriff als solcher niemals falsch oder wahr sein kann. Ein Begriff als solcher ist eine Individualität und hat ohne weiteres Gültigkeit. Das Einbeziehen eines Begriffes dagegen in das Gesamtsystem des Denkens, also die Teilnahme des Begriffes an der Geschichte seines Begriffskomplexes, ist im einzelnen Irrtümern ausgesetzt und bedarf deshalb stets der Korrektur von der Gesamtheit des Begriffskomplexes aus.

Die Priorität des Satzes vor dem Wort wird von Ammann (a. a. O. II, S. 90 f.) schließlich überhaupt abgelehnt, und zwar sowohl in sachlicher als in historischer Hinsicht, d. h. Ammann hält eine asyntaktische Vorstufe der prinzipiell syntaktischen abendländischen Sprachen für gegeben. Die Priorität des Begriffes vor der Begriffskombination im Satze entspricht in sachlicher Hinsicht durchaus unseren Ausführungen, denn der punktuell nicht explizierte Zustand des Begriffes ist seiner Explikation in der Begriffskombination gegenüber durchaus primär. Dagegen ist von unserem Gesichtspunkte aus eine asyntaktische Vorstufe der Sprache (und die damit identische

1) Die sprachliche Beziehung zwischen Satz und Wort hat Ammann (a. a. O. I, S. 33 f.) klar herausgestellt: das Wort an sich ist nur eine Abstraktion, nicht einmal alle Worte haben Nennformen, so z. B. das Adjektivum im Griechischen. Das Wort ist vielmehr immer im Satz gegeben. Seine Bedeutung wird immer in Beziehungen ausgedrückt (auch aus einem Worte bestehende Sätze enthalten die Beziehung implizite, sie sind im Grunde elliptisch). Aber kein Satz ist ohne Worte denkbar. Seine Bedeutung haftet am Wort. Wenn nach Art der Sprachführer ganze Phrasen einer Sprache mechanisch gelernt werden, so wird eine Sprache niemals „verstanden". Sie kann höchstens der primitivsten Verständigung dienen.

Denkform ohne explizierte Begriffe) als historische Größe eine *contradictio in adjecto*, da Geschichte ihrem Wesen nach gerade Begriffsexplikation ist und diese Explikation auch in der Sprache ihren Ausdruck in einem synthetischen Element finden muß, sei es in Form des Satzes oder sei es in Form anderer synthetischer Sprachelemente. Wenn Ammann den Begriff des Satzes mit Recht auf die abendländischen Sprachen eingeschränkt wissen will, so muß doch dem hinzugefügt werden, daß jede Sprache eines synthetischen Prinzips bedarf, wenn dies auch unter Umständen in einem außersprachlichen, z. B. logischen, Element bestehen kann.

Die Problematik des Satzes und seiner Beziehung zum Denken wird besonders deutlich an der Auseinandersetzung Martys mit der Satztheorie Wundts (Satz und Wort . . ., herausgegeben von Otto Funke, S. 15 ff.). Marty sieht als allein konstituierendes Element für den Begriff des Satzes ein inhaltliches Moment an: jeder Satz, der diesen Namen verdient, muß ein Autosemantikon sein, d. h. er muß selbständig einen Sinn haben. Ein „Hauptsatz", der noch der Ergänzung durch einen Nebensatz bedarf, ist in diesem Sinne kein Satz. Die „Nebensätze" scheiden dann natürlich erst recht aus. Dagegen ist nach Marty ein einziges Wort, wenn es für sich Autosemantikon ist, als Satz anzusehen. Den Wundtschen Begriff des Satzäquivalentes lehnt Marty ab. Entweder ist eine Äußerung selbständig sinnvoll: dann ist sie ein Satz, — oder sie gibt von sich aus keinen vollständigen Sinn: dann ist sie einem Satze auch nicht äquivalent. Auch die Wundtsche Begründung, daß ein echter Satz gegliedert sein müsse, da er seinem Wesen nach gegliederte Vorstellungen zum Ausdruck bringe, lehnt Marty deshalb ab, weil die Gliederung der Satzteile mit der Gliederung der Vorstellungen durchaus nicht kongruent sei. Vor allem zieht nach Marty die Sprache viele einzelne Vorstellungen in einem sprachlichen Ausdruck zusammen. Wenn die Kongruenz der Satzgliederung mit der Gliederung der Vorstellungen für das Wesen des Satzes konstituierend sein soll, dann gibt es nach Marty überhaupt keine Sätze. Die Ansicht Martys, daß tatsächlich für das Wesen des Satzes sein Wesen als Autosemantikon entscheidend sei, dürfte in der Tat eine vorzügliche Definition des Begriffes Satz sein. Dagegen ist seine Polemik gegen Wundt nicht in allen Punkten berechtigt. Zwei-

fellos lassen sich aus einer Worteinheit sehr viele verschiedene Vorstellungen herausanalysieren. Aber diese Analyse ist ein sekundärer Vorgang: sie legt auseinander, welche verschiedenen Seiten an der durch die Worteinheit repräsentierten einheitlichen Vorstellung zu konstatieren sind. Die Vorstellung selbst hingegen ist eine Einheit und wird durch die Worteinheit adäquat wiedergegeben. Marty selbst betont ja gegenüber Wundt, daß Bildungssilben vom Sprachbewußtsein nicht als isolierte Größen verstanden werden. Wenn die lateinische Sprache im Regelfalle den Nominativ des *pronomen personale* nicht isoliert zum Ausdruck bringt, während z. B. das Französische das *pronomen personale* stets benutzt, so drückt sich im Sprachgebrauch des klassischen Latein eine Vorstellungsweise aus, die die Identität der handelnden Person gegenüber der Identität von Person und Handlung vernachlässigt. Der häufige Gebrauch des Pronomen *ille* im Sinne eines reinen *pronomen personale* im mittelalterlichen Latein ist eine entscheidende Abkehr vom genuin lateinischen Denken und eine Konzession an die weitere Entwicklung des Denkens. Es muß also daran festgehalten werden, daß die Gliederung des Satzes der Gliederung des in ihm ausgedrückten Denkens (wir gehen hierin über Wundt hinaus, der nur von Vorstellungen redet) entsprechen muß. Einem ungegliederten Einwortsatz entspricht ein ungegliederter Begriff. Marty behauptet mit Recht, daß ein einfaches „ja“ als Antwort auf eine Aufforderung psychologisch etwas anderes ist, als die Wiederholung der Aufforderung in Ichform, ohne daß er aber daraus die Konsequenz einer Entsprechung des Psychologischen und des Sprachlichen zieht.

Das Evidenzerlebnis und damit das Werden des Begriffes bleiben im Normalfalle latent. Erst im Verlaufe der Explikation gewinnt der Begriff — und damit das Wort — selbständige Existenz auch im Bewußtsein. Das bedeutet für die Geschichte der Sprachstruktur ihre fortschreitende Differenzierung, das Auseinandertreten der Satzteile, die Komplizierung der Satzarten. In dem Maße, in dem der Begriff als solcher bewußt wird, löst er sich aus seinen Beziehungen heraus, ohne daß doch diese Beziehungen an Bedeutung verlieren. Im Gegenteil wird gerade durch die Erkenntnis der Besonderheit des Begriffes die Erkenntnis seiner verschiedenen Bezogenheiten

bedingt. Für diejenigen Sprachen, die die Periode, d. h. eine Gliederung in „Hauptsätze“ und „Nebensätze“ kennen, bedeutet diese Entwicklung die zunehmende Bedeutung der „Nebensätze“ für die Sprachstruktur. Hier ist die Tendenz der wissenschaftlichen Sprache auf starke Verwendung des Nebensatzes begründet, da die Wissenschaft gerade auf die Darlegung des Begriffes in seinen Bezogenheiten den größten Wert legt. Die dichterische Sprache in ihrer Tendenz auf Anschaulichkeit macht im Gegensatz dazu vom Nebensatz wenig Gebrauch. Das für die Anschauung entscheidende Raumerlebnis erfolgt in Form des Sehens einzelner Dinge im Raume, wodurch die Anschauung immer stark an die Isolierung des Einzelnen gebunden bleibt, während in der Darstellung von Beziehungen die entgegengesetzte Tendenz auf Auflösung der Anschauung vorliegt. Die Tendenz des Religiösen auf das punktuelle Sein der Begriffe, abgesehen von ihrer Explikation, wirkt sich in der religiösen Sprache dahin aus, daß der Satz als solcher nach Möglichkeit aufgelöst wird. Wenn die Sprache der Wissenschaft auf Grund des Bestrebens aller wissenschaftlichen Forschung, Beziehungen aufzuweisen, den Schwerpunkt ihrer Aussagen in den Nebensätzen zum Ausdruck bringen muß, so erweist sich der Nebensatz als Struktureinheit von höchster Wichtigkeit[1]). Die Unterordnung des Nebensatzes unter den Hauptsatz darf also nicht als eine sachliche Unterordnung in bezug auf die Wichtigkeit der Aussagen aufgefaßt werden. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Periode, wenigstens in der uns geläufigen Form, nur eine Strukturform einiger Sprachen ist. Die Möglichkeit Beziehungen auszudrücken erschöpft sich also nicht in der Aufstellung von Perioden. Das klassische Hebräisch verrät eine Neigung, Beziehungen durch andere Mittel darzustellen. Doch hat die besondere Entwicklung des Hebräischen dazu geführt, daß hier unter dem Einfluß anderer Sprachen die Periode als Stilmittel in der Sprache Eingang fand und

1) Die Ausführungen Ammanns vernachlässigen bewußt die Behandlung des Nebensatzes, da Ammann prinzipiell vom reinen Behauptungssatz als „normalem“ ausgeht. Am Schluß seiner Untersuchungen (Die menschliche Rede II, S. 185) weist er aber darauf hin, wie notwendig es ist, von den aprioristischen Strukturmomenten des Abhängigkeitsverhältnisses auszugehen, um das Durcheinander unserer grammatischen Begriffe in bezug auf das Problem der Unterordnung und des Nebensatzes zu sichten.

die Ansätze zu einer anderen Sprachstruktur nicht zur Ausbildung gelangen ließ. Dies hat seinen Grund darin, daß die schöpferischen Persönlichkeiten der hebräischen Sprachgeschichte immer zugleich schöpferischen Anteil an der Denk- und Sprachstruktur ihrer Umwelt gehabt haben.

Die sehr interessanten Problemstellungen, die Ammann an seine Untersuchungen anschließt (Die menschliche Rede II, S. 176 ff.), bestätigen sich vor allem bei den modifizierten Satzformen: dem negierten Satz, der Frage, dem Wunschsatz etc. Diese Problemstellungen ergeben in der Tat einen Ausgangspunkt für einen dynamischen Aufbau der Sprachtheorie und speziell der Grammatik, denn in diesen Modifikationen zeigt sich das Bild des Satzes in einer Form, die für die Erfassung seines Wesens bessere Ansatzpunkte bietet, als die Bearbeitung der klassischen, in sich geschlossenen und darum schwer greifbaren Satzformen der reinen Aussage. An der Betrachtung der modifizierten Satzformen verrät sich aber in besonders kenntlicher Weise die Differenz zwischen der Sprachtheorie Ammanns und der unsrigen. Ammann sieht in der Sprache ein psychisches Moment, das sowohl auf das Geistige als auf das Leibliche nur in Grenzfällen übergreift. Im Prinzip ist die Auffassung Ammanns derjenigen Cassirers verwandt, da auch Cassirer die Sprache nur bedingt ins Gebiet des Denkens einbezieht, indem er zwischen sprachlichen und logischen Begriffen unterscheidet. Die Konsequenz der Tatsache, daß die Sprache eine Erscheinung geistiger Art darstellt, was sich am augenscheinlichsten in der Identität von Wort und Begriff manifestiert, zwingt dazu, die Sprache innerhalb der Erscheinungen der Geistesgeschichte und damit der Geschichte überhaupt zu erfassen und zu behandeln. Wenn dagegen die Sprache Ausdruck „psychischer" Gegebenheiten ist, so macht sich ihre Einordnung in das Gebiet der ahistorischen „psychischen" Erscheinungen notwendig. Eine solche Betrachtungsweise wird immer in irgendeiner Form an die Anschauungen Wundts anknüpfen müssen. Auch bei Ammann finden wir die Tendenz, die Sprache mit primitiven Seelenregungen in Beziehungen zu bringen. So verspricht er sich eine Auflockerung des Satzproblems von einer Methode, die gewisse magische Reminiszenzen z. B. in der Frage und in der Negation berücksichtigt. Von einer Sprachauffassung aus, die in der Sprache ein im Prinzip gei-

stiges Moment sieht, gestaltet sich dagegen das Problem der modifizierten Satzformen wesentlich anders. Auch Ammann erwähnt die uralte Erkenntnis, daß die Frage das entscheidende Agens im Denken ist. Wir kommen damit zu dem Problem, in welcher Weise die Gestaltung der Fragesätze in einer Sprache Rückschlüsse auf die Eigenart des betreffenden Denkens zuläßt, Rückschlüsse, die im Hinblick auf den entscheidenden Charakter der Problemstellung für die Struktur des Denkens von besonderer Bedeutung für die Erfassung dieser Eigenart sein müssen. In gleicher Weise können wir dem Problem, wie in einem Denken die Beziehungen des Realen zum Irrealen erfaßt werden, dadurch näherkommen, daß wir die Art untersuchen, wie die entsprechende Sprache die Verneinung und den Wunsch zum Ausdruck bringt.

Im Satz expliziert sich das Wesentliche am Worte. Aber dieses Wesentliche ist auch ohne die Beziehungen des Wortes, die im Satze ausgedrückt werden, vorhanden. Das Wesen des Wortes besteht nicht nur in der explizierten Beziehung, die in den meisten Sprachen im Satze zum Ausdruck kommt, auch nicht nur in der isolierten Wortbedeutung, das Wesentliche am Worte liegt vielmehr im potentiellen Moment des Bezogenwerdenkönnens. Dieses potentielle Moment wird in jedem Satze, in den das Wort eingeordnet wird, realisiert. Es ist aber unabhängig von dieser Realisierung vorhanden. Jedes Wort ist die Ganzheit aller seiner möglichen Beziehungen, unabhängig von der jeweiligen Realisierung irgendeiner dieser Möglichkeiten. Die Wortbedeutung ist keine statische, isolierte Größe, die in den Satz eingeordnet werden könnte wie Steine in eine Mauer. Die Bedeutung des Wortes ist vielmehr nur eben die Ganzheit der möglichen Beziehungen. Wenn also von einer Identität des Wortes mit dem Begriffe gesprochen werden kann und wenn das Wort als das Moment angesehen wird, das dem Begriffe Form und Grenze gibt, so ist doch diese Grenzsetzung durch das Wort immer nur eine potentielle. Im Wort wird der Begriff nicht etwa eingekapselt. Das Wort besteht nur aus seinen immer möglichen Beziehungen, die in immer neuen Konstellationen zu anderen ebenso gestalteten Worten expliziert werden. Eine rationalistische Denkweise ist darauf angewiesen, die Ganzheit aller möglichen Beziehungen eines Wortes im fiktiven, statischen Begriff der Wortbedeutung

zusammenzufassen. Ein korrekter Rationalismus ist sich des fiktiven Charakters dieser Setzung bewußt, kann aber ohne sie nicht auskommen. Der Rationalismus muß seinem Wesen nach das Wort nur von seiner positiven Seite her betrachten und es auf Grund dieser Betrachtungsweise anwenden. Es ist insofern berechtigt, das Wort als statische Ganzheit anzusehen, als es wirklich eine Ganzheit darstellt. Nur der statische Charakter dieser Ganzheit ist fiktiv. Es gibt aber auch eine mystische Betrachtungsweise, die das Wort ebenfalls einseitig von seiner anderen Seite her betrachtet. Wenn das Wort eine Ganzheit aller seiner möglichen Beziehungen darstellt, so läßt es sich auch von diesen Beziehungen her betrachten. Die Fiktion der statischen Ganzheit wird aufgegeben und damit ist das Wort in seine Beziehungen auflösbar geworden. Es ist dies ein scheinbar negativer Weg, der aber letztlich doch zu Ergebnissen führt, die jenseits des Gegensatzes von positiv und negativ liegen. Ein konsequenter Rationalismus wird auf entgegengesetztem Wege zu demselben Ziele gelangen und sich dort mit den Ergebnissen einer konsequenten Mystik begegnen. Der negative Weg wird von der kabbalistischen Wortbetrachtung und Wortverwendung am konsequentesten gegangen. Hier wird das Wort gerade auf seine Auflösbarkeit hin betrachtet. Die kabbalistische Methode will wissen, was an einem Worte abgesehen von seiner ja nur fiktiven statischen Bedeutung ist. Sie versucht den inneren Möglichkeiten eines Wortes nahezukommen. Die für eine solche Betrachtungsweise stets vorauszusetzende Identität von Wort und Begriff ermöglicht es, mit Hilfe einer solchen Erkenntnis des eigentlichen Wortwesens zugleich die Erkenntnis dessen zu gewinnen, was auch das Wesen des Begriffes und damit des geistigen Seins ist. Eine solche Methode sieht das Wesen eines Wortes nicht in der einen zufällig explizierten Beziehung, in der das Wort im jeweils vorliegenden Satze steht, sondern sie sucht die wirklich wesensbestimmenden, nicht zufälligen, sondern notwendigen Beziehungen des Wortes zur Ganzheit des geistigen Seins zu ergründen. Eine solche Auffassung der Sprache bedeutet die extremste Abwertung des formal grammatikalischen Elements in der Sprache[1]).

1) Nur unter der Voraussetzung einer solchen Auffassung vom Wesen des Wortes und der Sprache sind die kabbalistischen Deduktionen sinnvoll

In der Methode, mit der A. Marty (Satz und Wort . . ., herausgegeben von Otto Funke, S. 26—29) die Lehre vom Satz bei Wundt kritisiert, findet sich eine der unseren sehr verwandte Betrachtungsweise der Sprache, denn Marty geht durchaus vom Inhalt der Sätze, von einem psychischen Moment aus, wobei „psychisch" deutlich die Gesamtheit der geistigen Vorgänge umfaßt und sich nicht nur auf unterlogische Funktionen beschränkt. Es ist vor allem lehrreich, daß Marty die Fragesätze mit den Begehrungssätzen zu einer Kategorie vereinigt, da die Frage sich vom Begehren nur im Hinblick auf die „Farbe" des Satzes, d. h. in bezug auf die begleitenden psychischen Stimmungen, unterscheidet. Die Art, wie Marty überhaupt einzelne sprachliche Probleme auffaßt, verrät einen essentiellen Begriff der Sprache. Dagegen fällt es auf, daß Marty in seinen Definitionen dessen, was Sprache an sich ist, von rein rationalistischen Erwägungen ausgeht und sogar das phylogenetische Grundgesetz auf geistige Phänomene überträgt (a. a. O., S. 85). Eine solche Betrachtungsweise kann nicht zu einer essentiellen Sprachauffassung führen. Die Diskrepanz in Martys Auffassung ist wohl als eine Folge davon anzusehen, daß sein Lebenswerk gerade in bezug auf die prinzipielle Grundlegung unabgeschlossen geblieben ist.

Die traditionelle Grammatik pflegt der Syntax die Stilistik überzuordnen, so wie sie die Syntax der Wortlehre überordnet. Was in diesem Sinne als „Stil" zu bezeichnen ist, stellt das eigentümliche formale Moment an der Sprache dar, das jeder Sprache und der Sprechweise jedes Einzelnen einen ganz bestimmten Gesamtcharakter verleiht. Der Stil ist also ein ästhetisches Moment[1]), wenn man unter dem Ästhetischen nicht nur

---

und keine willkürlichen Phantasien. Alle, auch die extrem metaphysischen, Aussagen innerhalb des kabbalistischen Systems gehen letztlich von dieser Prämisse aus.

1) Dieses ästhetische Moment haftet jeder Sprache an. Wenn Voßler, Geist und Kultur in der Sprache, S. 152, von einem „künstlerischen Willen", der in jeder Sprache wirksam ist, spricht, so stellt er damit zu sehr das Moment des Schönen in den Vordergrund, während es sich hier zunächst nur um einen gestaltenden Willen handelt, der einer ästhetischen W e r t u n g gegenüber neutral ist und einer solchen Wertung erst sekundär unterzogen werden kann. Voßler selbst sieht als normierendes Element im Stil nicht das Kriterium des Schönen, sondern das Kriterium des Arteigenen an: jede Überschreitung der einer Sprache gegebenen Möglichkeiten führe zur Selbstentfremdung

die schöne Form versteht, sondern das ganzheitliche Moment, das den Charakter einer Erscheinung bestimmt und in den einzelnen formalen Momenten nicht restlos aufgeht. Wenn wir Sprache und Denken, Wort und Begriff identifizieren, so ergibt sich auch für den Stil eine Verbindung mit außersprachlichen geistigen Elementen, von denen er bestimmt wird und auf die er seinerseits wieder gestaltend wirkt. Um die Eigenart des Stils, der für eine Sprache oder für die Sprechweise eines Einzelnen charakteristisch ist, darstellen und verstehen zu können, bedarf es darum zuerst eines Verständnisses der geistigen Eigenart, die sich in diesem Stil manifestiert. Die Aufgabe der Stilistik erschöpft sich also nicht in einer Phraseologie, die aufzeigt, welche Ausdrucksweise für eine Sprache typisch ist und welche nicht. Eine solche Aufstellung kann nur den Wert einer praktischen Anweisung für den einigermaßen richtigen Gebrauch einer Sprache haben, das ästhetische Moment im obengenannten Sinne wird von einer solchen Betrachtungsweise nicht erfaßt. Die Aufgabe der Stilistik ist vielmehr, zu erforschen und darzustellen, wie der Charakter eines Denkens in seiner Ganzheit durch den Charakter einer Sprache in ihrer Ganzheit zum Ausdruck kommt. Da es sich bei einer solchen Betrachtungsweise um Imponderabilien handelt, ist auf diesem

der betreffenden Sprache (S. 153 f.). — In der neueren Forschung ist die Frage des öftern diskutiert worden, ob zu den wichtigsten Teilen der Syntax, die einer Behandlung in einem besonderen Abschnitt bedürften, nicht auch die sogenannte Wortgruppenlehre gehöre. John Ries (Zur Wortgruppenlehre, Prag 1928) widmet diesem Abschnitt der Syntax eine Monographie, in der er eine Wortgruppenlehre praktisch durchführt. Er geht dabei von einer bestimmten Sprache, dem Deutschen, und einer bestimmten Phase in ihrer Geschichte, der Zeit seit etwa 1900, aus. Sein Verfahren ist überhaupt im Prinzip empirisch. Der Entwurf von John Ries zeigt, daß eine sogenannte Wortgruppenlehre weitgehend in das Gebiet der Stilistik gehört. John Ries zieht z. B. so rein ästhetische Momente wie den Sprachrhythmus zur Erklärung dafür heran, warum eine Wortgruppe so und eine andere anders gebildet wird (s. besonders S. 32). Von einer Behandlung der Bildung von Wortgruppen im Sinne unserer Prämissen unterscheidet sich der Entwurf von Ries vor allem dadurch, daß Ries seine Aufgabe nur in der Registrierung formaler Tatsachen sieht. Von inhaltlichen Erwägungen hält er sich vollkommen frei, selbst wo er den Einfluß der „natürlichen Größen-, Wert- und Ordnungsverhältnisse" auf die Bildung der Wortgruppen erwähnt, führt er doch diese Tatsache in bezug auf ihre kulturgeschichtliche Bedeutung in keiner Weise aus (a. a. O., S. 31). Nach unserer Auffassung würden aber gerade solche Einflüsse auf den Stil für dessen Eigenart von grundlegender Bedeutung sein.

Gebiete die Möglichkeit, ein allgemein brauchbares Rezept für den Gebrauch einer Sprache zu geben, noch geringer als auf den anderen Gebieten der Grammatik. Die Stilistik ist also nur in dem Sinne mehr als eine bloße Beschreibung des Bestehenden, als jede Besinnung auf die Eigenart und die Voraussetzungen einer Erscheinung fruchtbar und neugestaltend wirkt.

Wir haben die Beispiele dafür, wie sich eine begriffsgeschichtliche Methode in der Sprachwissenschaft auswirkt, absichtlich aus den verschiedenen Gebieten der Grammatik gewählt, um zu zeigen, wie die begriffsgeschichtliche Betrachtungsweise sich nicht nur auf einzelne Gebiete der Grammatik beschränkt. Die Grammatik als die Wissenschaft von den sprachlichen Formen wird von einer Auffassung der Sprachgeschichte als Begriffsgeschichte in erster Linie beeinflußt, wenn sich der Einfluß dieser Auffassung auch nicht auf die Grammatik allein beschränkt. Die Identität sprachlicher und begrifflicher Erscheinungen bedingt zunächst die Individualität der einzelnen Sprachen, und nur wenn diese Grundtatsache berücksichtigt wird, können wir ein brauchbares grammatikalisches System gewinnen.

Wenn wir die Sprache als ein Phänomen ansehen, dessen Struktur sich aus den beiden Faktoren der Individualisierung und des Bezogenseins auf eine Allgemeinheit bestimmt, so scheint sich zunächst eine so dynamische Sprachstruktur zu ergeben, daß ein Zusammenfassen der formalen Möglichkeiten und Gegebenheiten einer Sprache im System einer Grammatik als unmöglich erscheint. Die Aufgabe einer Grammatik ist aber, die formale Eigenart einer Sprache in Begriffe zu fassen, nicht aber die, eine Sprache einem schon vorhandenen Schema einzugliedern. So betrachtet, gewinnen wir die Möglichkeit, die Grammatik einer Sprache so zu gestalten, daß sie alle möglichen Nuancierungen im Verlaufe der Geschichte einer Sprache zu umfassen vermag. Die Gestaltungsmöglichkeiten einer Sprache sind zwar nicht schematisch darstellbar, aber trotzdem durchaus nicht willkürlich. Sie sind durch die Struktur einer jeden Einzelsprache bestimmt. Je adäquater eine Grammatik der Struktur derjenigen Sprache ist, die sie in Begriffe fassen soll, um so mehr werden ihre Begriffe und Regeln[1]) imstande

1) In diesem Sinne würde die grammatikalische Regel die Aufgabe haben, festzustellen, in welcher Weise eine Sprache in einer bestimmten begrifflichen

sein, auch die noch nicht explizierten Möglichkeiten in das grammatikalische System organisch einzubeziehen, sobald die Explikation erfolgt. Es ergibt sich aus dieser Betrachtungsweise, daß für jede Sprache eine spezielle Grammatik geschaffen werden muß. Wenn Ammann mit seinem Versuche, eine methodische Grundlegung der Grammatik zu schaffen, in bewußter Einseitigkeit zunächst von der deutschen Sprache ausgeht, so ist dieser Weg in der Tat der methodisch allein korrekte. Insofern aber als jede Sprache eben dadurch, daß sie Sprache ist, mit allem, was Sprache ist, in formalen Grundprinzipien übereinstimmt, wird das Erfassen jeder einzelnen Sprache im System ihrer speziellen Grammatik zu bestimmten allgemeinen Begriffen und Regeln führen, die allen Sprachen gemeinsam sind[1]). Zwischen diesen allgemeinen Begriffen und den speziellen, nur einer bestimmten Sprache eigenen Begriffen wird sich eine Zwischenstufe von Begriffen finden, die in immer enger werdenden konzentrischen Kreisen eine immer engere Gruppe verwandter Sprachen umfassen[2]). Auf Grund dieser

Situation zu verfahren pflegt, d. h. wie sie infolge ihrer formalen Struktur verfahren muß.

1) Voßler (Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, S. 63—96) behandelt unter dem Thema „System der Grammatik" gerade die rein formalistische, von historischen Gegebenheiten unabhängige Seite ihrer Aufgabe. Er schränkt die Aufgabe der Grammatik sogar auf das rein Formalistische ein. Diese Formalprinzipien, unter denen nach Voßler die Grammatik die sprachlichen Erscheinungen rubrizieren muß, sind aber mechanische Bildungsprinzipien, deren Rolle in der Sprachgeschichte von unserem Gesichtspunkte aus kaum so bedeutend sein kann, daß die Einordnung der sprachlichen Vorgänge unter diese Prinzipien Aufgabe einer besonderen Disziplin sein könnte. Analogie, Lautwandel, Bedeutungswandel, Grammatikalisation, Kontamination und Differenzierung sind nach Voßler diese Formalprinzipien. Abgesehen vom Laut- und Bedeutungswandel sind aber die genannten Vorgänge pathologische Erscheinungen in der Sprachgeschichte, da sie immer voraussetzen, daß eine Sprache nicht mehr ganz verstanden wird. Die Bildungsprinzipien, die allen Sprachen gemeinsam sind und die darum die Grundlage bilden können zur Gestaltung der allgemeinsten grammatikalischen Terminologie, können nicht mechanistischer Art sein, da die Sprache, solange sie noch lebendig ist, sich nicht nach mechanistischen Prinzipien gestaltet. Wenn also die Aufgabe der Grammatik auf die Einordnung unter solche Prinzipien beschränkt wird, dann hat sie überhaupt keine Aufgabe. Die Grammatik d a r f aber nicht auf diese mechanischen Prinzipien beschränkt werden. Ihre Aufgabe ist vielmehr, die Strukturprinzipien einer lebendigen Entwicklung aufzuzeigen.

2) Bei dieser Struktur des Verhältnisses von Einzelsprache und Sprache überhaupt hat ein vergleichendes Verfahren dann eine Berechtigung, wenn

Schichtung der Begriffe ist eine gewisse gegenseitige Übereinstimmung der Grammatiken verschiedener Sprachen in bezug auf ihre allgemeinen Termini möglich und zweckmäßig. Diese Übereinstimmung bezieht sich aber nur auf die allgemeinsten Formalbegriffe. Die speziellen grammatikalischen Begriffe dagegen müssen aus jeder einzelnen Sprache heraus gestaltet werden[1]). Schon ein Begriff wie der des Satzes ist durchaus nicht auf alle Sprachen anwendbar. Ammann bezweifelt z. B. mit Recht, ob der Begriff des Satzes auf die chinesische Art der Wortfügung anwendbar sei (Die menschliche Rede II, S. 68). Die speziellen Anforderungen, die sich aus der Forderung einer Entsprechung von Sprache und Grammatik ergeben, gehen also in zwei Richtungen. Erstens muß jede Grammatik aus den einzelnen Sprachen heraus gestaltet werden[2]). Diese Forderung bezieht sich auch auf die einzelnen Unterabteilungen der Grammatik. Die Frage: was ist Syntax? (vgl. Ries, Was ist Syntax?[2] Prag 1927) ist als solche nicht zu beantworten. Es kann im-

es sich das Ziel setzt, das ihm A. Meillet zuweist: die Aufstellung entweder von *lois universelles* oder von *indications historiques* (La méthode comparative en linguistique historique, Oslo 1925, S. 1), wobei sich diese linguistique générale (vgl. A. Meillet, Linguistique historique et linguistique générale, Paris 1926, S. 15) auf das sowohl synchronistisch als parachronistisch durchforschte Material aller Sprachen stützen muß (und nach Meillets Ansicht bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft auch stützen kann), um zu einem System der Sprache überhaupt zu gelangen.

1) Die des öfteren unternommenen Versuche (vgl. z. B. die Hinweise bei Otto Jespersen, The philosophy of grammar, London — New York 1924, S. 345), den Schwierigkeiten der grammatischen Theorie und Terminologie dadurch abzuhelfen, daß von den Ergebnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft ausgegangen wird, können zwar gewisse Einseitigkeiten beseitigen, führen aber im günstigsten Falle zu einem formalen Sprachschema, das keiner reali ter gesprochenen Sprache ganz entspricht.

2) Dieselbe Forderung wird von Hermann Güntert (Grundfragen der Sprachwissenschaft, Leipzig 1925, S. 130) erhoben und damit begründet, daß die Sprache kein isoliertes Phänomen ist, sondern in engsten wechselseitigen Beziehungen zu allen geistigen Phänomenen und ihrer Geschichte steht. Güntert betrachtet allerdings die Aufgabe der Grammatik als umfassender, als dies nach unserer Auffassung möglich ist: er sieht in der Grammatik nicht nur eine Hilfskonstruktion der Sprachwissenschaft, sondern auch eine Hilfskonstruktion, deren sich der Sprechende ebenfalls bedient. Dem widerspricht aber die Tatsache, daß man seine Muttersprache ohne Kenntnis des grammatikalischen Systems richtig spricht und sich grammatikalischer Systeme primär nur dann bedient, wenn es sich um das Erlernen einer fremden Sprache handelt.

mer nur gefragt werden, was Syntax etc. innerhalb jeder einzelnen Sprache zu bedeuten hat. Bisher suchte die abendländische Grammatik mit den Begriffen der Griechen auszukommen, und zwar auch da, wo eine Verwandtschaft der behandelten Sprache mit dem Griechischen weder historisch noch sachlich bestand. Die Begriffe der griechischen Grammatiker sind aber auf das Semitische z. B. nicht anwendbar. Zweitens muß die Grammatik einer jeden einzelnen Sprache so gestaltet sein, daß sie nicht einen beliebigen Querschnitt in der Geschichte dieser Sprache als Normalzustand hinstellt und statistisch in Regeln faßt. Die Aufgabe der Grammatik ist keine statistische Bestandsaufnahme, sondern Erfassung der Sprachstruktur. Wenn die Grammatik also auch alle bekannten historischen Stadien einer Sprache zum Gegenstand nehmen muß, so erschöpft sich ihre Aufgabe dennoch nicht in der Aufzeichnung einer Sprachgeschichte. Ihre Aufgabe besteht vielmehr in der Feststellung der Strukturprinzipien, die in dieser Geschichte wirksam waren[1]).

Der Inhalt unserer einzelnen grammatikalischen Systeme pflegt auf synchronistischer Grundlage aufgebaut zu sein, wobei parachronistische Untersuchungen gelegentlich zu Erklärungen herangezogen werden. Wenn der Umfang des Stoffgebietes dabei klar bewußt ist, ist eine solche Auswahl des Stoffes ohne weiteres korrekt. Es ist das Verdienst von Gabelentz, die synchronistische Darstellungsweise methodisch begründet zu haben, indem er darauf hinweist, daß jede Phase der Sprachentwicklung eine Individualität eigener Prägung darstellt, solange nämlich eine Sprache lebendig ist. Gabelentz geht in der Ablehnung einer historisierenden Methode so weit, daß er betont: „nicht die früheren Phasen einer Sprache erklären die lebendige Rede, sondern die jeweilig im Geiste des Volkes lebende Sprache selbst, mit anderen Worten der Sprachgeist“ (Georg von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse[2], Leipzig 1901, S. 9 und S. 90). Schwieriger gestaltet sich die formale Seite des Problems, da das Schema und die Terminologie Anspruch darauf erheben,

1) Die „parachronistischen“ Längsschnitte und die „synchronistischen“ Querschnitte durch eine Sprache liefern also nur vorbereitend Material für die Feststellung der Strukturprinzipien, auf Grund derer das grammatikalische System aufgebaut werden kann.

mindestens für die eine Sprache allgemeingültig zu sein. Einem grammatikalischen System, das von den Strukturprinzipien einer Sprache ausgeht, kommt diese Allgemeingültigkeit für alle Phasen der betreffenden Sprachentwicklung in der Tat zu. Dagegen wird die Gültigkeit des Systems dann fraglich, wenn es nur das ordnende Prinzip innerhalb eines Stoffes darstellt, der durch statistische Erhebung gesammelt wurde. Ganz abgesehen davon, daß die modernen wissenschaftlichen Grammatiken des Hebräischen infolge der Übernahme einer anders gearteten Terminologie auf große Schwierigkeiten gestoßen sind, haben sie vor allem auch deshalb immer wieder Kritik herausgefordert und zu Verbesserungsversuchen angeregt, daß sie sich bewußt auf eine Entwicklungsphase der hebräischen Sprache einschränkten, so daß ihre Begriffe auf andere Phasen dieser Entwicklung nicht anwendbar sind. Da aber diese Entwicklungsphasen nicht streng voneinander geschieden werden können, weil innerhalb eines Zeitabschnittes immer Altes und Neues nebeneinander vorhanden ist, so bleibt bei einer solchen Beschränkung immer ein Teil der sprachlichen Erscheinungen unerklärt. Nur wenn die Gesamtentwicklung einer Sprache ins Auge gefaßt wird, ist es möglich, ihre Bildungsprinzipien zu erkennen. Damit ergibt sich auch die Möglichkeit, die sachlichen Entwicklungsphasen auseinanderzuhalten und den Fehler mechanisch-tendenziöser Epochenbildungen zu vermeiden. Jeder Grammatiker des Neuhebräischen z. B. oder des klassischen Hebräisch ist natürlich schon unter dem Zwange praktischer Zwecksetzung genötigt, seinen Stoff auf eine bestimmte Phase einzuschränken. Doch vermag er diesen Stoff nur dann gestaltend darzustellen, wenn er ihn als Ausschnitt eines großen Ganzen, eben des Hebräischen, betrachtet. Die Kenntnis der Sprache in der Gesamtheit ihrer Entwicklung ist für den Grammatiker unerläßlich. Ebenso kann bei der Darstellung nicht darauf verzichtet werden, die einzelnen Erscheinungen in diesen großen Zusammenhang hineinzustellen. Diese Forderung ist nicht etwa eine Forderung nach parachronistischer historisierender Darstellungsweise [1]). Die Kenntnis des Ganzen ist vielmehr notwendig

1) Die Geschichte einer Sprache in ihrer Gesamtheit wird ebenso vom Sprachgeist bestimmt, wie jede einzelne Phase, die wir durch einen synchronistischen Querschnitt gewinnen. Die Forderung von Gabelentz (a. a. O., S. 90),

zur Erfassung der Bildungsprinzipien, die im Einzelnen wirksam sind und das Wesen des Einzelnen allein erklären können[1]).

Die Identität begrifflicher und sprachlicher Erscheinungen bedingt einen wesentlich anderen Charakter der Sprache, als er durch eine rein sprachliche Betrachtungsweise erfaßt und dargestellt werden kann. Wenn eine sprachliche Erscheinung zugleich ihre begrifflichen Bedingtheiten hat, so liegen ihre Ursachen auf einer wesentlich anderen Ebene, als wenn die betreffende Erscheinung rein sprachlicher Natur wäre. Jede sprachliche Form *ist* nicht nur etwas, sondern sie *bedeutet* auch etwas, und gerade diese Bedeutung bestimmt die Art ihres Seins. Die Sprachwissenschaft ist längst davon abgekommen, sprachliche Erscheinungen als etwas hinzunehmen, was nun einmal so ist, wie es ist. Sie hat sprachliche Erscheinungen teils mehr historisch, teils mehr systematisch auf Ursachen zurückgeführt, blieb aber beim Aufsuchen dieser Ursachen meist im Gebiet des rein Sprachlichen, soweit sie nicht unter dem Einfluß der Naturwissenschaft mit Hilfe der Phonetik auf biologische Ursachen zurückging. In der neueren Zeit ist eine stärker psychologische und soziologische Betrachtungsweise in Anwendung gekommen, was besonders für Voßler und Ammann charakteristisch ist. Es scheint aber notwendig zu sein, in der von Voßler und Ammann eingeschlagenen Richtung noch radikaler vorzugehen, indem die absolute Bindung der Sprache

bei der Schaffung eines grammatikalischen Systems die jeweils gegenwärtigen Verhältnisse allein zu berücksichtigen, da der jeweils wirkende Sprachgeist das allein Entscheidende sei, bedarf insofern einer Erweiterung, als auch dieser jeweils wirkende Sprachgeist nicht in jeder Phase der Entwicklung absolut neu ist, sondern eine Geschichte hat, die wie jede Geschichte in einer Wechselwirkung zwischen dem allgemeinen Gesetz dessen, was Sprache ist, und der individuellen Eigenart des betreffenden Sprachgeistes besteht. Das bloße Zusammentragen etymologischen Materials allein genügt nicht — darin hat Gabelentz Recht —, sondern auch die historische Seite einer Sprache muß als organische Ganzheit betrachtet uud behandelt werden.

1) Für das Verständnis des alttestamentlichen Hebräisch ist darum das Tannaitische wichtiger als das Zurückgehen auf ein fiktives Ursemitisch. Die Forderung einer Verknüpfung der alttestamentlichen Forschung mit der Erforschung nachbiblischen Schrifttums, die Margarete Lampe in dem Artikel „Zur Anwendung einer begriffsgeschichtlichen Methode auf die Formgeschichte des Alten Testaments“ (Orientalistische Literaturzeitung XXXIX (1936), Nr. 6, S. 348) mit Recht aufstellt, hat gerade für die Grammatik besondere Bedeutung.

an die Geistesgeschichte zum Ausgangspunkt der sprachwissenschaftlichen Methodik gemacht wird [1]). Es handelt sich nicht nur darum, Verbindungen herzustellen im Interesse der Synthese aller Wissenschaften, sondern es handelt sich um eine neue Fundierung der Prinzipienlehre im Bereiche der Sprachwissenschaft. Die begriffsgeschichtliche Auffassung der Sprache stellt nicht einen neuen Gesichtspunkt neben den bisher geübten Untersuchungsweisen: neben Linguistik, Philologie, Literaturgeschichte etc. dar, sondern sie ist Prinzipienlehre.

Vom Standpunkte der praktischen Methodik aus bedeuten diese Forderungen, daß die Erforschung einer Sprache nicht in der statistischen Bestandsaufnahme und Registrierung, unter Setzung der Häufigkeit des Vorkommens als Norm, bestehen darf. Das vorhandene Material muß vielmehr so durchforscht werden, daß die innere Sprachstruktur deutlich wird. Norm der betreffenden Sprache ist die Eigenart ihrer Struktur. Was dieser Struktur adäquat ist, muß als „normale" sprachliche Bildung angesehen werden, auch wenn die betreffende Form Hapaxlegomenon wäre. Das Ergebnis einer solchen Forschungsmethode ist freilich kein Koordinatensystem, in dem jeder Form ein bestimmter Platz angewiesen werden kann, sondern es ist ein System von Bildungsprinzipien. Bei der Feststellung der Bildungsprinzipien müssen diejenigen, die der betreffenden Sprache in ihrer Gesamtheit ihren spezifischen Charakter verleihen, unterschieden werden von solchen, die nur innerhalb einer einzelnen Phase der Entwicklung Bedeutung erlangt haben. Wenn wir die Gesamtheit einer Sprache überschauen können, so ist eine solche Unterscheidung wohl in den meisten Fällen möglich. Bei fragmentarischer Überlieferung der Dokumente einer Sprache dagegen ergeben sich hier Schwierigkeiten. Wir haben dann nur allgemeine Richtlinien, die uns bestenfalls zu Wahrscheinlichkeitsergebnissen verhelfen kön-

1) Die Bindung der Sprachgeschichte an die Begriffsgeschichte schließt eine Übertragung des biogenetischen Grundgesetzes auf das Gebiet der Sprache aus. Es ist nicht angängig, die Sprachentwicklung eines Kindes als Parallele für die Geschichte einer Sprache heranzuziehen, wie dies nach dem Vorbilde Wundts des öftern versucht worden ist. Ein Kind wächst in eine umfassende Begriffswelt hinein, und dieses Hineinwachsen vollzieht sich in Tateinheit mit der Entwicklung seiner Sprache. Die Geschichte eines Volkes und seiner Sprache aber bedeutet ein allmähliches Explizieren einer Begriffswelt, die vorher in dieser Form explizite nicht vorhanden war.

nen. Wenn es uns z. B. gelingt, ausgesprochen destructive Tendenzen, ein Verachten jeder Norm[1]) in einer Sprache festzustellen, so können wir annehmen, daß solche Tendenzen Charakteristikum nur einer Phase in der Geschichte der betreffenden Sprache sind, denn es ist nicht zu erwarten, daß eine Sprache von vornherein durch eine Tendenz zum Chaos charakterisiert wird und so von vornherein in Auflösung begriffen ist. Ein solches Gebilde wäre eine *contradictio in adjecto*. Es gibt auch Tendenzen, die einer Sprache ein so spezifisches Gepräge verleihen, daß sie kaum phasenbedingt sein können. Aber zwischen diesen beiden Extremen finden wir eine unendliche Zahl von Mittelwerten, bei denen die Entscheidung nicht möglich ist oder doch nur bedingten Anspruch auf Gültigkeit hat.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß sprachliche Erscheinungen nicht nur ihre Erklärung aus der Geschichte der Begriffe finden, sondern auch zugleich als Quellen für die Registrierung geistesgeschichtlicher Vorgänge dienen können[2]). Alle historischen Dokumente einer Kultur sind also

1) Norm in diesem Sinne heißt nicht eine nachträglich aufgestellte systematische Ideologie, sondern das Bildungsprinzip der Sprache selbst. Nur dieses kann normierend wirken. Wenn Erik Ahlman (Das normative Moment im Bedeutungsbegriff, Helsingfors 1926 = Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Ser. B, tom. XVIII, Helsinki 1923—1926, S. 7) in einer normativen Ideologie ein regulatives Moment für die Sprache sieht, so trifft dies nur bei nachträglich auf Grund eines grammatikalischen Systems gelernten Sprachen zu. Hier ist in der Tat ein zunächst im Bewußtsein vorhandenes System allmählich zum Unterbewußtsein abgesunken und bleibt so weiter wirksam. Die sogenannte Muttersprache dagegen wird kaum je auf Grund einer sekundären Ideologie gelernt. Die Hauptrolle bei der Weitergabe einer Sprache spielen gerade Personen, deren theoretische Sprachbildung in keiner Weise vollständig ist. Der Unterricht in der Landessprache pflegt sich auch nur auf das nachträgliche Bewußtmachen eines Sprachsystems zu beschränken, das praktisch längst angewandt wird. Es ist überhaupt nicht möglich, unbewußt eine theoretische Ideologie zu befolgen. Was eine Sprache vielmehr auch ohne Grammatik stets zusammenhält, ist ihre innere Ordnung, die unabhängig von jedem theoretischen System besteht und die n a c h zuzeichnen gerade Aufgabe der theoretischen Sprachideologie ist (vgl. oben S. 172).

2) Eine praktische Anwendung der Voraussetzung, daß Kultur und Sprache in engster Beziehung zueinander stehen, stellt Karl Voßlers Buch: Frankreichs Kultur und Sprache[2], Heidelberg 1929, dar. Voßler betrachtet aber die französiche Kultur doch mehr von der Literatur und dem Stil her, wie das seiner Ansicht von der entscheidenden Bedeutung des Stils für die Sprache ent-

nicht nur durch ihren Inhalt Zeugnisse für die Eigenart ihrer materiellen und geistigen Kulturwerte, sondern sie bieten zugleich dadurch, daß sie in einer Sprache abgefaßt sind, Erkenntnismöglichkeiten für die geistige Eigenart der betreffenden Kultur, durch welche Tatsachen nicht nur konstatiert, sondern auch aus ihren Ursachen erklärt werden. Die angeführten Beispiele aus dem Gebiete der formalen Sprachwissenschaft können aber nur formale Prinzipien im Ablaufe der Geistesgeschichte sichtbar machen. Wo es sich um die Geschichte der Begriffsinhalte handelt, sind wir dagegen darauf angewiesen, die Wortbedeutungen, ihre Geschichte und die Ursachen ihrer scheinbaren oder wirklichen Veränderungen[1]) zu studieren. Die Geschichte der Wortbedeutungen, die bisher immer nur ein Anhängsel der Sprachwissenschaft gewesen ist, tritt damit als ebenbürtige Disziplin neben die ebenfalls aus begriffsgeschichtlichen Prinzipien abgeleitete Grammatik.

---

spricht (s. oben S. 96). Darüber hinaus unterscheidet sich die Betrachtungsweise Voßlers von der unsrigen nicht nur in bezug auf die Verteilung des Bedeutungsakzentes auf die verschiedenen sprachlichen Gestaltungsformen, sondern es wird deutlich, daß Voßler die Beziehungen zwischen Sprache und Denken auch prinzipiell anders erfaßt. Sprache und Denken sind ihm nicht zwei Seiten derselben Sache (s. oben S. 106, Anm. 1), sondern zwischen dem Denken und der Sprache steht für ihn das gestaltende Subjekt. Die Sprache ist demnach doch nur Instrument des Denkens, aber immerhin ein Instrument, das einer jeweils adäquaten Ausgestaltung fähig ist. So lassen sich aus der jeweiligen Beschaffenheit des Instrumentes sehr wohl Rückschlüsse auf die Art der Materie schließen, die mit Hilfe dieses Instrumentes gestaltet wird. Aber die Beziehung zwischen Kultur und Sprache ist doch nur eine Beziehung zwischen selbständigen Größen (vgl. besonders a. a. O., S. 362). — Immerhin ist der Zusammenhang zwischen Denken und Sprache bei Voßler wesentlich notwendiger und organischer angesehen als bei A. Meillet, Dauzat, Leroy (s. oben S. 78, Anm. 1) und vor allem bei Alfred North Whitehead (Process and reality, Cambridge 1929), der die Sprache in rein physikalischem Sinne als Werkzeug (tool) der Philosophie ansieht und von dieser Prämisse aus das Problem der Sprache aufrollt (a. a. O., S. 14 ff.).

1) Der Begriff des Bedeutungswandels bedarf dringend einer Klarstellung. Zunächst ist die Frage zu entscheiden, inwieweit die Abwandlung der Bedeutung eines Wortes überhaupt möglich ist, ob nicht etwa jede scheinbare Veränderung im Sinne eines Wortes lediglich eine Akzentverschiebung innerhalb des von vornherein in einem Worte gegebenen Bedeutungsumfanges darstellt. Fernerhin erscheint es fraglich, ob der Begriff der Grammatikalisation eines Wortes, der als endgültiger Abschluß des Bedeutungswandels gilt (Voßler, Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, S. 81), haltbar ist, d. h. ob ein Wort seinen Begriffsinhalt vollkommen verlieren kann (s. oben S. 89).

Die Lehre von den Wortbedeutungen ist im Gegensatz zur Grammatik, die eher unter zuviel Formalismus leidet, methodisch noch wenig durchgearbeitet worden. So macht sich der Mangel einer methodischen Grundlegung z. B. bei den Untersuchungen Erdmanns zur Wortbedeutung (Karl Otto Erdmann, Die Bedeutung des Wortes, Leipzig 1910) dahin bemerkbar, daß zwar eine Fülle einzelner Probleme aus der Beobachtung des Sprachgebrauchs gewonnen wird, daß aber eine Möglichkeit zur systematischen Durchdringung des Fragenkomplexes nicht geschaffen werden kann. Doch dürfte in der gegenwärtigen Situation dieser Disziplin die Erkenntnis, daß die Bedeutungslehre einer grundlegenden Ausgestaltung ihrer Methodik bedarf, allgemeiner anerkannt sein. So bietet Hans Sperber (Einführung in die Bedeutungslehre[2], Bonn und Leipzig 1930, besonders im Schlußkapitel „Methodisches zur bedeutungsgeschichtlichen Forschung") eine mustergültige Aufstellung der methodischen Problematik auf diesem Gebiete. Er verhilft vor allem dem historischen Standpunkte (gegenüber einer rein psychologischen Betrachtungsweise) zu seinem Rechte. Seine Untersuchungen zeichnen sich vor allem durch eine sichere Erkenntnis der Schwierigkeiten und notwendigen Unsicherheiten solcher Forschungsmethoden aus. Sperbers Zielsetzung ist aber rein semasiologisch, d. h. er trennt seine Untersuchungen prinzipiell von Untersuchungen der Wortformen. Doch würde, da ein Wort eine unlösbare Einheit von Inhalt und Form darstellt, die Bedeutungslehre an Adäquatheit gegenüber ihrem Material gewinnen, wenn die Beziehungen zwischen der formalen und der semasiologischen Seite des Wortes in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit zum Gegenstand der Forschung gemacht würden. Ansätze hierzu sind vorhanden gewesen, aber nicht weiter ausgestaltet worden. So geht z. B. Jan v. Rozwadowski gerade von den Beziehungen zwischen Wortbildungs- und Bedeutungsvorgängen aus (Wortbildung und Wortbedeutung, Heidelberg 1904, besonders S. 50 f.). Er betrachtet beide Vorgänge als identisch, da beiden eine einheitliche psychisch-sprachliche Erscheinung darstellen. Doch fehlt bei Rozwadowski eine Berücksichtigung des historischen Momentes, da seine Methode prinzipiell psychologisch ist. Eine umfassende Methodik der Bedeutungslehre müßte also beide Momente: die Identität von Inhalt und Form und die Ver-

knüpfung des psychologischen Faktors mit dem historischen zum Ausgangspunkt nehmen.

Neben den Anregungen, die Ammann (s. oben S. 187) gibt, verdanken wir vor allem A. Marty (Satz und Wort . . ., herausgegeben von Otto Funke, S. 34 ff.) fruchtbare Ansätze zu einer Methodik der Bedeutungslehre. Sehr typisch für seine Arbeit, der es vor allem an der Klärung der Grundbegriffe gelegen ist, sind seine Hinweise auf die semantische Identität der Komposita und der ihnen entsprechenden Wortfügungen. Sowohl die Wortfügung als auch das Kompositum können „Namen" sein, d. h. sie können eine ganz bestimmte konkrete Person oder Sache bezeichnen. Beide Ausdrucksformen umfassen einen „einheitlichen Begriff" (Jakob Grimm), eine „einheitliche Vorstellung" (Brugmann), wobei Marty mit Recht darauf hinweist, daß damit nicht etwa ein „einfacher" Begriff gemeint sein kann. Beide Ausdrucksmittel bezeichnen aber zugleich eine unlösbare Spannung zwischen Einheit und Vielheit. Ein Kompositum vermag das Zusammengehören der beiden Teile des Begriffes nicht enger auszudrücken als eine Wortfügung, da es in dieser Beziehung Graduntersch iede gar nicht geben kann. Der semantische Begriff des Kompositums umfaßt also sowohl zusammengesetzte Worte als auch Wortfügungen. Dagegen gibt es zwei semantisch grundsätzlich verschiedene Arten von Komposita (in diesem erweiterten Sinne): es gibt die lösbare „prädikative" (worunter Marty auch die attributive mit versteht) und die unlösbare relative oder korrelative Beziehung. Komposita mit prädikativischer Beziehung ihrer beiden Teile entstehen durch Spezifizierung umfassender Begriffe (Rechteck = rechtwinkliges Viereck), relative und korrelative Verbindungen dagegen enthalten stets zwei Teile, von denen der eine ohne den anderen nicht gedacht werden kann (Bräutigam = Bräutigam einer Braut: dieses Beispiel bietet Marty, obwohl es sich auf Grund seiner Wortgeschichte recht wohl unter die prädikativischen Verbindungen einreihen läßt). Diese Unterscheidung der Komposita ist vielleicht nicht glücklich gewählt, ist aber als Versuch einer begrifflichen Klärung formal lehrreich. Dagegen erscheint es als durchaus evident, wenn Marty den Einwand, daß Komposita und Wortfügungen nicht identisch seien, weil z. B. eine Blutorange keine blutige Orange und eine Rotbuche keine rote Buche sei, da-

durch entkräftet, daß er nur die entsprechende Auflösung des Kompositums verlangt, bei der sowohl eine elliptische Ausdrucksweise als auch ein metaphorischer Sinn im spezifizierenden Bestandteil des Kompositums beachtet wird. So entspricht dem Worte „Rotbuche" die Umschreibung: „eine Buche, deren Holz rot (d. h. röter als bei anderen Buchenarten) ist"; eine „Blutorange" ist eine Orange, deren Saft so rot wie Blut ist. Im letzteren Falle liegt eine Kombination von metaphorischer und elliptischer Ausdrucksweise vor. Beispiele für rein metaphorische Ausdrucksweise gibt Marty, indem er Worte wie Baumschlag und Schlagschatten im Gegensatz zu Keulenschlag anführt (a. a. O., S. 37). Ferner weist Marty auf das Problem hin, das sich einer semasiologischen Betrachtungsweise in den Fällen bietet, wo semasiologisch Gleiches auf verschiedene Weise ausgedrückt wird, wovon das Verhältnis von Wortfügung und Kompositum nur einen Sonderfall darstellt. Er sieht hier das Ergebnis sowohl psychologischer Gegebenheiten als historischer Entwicklungen und fordert deshalb von der semasiologischen Betrachtungsweise sowohl ein systematisches als auch ein genetisches Untersuchungsverfahren, was also der Kombination synchronistischer und parachronistischer Betrachtungsweise ganz parallel ist, die auch von der Grammatik gefordert werden muß.

Die gegenwärtige Phase der Sprachwissenschaft ist eine Phase der Kritik an den hergebrachten Methoden und des Übergangs zu neuen Betrachtungsweisen. Dieser Übergang kann mit dem Modewort der Krisis bezeichnet werden, wenn man darunter nur einen ziemlich tiefgehenden Phasenwechsel versteht. Die Fülle des Stoffes, die durch die Kenntnis einer großen Anzahl einzelner Sprachen und Sprachtypen hervorgerufen worden ist, zwingt in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft zu einer neuen prinzipiellen Gestaltung. Damit ist der bisherige Weg der Sprachwissenschaft durchaus nicht als Irrweg gekennzeichnet. Die Sprachwissenschaft als sammelnde, registrierende, ordnende Wissenschaft war bewußt gegenstandsbezogen. Diese Tendenz auf ein Ausgehen vom Objekt ist diejenige Erscheinung auf dem Gebiete der Sprache, die die Geistesgeschichte seit der Renaissance überhaupt entscheidend kennzeichnet. Die Tendenz, das Objekt als das Primäre zu setzen, ist die bewußte Antithese gegen das Ausgehen von der

Doktrin, das das Mittelalter kennzeichnet und vom Mittelalter in genialer Weise durchgebildet worden ist. Nachdem die objektsbezogene Sprachwissenschaft bis zu einer Vollendung ihrer Leistung gekommen ist, die eine radikale Neugestaltung der Voraussetzungen durch Entdeckung neuer Sprachen kaum noch erwarten läßt, hebt sich die Antithese gegenüber der antik-mittelalterlichen doktrinären Sprachwissenschaft von selbst auf und verlangt nach Synthese. Diese Synthese kann nur geleistet werden durch eine Eingliederung des Phänomens Sprache in das Phänomen des Geistes überhaupt.

Mit welcher zwingenden Notwendigkeit jede synthetische Betrachtung der Sprache schließlich zu einer Eingliederung des Phänomens Sprache in die Ganzheit des menschlichen Geistes führt, zeigt die Entwicklung der Sprachtheorie bei Ammann. Während er in seinem Werke über die menschliche Rede noch den Nachdruck darauf legt, daß die sprachlichen Vorgänge sich ihrem Wesen entsprechend im Raume des Psychischen abspielen und mit der Welt der Begriffe nur in sekundärer Verbindung stehen, betrachtet er in seinem Aufsatze „Vom Ursprung der Sprache" (Lahr 1929) das Wesen der Sprache von einem Standpunkte aus, der sich dem unsrigen nähert: die Psyche ist der natürliche Grund, aus dem die Sprache immer neues Material für ihre Bildungen erhält, die Sprache aber gehört ins Gebiet des Logos (a. a. O., S. 17). Eine solche Auffassung hat auch ihre Konsequenzen für die Betrachtung der Sprache als historisches Phänomen. Es gibt nach einer solchen Auffassung keinen vorsprachlichen Zustand im Sinne der Geschichte. Dieser vorsprachliche Zustand ist vielmehr immer vorhanden und geht ständig in den sprachlichen über. Gerade diese Verbindung sichert der Sprache ihre Lebensverbundenheit und damit ihre Entwicklungsfähigkeit. Was wir (s. oben S. 112, Anm. 1) als Sprache der Zivilisation bezeichnet haben, ist derjenige sprachliche Zustand, dem diese Lebensverbundenheit verlorengegangen ist.

Das Problem der Sprache ist ein uraltes Menschheitsproblem, das im Bereiche der mythischen Anschauung ebenso im Mittelpunkte des Interesses stand, wie im Bereiche der historischen Anschauung. Allen Versuchen, die Sprache aus

dem Bereiche des Geistigen zu verdrängen, zum Trotz und obwohl immer wieder auf die Unzulänglichkeit des sprachlichen Ausdruckes hingewiesen worden ist, hat sich doch die Tatsache niemals aus der Welt schaffen lassen, daß die Sprache in enger Beziehung zur Existenz des Geistes überhaupt steht. Die Sprache ist dasjenige Moment, das das Denken allein aus seiner absoluten Isolierung im Individuum lösen kann. Die Sprache ist nicht ein Verständigungsmittel, das zur Not ausreicht, um die Isolierung des Individuums hier und da zu durchbrechen. Die Sprache ist vielmehr als Trägerin des Verstehens eine Seite am Denken selbst, diejenige Seite am Denken, die der Gemeinschaft zugewandt ist. Sie ist nicht ein sekundäres Produkt des Denkens, sondern gehört zu seinem Wesen. Es gibt keinen vorsprachlichen Denkzustand, weder psychologisch noch historisch.

Mit der Behauptung, daß die Sprache Trägerin des Verstehens ist, wird aber kein Schematismus der Verständigungsmöglichkeit behauptet. Jedes Wort in der Sprache eines Menschen (und damit jeder Begriff in seinem Denken) ist Ergebnis und Ausdruck seines gesamten Wesens, Produkt aller seiner Erlebnisse, Gedanken und Denkweisen. Dieses Erfülltsein macht jedes Wort zu einem individuellen, nicht übertragbaren Eigentum. Wenn die Sprache dennoch dem Verstehen dient, so tut sie dies in der Weise, daß jedes Wort im Hörenden eine Stelle in seinem Denksystem affiziert, in ihm einen Denkvorgang auslöst, der nicht etwa das mechanische Spiegelbild dessen ist, was der Sprechende „gemeint" hat, sondern das Ausgelöste ist ebenfalls Ausdruck eines individuellen Wesens. Dennoch stehen beide Erlebniskomplexe in einer Beziehung zueinander. Die Möglichkeit dieser Beziehung beruht auf der Existenz der Sprache, die ein eigenes, außerindividuelles Leben in der Geschichte führt und das Denken des Einzelnen in der Weise erfüllt, wie wir uns die Körper von dem stofflosen Stoffe erfüllt denken, der Träger der elektrischen Wellen ist. Dieser überindividuelle Charakter der Sprache ermöglicht das Verstehen. Das Verstehen wird also nicht etwa dadurch erreicht, daß man Worte wie Gegenstände von Hand zu Hand geben könnte. Es ist nicht so, daß man es nur richtig machen muß, wenn man im Hörenden das mechanische Abbild des Gesagten erzielen will. Populäre Moral und Demagogie pflegen immer ein

Rezept zur Hand zu haben, das bestimmt zur Verständigung führen kann. Die einen erhoffen alles von einem Appell an die Vernunft, andere glauben durch Berücksichtigung des Irrationalen absolut sicher zum Ziele zu gelangen. Die Geschichte der Reklame auf geistigem Gebiete bewegt sich immer zwischen diesen beiden Extremen. Solche Betrachtungsweisen sind schon im Ansatz falsch. Die Individualität sowohl des rationalen als auch des irrationalen Momentes im menschlichen Denken ist unauflösbar. Von dieser Spannung zwischen den einzelnen Individuen und ihren individuellen Denkweisen lebt die Sprache. Ein Gemeinschaftsdenken bedürfte keiner Sprache Die Sprache hebt die Spannung nicht etwa auf — seinsmäßige Spannungen können gar nicht aufgehoben werden —, sondern sie aktiviert diese Spannungen, sie stellt sie in den Dienst eines Kräftespiels. „Gedankenaustausch" ist nicht etwa ein Hin- und Herreichen geistiger Güter, sondern ein dynamischer Vorgang, ein Auslösen von individuellen Gedankenfolgen mit Hilfe der Sprache.

Da die Sprache das gemeinschaftsbezogene Moment am Denken ist, so ist sie zugleich dasjenige Moment, durch das das Denken an der Geschichte teilhat. Wir haben versucht zu zeigen, daß der Geist das aktive Moment in der Geschichte darstellt. Damit ist zugleich der Sprache eine entscheidende geschichtsbildende Funktion zuerkannt. Die Verknüpfung zwischen Denken, Sprache und Geschichte ist nicht nur eine ursächliche, sondern ein stetes Ineinander, das gerade in dieser Verknüpfung die schöpferische Synthese darstellt, von der die Geschichte lebt. Die Struktureinheiten der Sprache sind identisch einerseits mit den Denkeinheiten, andererseits mit den soziologischen Einheiten, die Trägerinnen des historischen Geschehens sind.

Zwischen der Geschichte der soziologischen Struktureinheiten und der Geschichte des Geistes findet in jedem Augenblick eine Wechselwirkung statt. Wenn wir unsere Geschichtsschreibung in verschiedene Disziplinen einteilen, so geschieht dies nur um der Darstellbarkeit willen: wir lösen eine organische Einheit fiktiv in die verschiedenen Seiten ihres Wesens auf. Diese Auflösung ist notwendig und bedeutet, solange sie sich ihrer Einseitigkeit bewußt bleibt, keine Verfälschung der Tatsachen, sondern nur eine Art graphischer Darstellung. Das Bild verfälscht sich erst dann, wenn die dargestellte Entwick-

lungslinie als realiter isoliert[1]) angesehen und dementsprechend ohne Rücksicht auf den lebendigen Gesamtzusammenhang der Geschichte durchgeführt wird. Eine rein politische Geschichte, die das politische Geschehen als allein historisch bedeutend ansieht, ist ebenso eine Fälschung wie etwa eine reine Literaturgeschichte. Das Anliegen der Lamprechtschen Schule, die den Universalismus des historischen Geschehens gegenüber einer Geschichte als Staatsgeschichte betonte, ist ebenso berechtigt wie das Anliegen Dubnows, der das soziologische Moment in der jüdischen Geschichte gegenüber einer Geschichtsschreibung in seine Rechte einsetzt, die die Geschichte des jüdischen Volkes mit einer Geschichte seiner literarischen Leistungen bewußt oder de facto identifizierte (S. Dubnow, Weltgeschichte des jüdischen Volkes, Band I (deutsch von A. Steinberg)[3], Berlin 1925, S. XIII—XXIII)[2]). Dubnow betonte mit Recht (a. a. O., S. XXX), daß es sich hier um die „allgemeine Geschichtsansicht" handelt, während die Stoffwahl eine Sache der Themastellung ist. Diese allgemeine Geschichtsansicht muß von der Ganzheit des historischen Geschehens ausgehen: die äußeren Ereignisse lassen sich nicht von ihren geistigen Voraussetzungen trennen, und umgekehrt: die historische Leistung ist nicht ablösbar von ihren Trägern.

1) Die sekundäre Isolierung von Teilen eines Geschehens, das faktisch ein unteilbares Ganzes ist, ist eine notwendige Einseitigkeit der Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung nicht nur in bezug auf die Zerteilung des Geschehens in einzelne Kulturgebiete, sondern bereits in bezug auf die Aufteilung des Geschehens in historische „Ereignisse", die das Kontinuum des wirklichen Ablaufs der Geschichte in Einzelfakta zerlegen, also in bezug auf die historische Terminologie. Diese letztlich im Zeitbegriff fundierte Diskrepanz zwischen dem Geschehen selbst und seiner Erfassung durch die Begriffe der Geschichtsdarstellung legt Georg Simmel (Das Problem der historischen Zeit in: Zur Philosophie der Kunst, Potsdam 1922, S. 152—169) in ihrer erkenntnismäßig bedingten Notwendigkeit dar. Die Darlegungen G. Simmels sind von evidenter Überzeugungskraft, beschränken sich aber ganz auf die begriffliche Seite des Problems. Doch würde gerade durch Heranziehung der sprachlichen Seite der Sache (s. oben S. 128) die Hoffnung, die G. Simmel am Ende seines Aufsatzes ausspricht, daß nämlich die Antinomie der Historik nur eine erkenntnismäßige, nicht aber eine metaphysische sei, an Berechtigung gewinnen.

2) Die Tendenz Dubnows auf eine synthetische Geschichtsbetrachtung äußert sich auch in seiner Ablehnung einer jüdischen Geschichte als „Märtyrergeschichte". Mit Recht lehnt er es ab, daß eine Geschichte ohne äußeren Staat ohne weiteres eine passive sein müsse (vgl. oben S. 59).

Wenn wir die Geschichte als Existenzraum des Geistes ansehen und wenn wir in der Sprache die dem Geistigen adäquate Form erfaßt haben, so haben wir damit eine Einheit aller dieser Momente behauptet, die unbedingt ausschließlich ist und von der aus es Ausnahmen nicht geben kann. Die Struktur des Geistes, die Struktur der Sprache, die Struktur der Kultur, alles das ist identisch mit der Struktur des Existierenden überhaupt. Das Bild, das uns die außersprachlichen Existenzformen der menschlichen Gesellschaft darbieten, kann im Prinzip kein anderes sein, als es uns von der Sprache dargeboten wird. Die Struktur des Geistes kann keine andere sein als die Form, die wir auch in der Sprache erkennen. Wenn wir damit die Sprache nach zwei Seiten hin in eine organische Ganzheit eingeordnet haben, so haben wir damit zugleich eine Eingliederung der Sprachwissenschaft in das System der Wissenschaften vollzogen. Die Sprachwissenschaft ist eine Geisteswissenschaft.

Da in der Sprache der Geist in primärer Weise Gestalt gewonnen hat, so bedeutet die Sprache einen reinen Ausdruck des geistigen Moments im historischen Geschehen. Hier kommt die jeweils in der Geschichte Gestalt gewordene geistige Existenzform ohne alle Zwischenschaltungen zum Ausdruck, viel mehr als etwa im Recht, im kultischen Ritus, in der Kunst, da auf diesen Gebieten in bewußter Einseitigkeit nur eine Seite des Denkens ausgestaltet wird, und durch das Hineinspielen inhaltlicher Momente das Verhältnis zu dem Denken, von dem hier eine Seite zum Ausdruck kommt, so kompliziert wird, daß direkte Rückschlüsse vom Ausdruck des Denkens auf das Denken selbst nicht mehr möglich sind. Freilich ist es ein und dasselbe Denken, das sowohl in der Sprache, als in Kunst, Religion, Recht etc. zum Ausdruck kommt. Die Ergebnisse der Sprachwissenschaft müssen also zu einem Bilde des Geschehens und seiner metaphysischen Bedingtheiten gestaltet werden können, das dem Ergebnis anderer Geisteswissenschaften im Prinzip durchaus homogen ist und zu seiner Ergänzung dienen kann. Der Verlauf der jüdischen Geschichte z. B., der sich aus der Geschichte des Begriffes חסיד ableiten läßt, muß im Prinzip durchaus identisch sein mit dem Verlauf der jüdischen Geschichte, der sich aus den Ergebnissen einer Untersuchung etwa der jüdischen Kultformen ergibt. Aber das Bild, das eine

Untersuchung der Sprache und ihrer Geschichte von der Struktur der betreffenden Geisteskultur zu geben vermag, ist umfassender und steht dem innersten Wesen der betreffenden Kultur näher als das bei einem Bilde möglich ist, das aus der Untersuchung irgendeiner anderen Seite der betreffenden Kultur gewonnen wurde. Was die Untersuchung der Sprache einer Kultur an Ergebnissen zu liefern vermag, ist vielleicht abstrakter als das Ergebnis einer Untersuchung anderer Lebensgebiete, weil es sich mehr auf die formalen Prinzipien bezieht, aber es ist von zentraler Bedeutung für das Wesen der betreffenden Kultur, da sich nur aus der Sprache ein absolut adäquates Bild der zentralen Begriffe und ihrer Geschichte innerhalb einer Kultur gewinnen läßt.

Die Sprache und ihre Geschichte ist aber nicht nur eine Erkenntnisquelle für die Erfassung der Geschichte überhaupt, sondern die Sprache selbst und ihre Entwicklungen können nur verstanden werden aus ihrer Verknüpfung mit dem historischen Geschehen auf allen Gebieten menschlichen Lebens. Diese methodische Forderung soll nicht eine kulturgeschichtliche, mehr auf die Literaturgeschichte, die sogenannte Philologie gerichtete Art der Sprachwissenschaft in den Vordergrund stellen zum Nachteil einer linguistischen Sprachwissenschaft. Der Unterschied zwischen einer linguistischen und einer kulturgeschichtlichen Richtung in der Sprachwissenschaft ist kein prinzipieller. Ob der Nachdruck bei der Untersuchung stärker auf die Form oder auf den Inhalt, stärker auf die kleinen Einheiten der Worte und Sätze oder auf die größeren Einheiten, die Gegenstand der Literaturgeschichte sind, gelegt wird, bedeutet nur eine Nuancierung in der Wahl des Forschungsgegenstandes und damit in der Wahl der anzuwendenden Methoden, nicht aber eine prinzipielle Scheidung, da der Unterschied im letzteren Falle nur ein gradueller ist[1]) und da im ersteren Falle

1) Der Begründer der literargeschichtlichen Methode auf dem Gebiete des Alten Testaments, Hermann Gunkel, geht bei der Apologie seiner Methode davon aus, daß die Eigenart der hebräischen Sprache eine Eigenart der literarischen Formen im Alten Testament bedingt, die den Inhalt dieser Formen unserem unmittelbaren Verständnis entzieht. Leider hat Gunkel diese Kenntnis nicht methodisch ausgewertet, was sich vor allem darin auswirkt, daß er schon auf der folgenden Seite die babylonischen Psalmen ohne Einschränkung als Vergleichsmaterial neben den psalmenähnlichen Dichtungen im Alten Testament außerhalb des Psalters nennt. Es ist darum sehr wertvoll, daß die

eine Trennung nach Form und Inhalt überhaupt nur Ergebnis einer Fiktion sein kann. Unsere methodische Forderung bezieht sich vielmehr auf alle diese Gebiete der Sprachwissenschaft, da nach unserer Betrachtungsweise der Gegenstand der Sprachwissenschaft in ein ganz anderes Licht gerückt ist. Die Sprache ist nicht ein isoliertes Phänomen, das ganz isoliert betrachtet werden könnte, sondern in allen ihren Erscheinungsformen einerseits mit dem Denken, andererseits mit allen Gebieten des historischen Lebens verbunden. Diese expliziert gestellte methodische Forderung ist nicht radikal neu, da sie von der echt wissenschaftlichen Philologie längst implizite erfüllt worden ist. Denn jede sorgfältig und korrekt arbeitende Textinterpretation liefert der kulturgeschichtlichen Forschung mehr Ergebnisse als etwa eine ästhetisierende, leichtsinnig zusammenschauende Kulturgeschichte, die auf eine streng philologische Grundlage verzichtet. Die Forderung einer synthetischen Forschungsmethode bedeutet also durchaus keinen Verzicht auf streng wissenschaftliche Einzeluntersuchung.

Die Verknüpfung einer mehr auf äußere Erscheinungsformen des Historischen gerichteten Geschichtswissenschaft mit der Sprachwissenschaft erfolgt durch die Bindung des Gegenstandes der beiden Wissenschaften an die Geschichte des Geistes überhaupt. Die Sprache ist wie jede andere historische Erscheinung Teil der Geistesgeschichte, und zwar organischer Bestandteil einer organischen Ganzheit. Alles historische Geschehen wird nur in seiner Bezogenheit auf die Ganzheit des geistigen Geschehens verständlich, und so auch die Sprache. Deshalb kann keine Disziplin innerhalb der Sprachwissenschaft, auch die extremste Linguistik nicht, mit mechanistischen Methoden arbeiten. Die Schwierigkeit rein linguistischer Betrachtungsweise ist in bezug auf einen Spezialfall der sprachlichen Erscheinungen, das Lehnwort, erwiesen. Adolf Stender-Petersen (Slavisch-germanische Lehnwortkunde, Göteborg 1927 = Göteborgs Kungl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhälles Handlingar, 4. Folge, Band 31, Nr. 4, S. 72) charakterisiert alle Ergebnisse rein linguistischer Methode auf diesem Gebiete als

methodische Auswertung des Zusammenhanges von Sprache und literarischen Formen in einer demnächst erscheinenden Untersuchung meiner Schülerin Margarete Lampe-Vilhelmson u. d. T. „Zur Methodik der formgeschichtlichen Bearbeitung des Alten Testaments“ erfolgen wird.

im besten Falle Wahrscheinlichkeitsergebnisse. Er betrachtet deshalb eine wechselseitige Stützung der Ergebnisse linguistischer und kulturgeschichtlicher Forschungsmethoden als unbedingt notwendig, wenn überhaupt brauchbare Ergebnisse in der Lehnwortforschung erzielt werden sollen. Er stellt als Prämisse auf, daß „jedes Lehnwort ein bedeutsames Kulturverhältnis widerspiegelt, bzw. der Ausdruck eines bedeutsamen Kulturverhältnisses ist" (a. a. O., S. 78). Daraus leitet er als unumgängliche methodische Forderung die Heranziehung historischer und ethnologischer Momente bei der Feststellung des Lehnwortcharakters eines Wortes ab. Daß dieser seiner Auffassung eine im Prinzip synthetische Betrachtungsweise kultureller und sprachlicher Erscheinungen zugrunde liegt, ergibt sich mittelbar aus dem äußerst wertvollen Hinweis (a. a. O., S. 81), daß die Entlehnung eines Wortes niemals wahrscheinlich ist, sondern daß erst der Nachweis der Entlehnung einer ganzen Wortkategorie den Beweis liefert, daß eine Entlehnung stattgefunden hat, denn in diesem Falle ist auch entweder eine ganze Begriffskategorie oder ein ganzes materielles Kulturgebiet entlehnt worden. Stender-Petersen betont den Zusammenhang von Kultur und Sprache entsprechend seiner Themastellung zunächst in bezug auf das Lehnwort, macht aber doch die Voraussetzung, daß hier nur ein besonders sichtbares Phänomen aus einem Komplexe von Phänomenen ganz entsprechender Eigenart vorliegt. Für ihn ist das Lehnwort „wie jedes Wort nicht nur ein sprachliches Erzeugnis, sondern auch der Träger oder das Symbol eines geistigen Gehaltes, gleichviel ob damit ein abstrakter Begriff oder die Vorstellung eines konkreten Dinges gemeint sei. In diesem Sinne ist es ein Phänomen oder ein Erzeugnis jener Summe geistiger Bestrebungen, die wir Kultur nennen dürfen" (a. a. O., S. 71). Was Stender-Petersen für das germanisch-slavische Lehnwort nach Ziel und Arbeitsmethode leisten will, entspricht also ganz dem, was nach unseren methodischen Forderungen auf dem Gesamtgebiet der sprachlichen Phänomene geleistet werden müßte[1]).

1) Heinrich Zimmern (Akkadische Fremdwörter als Beweis für babylonischen Kultureinfluß[2], Leipzig 1917) hat sich nur eine Seite des Phänomens zur Aufgabe gestellt, indem er nämlich vom Sprachlichen ausgehend eine kulturelle Erscheinung zu beweisen sucht. Solche rein linguistische Beweisführungen stellen aber nur das Problem zur Diskussion. Es bleibt also Auf-

Dabei ist freilich zu beachten, daß gerade die Deutlichkeit, mit der sich der Zusammenhang zwischen Kultur und Sprache in bezug auf das Phänomen des Lehnwortes aufdrängt, Ergebnis einer extremen Konstellation ist. Bei der Mehrzahl der zur Untersuchung stehenden sprachlichen Erscheinungen sind die Beziehungen zwischen Kultur und Sprache wesentlich latenter. Die Sprachwissenschaft kommt ohne den steten Zusammenhang mit rein geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkten auch nur bis zur Registrierung des zu erfassenden Materials[1]). Auch scheinbar äußerliche sprachliche Erscheinungen können nicht verstanden und in das Phänomen der Sprache eingeordnet werden, wenn sie nicht aus ihren geistigen Bedingtheiten heraus erkannt werden. Daß die Literaturgeschichte erst dann als Wissenschaft zu werten ist, wenn sie zugleich Ideengeschichte ist, dürfte nicht mehr zur Diskussion stehen. Darüber hinaus gelangt aber jede Geisteswissenschaft, also auch die Sprachwissenschaft und innerhalb dieser auch die Linguistik, nur dann zum Verständnis ihres Gegenstandes, wenn sie ihn in die Gesamtheit des Geistes und seiner Geschichte einordnen kann.

Die Einordnung der Sprachwissenschaft in die Gesamt-

gabe der Kulturgeschichte, die hier aus sprachlichen Beziehungen nachgewiesenen Möglichkeiten kultureller Abhängigkeiten von der historischen Seite her zu untersuchen und vielleicht zu bestätigen. Daß das Lehnwort überall, wo es vorkommt, ein Kennzeichen kulturhistorischer Vorgänge ist, wird allgemein anerkannt. Doch stellen sowohl Heinrich Zimmern als auch z. B. Samuel Krauß (Griechische und lateinische Lehnwörter im Talmud, Midrasch und Targum; vgl. besonders S. XXXI) das Phänomen bewußt nur in seinen sprachlichen Auswirkungen dar. Eine solche Beschränkung ist methodisch nur dann möglich, wenn die Beziehungen des Lehnwortes zur Kulturgeschichte als Spezifikum seines L e h n wortcharakters angesehen werden. Wenn aber die engen Beziehungen zwischen Kultur und Sprache als wesensnotwendiges Element für jede Wortbildung betrachtet werden — so daß also das Lehnwort in dieser Hinsicht nur einen besonders auffälligen, aber durchaus keinen Spezialfall darstellt — dann kann das Phänomen des Lehnwortes, eben weil es ein sprachliches Phänomen ist, nicht isoliert von den kulturellen Beziehungen betrachtet werden.

1) Hermann Güntert (Grundfragen der Sprachwissenschaft, Leipzig 1925, S. 130) hat zusammenfassend aus der engen Beziehung zwischen Sprache und Kultur die entsprechende methodische Forderung mit allem Nachdruck erhoben, indem er für die Sprachforschung engste Fühlung mit den anderen Kulturwissenschaften fordert und ihr die Bedeutung einer grundlegenden Geisteswissenschaft beimißt.

heit des geistigen Lebens, eine Einordnung, die von jeder Wissenschaft verlangt werden muß, ist nicht nur eine formale Forderung der Methodik, sondern notwendiges Ergebnis einer ontologischen Tatsache: des ontischen Einbezogenseins aller echten Wissenschaft in das Leben des Geistes und damit in den schöpferischen Faktor des historischen Geschehens. Die Formel „Wissenschaft um der Wissenschaft willen" hat nur insofern Gültigkeit, als keine Wissenschaft, ohne ihr Wesen als Wissenschaft aufzugeben, sich von einer heterogenen Tendenz Ziel und Weg ihrer Arbeit vorschreiben lassen darf. Der Satz gilt aber nicht in dem Sinne, daß die Wissenschaft (oder einzelne Wissenschaften) eine isolierte Domäne bedeute, die am Leben des Geistes nicht aktiv beteiligt sei und zum „Leben" nur die Beziehung habe, daß sie diesem ihr Forschungsmaterial entnimmt. Die Identität des Geistes mit sich selbst zwingt uns zu der Erkenntnis, daß die Wissenschaft und alle einzelnen Wissenschaften nur einzelne Seiten an einem Ganzen sind.

Die Sprachwissenschaft gehört also sowohl als aktive Forschungstätigkeit als auch in bezug auf ihren Gegenstand, die Sprache, in den großen Zusammenhang des Geistes und seiner Geschichte. Auch die Sprache ist also in derselben Weise in die Geistesgeschichte einbezogen. Ein solches ontisches Einbezogensein schließt stets eine radikale Gegensätzlichkeit gegenüber anderen Seiten derselben Ganzheit aus. Wenn solche Gegensätze konstruiert werden, was aus methodischen Gründen immer wieder notwendig wird, so handelt es sich nur um fiktive Gegenüberstellungen. Es ist aber methodisch inkorrekt, aus solchen methodisch notwendigen Fiktionen ontologische Problemstellungen abzuleiten. So ist z. B. die Fragestellung, ob die Sprache dem Denken adäquat sei, ontologisch betrachtet abwegig (s. oben S. 110 f.).

Die Sprachwissenschaft ist sowohl infolge alter Traditionen als auch auf Grund der Eigenart des behandelten Stoffes in eine Reihe von Disziplinen eingeteilt, deren Gebiete als einigermaßen klar umrissen gelten. Als eine unter diesen Disziplinen gilt die Sprachphilosophie. Die Sprachphilosophie als Lehre von den Prinzipien der Sprache — und neuerdings auch von den Prinzipien des Sprechens — gilt zunächst als Besinnung auf das Wesen der Sprache und somit als ein Teilgebiet der Philosophie, als eine der inhaltlich bestimmten Einzelphi-

losophien. Sie teilt damit das Schicksal dieser einzelnen Philosophien: die „exakten" Forschungsmethoden, die sich mit den konkreten Erscheinungsformen desselben Gegenstandes beschäftigen, gehen ihren eigenen Weg und ignorieren meistens bewußt oder unbewußt die Ergebnisse prinzipieller Betrachtungsweisen. In diesem Sinne einer rein philosophischen Disziplin soll unsere Untersuchung keine „sprachphilosophische" sein. Wir haben zu zeigen versucht, wie die Bearbeitung scheinbar ganz selbständiger sprachlicher Erscheinungen nach Methode und Forschungsergebnis entscheidend davon beeinflußt wird, unter welchem Gesichtspunkte man das Phänomen der Sprache an sich betrachtet. Es mag dahingestellt bleiben, ob es überhaupt „selbständige" wissenschaftliche Disziplinen geben kann, auf jeden Fall ist es aber in der Sprachwissenschaft unmöglich, eine einzelne Seite des Phänomens zu untersuchen, ohne dabei stets die Ganzheit des untersuchten Gegenstandes in Betracht zu ziehen. Ein Wort, ein Satz, ein Vers oder irgendeine andere der sprachlichen Einheiten enthalten immer zugleich alle Seiten des Phänomens Sprache: die Lautgestalt, die formalen Ausdrucksmöglichkeiten von Beziehungen zu anderen Spracheinheiten, die inhaltliche Bedeutung, die zugleich immer auch Beziehung ist. Alles dies ist seinem jeweilig gegenwärtigen Bestande nach Ergebnis einer historischen Entwicklung und enthält zugleich Möglichkeiten zu weiteren Entwicklungen. Wenn nur eine Seite eines sprachlichen Phänomens untersucht wird, so wird damit ein lebendiger Zusammenhang zerrissen. Dies ist zwar notwendig, da die Ganzheit ihren verschiedenen Seiten nach dargestellt werden muß, wenn ihr ganzer, lebendiger Reichtum überhaupt erfaßbar sein soll. Damit aber die Einseitigkeit nicht zur Verzerrung werde, bedarf es stets der Korrektur am Ganzen, d. h. jede sprachliche Erscheinung, sei sie scheinbar auch noch so „äußerlich", kann nur dann in ihrem Wesen erfaßt und dargestellt werden, wenn sie in die Ganzheit der Sprache eingeordnet wird. Es ist dabei gleichgültig, ob die Erkenntnis dessen, was Sprache ist, intuitiv gewonnen und so unbewußt stets wirksam ist, oder ob die Prinzipien bewußt sind, nach denen das Phänomen Sprache gestaltet ist. Das intuitive Wissen um das Wesen der Sprache haben aber nur wenige Sprachforscher, wie z. B. Wilhelm v. Humboldt, in dem Grade besessen, daß es für sie

einer besonderen methodologischen Grundlegung der Sprachwissenschaft nicht bedurft hätte. Eine solche Art der Forschung ist ihrem Wesen nach von selbst stets synthetisch[1]). Dagegen bedürfen wir für die analysierende Forschung, die niemals entbehrt werden kann, klarer, explizierter Darstellungen dessen, was Sprache ist, denn nur aus einer solchen explizierten Darstellung lassen sich Kriterien und Korrektive für die analysierende Forschung gewinnen. Es war nicht die Aufgabe dieser Untersuchung, solche Kriterien und Korrektive zu schaffen, sondern es sollte zunächst nur gezeigt werden, in welcher Weise die Erfassung dessen, was Sprache ist, überall unsere Forschungsmethoden und Forschungsergebnisse modifiziert und wie notwendig deshalb eine prinzipielle Betrachtung und Darstellung als methodologische Grundlegung aller Disziplinen der Sprachwissenschaft ist.

1) Es kann aber damit nicht behauptet sein, daß nur die Intuition zur Synthese führen könne (wie dies z. B. Friedrich Schürr, Sprachwissenschaft und Zeitgeist[2] = Die neueren Sprachen, 1. Beiheft, Marburg 1925, besonders S. 78 f., behauptet), sondern auch in einer solchen Methode ist eine Wechselwirkung intuitiver Schau und rationaler Durchdringung notwendig. Dasselbe gilt auch für die analytische Forschung. Weder die Methoden noch das Ergebnis der Analyse dürfen der Lebensverbundenheit entbehren. Wenn Schürr a. a. O. behauptet, daß Analyse Tod und Synthese Leben bedeute, aber trotzdem die Ergebnisse der analytischen Methode der Synthese als notwendige Vorstufe dienen müßten, so ist dies eine contradictio in terminis, denn Totes als Vorstufe eines Lebendigen ist undenkbar.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort . . . . . 3— 8
Einleitung . . . . . 9—13
I. Die Entwicklung der Begriffe als Strukturprinzip der Geistesgeschichte . . . . . 14—47

Begriff und Wirklichkeit . . . . . 14—18
Die dynamische Struktur beider Faktoren: 14—15. Die Identität beider Faktoren: 15—16. Das transzendente Gesetz der Einheit Denken — Wirklichkeit: 16—17. Der transzendentale Charakter dieser Einheit: 17. Der passiv-aktive, d. i. organische Charakter dieser Einheit: 17—18.

Begriff und Kultur . . . . . 18—19
Die Kulturen als vom Geiste her bestimmte Einheiten: 18. Die Entstehung der Kulturen: 19.

Die mit dem Begriffe „Entwicklung der Begriffe" gesetzte Auffassung des Entwicklungsprinzips 20—23
Entwicklung als „normale" Erscheinung: 20—21. Die Entwicklung als Explikation eines bereits Gegebenen von komplexer Struktur: 21—23.

Die mit dem Begriffe „Entwicklung der Begriffe" gesetzte Auffassung vom Wesen des Begriffes (Der Begriff als Kraftzentrum) . . . . . 23—33
Die Eigenständigkeit jeder Entwicklung und die daraus resultierende Unvergleichbarkeit der einzelnen Entwicklungen: 23—24. Die Mannigfaltigkeit der Entwicklungen: 24. Die Identität von creatio und conservatio, begründet im fiktiven Charakter des Zeitbegriffes: 24—26. Die Kontinuität der Entwicklung: 26—27. Das Sosein des Begriffes: 27. Das unisolierbare Dasein der einzelnen Begriffe: 27—28. Die punktuelle Existenz des Begriffes im Sosein und seine explizierte Existenz im Dasein: 28—30. Das Evidenzerlebnis der Besonderheit eines Begriffes als dessen Übergang vom Sosein ins Dasein: 31—33. Die Begriffe und ihre Explikation als konstituierendes Element der historischen Einheiten, der Kulturen: 33.

Die einzelnen Kulturen als eigenständige Begriffskomplexe . . . . . 33—43
Die partielle Homogenität der einzelnen Kulturen und ihre Folgen: gegenseitige Beeinflussung ganzer Kulturen und Assimi-

lation einzelner Kulturträger an eine fremde Kultur: 33—35. Die Überwindung destruktiver ungeistiger Tendenzen durch die Kulturen: 36—37. Das Ende einer Kultur als Latenzzeit der Begriffsexplikation: 37—38. Entwicklungstempo und Fortschritt: 38—39. Die Priorität der Kultur vor der Zivilisation: 39—40. Die „Humanität" als Ziel jeder Kultur: 40. Die Träger der Entwicklung (Der Begriff „Volk"): 40—43.

Die „Entwicklung" als ein seinem Wesen nach historisches Phänomen . . . . . 43—45

Der Entwicklungsbegriff in der Naturwissenschaft als sekundär übernommener Terminus: 43—44. Die Mystik als die Weltauffassung ohne Begriff der Entwicklung und damit ohne Geschichte: 44—45.

Der Sinn der Geschichte . . . . . 45—47

Die ethische Grundrichtung jeder echten Erkenntnis und ihrer Geschichte: 45—47. Der immanente, nicht transzendente Sinn der Geschichte: 47.

II. Die Geschichtsbetrachtung auf Grund einer Auffassung der Geschichte als Begriffsgeschichte 48—70

Die „Zentralbegriffe" innerhalb der einzelnen Kulturen als entscheidender Gestaltungsfaktor des historisches Geschehens . . . . . 48—52

Die Zentralbegriffe als epochebildendes Moment innerhalb der Geschichte: 48—49. Identität des Soseins und Eigenständigkeit der Daseinsformen der Begriffe, dargestellt am Gottesbegriff: 49—50. Die Konkurrenz der Zentralbegriffe als Prinzip der Aktivität innerhalb der Geschichte: 50—52. Methodische Konsequenzen: 52.

Das Problem der „objektiven" Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung . . . . . 52—54

Das „Einfühlen" in eine fremde Kultur: 52—53. Die Akzentverlagerung in der Beurteilung der Bedeutung einzelner Seiten des historischen Geschehens: 53—54.

Die Geschichte des Judentums als Beispiel der Geschichte als Explikation von Begriffen . . 54—60

Der ethisch-religiöse Charakter der jüdischen Kultur und ihrer Philosophie: 54—55. Der Gottesbegriff als Zentralbegriff der jüdischen Geschichte: 55—56. Die Explikation des monotheistischen Momentes im jüdischen Gottesbegriffe durch die Propheten: 56—57. Der historische Charakter des jüdischen Gottesbegriffes unb damit des jüdischen Denkens überhaupt: 57. Die Explikation der ethischen Seite des Gottesbegriffes durch die Explikation des Begriffes Tōrā: 57—58. Die Explikation des Begriffes „Volk" (Der Begriff des Messias): 58—59. Die Explikation des Begriffes „Volk" im Judentum als Beispiel für die nicht grundlegende Bedeutung des politischen Momentes in der Geschichte: 59—60. Die Explikation der zentralen Begriffe als epochebildendes Moment in der jüdischen Geschichte: 60.

Die Beziehungen von Individuum und Gemeinschaft als geschichtsbildender Faktor . . . 60—69

Das Individuum als der gestaltende, die Gemeinschaft als der rezipierende, konservierende Faktor: 60—62. Die Höhepunkte der Geistesgeschichte als Zeiten ausgeglichener Harmonie zwischen den beiden Faktoren: 62—64. Einschränkung (Der Typus des unverstandenen Genius. Die Einsamkeit des Denkens): 64—65. Das Wechselspiel zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit als typisches Substrat jeder Entwicklung: 65—66. Die Bedeutung der Tradition für die Geistesgeschichte eines Volkes: 66—67. Die Bedeutung des individuellen Faktors in der Aussage über die Geschichte: 67—69.

Ausblick (Das Problem der Beteiligung des sprachlichen Momentes an der Struktur des Seins und der Geschichte) . . . . . 69—70

III. Die Relation der Begriffsgeschichte zur Sprachgeschichte . . . . . 71—114

Einleitung. . . . . 71— 72

Problemstellung: 71. Das Problem der Sprache in den antiken semitischen Kulturen: 71—72.

Zur Geschichte der Sprachtheorien . . . . . 72— 85

Die Sprache als essentielle Größe in der idealistischen Philosophie: 72—76. Die Sprache als bloßer Ausdruck in der empiristischen Philosophie: 76—78. Die Sprache als Gegenstand naturwissenschaftlicher Methoden (Systematik der Sprachen. Der Begriff des Gesetzes in der Sprachwissenschaft): 77—80. Die linguistische Richtung in der Sprachwissenschaft als Konsequenz naturwissenschaftlich orientierter Methoden: 80—83. Die Begriffsadäquatheit der Sprachen als Wertkriterium: 83. Die Sprache als Affektäußerung: 83—85.

Die Sprache als Ausdruck und Repräsentation einer Ganzheit . . . . . 85— 88

Die Ganzheit der psychisch-geistigen Funktionen als Voraussetzung für eine Erkenntnis des Wesens der Sprache: 85—86. Die Sprache als Symbol (Ernst Cassirer): 86. Das Prinzip des Verstehens: 86—87. Die Sprache als „Gesamtbewußtsein": 87—88.

Die Identität von Wort und Begriff und ihre Konsequenzen (Abgrenzungen) . . . . . 89— 95

Der „prägnante" Wortsinn: 89—91. Der metaphysische, nicht psychologische Charakter der Identität von Wort und Begriff (zur Kontroverse zwischen W. Wundt und H. Paul): 91—92. Der Sprechakt als Willensakt (G. Baumann): 92. Das Prinzip des Verstehens und die Bedeutung des Sprechenden und des Hörenden (zur Kontroverse zwischen A. Marty und W. Wundt): 92—93. Die „Aquivokation" (Franz Brentano): 93—94. Das platonische *ὄνομα*: 94. Die Gegenstands-

bezogenheit des Wortes (Husserl): 94—95. Die Flüssigkeit des sprachlichen Ausdruckes und ihre Beziehung zur Art des Denkens: 95.

Die Auffassung der Sprache als Ganzheit . . . 96— 99

Der überindividuelle Charakter der Sprache: 96. Die ästhetische Sprachauffassung Karl Voßlers: 96—97. Die Anerkennung der Individualität der Einzelsprache im 18. Jahrhundert: 97. Die synthetische Sprachauffassung (W. v. Humboldt): 98—99.

Die Sprachtheorie E. Cassirers . . . . . 99—108

Raum und Zeit im sprachlichen Ausdruck: 99—101. Die Bedeutung der Sprache für die Bildung des Zahlbegriffs: 101—103. Der Ausdruck des Ichbewußtseins: 103. Die Priorität innerhalb der Wortarten: 104. Sprache und Denken: 104. Sprache und Einzelsprachen (Kritik): 104—106. „Sprachliche Begriffe" (Kritik): 106—108.

Die Sprachgeschichte als Begriffsgeschichte . . 108—114

Die Beziehungen zwischen historisierender und systematisierender Methode in der Sprachwissenschaft: 108—109. Der synthetische Charakter des historischen Geschehens und damit der Sprache: 109—110. Der Geltungsbereich der Sprache: 110—112. Gemeinschaft als Sprachgemeinschaft: 112—113. Methodologische Konsequenzen: 113—114.

IV. Die Relation der Gemeinschaftsstruktur zur Sprachstruktur . . . . . 115—145

Die Individualität der Einzelsprache . . . . . 115—118

Die Differenzen zwischen den Einzelsprachen als Folge des Sprachtypus in seiner Ganzheit: 115—116. Die Beurteilung der einzelnen Sprachen in bezug auf ihren Kulturwert: 116. Die Identität jedes Sprachtypus mit sich selbst: 116—118.

Volks- und Literatursprache . . . . . 118—121

Der Unterschied zwischen Volks- und Literatursprache als begriffsgeschichtliches Phänomen: 118—119. Die soziologische Seite des Phänomens: 119—120. Das Problem der „Vulgärsprachen" (Vulgärarabisch und Vulgärlatein): 120—121.

Die soziologische und kulturelle Bedingtheit der Struktur einer Sprache . . . . . 121—133

Die Auswirkung der Tendenz zur Einheit und der Tendenz zur Mannigfaltigkeit in der Struktur eines Volkes auf seine Sprache: 121—123. Die Sprache der Religion: 123—125. Das Problem der religionsphilosophischen Sprache: 125. Die Sprache der Wissenschaft: 125—129. Berufs- und Standessprachen: 129. Die Sprache der Dichtung: 130—131. Das dialektische Verhältnis zwischen Einheit und Mannigfaltigkeit in der Kultur und in der Sprache: 131—133.

Methodische Konsequenzen . . . . . 133—136

Das Problem der „Popularisierung" eines Kulturgebietes: 133—134. Die Bedeutung der Sprache für die Erforschung der Kulturgeschichte: 134—136.

Das Problem der Sprachrichtigkeit . . . . . 136—138
Gesetzmäßige Abweichungen von der Norm als Erscheinung der sprachlichen Entwicklung: 136—137. Gelegentliche Abweichungen von der Norm und ihre Ursachen im Denken: 137—138.

Das Phänomen der Mehrsprachigkeit. . . . . 138—142
Ursachen: 138. Auswahl der jeweils angewandten Sprache nach der Natur des Gegenstandes: 139. Auswahl der jeweils angewandten Sprache nach dem Leserkreise (Das Problem der Übersetzung): 139—140. Die „Überschichtung" einer Sprache durch eine andere: 140—142.

Die Einheitlichkeit des Typus innerhalb einer Kultur . . . . . 142—145
Problemstellung: 142. Die Priorität des geistigen Typus vor dem körperlichen (Rassen-) Typus: 142—145.

V. Sprachwissenschaft als Begriffsgeschichte . . . 146—228

Sprache und Sprachen . . . . . 146—153
Das Problem der Sprache an sich: 146—150. Der Begriff der Kultursprache: 150—152. Die Grundlagen einer bewußten Sprachbildung (Probleme des Neuhebräischen): 152—153.

Zur Methodik der Sprachwissenschaft . . . . 153—164
Die Bedeutung der Sprache für die Erkenntnis der geistigen Struktur einer Kultureinheit: 153—156. Die Bedeutung geistesgeschichtlicher Phänomene für die Erkenntnis der Struktur einer Sprache: 156—160. Methodische Reformvorschläge von anderen Gesichtspunkten aus (Ries, Ammann): 160—162. Die prinzipielle Umgestaltung der sprachwissenschaftlichen Methoden durch eine begriffsgeschichtliche Betrachtungsweise: 162—164.

Einzelne Probleme der Sprachwissenschaft unter begriffsgeschichtlichem Gesichtspunkte betrachtet . . . . . 164—205
Das Stammthema: 164—165. Das „Grundwort" der einzelnen Bedeutungsgruppen und seine ursprüngliche Form: 165—169. Der Akzent: 169—170. Lautgeschichte und Begriffsgeschichte: 170—172. Assimilation und Dissimilation: 173—177. Die Bedeutung der Analogie für die Bildung der Sprachen: 177—178. Das Hebräische als Beispiel einer verbozentrischen Sprache: 178—180. Aktionsarten und Tempora: 180—182. Das Genus verbi: 182—184. Die Flexion der Nomina: 184—186. Das Adjektivum (besonders nach H. Ammann): 187—188. Die Klassifizierung der Wortarten und das Problem der grammatikalischen Terminologie: 188—192. Satz und Wort: 192—203. Die Stilistik: 203—205.

Die Aufgabe der Grammatik . . . . . 205—217
Das System der Grammatik als System der Strukturprinzipien einer Sprache: 205—208. Synchronistische und parachronistische Betrachtungsweise: 208—210. Grammatik und Geistesgeschichte: 210—211. Die Bedeutung der inneren

Sprachstruktur für die Bildung einer Sprache: 211—212. Die Lehre von der Wortbedeutung als selbständige Disziplin: 212—214. Die gegenwärtige Situation der Sprachwissenschaft (Tendenz zur Synthese): 214—217.

Methodischer Ausblick . . . . . 217—228

Inhaltsverzeichnis . . . . . 229—234

Namen- und Sachregister . . . . . 235—298

Namen- und Sachregister.

abendländisch, —e Geschichte: 72, Gesch. d. —en Kulturen: 53.

Abendland, Geistesgeschichte d. —es: 53.

Abenteuer d. Geistes: 47.

Abhängigkeit, historische —: 11 f.

Abhängigkeitsverhältnis u. Nebensatz: 198, — u. Problem d. Unterordnung: 198.

Ableitungen d. Sprache aus motorischen lautlichen Reaktionen: 96.

Ābōt: 72*.

Abreißen d. Überlieferung: 52.

Absichtlichkeiten, unbewußte —: 137.

absolut, —e Adäquatheit e. Idealkonstruktion: 109, —er Begriff: 106, Tendenz e. Begriffes auf —e Gültigkeit als Anspruch e. soziolog. Gruppe: 66 f., Tendenz d. im Mittelpunkt d. Entwicklung stehenden Begriffes auf —e Gültigkeit: 66, —e Bindung d. Sprache an d. Geistesgeschichte: 210 f.

Absolutheitsanspruch d. naturwissenschaftl. Methoden: 81.

Abstammung: 121.

abstrakt, —e Ausdrucksweise: 73*, —e Denkdisziplin: 81, —es Denken: 102, Pluralformen setzen d. —en Begriff v. aus Besonderheiten bestehenden einheitl. Vielheiten voraus: 102, —er Zahlbegriff: 103, 104.

Abstrakta: 73*, 141, — u. Gattungsbegriffe: 89*, — im Hebräischen: 154, nominale — u. Infinitive: 180.

Abstraktbegriffe nur Übertragungen aus d. Gebiete d. Konkreta: 77.

Abstraktbildungen, Begriff d. Fiktion auf d. — d. Sprache ausdehnbar: 77*.

Abstraktion, synthetischer Denkvorgang d. —: 107, Einzelfunktionen d. Geistes als fiktive —: 155 f., sekundärer Charakter d. —: 77, Wort als —: 196*, — v. Zeitbegriff: 44, — v. d. Zeitkategorie: 27.

Abstraktionen: 83, — u. Allgemeinbegriffe: 106.

Abwertung d. formal grammatikalischen Elements in d. Sprache: 202.

accusativus, Begriff d. Effizierung als ursprünglicher Sinn d. nota —i: 89*, nota —i im Hebräischen: 89*. S. auch Akkusativ.

adäquat, Grammatik als —es Bild d. Seinsstruktur (Denkstruktur): 76, Sprache als —es Instrument d. Denken: 212*.

Adäquatheit, absolute — e. Idealkonstruktion: 109.

Adäquatheitsein wirkt sich in d. feinsten Nuancierungen aus: 139.

addierbare Individualitäten: 108*.

Adjektivum: 187 f., — u. Adverb: 187, 194, Beziehung d. —s z. Begriff: 187, — als Ausdruck e. Empfindung: 187, Gefühlsgehalt d. —s: 188, — im Griechischen: 196*, — u. Interjektion: 187, Nomen u. —: 188*, — als Ausdruck e. Qualitätsempfindung: 187, Unübersetzbarkeit d. —s: 187, wertbezogener Charakter d. —s: 187.

Adverb, Adjektivum u. —: 187.

Äquivokation: 94, — u. Identität d. Begriffes: 94.

Ästhetik: 97, Begriff d. — als Wissenschaft: 96*, Sprachwissenschaft als Disziplin innerhalb d. —: 96*.

ästhetisch, —e Betrachtungsweise: 97, — bestimmte Ethik: 97, Begriff d. Harmonie in — bestimmten Kulturen: 49, —e

Prinzipien: 99, das Phänomen Sprache in —er Betrachtungsweise: 97, Fundierung d. Sprachwissenschaft auf —en Prämissen: 97, Stil als —es Moment: 96 f., 203.
äußere, Existenz d. Volkes unabhängig v. Zufälligkeiten historischer —r Entwicklung: 59.
Affektlaut, v. — z. Bedeutungslaut kein Weg: 84, — u. Gebärde: 84.
Affiziertsein, Begriff d. (schmerzlich) —s: 183, — als besondere begriffliche Kategorie mit eigener sprachlicher Bildung: 184 f.
Affizierung: 89*, — d. Objektes: 179.
Afrika: 171.
Agens, Frage als — d. Denkens: 201, — d. Geschichte: 29.
agglutinierende Sprache hat besondere Lautgruppen f. d. Ausdruck d. Bedeutung u. f. den d. Beziehung: 79.
ahistorisch, deutsche idealistische Philosophie —: 83, 96, 99, —e Methode in d. Sprachwissenschaft: 108.
Ahlmann, E.: 212*.
Akkadisch u. Ursemitisch: 148*.
akkadisches Schrifttum: 73.
Akkusativ, Geltungsbereich des —s: 89*. S. auch accusativus.
Aktionsarten: 101, — im Hebräischen: 180.
aktiv, Aufgabe d. einzelnen Bewegungen innerhalb e. Kultur e. —e: 60.
Aktivum u. Passivum —: 182, 183*.
Akzent, dynamischer —: 169, — unter d. Gesichtspunkte d. Identität v. Wort u. Begriff: 169 f., musikalischer —: 169.
Akzentuierung, rhythmische —: 169 f., sinngemäße —: 169 f.
Akzentverschiebung innerhalb d. Bedeutungsumfanges e. Wortes: 213*.
Allgemeinbegriff, fehlerhafte Bildung e. —es: 30.
Allgemeinbegriffe: 12, 30, 73*, 116, — u. Abstraktionen: 106, Diskrepanz zwischen d. Isoliertheit d. Wahrnehmungen u. d. Allgemeingültigkeit d. aus ihnen abgeleiteten —: 77*.
allgemeine u. spezielle Begriffe d. Grammatik: 206.
„Allgemeines" aus d. einfachen Ideen nicht abstrahierbar: 77, — u. reale Welt: 77.
Allgemeingültigkeit: 92*, Begriff d. —: 68*, formale —: 66, — grammatikalischer Systeme: 209.
Allgemeinheit, Begriff d. — u. d. Besonderheit in einem Denkakt erfaßt: 177, — d. Begriffes u. Stammthema: 174, Eingliederung in d. — sekundär bei d. Begriffsbildung: 32, Diskrepanz zwischen d. Isoliertheit d. Wahrnehmungen u. d. —: 77*, — u. Besonderheit d. Begriffes bei d. Wortbildung getrennt: 177.
Allgemeinstruktur d. Sprachen: 148*.
Allseitigkeit d. Denk- u. Sprachtypus: 132.
Allsprache: 149.
alogischer Charakter d. Sprache: 195*.
alogizistische Wortbetrachtung d. Sprache: 194.
Alter e. Kultur: 38 f., 151.
Altes Testament, literarische Formen im —: 222*, Monotheismus im Gottesbegriff d. —es: 57, — als Quelle d. Forschung: 55, Religionsgesch. d. —es: 55, Sprache d. —es: 108*, Sprachmythos im —: 72, Wort u. Name im —: 72.
alttestamentliche Forschung: 210*.
Ammann, H.: 3, 6*, 84, 84*, 86*, 88*, 89*, 101, 102, 107, 112, 114, 136*, 138, 157, 161, 161*, 187 f., 188*, 192, 193, 193*, 194, 195*, 196, 196*, 199*, 200 f., 206, 207, 215, 216, 217.
amoräisch, Lehrer d. tannaitischen u. —en Zeit: 58.
Amos: 56.
Analogie: 79, 206*, — u. Gleichklang: 177, — als mechanistisches Prinzip: 177.
Analogiebildung als Angleichung an d. Mehrheit d. Formen: 178, — als Angleichung an d. seltenere Form: 178, Eigenständigkeit d. Formen u. —: 177*, — u. durchgebildete Grammatik: 177*, — als Normalfall: 178, Prinzipien d. —: 177*.
Analogieformen als Konkurrenzformen: 177*.

analogisch, —er Ausdruck: 84, —e Stufe d. Entwicklung: 85.
Analyse, Tendenz d. Denkens z. —: 173 f., — bis z. Grenze ihrer Möglichkeiten durchgeführt: 9, — u. Synthese: 9 f., Wissenschaft u. —: 128.
analysierend, —es Denken u. Wortbildung: 177, —es Moment: 95, synthetische u. —e Forschung i. d. Sprachwissenschaft: 228.
analytisch, —es Denken u. Konsonantenassimilation: 174, — kritische Bearbeitung d. Sprachen: 97, Reaktion e. synthetischen Geschichtsbetrachtung gegen e. —e: 54.
Andichten v. Schicksalen: 91.
Anerkennung d. Wiedererkennens: 98.
Anlass e. organischen Entwicklung: 20.
Anomalie: 20.
Anschaulichkeit, Tendenz auf — in d. Sprache d. Dichtung: 199.
Anschauung: 73*, Form d. —: 102, Sprache d. historischen —: 73*, Formen d. menschlichen —: 73*, mythendeutende (symbolische) —: 73*, mythische — kein Frühstadium in d. Gesch. d. Menschheit: 73*, mythische — als erste —sstufe d. Menschheit in d. Ideengeschichte: 73*, mythische — durch symbolische verdrängt: 73*, Plato nicht als Denker v. mythischer Struktur d. —: 73*, Raum u. Zeit als Formen d. — u. d. Denkens u. d. Auswirkung dieser Formen auf d. Sprachen: 101, symbolische u. historische —: 73*.
Anschauungen, Sprache an Inhalte u. — gebunden: 106.
Antagonismus, synthetischer u. differenzierender — in d. Sprache: 165.
Antike: 57.
Antinomie d. Historik: 220*.
Antithesis: 79.
Anwendungsmöglichkeit, Überspitzung d. — physikalischer Methoden: 48.
aprioriscb konstruiertes Schema: 49.
aprioristische u. empiristische Philosophie: 96.
Arabisch: 89*, 120, — u. Hebräisch: 153, impersonelle Ausdrücke im —en: 183*, Krankheitsnamen im —en: 183, — u. Ursemitisch: 148*.
Arbeitshypothese: 10, 85, 86.
Arbeitsrhythmus, Begriff d. Zahl als —: 103.
Arbeitsweise, organisch-synthetische — in d. modernen Sprachwissenschaft: 10.
Aristoteles: 25, 76, 196.
Aristotelismus d. Mittelalters: 76.
Arithmetik, Zeit in Beziehung z. —: 102*.
Armut d. Sprache: 192.
Art u. Gesetz d. Entwicklung d. zentralen Begriffe: 52.
Arteigenes, Kriterium d. —n als normierendes Element im Stil: 203*.
Artikel: 100, 163.
Artikulation: 171.
עשה (= letzter Schöpfungsprozeß): 89*, (— = d. Gestalten e. schon vorhandenen Materie): 89*.
Aspekt u. Tempus im Hebräischen: 181, Leitform als —: 185.
Aspekte: 101, Betonung d. — u. objektivierende Tendenz d. Denkens: 181.
Assimilation: 60, — u. Aussprechbarkeit: 173, — als historischer Vorgang: 175, — u. Konsonantenbestand: 173, Schriftbild u. —: 175*, — u. Stammthema: 173, — u. Wortbildung: 175.
Assimilationsprozeß: 35.
Assoziation: 91, Erweiterung d. Funktionen v. Wortklassen durch —: 191 f.
Assoziationsgesetz, psychisches Moment d. —es e. Grund f. d. Tendenz auf Gleichförmigkeit: 80.
Assoziationssystem: 88*.
asyntaktische Sprachformen: 89*, — Vorstufe d. syntaktischen Sprachen: 196.
Atom: 22*, 25.
Atome, Weltgeschehen durch d. Mechanik d. Atome bestimmt: 80.
Atomismus: 63.
Atomistik: 61.
Auffassung d. Sprache: 75, 76, — durch d. Religion: 125.
Aufforderung: 192.
Aufgabe d. Stilistik: 204.
Aufklärung: 46.
Auflösung u. Verabsolutieren d. Sprache: 5, — d. Satzes in d. Sprache d. Religion: 199.

Auftreten neuer Begriffe: 195*.
„Augentypus“: 169.
Ausdruck, mimischer —: 84.
Ausdrucksfähigkeit e. Sprache u. Differenziertheit d. Begriffe in e. Kultur: 151.
Ausdrucksmöglichkeiten: 73*, 151, 171, nebensprachliche —: 84, untersprachliche —: 84.
Ausdrucksweise: 95, abstrakte —: 73*, Differenzierung d. — infolge d. Entwicklung d. Denkens: 171, konkrete —: 73*.
Ausgleich zwischen Volks- u. Literatursprache: 120.
Ausläufer historischer Bewegungen: 56.
auslösendes Moment: 64.
„Ausnahme“: 175.
„Ausnahmen“ bei d. Klassifikation: 188.
Aussage, Individualität d. —: 67, 69, Möglichkeit d. objektiven —: 67, Objektivität d. —: 68, Satzform d. reinen — als klassische Satzform: 200, Subjektivität d. —: 68, Unterordnung d. Satzes u. Wichtigkeit d. —: 199, Wahrheit d. — u. Satz: 196.
Aussagen über Wesen u. Gestaltung e. dynamischen Systems v. Begriffen: 67 f., Explikation e. Begriffes in Form v. — über d. Begriff: 196, — als Fiktionen: 25, gemeinschaftlicher Faktor aller individuellen Erkenntnisse u. — u. die Wissenschaft: 69, metaphysische — innerhalb d. kabbalistischen Systems: 202*, sprachliche Größen als — über etwas: 94.
Aussagesätze, Subjekt u. Prädikat in —n u. Urteilssätzen: 193.
Aussagesatz: 163.
außersprachliches, logisches Element als synthetisches Prinzip e. Sprache: 197.
Aussprechbarkeit u. Assimilation: 173.
Aussprechen e. Wortes als Willensakt: 92.
Autonomie d. Materie: 39.
Autoritätsanspruch, unberechtigter —: 66.
Autosemantikon, Einwortsatz als —: 197, Satz als —: 197, Vokativ als —: 186*.
Avinery, I.: 150*.
awissenschaftliche Zeittendenzen: 89*.
Axiome d. Naturwissenschaft: 78.
ברא = Schöpfung ex nihilo: 89*.
Bauer, H.: 183.
Baumann, G.: 92*, 149*.
Beach-la-mar: 139*.
Bedeutung, agglutinierende Sprachen haben besondere Lautgruppen f. d. Ausdruck d. — u. den d. Beziehung: 79, Verteilung d. Akzentes zwischen — u. Beziehung nicht bei allen Worten gleich: 89*, flektierende Sprachen drücken — u. Beziehung in d. Einheit d. flektierten Wortes aus: 79, — u. Realität: 73*, — d. Satzes u. Wort: 196*, — d. Sprache: 70, — sprachlicher Formen: 210, — d. Stammthemas als Bildungselement d. Sprache: 165 f., Explikation d. — d. Wortes: 90, umfassende — u. Einzelbedeutung e. Wortes: 90.
Bedeutungen u. Relationen: 85, Relationen u. — d. Sprache: 73*, isolierende Sprache drückt nur — aus: 79.
Bedeutungserweiterung als historischer Vorgang: 183.
Bedeutungsgehalt: 89*.
Bedeutungsgruppen: 166, Grundwort u. —: 167, wortarmes Stadium am Anfang d. Gesch. d. —: 167.
Bedeutungslaut, vom Affektlaut z. — kein Weg: 84.
Bedeutungslehre, Methodik d. —: 214 f., psychologische Betrachtungsweise in d. —: 214, psychologischer u. historischer Standpunkt in d. —: 214, Syntax als —: 194.
Bedeutungsumfang, Akzentverschiebung innerhalb d. —es e. Wortes: 213*.
Bedeutungsvorgänge, Beziehungen zwischen Wortbildungsvorgängen u. —n: 214.
Bedeutungswandel: 206*, Begriff d. —s: 213*.
Bedeutungswörter: 89*.
Beeinflussung, gegenseitige — d. Begriffskomplexe: 34.
Begehrungssätze, Fragesätze u. —: 203.
Begreifen: 77.
Begriff, absoluter —: 106, Beziehung d. Adjektivums z. —: 187, — d. Äquivokation: 93, Äquivokation zugleich Identität d. —es: 94, — d. Ästhetik als Wissenschaft: 96*, — d. Äußerung: 93,

— d. (schmerzlich) Affiziertseins: 183, Akzent unter d. Gesichtspunkte d. Identität v. Wort u. —: 169 f., — d. Allgemeingültigkeit: 68*, — d. Allgemeinheit u. d. Besonderheit in einem Denkakte erfaßt: 177, Allgemeinheit d. —es u. Stammthema: 174, Ausdruck e. —es in e. Sprache: 153, — d. historischen Ausgangssprache: 148*, Aussprechbarkeit d. —es: 146, — d. Bedeutungswandels: 213*, Besonderheit d. —es u. Vokal: 174, selbständige Existenz d. —es im Bewußtsein: 189, — d. continuity: 22*, — d. Dynamischen: 26, — d. Effizierung als ursprünglicher Sinn d. nota accus.: 89*, einfacher —: 215, einheitlicher —: 215, Einseitigkeit d. —es führt z. Ausgestaltung aller seiner Möglichkeiten: 61, — d. Entwicklung: 13, 14, 21, 43, 44, 55, 65, Erkenntnis d. Besonderheit e. —es u. Erkenntnis s. Bezogenheiten: 198 f., — d. ethischen Bestimmtheit d. Willens Gottes f. d. Judentum konstituierend: 58, — d. Evolution: 43, — d. évolution créatrice: 22, — d. Explikation: 22, Explikation d. —es: 56, Explikation e. —es in Form v. Aussagen über d. —: 196, Explikation d. —es u. Bewußtsein: 198, Explikation e. —es als Differenzierung u. Weiterbildung d. Sprache: 57*, Explikation e. —es u. Verfeinerung d. sprachlichen Ausdrucks: 119, — d. Fiktion: 77*, — d. Fortschritts: 41, — d. Gegenwart: 104, Geltungsbereich d. —es innerhalb d. verschiedenen Sprachen: 190, einzelner — u. einzelne Kultur als faßbare Formen d. Geistesgeschichte: 71, — u. Geschichte: 53, Geschichte e. —es: 89, — d. Gesetzes: 16, 80, Nichtanwendbarkeit d. naturwissenschaftlichen —s d. Gesetzes auf d. Sprache: 81, 82, — d. Gesetzlichkeit: 80, Gesetzlichkeit d. —es u. Gesetzlichkeit d. Materials in d. Kunst: 130*, — e. Gottes d. Geschichte: 57, Gottesbegriff als — d. Unbegrifflichkeit: 50, — d. Grammatikalisation: 213*, d. jeweilig im Mittelpunkte d. Entwicklung stehende — tendiert auf absolute Gültigkeit: 66, Tendenz e. —es auf absolute Gültigkeit bedeutet zugleich d. Anspruch e. soziologischen Gruppe: 66 f., — d. Harmonie v. zentraler Bedeutung in ästhetisch bestimmten Kulturen: 49, Denken kann Heterogenes in einem Worte u. einem —e zusammenfassen: 93, 94, Individualität d. —es: 196, — als Individualität folgt s. eigenen Gesetz: 68, organisches Verhältnis zwischen d. Individualität d. einzelnen —es u. s. Bindung an e. dynamisches System v. —en: 69, — d. Intuition: 109, Irrtümer in d. Geschichte e. —es u. ihre Korrektur v. d. Gesamtheit d. Begriffskomplexes aus: 196, Definition d. —es Kasus: 185*, semantischer — d. Kompositums: 215, — d. Kontinuums: 22, 26, — in d. bildenden Kunst: 130*, — d. Kultur: 19, der Laut u. nicht d. — garantiert nach d. Psychoanalyse d. Einheit d. Vorstellung: 82*, Übernahme e. Lehnwortes als Neugestaltung e. —es: 175, — d. Mitteilung: 93, — d. Schicksals u. d. Zeit im Mythos: 73*, — d. Natur in d. Sprache: 79*, — u. Norm: 188, — d. Organischen: 18, Organismus d. —es: 94, formaler — d. Organismus: 79*, romantischer — d. Organismus: 79*, Pluralformen setzen d. abstrakten — v. aus Besonderheiten bestehenden einheitlichen Vielheiten voraus: 102, — d. Potentials: 28, Priorität d. —es vor d. Begriffskombination im Satze: 196, Übergang d. —es aus d. punktuellen in d. explizierbare Sein: 195, Raumanschauung im —e d. Einheit: 102, — d. Satzes: 197, 207, Einschränkung d. —es Satz auf d. abendländischen Sprachen: 197, — d. Satzäquivalentes: 197, — d. Sprache: 93, — d. Sprache als Organismus: 98, essentieller — d. Sprache: 203, — d. Sprache auf d. in Worte gefaßte Sprache beschränkt: 84, — d. Sprachrichtigkeit: 136, — d. Sprachtypus: 148*, — u. Stil: 115 f., — d. Sünde im Deutschen: 154, — d. Sünde im Hebräischen: 154, — d. Ursemitischen: 147, — d. Ursprache: 98, — d. Verstehens: 93, — d. Verstehens als zentraler — f. d. Wesen d. Sprache: 92, — d. Volkes: 41, Explikation d. —es Volk: 58, — Volk v. zentraler Bedeutung in politisch gerichteten Kulturen: 49, geistiger — d. Volkes: 59, — d.

Wahrheit: 30, latentes Werden d. —es: 198, — u. Wirklichkeit: 29*, — u. Wort (Problemstellung): 19, Wort u. —: 81, 88, 91, 106*, 141, 156, Ausdruck e. —es in einem Worte oder in mehreren Wörtern: 153 f., Wort u. — in d. Dichtung: 130, Wort u. — als getrennte Grössen: 74, Identifikation v. Wort u. —: 73, Wort u. — identisch als Gestaltelemente e. ganzheitlichen Seins: 110, Identität v. Wort u. —: 69 f., 71, 78, 89, 89*, 93, 94, 95, 115, 130, 158, 188 f., 195, 200, Identität v. Wort u. — in d. kabbalistischen Betrachtungsweise: 202, Wort, — u. Lautbild d. Wortes e. Einheit: 81, lebendiger — u. Wort: 152, Verhältnis v. Wort u. — als potentielles Moment: 201, Wort u. — nach d. psychoanalytischen Sprachtheorie: 82*, Wort u. — als zwei Seiten derselben Sache: 106*, 109 f., Wort u. — in d. Wissenschaft: 130, statischer — d. Wortbedeutung als Fiktion d. rationalistischen Denkweise: 201, — d. Zahl: 101, abstrakter — d. Zahl: 104, — d. Zahl als Arbeitsrhythmus: 103, Einheit u. Sonderung im —e d. Zahl: 102, — d. Zahl als logischer —: 102*, — d. Zeit: 44, 220*, — d. Zeit enthält d. — d. Sonderung: 102; zentraler — bestimmt d. Einmaligkeit d. Eigenart e. Kultur: 49, zentraler — bestimmt d. Charakter e. Epoche: 50.

Begriffe, Abgrenzung d. — durch d. Sprache: 147, aktiv-passiver Charakter d. —: 17 f., Schwanken in d. Anwendung v. —n: 137, atomistischer Charakter d. —: 33, Auftreten neuer —: 195*, Aussagen über Wesen u. Gestaltung e. dynamischen Systems v. —n: 67 f., Beziehung d. — zu e. umfassenderen Begriffssystem: 33, Bildung d. —: 29, 104, — u. Begriffskomplexe: 27, Dasein d. —: 27, — als Denkeinheiten: 14, Denken in —n: 14, Denkform ohne explizierte —: 196 f., — als Denkformen: 15, qualitative Differenzen zwischen d. —n: 24, Drängen d. — auf Explikation: 45 f., Dynamik d. —: 15, 17 f., 24, — v. heterogener Dynamik u. von homogener Dynamik: 18, Eigenständigkeit d. —: 133, Eigenständigkeit e. Systems an —n als d. entscheidende Element, das e. Kultur konstituiert: 48, Einheit aller denkmöglichen —: 30 f., — als faßbare Einheiten im Spiel d. Kräfte: 146, Einordnung d. — in d. System d. Welt: 32*, Eintreten d. — ins Bewußtsein: 31, Eintreten d. — in d. Geschichte: 24, 27, 32, — als Elemente d. Geschichte: 14, Entstehung d. —: 32*, Entwicklung d. —: 43, 57, 109, Existenz d. —: 27, Explikation d. —: 27 f., 60, Explikation d. — als Agens d. Geschichte: 29, Explikation d. — durch Definition: 32*, Explikation d. — als Formalprinzip u. Triebkraft d. historischen Geschehens: 48 f., Explikation d. — als Geschichte d. Geistes: 29, Explikation d. im Judentum gegebenen —: 57, Explikation einzelner — ist Aufgabe soziologischer Gruppen: 66, Explikation v. —n u. Sprache: 135, Explikation d. — u. synthetisches Element d. Sprache: 197, Explikation d. — ein konstituierendes Moment f. d. geistigen Strömungen innerhalb e. Volkes: 134, Volksgruppe u. Einzelner als Träger d. Explikation v. —n: 135, vollendete Explikation d. —: 31, Explikationsstufe d. —: 51, Stadium d. Explizierbarkeit d. —: 31, Explizierung d. — u. d. Sprache: 144, falsche —: 37 f., — als Formen d. Denkens: 29, — als Formen d. Geistesgeschichte: 17, Geistesgeschichte als Geschichte d. —: 62, Gemeinschaft als Trägerin d. Gutes an —n: 66, d. gemeinsame Gut an —n ist d. stärkste gemeinschaftsbildende Macht in d. Geschichte: 61, Gesamtheit d. — wird durch d. Gemeinschaft bewahrt: 60, Geschichte d. —: 4, 4*, 33, 62, Geschichte d. — als epochebildend: 49, Geschichte d. Explikation d. —: 30, 49, 67, 71, Geschichte außerhalb d. Geschichte d. —: 29, Geschichte d. — mit d. Geschichte d. Philosophie identisch: 4*, Beziehung d. Geschichte d. — z. Geschichte d. Sprache: 4*, Geschichte d. — mit d. Geschichte d. Sprache identisch: 109, gesellschaftsbildende Macht d. —: 57, — als gesellschaftsbildendes Moment: 33, — d. Grammatik: 205, grammatikalische — d. Griechen: 208, grammatikalische — d.

Griechen, angewandt auf d. Semitische: 208, grammatische —: 10, organisches Verhältnis zwischen d. Individualität d. einzelnen Begriffes u. s. Bindung an e. dynamisches System v. —n: 69, — als komplexe Größen: 34, Komposita als Spezifizierung umfassender —: 215, schon konstituierte —: 32*, Kräftespiel in d. Geschichte d. —: 18, 24, — als Kraftzentren: 17 f., 24, 27 f., 50, Geschichte d. — als Kreislauf: 31, Kulturen ohne —: 32*, — konstituierend f. d. Kultureinheiten: 33, Lebendigkeit d. —: 24, logische —: 107*, logische u. sprachliche —: 200, — als losgelöste Individualitäten: 27, Mannigfaltigkeit d. —: 24, 156, Modifikation d. —: 14 f., — d. Mystik: 44, Nivellierung d. —: 118, 134, Nuancierung d. — durch Beziehung auf e. Allgemeinheit: 32*, organischer Zusammenhang d. —: 28, — v. peripherer Bedeutung: 52, Prägnanz d. —: 95, — als allgemeine Prinzipien: 4*, punktuelle Existenzform d. —: 30, Tendenz d. Religion auf d. punktuelle Sein d. —: 199, Realität d. —: 29*, reine —: 107, Relativität d. —: 29, — d. Religion: 133, — u. Schlagworte: 37, — als selbständige Größen: 106, Sosein d. —: 27 f., differenzierte — u. Ausdrucksfähigkeit e. Sprache: 151, Sprache als Bildungs- u. Ausdrucksmittel distinkter —: 98, Sprache u. Welt d. —: 217, sprachliche —: 107, 107*, teleologischer Charakter d. sprachlichen —: 107, Statik d. — in d. Wissenschaft: 127, Stoßkraft d. —: 39, spezifische Struktur u. Hierarchie d. —: 54, — bestimmen d. Struktur d. einzelnen Kulturen: 49, Geschichte d. — als strukturbildend: 29, — als Struktureinheit d. Geistes: 15, — als Strukturstufe: 18 f., — als Substrat d. Geschichte: 14, System v. —n: 49, 50, transzendentaler Charakter d. —: 27, Übergang d. — in andere Begriffssysteme: 34, Unisolierbarkeit d. —: 27, Unvergleichbarkeit d. —: 27, Verflachung d. —: 118, Verstehen d. — als Evidenzerlebnis: 31, Wechselspiel d. —: 18, Wechselwirkung zwischen d. —n: 27, 49, Wesen d. — „vor“ d. Explikation: 30, Wesenheit d. —: 45, — u. Wirklichkeit: 15, Eigenständigkeit e. Kultur bedingt e. spezifischen Charakter d. zentralen —: 49, Art u. Gesetz d. Entwicklung d. zentralen —: 52, epochebildende zentrale —: 52, jüd. Geistesgeschichte e. Explikation v. religiös zentralen —n: 55, Explikation d. einzelnen zentralen — nicht in ungestörter Parallelität, sondern in Form e. wechselseitigen Verdrängung: 50.

begrifflich, —e Bedingtheit sprachlicher Erscheinungen: 210, Sauberkeit d. —n Definitionen: 63, Sauberkeit d. —n Definitionen u. Geschlossenheit d. methodischen Aufbaues in d. modernen metaphysischen Theorien u. in d. Metaphysik d. Scholastik: 63, —es Denken: 73, 73*, 89*, Sprache als Ausdruck —en Denkens: 84, Verflachung d. —en Denkens: 118, Untergang ganzer Kulturen als Latenzzeiten d. —en Explikation: 49, Identität —er u. sprachlicher Erscheinungen: 210, Kasusformen u. —e Korrektheit: 186, —e Klärung d. Tōrā-Begriffes: 58.

Begrifflichkeit, geschlossene — d. Passivformen: 184.

Begriffsbildung: 94, 104, 104*, — als Erfassung e. Besonderheit: 32 f., 32*, Evidenzerlebnis d. —: 33, falsche —: 116, „fehlerhafte“ Ausdrucksweise setzt e. Besonderheit d. — voraus: 137, Vokal als differenzierendes Moment in d. —: 174, Wesen d. —: 107*, — u. Wortbildung: 32.

Begriffseinheit: 50 f., — u. Individuum: 35.

Begriffseinheiten, Explikation d. —: 39, — d. Geschichte: 51, Vergleichbarkeit d. historischen —: 23, Zugehörigkeit d. Einzelnen zu d. —: 24.

Begriffsentstehung, Dynamik d. —: 25, Identität d. Wortentstehung u. —: 89.

Begriffsexplikation, Dynamik d. —: 24, Einseitigkeit d. —: 121, Grad d. —: 118, 119, innere Geschichte d. — ist wirkliche Geschichte d. Judentums: 60, Latenzzeiten d. —: 37 f., 40, Mannigfaltigkeit d. —: 28, — in d. Religion: 44, — Aufgabe einzelner soziologischer Gruppen: 57*, Tempo

d. —: 38 f., Ursachen d. —: 28, Vollendung d. —: 40, — u. Vulgärsprachen: 120.
Begriffsfunktionen, System d. —: 27.
Begriffsgehalt, Abnahme d. —es e. Wortes: 89*.
Begriffsgeschichte, Geschichte als —: 28, Individuum Träger d. gestaltenden Moments in d. —: 62, jeweilige Situation d. —: 29, — u. Sprache: 5, Bindung d. Sprachgeschichte an d. —: 211*, Sprachgeschichte als — u. Grammatik: 205.
begriffsgeschichtlich, —e Auffassung d. Sprache als Prinzipienlehre: 211, indog. u. semit. Sprachtypus unter —em Gesichtspunkte: 164, —e Methode in d. Sprachwissenschaft: 4, —e Untersuchung: 52.
Begriffsgruppe, allgemeines Prinzip in d. —: 173, isolierende Tendenz in d. —: 173.
Begriffsinhalt e. Wortes: 213*.
Begriffsinhalte: 51, genuine — 139*, — u. Sprachen: 139*.
Begriffsklassen, Identität v. Wortklassen u. —: 188 f.
Begriffskombination, Priorität d. Begriffes vor d. — im Satze: 196.
Begriffskomplex, Christentum als — eigener Prägung: 59, Entstehung e. —es: 142, Explizierung e. —es: 58, Individualität Überbetonung irgend e. Seite d. —es: 61, Irrtümer in d. Geschichte e. Begriffes u. ihre Korrektur v. d. Gesamtheit d. —es aus: 196, — u. Träger d. Kultur: 143.
Begriffskomplexe, gegenseitige Beeinflussung d. —: 34, qualitative Differenzen zwischen d. —n: 24, heterogene Eingriffe in d. Explikation d. —: 36, Einheiten d. — konstituierend f. d. Einheiten d. Geschichte d. Kulturen: 20, 24, 41, Explikation d. —: 26, Formprinzip d. —: 28, Kräftespiel zwischen d. —n: 24, Mannigfaltigkeit d. —: 24, 156, neue —: 42, Rückkehr d. — zu ihrem Ursprung: 31, — als Struktureinheiten: 33, — als Substrat d. Entwicklung: 23, Unvergleichbarkeit d. —: 27,
Begriffsnuancierungen: 35.
Begriffsorganismen: 28.
Begriffsphilosophie: 7.
Begriffsrealismus: 89*.
Begriffssein, Wesen d. —s: 32*.
Begriffssprache: 84, 92*, 102, 149, Sprache als —: 83, — genuiner Ausdruck d. Phänomens Sprache: 83, Ideal d. —: 83, — als Erfüllung d. idealen Wesens d. Sprache: 83.
Begriffsstruktur, zeitliche Ausdehnung d. Evidenzerlebnisses als Ergebnis d. Bewußtseinsstruktur, nicht d. —: 195.
Begriffssystem, Gottesbegriff e. Losgelöstsein aus d. —: 50, Homogenität d. —s: 121, jeder Einzelne hat am — s. Kultur teil: 61, einzelne Kultur als Manifestation e. eigenständigen —s: 49, einheitliches — e. einheitlichen Menschheitskultur: 149*, Mundart u. —: 119, Sprache als Ausdruck d. Eigenständigkeit d. —s d. Kulturen: 121, Sprache u. — e. Kultur: 156.
Begriffssysteme antigeistiger Tendenz: 37, dynamische Struktur d. —: 24, Eigenart, Umfang u. Wirkung d. einzelnen —: 48, Eigenständigkeit d. —: 18, Entstehung d. —: 19, — konstituierend f. d. Kulturen: 19, Nuancierung d. —: 121, Struktur d. —: 52, — als volksbildendes Moment: 41.
Begriffsverbindung: 137, Aussprechbarkeit e. —: 146.
Begriffswelt: 137, Geschichte e. Volkes als Explizieren e. —: 211*, kindliche —: 140, — u. Sprache: 140.
Begriffswelten u. Sprachwelten: 141.
Begriffszustand, punktueller —: 44, unexplizierter —: 32*.
Behaghel, O.: 159*.
Beharrungsvermögen historischer Bewegungen: 56.
Behauptungssätze: 192.
Behauptungssatz als „normaler" Satz: 199*.
Berdiajew, N.: 47*.
Bergson, H.: 23, 111, 192.
Bergsträßer, G.: 148*, 175.
Berkeley: 77, 78, 97.
Berufe, Sprache d. —: 118, 121, Nuancierungen in d. Sprache d. Stände, — u. Lebensgebiete: 136.
Berufsdenken u. Berufssprache: 131.

Besonderheit, Begriff d. Allgemeinheit u. d. — in einem Denkakt erfaßt: 177, Allgemeinheit u. — d. Begriffes bei d. Wortbildung getrennt: 177, — d. Begriffes u. Vokal: 174, Auffassung d. — als erstes Stadium d. Begriffsbildung: 32, Element d. —: 102, Erkenntnis d. — e. Begriffes u. Erkenntnis s. Bezogenheit: 198 f., „fehlerhafte" Ausdrucksweise setzt e. — d. Begriffsbildung voraus: 137 f., — d. Kulturen: 158, — d. Sprache: 157 f., — d. Sprachen als — d. Kulturen: 116.
Besonderheiten, Pluralformen setzen d. abstrakten Begriff v. aus — bestehenden einheitlichen Vielheiten voraus: 102, Wissenschaft als Setzung v. —: 128.
Bevölkerungsgruppen, Geistesgeschichte einzelner Völker u. einzelner —: 135.
Bewegung, geistiger Charakter e. —: 65, geistige — d. Prophetismus: 57, Wortklassenskala zwischen d. Wortklassen, d. reine —, u. solchen, d. reine Gegenständlichkeit ausdrücken: 191, Zeitkategorie in d. — erfaßbar: 101.
Bewegungen, Beharrungsvermögen historischer —: 56.
Bewußtsein, Eintreten e. Begriffes in d. —: 31, selbständige Existenz d. Begriffes im —: 198, Explikation d. Begriffe u. —: 198, Individualität d. —s: 87, selbständige Existenz d. Wortes im —: 198.
Bewußtseinsakt: 102.
Bewußtseinsstruktur, zeitliche Ausdehnung d. Evidenzerlebnisses als Ergebnis d. —, nicht d. Begriffsstruktur: 195.
Bewußtwerden e. Begriffes als Evidenzerlebnis: 31, — v. Traditionen: 66.
Bezeichnungen f. Schiffahrt u. Tischlerei im Deutschen: 141*.
Beziehung, agglutinierende Sprache hat besondere Lautgruppen f. d. Ausdruck d. Bedeutung u. f. den d. —: 79, Verteilung d. Akzentes zwischen Bedeutung u. — nicht bei allen Worten gleich: 89*, flektierende Sprache drückt — u. Bedeutung in d. Einheit d. flektierten Wortes aus: 79.
Beziehungen, Identität sachlicher — u. historischer Entwicklungen: 176, im Satze explizierte —: 201, Tendenz d. wissenschaftl. Sprache auf Ausdruck d. —: 199.
Beziehungswörter: 89*.
„Beziehungsworte": 89*.
Bezogenheit d. Denkaxioms auf e. Ganzes: 68.
Bezogenheiten, Erkenntnis d. Besonderheit e. Begriffes u. Erkenntnis s. —: 198 f.
Bezogensein, existentielles —: 69, — konstituierend f. d. Sprache: 11.
Bezogenwerdenkönnen, potentielles Moment d. —s als Wesentliches am Worte u. s. Realisierung im Satze: 201.
Bialik, Ch. N.: 150*.
Bibel, essentielle Sprachauffassung d. —: 72, 72*.
biblisch: 164.
Bild d. historischen Geschehens: 48, unerlaubte Identifikation v. Sache u. —: 48, — d. Kultur: 48, — d. Wirklichkeit in d. Kunst: 128, — d. Wirklichkeit in d. Wissenschaft: 128.
Bildung v. Begriffen: 104, — e. Gemeinschaft im Sinne v. Meister u. Jünger: 142 f., — d. Intensivformen u. Denkvorgang: 180, — distinkter Kategorien im klassischen Hebräisch: 191*.
Bildungen, heterogene — d. Sprache: 142.
Bildungsfähigkeit e. Sprache: 195*.
Bildungsgesetz, Gleichförmigkeit e. —es d. Sprache: 80.
Bildungsmittel, Sprache als — u. Ausdrucksmittel distinkter Begriffe: 98.
Bildungsprinzip d. Sprache: 142, — d. Sprache als Norm: 212*.
Bildungsprinzipien d. Denkens: 105, mechanische — in d. Sprachgeschichte: 206*, — d. Semitischen: 148*, — u. Gesamtentwicklung e. Sprache: 209, — e. Sprache in ihrer Gesamtheit: 211, — e. Sprache u. Grammatik: 209, — sprachlicher Phänomene: 105, — einzelner Phasen e. sprachlichen Entwicklung: 211, System v. — als Ergebnis d. Sprachforschung: 211.
Bildungssilben als isolierte Größen im Sprachbewußtsein: 198, — u. Stammthema: 174.

Biologie: 23, 43, Befruchtung d. Sprachwissenschaft durch d. Naturwissenschaft nicht v. d. —, sondern v. d. Physik aus: 80.
biologisch, Psychologie Wundts ist — orientiert u. tendiert auf d. Experiment: 92*, Sprache als gesprochene Sprache — bedingt: 81.
„Blaublindheit“: 187.
Bogoroditzki, B. A.: 122*.
Brentano, F.: 68*, 77*, 89*, 93, 94.
Brockelmann, C.: 148*, 176*, 183, 186.
Brugmann, K.: 171, 215.
Buber, M.: 73*.
Bücher, K.: 6*.
Bürgertum: 135.
Bürokrat: 122.

Cartesianische Philosophie 54.
Cassirer, E.: 6, 32, 73*, 76*, 79*, 84, 85, 86, 96*, 99, 100, 101, 102, 102*, 103, 104, 104*, 106*, 107*, 108, 126, 127, 179, 184, 200.
casus obliqui, Sonderstellung d. — gegenüber d. c. rectus: 186*, 192*.
causa prima: 28.
Chaos, Tendenz e. Sprache z. — als contradictio in adjecto: 212.
Charakter e. Epoche durch d. — d. zentralen Begriffes bestimmt: 50.
Charisma: 58.
Chassidismus: 51.
Chinesisch: 114*, Wortgruppe im —en: 207.
Christentum als Begriffskomplex eigener Prägung: 59, Entstehung d. —s: 56, 58, genuines —: 51, — u. Judentum: 51.
christlich, —e Entwicklung: 56, Explikation —en Wesens: 51, Religionsgeschichte bisher Aufgabe —er Theologie: 56.
„clara et distincta perceptio“ (Descartes): 68*.
Cohen, M.: 147*, 164*.
Cohnheim: 20.
Condillac: 97.
conservatio: 25.
continuity: 22*.
contradictio in adjecto, Tendenz e. Sprache z. Chaos als —: 212.
contrat social: 112.
creatio: 25.
Crescas, Ḥasdai: 64.

Darstellung v. Relationen: 95.
Darstellungsmethode: 53.
Darwin: 22, 43.
darwinistischer Entwicklungsbegriff: 66, 79.
Darwinsche Anschauungen, Einfluß — auf d. weitere Entwicklung d. Wissenschaft 79*.
Dasein: 88, — d. Dinge: 17, Formen d. —s: 88, — u. Form d. Materie: 99, Sosein u. — nicht geometrisch darstellbar: 105, Sprache ist d. — d. Geistes: 94, — d. Sprache: 88.
Daseinsformen, Sosein d. Sprache u. ihre —: 105, — Funktionen d. Soseins: 105, — e. immer identischen Soseins: 13.
Daseinsmöglichkeiten d. Wahrheit: 31.
Dauer, Fixierung v. Traditionen ist Ausdruck e. Willens z. Form u. z. —: 66.
Dauzat, A.: 78*, 212*.
Defektivität, kasuelle —: 185 f.
Definition als Einordnung d. Begriffes in d. System d. Welt: 32*, — als Nuancierung d. Begriffes: 32*, — d. Begriffes Kasus: 185*, — d. Satzes: 193*.
Definitionen, Sauberkeit d. begrifflichen —: 63.
Delgarno: 150.
Demagogie: 118, 218.
Demonstrativpronomen: 100.
Denkakt, Begriff d. Allgemeinheit u. d. Besonderheit in einem — erfaßt: 177, — u. Sprache: 122.
Denkaxiom, Bezogenheit d. —s auf e. Ganzes: 68, dynamischer Charakter d. —s: 68, Unisolierbarkeit d. —s: 68, Wert u. Gültigkeit d. —s: 68.
Denkdisziplin, abstrakte —: 81.
Denkeinheiten s. Begriffe.
Denken, abstraktes —: 102, — u. Akzent: 169 f., Tendenz d. —s z. Analyse: 173 f., analysierendes — u. Wortbildung: 177, analytisches — u. Konsonantenassimilation: 147, Betonung d. Aspekte u. objektivierende Tendenz d. —s: 181, — in Begriffen: 14, begriffliches —: 73, 89*, begriffliches — u. Geist: 155, Sprache als Ausdruck begrifflichen —s: 84, Verflachung d. begrifflichen —s: 118, Bildungsprinzipien d. —s: 105, Differenzierung d. —s: 104, Differenzierung d.

Ausdrucksweise infolge d. Entwicklung d. —s: 171, Eigenart d. —s: 95, Einheit v. —, Denkendem u. Gedachtem: 15, 17, Einheiten d. —s: 76, Elemente d. —s: 76, Frage als Agens d. —s: 201, Gestaltung d. Fragesätze u. Struktur d. —s: 201, — u. Fühlen: 85, Ganzheit d. Sprache u. Ganzheit d. —s: 204, geisteswissenschaftliches —: 126, Geschichte d. —s: 30, 77*, Gliederung d. Satzes u. Gliederung d. —s: 198, griechisches —: 72, Grundprinzip d. —s: 22, Grundprinzipien d. —s: 4, — kann Heterogenes in einem Begriffe u. einem Worte zusammenfassen: 93, 94, Identität v. Sprache u. —: 126, individuelles —: 95, 138, — als Individuum: 96, Irrweg d. —s: 77*, — d. jüd. Volkes: 134, Konsonantendissimilation u. isolierende Tendenz d. —s: 174, Ursachen d. Lautveränderungen im —: 171, Erfüllung aller in e. — gegebenen Möglichkeiten: 14, mythisches —: 73, naturwissenschaftliches —: 126, oberflächliches —: 95, — e. Ordnen d. einfachen Ideen nach Prinzipien: 77, poetisches —: 126, poetisches Element in d. philosoph. Sprache als Ausdruck d. —s: 132*, Popularisierung d. —s: 118, historische Priorität im — u. in d. Sprache: 100, Raum u. Zeit als Formen d. Anschauung u. d. —s u. d. Auswirkung dieser Formen auf d. Sprache: 101, Priorität d. Raumvorstellung im —: 100, — u. Sein: 15, 17, 19, 30, 89*, — als Agens d. Seins: 30, Diskrepanz zwischen — u. Sein: 89*, — identisch m. Sein: 70, — u. Sprache (allgemein): 19, — u. Sprache: 5, 6, 70, 78*, 83, 88*, 89*, 91, 99, 106*, 107, 108, 136, 138, 142, 226, Rolle d. Sprache in ihrem Verhältnis z. — aktiv: 104, Bedeutung d. Sprache f. d. —: 104, Sprache nicht im Bereiche d. —s: 78, Beziehungen zwischen Denken u. Sprache: 123, dialektisches Verhältnis v. Sprache u. —: 125 f., Entsprechung v. Sprache u. —: 73, d. Sprache als Form d. —s: 158, —, Sprache u. Geschichte: 219, Identität v. — u. Sprache: 88*, Sprache als adäquates Instrument d. —s: 212*, Kategorien Raum, Zeit u. Zahl in d. Sprache u. d. —: 99, Merkmalgleichheit zwischen Sprache u. —: 102*, Modifikation d. Sprache als Modifikation d. —s: 131, Struktur d. —s aus d. Sprache oder Struktur d. Sprache aus d. — ableitbar: 75, Sprache f. d. Struktur d. —s primär bestimmend: 76, Unaufmerksamkeitsfehler durch Auseinanderfallen v. Sprache u. —: 137 f., sprachliches —: 77*, sprachliches u. logisches —: 126, Prägnanz d. sprachlichen Darstellung u. fließender Charakter d. —s: 126, sprachlicher Vorgang e. Vorgang d. —s: 141, Substrat d. —s: 15 f., symbolisches — mythischer Strömungen: 91, synthetisches — u. Konsonantenassimilation: 174, synthetisches — u. Wortbildung: 177, Zurücktreten d. Tempora u. objektivierende Tendenz d. —s: 181, — als Zugang z. Transzendenz: 16, Urteil d. —s: 99, vorsprachliches —: 106*, Wesen d. —s: 70, — u. Wirklichkeit: 15, Durchbildung d. verbalen Elements u. Zurücktreten d. nominalen i. e. an d. Zeitkategorie gebundenen —: 73*.

Denker, Plato nicht als — v. mythischer Struktur d. Anschauung: 73*.

Denkform ohne explizierte Begriffe: 196 f., — u. Wortbildung: 176.

Denkformen: 134, Begriffe als —: 15, Kombination heterogener — u. Sprachformen: 132 f., Sonderstellung d. Verbums innerhalb d. —: 189 f.

Denkgemäßheit: 75.

Denkgruppe u. Sprachgruppe: 122.

Denkkategorien, Sprache nicht nur Ausdruck reiner —, sondern Gesamtheit d. geistigen Phänomene: 83, Verbum u. —: 182.

Denkprozeß: 81, 87.

Denkschärfe: 95.

Denkstruktur: 73*, 76, 94, 99, dynamische —: 15, — u. „fehlerhafte" Ausdrucksweise: 137, Identität d. — m. d. Seinsstruktur: 15, Nominalflexion u. —: 185, Sprache nicht Element d. —: 78, — u. Sprachstruktur: 101, 162 f.

Denkstufen, essentielle Bedeutung d. Sprache f. „primitive" — charakteristisch: 6.

Denktypus, Einseitigkeit d. — u.

Sprachtypus: 132, Allseitigkeit d. — u. Sprachtypus: 132, einheitlicher — trotz individueller Nuancierung: 142, Kultur als Einheitlichkeit d. —: 142.
Denkvorgänge, sprachliche Fehler u. —: 137.
Denkvorgang: 81, Bildung d. Intensivformen u. —: 180, notorische Realität d. —es: 15, Schematisieren d. Sprache als —: 111, synthetischer — d. Abstraktion: 107, Zeitbegriff setzt e. komplizierteren — als der Raumbegriff voraus: 101.
Denkweise, statischer Begriff d. Wortbedeutung als Fiktion d. rationalistischen —: 201.
Denkweisen, Vererbung v. —: 145.
Denkzustand, vorsprachlicher —: 218.
Denominative: 180.
Dental: 172.
deponentia im Lateinischen: 184.
Descartes: 75, 76, 106*.
Deszendenztheorie: 43.
Deuterojesaja: 56.
deutsch, —e Geschichte im Mittelalter: 135, —er Idealismus: 64, Wesen d. —en idealistischen Philosophie ahistorisch: 83, 96, systematischer Charakter d. Sprachtheorien d. —en idealistischen Philosophie: 83, —e Sprachgeschichte u. —e Geistesgeschichte: 135.
Deutsch, Akzent im —en: 170, Begriff d. Sünde im —en: 154, Bezeichnungen f. Schiffahrt u. Tischlerei im —en: 141*.
Diagramme, Aussagen als — d. Wirklichkeit: 26.
Dialekt: 124.
dialektisch, schöpferischer Anteil d. Individuellen an d. Geistesgeschichte gebunden an d. —e Verhältnis zwischen Individualität u. Ganzheit: 145, —es Verhältnis zwischen Individuum u. Gemeinschaft: 114, —es Verhältnis zwischen Kultur u. Menschengruppe: 142, —e Methode: 102, —er Charakter d. Religion: 124, —es Verhältnis v. Sprache u. Denken: 125 f., —e Weltstruktur: 74.
Diasporajudentum: 152.
Dichtung, Sprache d. —: 129 ff., Tendenz auf Anschaulichkeit in d. Sprache d. —: 199, —als Grenzfall d. Sprache: 130, Nebensatz u. Sprache d. —: 199, Sprache als Symbol ihrer selbst in d. —: 130, Wort u. Begriff in d. —: 130, Lautcharakter d. Wortes in d. —: 130, — u. Musik: 131.
Diez, M.: 88.
Diffamierung: 63.
Differenz zwischen Zahl u. Zählen durch Sprache ausgeglichen: 102.
differenzierend, synthetischer u. —er Antagonismus in d. Sprache: 165, Vokal als —es Moment in d. Begriffsbildung: 174.
differenzierte Sprache: 84, 89*.
Differenziertes: 73*.
Differenzierung d. Ausdrucksweise infolge d. Entwicklung d. Denkens: 171, — d. Denkens: 104, — als grammatikalisches Formalprinzip: 206*, Tendenz d. Sprache auf —: 147*, — d. Sprachstruktur im Verlaufe d. Sprachgeschichte: 198.
Dimension d. Geschehens: 73*.
Ding: 21, 25.
Dingkomplex: 21 f., 23, 33.
Dispositionen, sprachliche Erscheinungen als Ergebnis geistiger —: 153.
Dissimilation als historischer Vorgang: 175.
distinkt, Sprache als Bildungs- u. Ausdrucksmittel —er Begriffe: 98.
Disziplin, Sprachwissenschaft als — innerhalb d. Ästhetik: 96*.
Doktrin, Objekt u. —: 216 f., dogmatische —: 37.
Dokumente, historische — e. Kultur: 212 f.
Dreibuchstabigkeit im Hebräischen: 168.
Dreiteilung d. Psychischen: 86*, — d. Sprachen: 79.
Driesch, H.: 21 ff., 65.
Du Bois-Reymonds: 80.
Dubnow, S.: 220, 220*.
Dynamik d. Begriffe: 15, 17 f., 24, — d. Begriffsexplikation: 24, heterogene u. homogene —: 18, Sprache u. — d. Werdens: 156 f., Realität d. Statischen nur als Ausdruck e. spezifischen —: 180, — d. Wirklichen: 15.
dynamisch, —er Charakter d. Denkaxioms: 68, —er Aufbau d. Grammatik: 200, organisches Ver-

hältnis zwischen d. Individualität d. einzelnen Begriffes u. s. Bindung an e. —es System v. Begriffen: 69, —es Sein: 94, —es Element d. Sprache: 73*, —e Sprachstruktur u. Grammatik: 205, —er Aufbau d. Sprachtheorie: 200, —es System: 69, Aussagen über Wesen u. Gestaltung e. —en Systems v. Begriffen: 67 f., —es System v. Kräften: 68, Verbum als Ausdruck d. —en Elements: 179.

Dynamisches, Begriff d. —n: 26, — in d. Entwicklung: 45, — im Statischen: 45.

Effizierung, Begriff d. — ursprünglicher Sinn d. nota accusativi: 89*, — d. Objektes: 179.

Eigenart, zentraler Begriff e. Kultur bestimmt d. Einmaligkeit ihrer —: 49, —, Umfang u. Wirkung d. einzelnen Begriffssysteme: 48, — d. Denkens: 95, Nuancierungen d. Gottesbegriffs v. d. — e. Kultur bestimmt: 50, Entwicklungsmöglichkeiten f. d. geistige — e. Kultur: 213, Gesetz u. — d. Umgangssprache: 133*.

Eigenbedeutung: 89*.

Eigenbegrifflichkeit: 51, — d. Begriffskomplexe: 28.

Eigenleben d. Wortes: 146.

Eigenschaftsbezeichnungen: 187.

eigenständig, einzelne Kultur als Manifestation e. —en Begriffssystems: 49, —er Typus d. Sprachen: 117.

Eigenständigkeit d. Begriffes: 133, — e. Systems von Begriffen als d. entscheidende Element, das e. Kultur konstituiert: 48, — d. Begriffssysteme: 18, — d. Entwicklungen: 23 f., — d. Formen u. Analogiebildung: 177*, — e. Kultur bedingt e. spezifischen Charakter d. zentralen Begriffe: 49, — d. Kultureinheiten: 120, — d. Kulturen: 26, 159*, — d. Kulturen u. Sprachen: 162, — d. Sprache: 133, Sprache als Ausdruck d. — d. Begriffssystems d. Kulturen: 121, — d. Sprachen: 159*, — d. Wissenschaft: 128.

eindimensionale Zeitbezogenheit: 102*.

einfach, „Allgemeines" aus d. —en Ideen nicht abstrahierbar: 77, —er Begriff: 215, „—e Ideen": 76, Denken als e. Ordnen d. —en Ideen nach Prinzipien: 77, Worte nur konventionelle Namen d. —en Ideen: 77.

Einfluß v. außen auf d. Kulturen: 34, — d. Kulturen aufeinander: 117, — d. Sprachen aufeinander: 117.

Eingliederung d. Sprache in d. Ganzheit d. Geistes: 217, Synthese durch — d. Phänomens Sprache in d. Phänomen d. Geistes: 217.

Einheit, Begriff, Wort u. Lautbild d. Wortes e. —: 81, — d. Begriffe: 33, — aller denkmöglichen Begriffe: 30, — v. Denken, Denkendem u. Gedachtem: 15, 17, Element d. —: 102, — d. Erkenntnis: 127, — d. Geistes u. Individuum: 156, Explikation d. — d. Geistes in d. Mannigfaltigkeit d. Individuellen: 156, — d. Geistes psychologisch u. metaphysisch: 155, Verstehen als Folgeerscheinung d. metaphysischen — d. Geistes: 156, metaphysische — d. Geistigen: 41, absolute — d. Gottesbegriffes: 44, organische —: 18, Psychisches als organische —: 155, Raumanschauung u. Begriff d. —: 102, — v. Inhalt u. Form in d. Sprache: 160, — d. Sprache u. Einheitlichkeit d. Rasse: 143, — d. flektierten Wortes: 79, Worteinheit u. — d. Vorstellung: 198, — u. Sonderung im Begriffe d. Zahl: 102.

Einheiten, Begriffe als faßbare — im Spiel d. Kräfte: 146, — d. Denkens: 76, — d. Geistesgeschichte: 88, Geschichte d. —: 88, historische —: 19, 88, Priorität d. geistigen —: 33, Geschehen nur auf letzte — gleicher Struktur zurückführbar: 80.

einheitlich, —er Begriff: 215, —er Denktypus trotz individueller Nuancierung: 142, Pluralformen setzen d. abstrakten Begriff v. aus Besonderheiten bestehenden —en Vielheiten voraus: 102, —e Vorstellung: 215.

Einheitlichkeit d. Begriffskomplexes als epochebildend u. „volksbildend": 41, Gemeinschaft bewahrt d. — d. kulturellen Phänomens: 60, Kultur als — d. Denktypus: 142, Kultur u. rassische —: 143, — e. Kultur u. — e. Typus: 142, — d. körperlichen Ty-

pus u. Kultureinheit: 143, Sprechbarkeit u. — d. grammatikalischen Schemas: 176, Einheit d. Sprache u. — d. Rasse: 143.
Einmaligkeit, zentraler Begriff e. Kultur bestimmt d. — ihrer Eigenart: 49, — d. Sprachen: 157.
Einordnung d. Sprachwissenschaft in d. Gesamtheit d. geistigen Lebens: 225 f.
einseitig, Karäer als Vertreter e. —en Prinzips d. Judentums: 67.
Einseitigkeit: 62, — führt z. Ausgestaltung aller Möglichkeiten e. Begriffes: 61, — d. Begriffsexplikation: 121, — d. Denk- u. Sprachtypus: 132, notwendige — in d. Richtungen d. hebr. Sprachgeschichte: 152 f., — als schöpferisches Moment: 61.
Eintreten e. Begriffes ins Bewußtsein: 31, — d. Begriffes ins Dasein: 27, — d. Begriffes in d. Geschichte: 24, — e. Begriffes in d. Geschichte als Evidenzerlebnis: 32.
Einwortsätze, elliptischer Charakter d. —: 196*.
Einwortsatz: 195*, — als Autosemantikon: 197.
Einzelbedeutung, umfassende Bedeutung u. — e. Wortes: 93.
Einzelbegriff (s. auch Begriff): 69.
Einzelbegriffe (s. auch Begriffe), Geschichte e. Kultur faßt d. — unter e. Generalnenner zusammen: 61.
Einzelexplikation d. Geistes als fiktive Abstraktion: 155 f.
Einzelkultur (s. auch Kultur): 69, — u. Einzelsprache: 70.
einzeln, Verhältnis zwischen d. Individualität d. —en Begriffs u. s. Bindung an e. dynamisches System v. Begriffen: 69, —er Begriff u. —e Kultur als faßbare Formen d. Geistesgeschichte: 71, Explikation —er Begriffe ist Aufgabe soziologischer Gruppen: 66, Explikation d. —en zentralen Begriffe nicht in ungestörter Parallelität, sondern in Form e. wechselseitigen Verdrängung: 50, Aufgabe d. —en Bewegungen innerhalb e. Kultur ist e. aktive: 60, Charakter d. —en Epochen: 60, —e Epochen u. Kultureinheiten: 52, geistige Gemeinschaft beruht auf Verschiedenartigkeit d. —en Individualitäten: 61, Überbetonung d. Gleichartigen u. Verschiedenartigkeit d. —en Individualitäten: 61, —e Kultur als Manifestation e. eigenständigen Begriffssystems: 49, individueller Charakter d. —en Sprachen: 105, Phänomen Sprache u. —e Sprache: 112, Phänomen Sprache als Gesamtheit u. s. —en Elemente: 98, Strukturverhältnisse d. —en Sprachen: 105, Phänomen d. Verstehens u. —e Kreise: 112.
Einzelner hat an d. Begriffssystem s. Kultur teil: 61, Volksgruppe u. — als Träger d. Explikation v. Begriffen: 135, Freiheit d. —en: 63, — innerhalb d. Gesamtheit: 60, — ist monoman: 61, Sprechakt v. Willen d. —en abhängig: 92, Vereinsamung d. —en durch Ausschaltung d. Individuellen: 62, Vielsprachigkeit d. —en: 139.
Einzelpersönlichkeiten: 64.
Einzelpsyche u. Völkerpsyche: 92.
Einzelsprache, Anerkennung d. —: 97, Einzelkultur u. —: 70, organisch ganzheitliche Natur d. —: 97, Phänomen d. — als Ergebnis historischer Unzulänglichkeit: 83, — u. Sprache an sich: 105.
Einzelsprachen (s. auch Sprachen), Sprache als größter gemeinschaftlicher Faktor aller —: 105.
Einzeluntersuchung, synthetische Forschungsmethode u. —: 223.
Ekstatiker, Sprache d. —s u. d. Mystikers: 5.
elegante Sprache: 95.
Elemente d. Denkens: 76.
elliptisch, Komposita m. —er Ausdrucksweise: 216, —er Charakter d. Einwortsätze: 196*.
emergence: 22*.
Empfindung, Adjektiv als Ausdruck e. —: 187.
Empirie: 66, — u. Gesetz: 16.
empirisch, Sprache e. Gegenstand d. —en Forschung: 78.
Empirismus: 97, 99, objektivistische Tendenz d. —: 97, kritische Sprachforschung d. —: 97, Sprachtheorie d. —: 83.
empiristisch, apriorische u. —e

Philosophie: 96, —e Philosophie Lockes: 76.
ἐνέργεια: 99.
energetisch, —er Vorgang d. Verständniserweckenwollens: 93.
Energiezustand, im Sprechen wird e. kinetischer — potentiell: 86.
Englisch, Romanismen im —en: 159*.
Entdeckung neuer Sprachen: 217.
Entfaltung, Entwicklung als — e. implizite Gegebenen: 55, — d. Kräfte: 64.
Entfaltungsmöglichkeit, Kultur als —: 41.
Entfremdung d. Hebräischen v. eigenen Wesen: 153, — zwischen einzelnen Sprachgruppen: 122*.
Entlehnung v. Wortkategorien: 224.
Entlehnungen: 140.
Entsprechung v. Sprache u. Grammatik: 207.
Entstehung e. Begriffskomplexes: 142, — d. Christentums: 56, 58, — d. Geistes: 22*, 99, — d. Kasus aus Lokalbezeichnungen: 100, — d. Kulturen: 19, — e. Neuen nach d. Katastrophentheorien: 20, — e. organischen Entwicklung: 20, — d. organischen Lebens: 22*, — d. Sprache: 82, 99, — d. Verstehens: 99.
Entwicklung (s. auch Explikation) „an" d. Begriffen: 14, „analogische" Stufe d. —: 85, Anfang d. — e. Sprache: 89*, e. am Anfang d. — gegen d. Unterschied zwischen Verbum u. Nomen indifferente Größe: 104, Anlaß d. —: 20, — als Ergebnis e. Anomalie: 20 f., 3 Arten d. —: 22, Begriff d. —: 13, 55, 65, — d. Begriffe: 19, 57, 109, — d. Begriffe als Geschichte d. Denkens: 20, Art u. Gesetz d. — d. zentralen Begriffe: 52, christliche —: 56, destruktiver Charakter d. —: 20 f., Differenzierung d. Ausdrucksweise infolge d. — d. Denkens: 171, — als reine Dynamik: 45, Eigenständigkeit d. —: 24, Eingriffe in d. Verlauf d. —: 36, — als Entfaltung e. implizite Gegebenen: 55, — aus eigenem Entfaltungsvermögen: 22, Entstehung d. —: 20, — als organische Evolution: 22, 43, — als Explikation e. Gegebenen: 21, 43 f., 65, Freiheit d. —: 42, — d. Geistes: 12, 71, — d. Geistes in Form e. Explikation v. Kulturen: 20, Gemeinschaft u. Individuum in ihren Beziehungen zueinander als Träger d. — in d. Geistesgeschichte: 65, Charakter, Grenzen u. — d. jüd. Geistesgeschichte: 54, — d. Geistigen: 18, d. jeweilige im Mittelpunkt d. — stehende Begriff tendiert auf absolute Gültigkeit: 66, — d. Hebräischen: 153, Höhepunkt d. — e. Kultur: 40, Individuum nur als Glied in d. — d. Geistes schöpferisch: 145, Individuum als alleiniges Substrat d. —: 66, kontinuierliche —: 27, kontinuierliche — d. Sprachen: 117, Kontinuum d. —: 26, 31, 143, Kontinuum d. kulturellen —: 116, Kontinuum d. sprachl. —: 116, langsame —: 38, — d. Lautbildung: 172, Tradition als Ausdruck d. Standes e. lebendigen —: 66, Mannigfaltigkeit d. —: 66, geistige — e. Menschen: 31, organischer Charakter d. —: 21, Schematisierung d. —: 172, Schnelligkeit d. —: 38 f., — als Selbstentfaltung: 23, — e. Sprache: 12, 91, 109, Sprache als Ergebnis e. historischen —: 227, Höhepunkt d. — e. Sprache: 89*, — d. Sprache sub specie nominis: 104, — d. Sprache sub specie verbi: 104, — d. Sprache im vorhistorischen Stadium: 79, — d. Sprachtheorie: 217, — d. Sprachwissenschaft: 85, Stadien d. —, wertmäßig beurteilt: 39, Stagnation d. —: 38, Subjekt d. —: 23, Substrat d. —: 23, 43, Unabgeschlossenheit d. —: 24, — unabhängig v. Milieu: 22, Ursache d. —: 20, verfälschtes Bild d. —: 172, Existenz d. Volkes unabhängig v. Zufälligkeiten historischer äußerer —: 59, Zustand „vor" d. —: 21, — in d. Zeit: 43, Zwischenstufen d. —: 102.
Entwicklungen, Eigenständigkeit d. —: 23, Wert u. Unwert einzelner —: 23, Identität sachlicher Beziehungen u. historischer —: 176.
Entwicklungsbegriff, aktivistischer —: 23, Anwendbarkeit d. —s auf d. Gebiet d. Denkens: 14, — bei Bergson: 22 f., — in d. Biologie: 43, Darwinscher —: 22, 66, 79, Entstehung d. —s: 43,

historischer —: 43, Zeit d. Popularisierung d. —s: 43, soziologischer —: 65, — u. Zeitbegriff: 44.
Entwicklungsfähigkeit, Lebensverbundenheit u. — d. Sprache: 217.
Entwicklungsphase, Geschichtsbetrachtung v. d. — d. Kultur abhängig: 54.
Entwicklungsphasen: 26, 31, mittlere —: 31, — d. Sprachgeschichte u. grammatikalische Terminologie: 209.
Entwicklungsrichtung verschiedener Kulturen: 34.
Entwicklungsstufe: 31.
Entwicklungsvermögen, Wirkungsbereich d. —s: 23.
epigonenhaft: 56.
Epikur: 85.
Epoche, Charakter e. — durch d. Charakter d. zentralen Begriffs bestimmt: 50, Reaktion in d. Geschichtswissenschaft als Ergebnis e. neuen — in d. Geistesgesch. d. Abendlandes: 53.
epochebildend, Geschichte d. Begriffes als —: 49, —e zentrale Begriffe: 52.
Epochen: 51, Charakter d. einzelnen —: 60, Einteilung d. —: 60, Feindschaft d. —: 31, geschichtsbildende Ideen d. —: 60, Gliederung d. Geschehens innerhalb d. einzelnen Kulturen in —: 49, einzelne — u. Kultureinheiten: 52.
Erbmasse d. Hebräischen: 153.
Erdmann, K. O.: 214.
Erforschung d. Geistesgeschichte: 52.
Ergebnis v. Sinneseindrücken: 96, sprachliche Erscheinungen als — geistiger Dispositionen u. Vorgänge: 153.
Ergebnisse d. Rationalismus u. d. Mystik: 202.
ἔργον, Sprache kein —: 99.
Erkennbarkeit d. Geschichte: 67.
Erkennen = Wiedererkennen: 98, — u. Zeit: 39.
Erkenntnis: 73*, — d. Besonderheit e. Begriffes u. — s. Bezogenheiten: 198 f., Einheit d. —: 127, — d. logischen Fehlers: 94, Individualität d. —: 69, — d. Relationen: 95, schwacher Punkt aller —: 14, 17, 20, — d. geistigen Voraussetzungen e. Sprache: 155, Unfähigkeit d. —: 31, Unzulänglichkeit d. —: 24, vollkommene —: 46, — u. Wirklichkeit: 29*, — als Teilfunktion d. Wirklichkeit: 29*, Gesamtheit d. wissenschaftl. —: 69, Sichabstrahieren v. fehlerhaften, durch d. Sprache veranlaßten Prämissen Grundlage aller wissenschaftl. —: 78, Sprache als e. Objekt wissenschaftl. —: 97, — d. eigentlichen Wortwesens: 202.
erkenntnismäßige Erwägungen: 99.
Erkenntnismöglichkeiten f. d. geistige Eigenart e. Kultur: 213.
Erkenntnisquelle, Sprache als —: 222.
Erkenntnisse, gemeinschaftlicher Faktor aller individuellen — u. Aussagen u. d. Wissenschaft: 69.
Erlebnis d. Evidenz: 68.
Erlernen e. Sprache: 150*.
Erscheinungen, sprachliche — als Ergebnis geistiger Dispositionen u. Vorgänge: 153.
Erstarrung, Gefahr d. —: 66.
Erwachsenensprache u. Kindersprache: 136*.
Erweiterung d. Funktionen v. Wortklassen durch Assoziation: 191.
Erzählungen, wandernde —: 115.
Eschatologie: 36.
essentiell, —e Sprachauffassung d. Bibel: 72, 72*, —e Bedeutung d. Sprache f. „primitive" Denkstufen charakteristisch: 6, —er Begriff d. Sprache: 203, —er Charakter d. Sprache: 73, —er Charakter d. durch d. Sprache repräsentierten Gesamtbewußtseins: 96.
Esperanto: 119, 149*.
Esperantogesinnung: 149*.
Estnisch, Akzent im —en: 170.
אמת: 89*.
Ethik, ästhetisch bestimmte —: 97.
ethisch, Begriff d. —en Bestimmtheit d. Willens Gottes f. d. Judentum konstituierend: 58, —er Charakter d. Gottesbegriffes: 57 f., Identifizierung d. Redens in Sätzen m. d. Ausdruck e. höheren —en Grundhaltung: 88*, —er Charakter d. Philosophie: 54.
ethisch-religiös, Zentralbegriffe d. Judentums —: 54.
Ethos: 46, — d. Wahrheit: 134.

etymologisch, —es Material: 209*, —e Methode: 90.
Eugenik: 21.
εὐσέβεια: 124.
Evidenz, Erlebnis d. —: 68, Merkmale d. Verbums u. —: 190, — d. Zeiterlebens: 26.
Evidenzbegriff: 68*.
Evidenzerlebnis als Eintreten e. Begriffes ins Bewußtsein: 31, — als Eintreten e. Begriffes in d. Geschichte: 32, — d. Begriffsbildung als Erlebnis d. Besonderheit e. Begriffes: 32 f., — als Erlebnis e. Grenzzustandes: 195, Latenz d. —ses: 198, psychologischer Akt d. —ses: 68*, zeitliche Ausdehnung d. —ses als Ergebnis d. Bewußtseinsstruktur, nicht d. Begriffsstruktur: 195.
Evolution, maschinelle u. nichtmaschinelle —: 22, — im prägnanten Wortsinne: 43.
évolution créatrice: 23.
Evolutionscharakter d. Geschichte: 22.
„Ewigkeit" u. Zeit im Sinne d. Geschichte getrennte Kategorien: 73*, Zeit im Mythos e. Art —: 73*.
Ewigkeitswert d. Sprache: 72*.
existentiell, —es Bezogensein auf e. System v. Aussagen: 69, Geist ist —: 94.
Existenz d. Begriffes: 27, selbständige — d. Begriffes im Bewußtsein: 198, scheinbare — d. negativen Kräfte: 40, — d. Sprache als Gesamtbewußtsein: 88, — d. Volkes unabhängig v. Zufälligkeiten historischer äußerer Entwicklung: 59, selbständige — d. Wortes im Bewutsein: 198.
Existenzform, punktuelle — d. Begriffe: 30.
Existenzraum, Geschichte als — d. Geistes: 221.
Expansionskraft, Intensität u. — d. geistigen Kräfte: 48.
Expansionstendenz d. Sprache: 7.
Experiment: 16, d. Psychologie Wundts ist biologisch orientiert u. tendiert auf d. —: 92*.
Explikation, Art u. Gesetz d. —: 24, qualitative Beeinflussung d. —: 28, — d. Begriffe: 60, — d. Begriffes: 56, — als Explizierung d. Allgemeinheit e. Begriffes: 33, — e. Begriffes in Form v. Aussagen über d. Begriff: 196, — d. Begriffe u. Bewußtsein: 198, Drängen d. Begriffe auf —: 45 f., Geschichte als — d. Begriffe: 30, 67, Geschichte als — v. Begriffen: 71, — d. Begriffe als Geschichte d. Geistes: 29, — d. Begriffe als Agens d. Geschichte: 29, Geschichte als — einzelner Begriffssysteme: 39, — d. Begriffe als Formalprinzip u. Triebkraft d. historischen Geschehens: 48 f., Homogenität d. Begriffssystems u. —: 121, — d. im Judentum gegebenen Begriffe: 57, — d. Begriffe in d. Geschichte d. Judentums: 36, — d. Begriffe u. ihre Wirkung auf d. Materie: 39, — einzelner Begriffe ist Aufgabe soziologischer Gruppen: 66, — v. Begriffen u. Sprache: 135, — e. Begriffes zugleich Differenzierung u. Weiterbildung d. Sprache: 57*, — d. Begriffe u. synthetisches Element d. Sprache: 197, — u. Typus d. Sprache: 116, — e. Begriffes u. Verfeinerung d. sprachlichen Ausdruckes: 119, Ursache d. — d. Begriffe: 28, Geschichte als Verlauf d. — v. Begriffen: 49, — d. Begriffes Volk: 58, — d. Begriffe e. konstituierendes Moment f. d. geistigen Strömungen e. Volkes: 134, Volksgruppe u. Einzelner als Träger d. — v. Begriffen: 135, Wesen d. Begriffes vor seiner —: 30, — d. Begriffe u. Bildung neuer Wortformen: 166, — d. einzelnen zentralen Begriffe nicht in ungestörter Parallelität, sondern in Form e. wechselseitigen Verdrängung: 50, jüd. Geistesgeschichte e. — v. religiös zentralen Begriffen: 30, — christlichen Wesens: 51, Einseitigkeit d. —: 28, Grad d. — als epochebildend: 156, Entwicklung als — d. Gegebenen: 65, — e. Gegebenen: 13, — als Geschichte d. Geistes: 156, immer neue — als Vollendung d. Geistes: 47, vollkommene — d. menschlichen Geistes: 40, — d. Geistigen als — einzelner individueller Möglichkeiten: 41, Gemeinschaften als individuelle Ganzheiten Träger d. —: 145, — als Formalprinzip d. Geschichte: 43, — d. Gottesbegriffes: 30, 44, entscheidende Bedeutung d. — d. Gottesbegriffes f. d. Geistesgeschichte: 55, — d. jüd. Gottesbe-

griffes: 56, — d. Gottesbegriffes kontinuierlich: 58, — d. monotheistischen Gottesbegriffes: 58, — d. Gottesbegriffes nach s. monotheistischen Seite hin f. d. geistige Phänomen d. israel.-jüd. Prophetismus konstituierend: 56 f., Grad d. —: 27, Grammatik u. Möglichkeiten d. —: 205 f., — d. ethischen Grundbegriffe: 47, Intensität d. —: 35, Keim d. —: 21, unmerklich langsamer Ablauf d. —: 37, Latenzperiode d. —: 39, Latenzzeiten d. —: 156, Untergang ganzer Kulturen als Latenzzeiten d. begrifflichen —: 49, Nichtanerkennen d. — durch d. Mystik: 45, organische —: 21, Schnelligkeit d. —: 38, erster Schritt zur —: 21, soziologische Gruppen als Träger d. —: 31, Stagnation d. —: 56, Stagnieren d. —: 52, — d. Tōrā-Begriffes: 58, ungestörte —: 23, —, Rückkehr zu ihrem Ursprung: 31, Vollendung d. —: 40, — d. Bedeutung d. Wortes: 90, — u. Ausschaltung d. Zeitbegriffs: 44, Zufälligkeit d. —: 44.

Explikationen, d. allen — Gemeinsame: 30, Möglichkeiten d. —: 66, gegenseitige Nuancierungen d. —: 34.

explikationsfähig, beständige Krise e. —en Entwicklung: 66.

Explikationsphasen, Gegensatz d. —: 31.

Explikationsstufe d. Begriffe: 51.

explizierbar, Übergang d. Begriffes aus d. punktuellen in d. —e Sein: 195.

Explizierbarkeit, Übergang in d. Stadium d. —: 31.

Explizieren, Geschichte e. Volkes als — e. Begriffswelt: 211*.

explizierend, Literatursprache als —es Moment: 119 f.

expliziert, Denkform ohne —e Begriffe: 196 f., ohne d. Ganzheit kann d. Individuum nicht — werden: 145, im Satze —e Beziehungen: 201.

Expliziertes, Quintessenz d. —n: 60.

Explizierung, selbständige — d. einzelnen Begriffs: 18, — d. Begriffe u. d. Sprache: 144, — e. Begriffskomplexes: 58, — e. Gegebenen: 21, Keim d. —: 19.

Ezra: 58.

Fachausdrücke: 129.

Fachdenken u. Fachsprache: 121.

falsche Begriffsbildung: 116.

Farbbezeichnungen: 187.

„Farbe“ d. Satzes: 203.

Fehlen d. Zeitkategorie auf d. Stufe d. Mythos: 73*.

Fehler, Erkenntnis d. logischen —s: 94, sprachliche — u. Denkvorgänge: 137 f., — u. Sprachgeschichte: 136.

„fehlerhafte“ Ausdrucksweise u. Denkstruktur: 137, — Ausdrucksweise setzt e. Besonderheit d. Begriffsbildung voraus: 137.

Fehlerquelle: 136*.

Feist, S.: 140*, 141*.

feststehende u. inkommensurable Größen d. Sprachen: 114*.

Fiktion: 21, Begriff d. — auf d. Abstraktbildungen d. Sprache anwendbar: 77*, Setzung v. Normalfällen als —: 188, — d. Zeit: 25.

Fiktionen, Konstruktion d. —: 77*.

Finck, F. N.: 114*, 176.

Fixierung d. Tradition ist Ausdruck e. Willens z. Form u. z. Dauer: 66.

flektierende Sprache drückt Beziehung u. Bedeutung in d. Einheit d. flektierten Wortes aus: 79.

flektiert, Einheit d. —en Wortes: 79.

Flexibilität, Ausdehnung d. Prinzips d. — auf möglichst viele Wortarten: 186.

Flexion, Präfix als Mittel d. —: 179, Umgestaltung d. Stammthemas als Mittel d. —: 179, — d. Verbums im Semitischen u. im Indogermanischen: 101, Veränderungen d. Vokale als Mittel d. —: 179.

Fließen d. Zeit: 26.

fluktuierender Charakter d. Sprache: 104.

forces de transformation: 147*.

Form d. Anschauung: 102, Fixierung d. Tradition ist Ausdruck e. Willens z. — u. z. Dauer: 66, — u. Dasein d. Materie: 99, Einheit v. Inhalt u. — in d. Sprache: 160, Identität v. Inhalt u. —: 214,

lebensgestaltende —: 17, Tendenz auf —: 25*, Wissenschaft v. d. schönen —: 96.
formal, —e Allgemeingültigkeit: 66, —er Begriff d. Organismus: 79*, —e Funktionen innerhalb d. Satzzusammenhanges: 89*, —e Prinzipien d. Geistesgeschichte: 213, —er Charakter d. Wortes: 76, semasiologische u. —e Seite d. Wortes: 214.
Formalismus d. Grammatik: 161*, 206, 214.
Formalprinzip, Explikation d. Begriffe als — u. Triebkraft d. historischen Geschehens: 48 f., Differenzierung als grammatikalisches —: 206*.
Formalprinzipien, Übereinstimmung d. Grammatiken verschiedener Sprachen in bezug auf d. allgemeinen —: 207, gemeinsame — d. Sprachen u. historischer Ursprung: 105 f.
Formalwissenschaften: 129.
Formbegriffe: 54.
Formel: 128.
Formen: 71, 130, — d. menschl. Anschauung: 73*, — d. Daseins: 88, Eigenständigkeit d. — u. Analogiebildung: 177*, literarische — als Ausgangspunkt sprachlicher Untersuchungen: 10, Hierarchie d. natürlichen —: 43, Bedeutung sprachl. —: 210.
Formenlehre u. Sprache: 194.
Formgesetz: 16, 79.
Formgrenzen, Sinngrenzen u. — beim Passivum: 182.
formschaffender Charakter d. Sprache: 106.
Formulierung: 95.
Forrer, E.: 140*.
Forschung, gegenwärtiger Stand unserer —: 56.
Forschungsgegenstand, d. Methode muß d. Struktur d. —es adäquat sein: 48, 109.
Forschungsmethode, synthetische — u. Einzeluntersuchungen: 223.
Fortschritt: 39, 41.
Frage: 192, 200, — als Agens d. Denkens: 201, magische Reminiszenzen in d. —: 200.
Fragesätze u. Begehrungssätze: 203, Gestaltung d. — u. Struktur d. Denkens: 201.
fragmentarische Überlieferung e. Sprache: 211.
Frankl, Th.: 89*.
Frankreich: 212*.
Französisch: 122*, Akzent im —en: 170, Nominativ d. pron. personale im —en: 198.
Freiheit d. Entfaltung d. Individuellen: 63, — d. Geschichte: 64, — geistigen Gestaltens ist Voraussetzung f. lebendige Weiterentwicklung d. geistigen Faktoren: 63.
freizügige Sätze: 192.
Fremdwörter, babyl.-akkadische —: 224*.
Fremdwort: 159*.
Freud, S.: 82*, 137, 138.
Freyer, H.: 40*.
Fühlen, Denken u. —: 85.
Fundierung d. Sprachwissenschaft auf ästhetischen Prämissen: 97.
Funke, O.: 92*.
Funktion, Sprache als — d. „Seele“: 194 f., Sprache hat innerhalb d. Wirklichkeit e. entscheidende —: 70.
Funktionen d. Begriffes: 27, Daseinsformen — d. Soseins: 105, formale — innerhalb d. Satzzusammenhanges: 89*, organische —: 20, Erweiterung d. — v. Wortklassen durch Assoziation: 191 f.

Gabelentz, G. v. d.: 208, 209*.
Ganzes, Bezogenheit d. Denkaxioms auf e. —: 68, Sprachprinzip als — in jeder Sprache realisierbar: 105.
Ganzheit d. Geistes u. Explikation: 41, Eingliederung d. Sprache in d. — d. Geistes: 217, — d. Geistigen: 11, 47*, Wechselbeziehung zwischen Individualität u. —: 65, schöpferischer Anteil d. Individuellen an d. Geistesgeschichte gebunden an d. dialektische Verhältnis zwischen Individualität u. —: 145, ohne d. — kann d. Individuum nicht expliziert werden: 145, — d. Kultur: 158, — d. z. Diskussion stehenden Phänomens: 9, — d. Psyche: 87, — d. psychischen Seins u. — d. Sprache: 110, — d. psychischen Voraussetzung: 85, — d. Seelisch-Geistigen: 86*, — d. Sprache: 158, — d. Sprache u. — d. Denkens: 204, Sprache als organische —: 209*, Sprache als Bestandteil e. organischen —: 223,

— d. Spracheinheiten: 161, 227, Subsumtionsurteil als Eingliederung in e. —: 188*, — d. Wissenschaften: 226, Wort als — aller möglichen Beziehungen: 201, Wort als statische —: 202, — d. Phänomens Zeit: 26.
Ganzheiten, Gemeinschaften als individuelle — Träger d. Explikation: 145.
ganzheitlich, organisch —e Natur d. Einzelsprache: 97, —e Auffassung d. Sprache: 99, —e Erfassung d. Phänomens Sprache: 86, Sprache als —es Phänomen: 96, —e Tendenz in d. Sprachwissenschaft: 97, Stil als —es Moment: 204, Wort u. Begriff als Gestaltelemente e. —en Seins identisch: 110, kombinatorische u. —e Wortbildung: 176 f.
Gattungsbegriffe u. Abstrakta: 89*.
Gattungsbezeichnungen: 141.
Gebärde u. Affektlaut: 84, — keine Vorstufe d. Sprache: 84.
Gebärdensprache: 84.
„gebildete" Stände: 118.
Gedanken, Sprache liefert Symbole d. —: 106*.
Gedankenaustausch ohne Sprechen: 87.
Gedankengut, allgemeines — e. Kultur: 119.
Gefühlsäußerungen. Ableitung d. Sprache aus —: 85.
Gefühlsausdruck, Unmittelbarkeit d. —s u. Wesen d. Sprache: 85.
Gefühlseindrücke: 96.
Gefühlssprache: 132*.
Gegebenes, Entwicklung als Entfaltung e. implizite —n: 55, Explizierung d. —n: 21, 65, keimhaft —: 20, Ursprung d. —n: 20.
Gegebenheit, Sprache als überindividuelle —: 96, transsubjektive —: 26.
Gegebenheiten, transzendente —: 17.
Gegensinn u. Sinn: 73.
Gegenständlichkeit, Wortklassenskala zwischen d. Wortklassen, d. reine Bewegung, u. solchen, d. reine — ausdrücken: 191.
„Gegenstand" u. Subjekt d. Satzes: 193.
gegenstandsbezogene Sprachwissenschaft: 216.
gegenwärtiger Stand unserer Forschung: 56.
Gegenwart, Begriff d. —: 104.
Gehalt, philosophischer —: 55.
Geheimsprachen: 112.
Geist, Abenteuer d. —es: 47, absoluter —: 47, — u. begriffliches Denken: 155, Einheit d. —es u. Individuum: 156, Einheit d. —es psychologisch u. metaphysisch: 155, Explikation d. Einheit d. —es in d. Mannigfaltigkeit d. Individuellen: 156, Verstehen als Folgeerscheinung d. metaphysischen Einheit d. —es: 156, Einzelfunktionen d. —es als fiktive Abstraktion: 155 f., Entstehung d. —es: 99, Entwicklung d. —es: 21, 71, Individuum nur als Glied in d. Entwicklung d. —es schöpferisch: 145, — ist existentiell: 94, Fortschritt d. —es: 47, Ganzheit d. —es u. Explikation: 41, Gemeinschaft d. —es: 62, Geschichte d. —es: 62, 96, 136*, Gesch. als Existenzraum d. —es: 221, Explikation d. Begriffe als Gesch. d. —es: 29, 156, Geschichte als Gesch. d. —es: 144, 156, 157, Sinngebung d. Geschichte aus d. —e: 47, Aufhören d. Sprache m. d. Gesch. d. —es: 79, individueller —: 11, Traditionsbewußtsein im jüd. —e: 153, zentrale Aufgabe e. Gesch. d. jüd. —es u. d. jüd. Philosophie: 56, Kraftzentren d. —es: 146, Leben d. —es: 27, 47*, Lebensformen d. —es: 94, Moment d. —es: 79*, monistische Identifikation d. Natur m. d. —e: 79, Notwendigkeit d. —es: 22*, rationales u. irrationales Moment im —e: 155, — u. Sosein: 94, Sosein d. —es: 47*, — u. Sprache: 11, 97, 111, 218, Sprache als Ausdruck d. —es: 98, Sprache ist d. Dasein d. —es: 94, Eingliederung d. Sprache in d. Ganzheit d. —es: 217, Identität v. — u. Sprache: 158, Geschichte d. Sprache u. Gesch. d. —es: 113, — u. Sprache kongruent: 111 f., Synthese durch Eingliederung d. Phänomens Sprache in d. Phänomen d. —es: 217, Sprache Urproblem d. menschlichen —es: 73, Struktur d. —es: 221, Struktureinheiten d. —es u. soziologische Struktureinheiten: 219, Sündenfall d. —es: 47*, Uniformierung d. —es: 61, Vollendung d. —es: 47.

Geistesgeschichte: 63, Beeinträchtigung d. — durch antigeistige Tendenzen: 37, einzelner Begriff u. einzelne Kultur als faßbare Formen d. —: 71, — als Gesch. d. Begriffe: 62, — als Gestaltung in Formen, d. Begriffen: 17, Eingriff in d. Verlauf d. —: 36, Einheiten d. —: 88, Erforschung d. —: 52, Quellenmaterial f. d. Erforschung d. —: 71, Gemeinschaft u. Individuum in ihren Beziehungen zueinander als Träger d. Entwicklung in d. —: 65, Geschichte als —: 48, 69, 71, 146, Reaktion in d. Geschichtswissenschaft als Ergebnis e. neuen Epoche d. — d. Abendlandes: 53, entscheidende Bedeutung d. Explikation d. Gottesbegriffes f. d. —: 55, schöpferischer Anteil d. Individuellen an d. — gebunden an d. dialektische Verhältnis zwischen Individualität u. Ganzheit: 145, — d. Judentums: 57, Charakter, Grenzen u. Entwicklung d. jüd. —: 54, jüd. — e. Explikation v. religiös zentralen Begriffen: 55, Kontinuum d. — u. Sprache: 117, Geschichte d. Kultur als —: 142, — u. Entwicklung anderer Lebensgebiete: 28, — als „normale" Erscheinung: 20, — als organische Erscheinung: 20, Philologie im Sinne e. Wissenschaft v. Beziehungen zwischen Sprache u. —: 82, Prinzip d. —: 51, Prinzipien d. —: 3, formale Prinzipien d. —: 213, — seit d. Renaissance: 216, — u. soziologische Bindungen d. Sprache: 159 f., — u. Sprache: 200, absolute Bindung d. Sprache an d. —: 210 f., — u. Sprachgeschichte: 12, deutsche Sprachgesch. u. deutsche —: 135, Struktur d. —: 33, 70, seelische Struktur als Ergebnis d. —: 41, — einzelner Völker u. einzelner Bevölkerungsgruppen: 135, Wesen d. —: 142.

geistesgeschichtlich, sprachliche Erscheinungen als Quellen f. —e Vorgänge: 212, Gesetzmäßigkeit d. Überschichtung e. —er Prozeß: 141.

Geisteswissenschaft, Sprachwissenschaft als —: 121.

geisteswissenschaftliches Denken: 126.

geistig, Explikation d. Begriffe e. konstituierendes Moment d. —en Strömungen e. Volkes: 134, —er Charakter e. Bewegung: 65, Wesen —er Bewegungen innerhalb e. Volkes: 58, Freiheit —en Gestaltens ist Voraussetzung f. lebendige Weiterentwicklung d. —en Faktoren: 63, —e Gemeinschaft beruht auf Verschiedenartigkeit d. einzelnen Individualitäten: 61, —es Geschehen: 99, Realisierung e. —en Prinzips in d. Geschichte: 57, Explikation d. Gottesbegriffes nach s. monotheistischen Seite hin f. d. —e Phänomen d. israel.-jüd. Prophetismus konstituierend: 56 f., —es Gut: 62, —es Gut d. Vergangenheit: 63, —e Leistung d. Individuums: 65, —e Intensität: 63, 64, Intensität u. Expansionskraft d. —en Kräfte: 48, körperlicher Habitus durch —e Faktoren beeinflußt: 145, körperliche rassische Besonderheit Ergebnis —er Bedingtheiten: 145, Entwicklungsmöglichkeiten f. d. —e Eigenart e. Kultur: 213, Ursachen d. —en Eigenart e. Kultur: 213, —e Latenzzeiten: 63, Mannigfaltigkeit —er Vorgänge: 95, —e Bewegung d. Prophetismus: 57, Rassenzugehörigkeit u. —e Qualifizierung: 143*, modifizierte Satzformen u. —es Moment in d. Sprache: 201, —e Seite d. Seins: 72*, Sprache nicht nur Ausdruck reiner Denkkategorien, sondern Gesamtheit d. —en Phänomene: 83, Sprache als d. allen Individuen gemeinsame —e Substrat d. Sprechens: 86, —e Bedingtheit sprachl. Erscheinungen: 225, Stil u. —e Eigenart: 204, synthetischer Charakter d. —en Seins u. Werdens u. überindividueller Charakter d. Geistigen: 110, —e Traditionen: 139*, —e Triebkräfte: 53, —er Begriff d. Volkes: 59, —e Werte: 139*, — tote Zeiten: 64.

Geistiges: 94, dynamischer Charakter d. —n: 27, metaphysische Einheit d. —n: 41, Wort u. Sprache sind d. Formen, in denen d. — Geschichte wird: 49, geschichtsbildende Kraft d. —n: 70, — als System v. Kräften: 146, — als gestaltende Kraft: 146, Priorität d. —n: 22*, Sein d. —n: 12, Sprache als adäquate Form d. —n: 221, Sprache u. interindividuelles Moment am —n: 111, Struktur d.

—n: 69, synthetischer Charakter d. geistigen Seins u. Werdens u. überindividueller Charakter d. —n: 110, — als Ursache ohne Ursache: 146, Verstehen als Ausdruck d. überindividuellen Charakters d. —n: 158, Verneinung d. —n: 40, Wirklichkeit d. —: 15.
Geistigkeit, unbegriffliche — in d. Religion: 44.
Geistlichkeit: 135.
Gelehrtensprache u. Kultursprache: 138.
gemeinsam, —e Formalprinzipien d. Sprachen u. historischer Ursprung: 105 f., d. —e Gut an Begriffen ist d. stärkste gemeinschaftsbildende Macht in d. Geschichte: 61, Sprache als d. allen Individuen —e geistige Substrat d. Sprechens: 86.
Gemeinschaft: 59, 93, Gesamtheit d. Begriffe wird durch d. — bewahrt: 60, — als Trägerin d. Gutes an Begriffen: 66, — bewahrt d. Einheitlichkeit d. kulturellen Phänomens: 60, ganzheitlicher Charakter d. menschl. —: 22, Gefühl d. —: 61, — d. Geistes: 62, — geistigen Austausches: 62, geistige — beruht auf Verschiedenartigkeit d. einzelnen Individualitäten: 61, — u. Individuum: 88, 92, 110, dialektisches Verhältnis zwischen Individuum u. —: 114, — u. Individuum in ihren Beziehungen zueinander als Träger d. Entwicklung in d. Geistesgeschichte: 65, Individuum mehr als ein Teil d. —: 65, — stellt d. konservierende Element dar: 60, kulturschaffende —: 64, Bildung e. — im Sinne v. Meister u. Jünger: 142 f., — e. Organismus: 60, 65, — u. Sprache: 218, Sprachgemeinschaft u. — d. Blutes: 113, politisch-soziale — als Sprachgemeinschaft: 152, Tradition als konstituierendes Element d. religiösen —: 123*, — als Trägerin v. Traditionen: 66.
Gemeinschaften als individuelle Ganzheiten d. Explikation: 145, religiöse —: 33.
gemeinschaftlicher Faktor aller individuellen Erkenntnisse u. Aussagen u. d. Wissenschaft: 69.
Gemeinschaftsbewußtsein: 87.
gemeinschaftsbildend, das gemeinsame Gut an Begriffen ist d. stärkste —e Macht in d. Geschichte: 61, Sprache als —es Moment: 95.
Gemeinschaftsbildung u. Religion: 124.
Gemeinschaftsdenken u. Sprache: 219.
gemeinschaftsloses Stadium d. Menschheitsgeschichte vor d. Gemeinschaftsstadium: 113.
Geminierung e. Themakonsonanten: 180.
Genealogie d. Sprachen: 147*.
genera verbi: 184 f.
Generalnenner, Geschichte e. Kultur faßt d. Einzelbegriffe unter e. — zusammen: 61.
Generationen, Gegensatz d. —: 31.
Genesis d. Sprache: 82*.
genetisches u. systematisches Untersuchungsverfahren bei d. semasiologischen Betrachtungsweise: 216.
Genie: 21, 61.
Genitiv: 186*.
genuin, —es Christentum: 51, — jüdisch: 51, — jüdische Kultur: 60, Pharisäer — jüd.: 67.
genus neutrum: 192*.
Geometrie, Raum in Beziehung z. —: 102*.
geometrisch, Verhältnis v. Sosein u. Dasein nicht — darstellbar: 105.
Gesamtbewußtsein, Individualbewußtsein u. —: 110*, metaphysisches —: 88, essentieller Charakter d. durch d. Sprache repräsentierten —s: 96, Existenz d. Sprache als —: 88, Struktureinheit d. —s: 87.
Gesamtdarstellung u. Monographie: 163.
Gesamtentwicklung, Bildungsprinzipien u. — e. Sprache: 209.
Gesamtheit d. Begriffe wird durch d. Gemeinschaft bewahrt: 60, Irrtümer in d. Gesch. e. Begriffes u. ihre Korrektur v. d. — d. Begriffskomplexes aus: 196, Einzelner innerhalb d. —: 60, — u. Individuum: 110, Bildungsprinzipien e. Sprache in ihrer —: 211, Sprache nicht nur Ausdruck reiner Denkkategorien, sondern der — d. geistigen Phänomene: 83, Phänomen d. Sprache als — u. seine einzelnen Elemente: 98, — als Trägerin d. als

evident empfundenen Wahrheiten: 60, — d. wissenschaftl. Erkenntnis: 69, — Trägerin d. zusammenfassenden Tendenzen: 61.
Gesamtkomplex: 52.
Gesamtkultur: 66, Struktur d. —: 65.
Geschehen, Dimension d. —s: 73*, — nur auf letzte Einheiten gleicher Struktur zurückführbar: 80, Bild d. historischen —s: 48, Explikation d. Begriffe als Formalprinzip u. Triebkraft d. historischen —s: 48, Gestaltungsprinzip, d. z. Wellenbewegung d. historischen —s führt: 48, Gliederung d. historischen —s in d. Gesch. einzelner Phänomene: 49, Mannigfaltigkeit d. historischen —s: 50.
Geschichte, abendländische —: 72, — d. Bedeutungsgruppen: 167, Begriff d. —: 53, — e. Begriffes: 89, — d. Begriffe: 4, 4*, 13, 62, erstes Eintreten d. Begriffes in d. —: 24, — d. Begriffe als epochebildend: 49, — als Explikation d. Begriffe: 30, 49, 67, 71, Explikation d. Begriffe als Agens d. —: 29, d. gemeinsame Gut an Begriffen ist d. stärkste gemeinschaftsbildende Macht in d. —: 61, — als — d. Begriffe: 14, Irrtümer in d. — e. Begriffes u. ihre Korrektur v. d. Gesamtheit d. Begriffskomplexes aus: 196, — d. Begriffe m. d. Gesch. d. Philosophie identisch: 4*, politische — v. d. — d. Begriffe her bestimmt: 33, — d. Begriffe u. Relativität: 29, Beziehung d. — d. Begriffe z. — d. Sprache: 4*, 7, 8, — d. Begriffe m. d. — d. Sprache identisch: 109, Begriffseinheiten d. —: 51, Gesamtablauf d. — als Begriffsgeschichte: 28, — d. Begriffsinhalte: 213, — als — d. Begriffsorganismen: 28, — als Explikationen einzelner Begriffssysteme: 39, — d. Denkens: 77*, Denken, Sprache u. —: 219, — d. Einheiten: 88, Erkennbarkeit d. —: 67, — als nichtmaschinelle Evolution: 22, „Ewigkeit“ u. Zeit im Sinne d. — getrennte Kategorien: 73*, — als Raum d. Explikation: 43, fließender Charakter d. —: 45, Freiheit d. —: 64, — d. Geistes (s. auch Geistesgeschichte): 62, 96, 136*, — als Abenteuer d. Geistes: 47, Ablauf d. — im Wesen v. Geiste her bestimmt: 29, — als Existenzraum d. Geistes: 221, Explikation als — d. Geistes: 156, — v. d. — d. Geistes bestimmt: 144, — als Leben d. Geistes: 47*, — als Sündenfall d. Geistes: 47*, — als Ergebnis e. organischen Wechselwirkung zwischen Geist u. —: 14 f., — als Geistesgeschichte: 48, 69, 71, 146, Geistesgeschichte als — d. Begriffe: 62, — als Explikation d. Geistigen: 41, Realisierung e. geistigen Prinzips in d. —: 57, Wort u. Sprache sind d. Formen, in denen d. Geistige — wird: 94, Gliederung d. historischen Geschehens in d. — einzelner Phänomene: 49, Begriff e. Gottes d. —: 57, Realisierung d. Anspruchs Gottes auf universale Gültigkeit in d. —: 57, — d. Gottesbegriffes im Judentum: 55, — d. Hebräischen: 153, — d. Judentums: 51, 54, 57, 63, innere — d. Begriffsexplikationen ist wirkliche — d. Judentums: 60, jüd. —: 200, 221, Ende d. jüd. —: 36, — d. jüd. Geistes: 153, zentrale Aufgabe e. — d. jüd. Geistes u. d. jüd. Philosophie: 56, Charakter d. jüd. — nach d. Zerstörung d. Tempels nicht passiv: 59, — d. jüd. Volkes e. Disziplin d. historischen Theologie: 59, historische Ereignisse u. Kontinuum d. —: 220*, — e. Kultur: 53, — e. Kultur faßt d. Einzelbegriffe unter e. Generalnenner zusammen: 61, — d. Kultur als Geistesgeschichte: 142, — d. Kultur u. Sprache: 135, Sprachwissenschaft u. — d. Kultur: 109, — d. abendländischen Kulturen: 53, — d. Kulturen u. geistige Entwicklung d. Einzelnen: 31, Kreislauf d. —: 31, — d. Lautbildung: 135, deutsche — im Mittelalter: 135, mythische Anschauung kein Frühstadium in d. — d. Menschheit: 73*, — d. Philosophie: 13, 70, v. d. — her bestimmter Charakter d. Philosophie: 54, — d. Religionen: 51, — d. Scholastik: 63, Sinn d. —: 41, Sinngebung d. —: 47, — d. Sprache: 80, 100, 103, 136*, Beginn d. — u. Bildung d. Sprache: 82, — d. Sprache u. — d. Geistes: 113 f., Aufhören d. Sprache m. d. — d. Geistes: 79, — d. Typus e. Sprache: 116, Sprache im Verlaufe d. —: 99, — d. Sprachen: 77*, 89*, — d. Sprachen als — d. Kul-

tureinheiten: 155, — d. Sprachgeistes: 209*, Gesetzmäßigkeiten d. Sprachgesch. u. d. —: 113, — d. Sprachphilosophie: 4, — sprachphilos. Theorien: 78*, — d. naturwissenschaftl. orientierten Sprachwissenschaft: 82, Identifizierung d. — m. Staatengeschichte unjüdisch: 59 f., — als Staatsgeschichte: 220, Struktureinheiten d. —: 19, Struktureinheiten d. Sprache u. Struktureinheiten d. —: 158, ungeistiger Mensch hat am Verlauf d. — keinen aktiven Teil: 65, — e. Volkes als Explizieren e. Begriffswelt: 211*, Wellenbewegung d. —: 48, Phänomene d. — nach Wertkategorien beurteilt: 23, Wesen d. —: 49, Auffassung v. Wesen d. —: 43, — d. Wissenschaft: 108, — d. Wissenschaften: 4, 43, — e. Wortes: 89, 90, 91, — d. Worte u. Wortbedeutungen: 91, — d. Wortbedeutungen u. Grammatik: 213, Zäsuren d. —: 49, — d. Zahl: 103, geistige Zielsetzung d. —: 47.

Geschichtsansicht, allgemeine —: 220.

Geschichtsbetrachtung: 52, — v. d. Entwicklungsphase d. Kulturen abhängig: 54, Reaktion e. synthetischen — gegen e. analytische: 54.

geschichtsbildend, —e Bedeutung d. Propheten: 56, —e Idee d. Epochen: 60, —e Kraft d. Geistigen: 70, —e Kraft d. Gottesbegriffes: 56, Sprache e. —es Moment: 73*.

Geschichtsdarstellung: 128.

Geschichtsdeutung, idealistische —: 38,

Geschichtsforscher: 54.

Geschichtsforschung, Zielsetzung d. Geschichtsschreibung u. —: 53.

Geschichtsgestaltung u. Sprachentwicklung: 7.

Geschichtsmythos: 40.

Geschichtsphilosophie: 40, 96.

geschichtsphilosophisch, Sprache v. Humboldt nicht nach d. —en Seite hin untersucht: 99, —e Probleme u. Sprachwissenschaft: 3.

Geschichtsschreiber: 54.

Geschichtsschreibung: 219 f., Probleme e. —: 52, Subjektivität d. —: 53, 54, Zielsetzung d. — u. Geschichtsforschung: 53.

Geschichtstheologie: 47.

Geschichtswissenschaft: 53, 128, Sprachwissenschaft u. —: 223.

Geschwulsttheorie: 20.

gesellschaftliche Struktur u. Sprache: 118.

gesellschaftsbildend, —e Macht d. Begriffe: 57, Sprache e. —es Moment: 73*.

Gesenius, W.: 89*.

Gesetz, Begriff als Individualität folgt s. eigenem —e: 68, physikalischer Begriff d. —es: 80, Art u. — d. Entwicklung d. zentralen Begriffe: 52, — u. Empirie: 16, ethisches —: 39, Existenz d. —es: 17, — d. Explikation: 24, — nicht nur Konstruktion, sondern Gültigkeit: 80, — d. Materie: 22*, — u. Notwendigkeit: 16, Nichtanwendbarkeit d. naturwissenschaftl. Begriffes d. —es auf d. Sprache: 81 f., Realisierung d. transzendenten —es: 17, Transzendenz d. —es: 16 f., — u. Eigenart d. Umgangssprache: 133*.

Gesetze, Dynamik nach —n: 15, — d. Lautentwicklung: 80, — d. Sprache: 80.

Gesetzescharakter d. jüd. Religion: 57 f.

Gesetzeslehrer: 58.

Gesetzlichkeit, Begriff d. —: 80, — d. Begriffs u. — d. Materials in d. Kunst: 130*, innersprachliche —: 11 f., eigene — d. sprachlichen Elemente: 160.

Gesetzmäßigkeit d. Überschichtung e. geistesgeschichtl. Prozeß: 141.

Gesetzmäßigkeiten d. Sprachgeschichte u. d. Geschichte: 113.

Gespräch als Ausgangspunkt sprachlicher Untersuchungen: 10.

gesprochen, Sprache als —e Sprache biologisch bedingt: 81.

Gestalt, Idee ist — u. bedarf d. Wortes nicht: 76.

Gestaltelemente, Wort u. Begriff als — e. ganzheitlichen Seins identisch: 110.

gestaltend, Individuum Träger d. —en Momentes in d. Begriffsgeschichte: 62.

Gestaltung d. Fragesätze u. Struktur d. Denkens: 201.

Gestaltungsmöglichkeiten d. Sprachen u. Grammatik: 205.
Gestaltungsprinzip, d. z. Wellenbewegung d. historischen Geschehens führt: 48.
Gleichartiges, Überbetonung d. —n u. Verschiedenartigkeit d. einzelnen Individualitäten: 61.
Gleiches, verschiedener Ausdruck d. semasiologisch —n als Ergebnis psychologischer Gegebenheiten u. historischer Entwicklungen: 216.
Gleichförmigkeit, „Lautgesetze" e. Tendenz z. — entsprungen: 82, psychisches Moment d. Assoziationsgesetzes e. Grund f. d. Tendenz auf —: 80. — als Gegenpol. z. Originalität: 80, — e. Bildungsgesetz d. Sprache: 80.
Gleichklang u. Analogie: 177.
Gliederung d. Geschehens innerhalb d. einzelnen Kulturen in Epochen: 49, — d. historischen Geschehens in d. Gesch. einzelner Phänomene: 49, — d. Satzes u. — d. Denkens: 198, Kongruenz zwischen d. — d. Satzteile u. d. — d. Vorstellungen: 197.
göttliches Prinzip: 57.
Götze, A.: 140*.
Goldscheid: 23.
Gott: 16*, Begriff d. ethischen Bestimmtheit d. Willens —es f. d. Judentum konstituierend: 58, Begriff e. —es d. Geschichte: 57, Realisierung d. Anspruchs —es auf universelle Gültigkeit in d. Geschichte: 57, Lösung d. Spannung zwischen d. Universalitätsanspruch —es u. d. Gottesferne d. Welt: 57.
Gottesbegriff: 30, 34, 44, 56, — als Begriff d. Unbegrifflichkeit: 50, — e. Losgelöstsein aus d. Begriffssystem: 50, ethischer Charakter d. —es: 57 f., entscheidende Bedeutung d. Explikation d. —es f. d. Geistesgeschichte: 55, Explikation d. —es kontinuierlich: 58, geschichtsbildende Kraft d. —es: 56, Isoliertheit konstituierendes Element am Gottesbegriff: 50, israelitischer —: 55, israel.-jüd. —: 59, Geschichte d. —es im Judentum: 55, Explikation d. jüd. —es: 56, Monotheismus im — d. A. T.: 57, Explikation d. monotheistischen —es: 58, Explikation d. —es nach s. monotheistischen Seite hin f. d. geistige Phänomen d. israel.-jüd. Prophetismus konstituierend: 56 f., Nuancierungen d. —es v. d. Eigenart e. Kultur bestimmt: 50, universalistische Auswertung d. —es: 59, — v. zentraler Bedeutung in Kulturen religiöser Prägung: 49.
Gottesferne, Lösung d. Spannung zwischen d. Universalitätsanspruch Gottes u. d. — d. Welt: 57.
Gottesname: 125.
Gottesvorstellung: 55.
Gottheit: 22*.
Grammatik: 76, Analogiebildung u. durchgebildete —: 177*, Aufgabe d. —: 160, Begriffe d. —: 205, allgemeine u. spezielle Begriffe d. —: 206, Brauchbarkeit d. Systems d. —: 163, dynamischer Aufbau d. —: 200, — u. Möglichkeiten d. Explikation: 205 f., Formalismus d. —: 214, formalistischer Charakter d. —: 206*, formale Grundprinzipien d. —: 206, — d. klassischen Hebräisch: 209, System d. — als Hilfskonstruktion: 163, 207*, — als Hilfskonstruktion f. d. Sprechenden: 207*, konstruktive —: 161, Beschränkung d. — auf mechanistische Prinzipien: 206*, — d. Neuhebräischen: 209, parachronistische Darstellungsweise in d. —: 209, psychologische Grundlegung d. —: 161, Regeln in d. —: 161, allgemeingültiges Schema d. —: 162, — als adäquates Bild d. Seinsstruktur (Denkstruktur): 76, Bildungsprinzipien e. Sprache u. —: 209, Entsprechung v. Sprache u. —: 207, Gestaltungsmöglichkeiten d. Sprachen u. —: 205, spezielle — f. jede Sprache: 206, — u. Sprachgeschichte: 205, Sprachgeschichte als Begriffsgeschichte u. —: 205, Erfassung d. Sprachstruktur als Aufgabe d. —: 208, dynamische Sprachstruktur u. —: 205, synchronistische u. parachronistische Betrachtungsweise in d. —: 216, synchronistische Darstellungsweise in d. —, methodisch begründet: 208, traditionelle —: 160 f.
„Grammatikalisation": 89*, 189*, 206*, 213*, Begriff d. —: 213*.
grammatikalisch, —e Begriffe d. Griechen angewandt auf d. Semitische: 208, Differenzierung als —es Formalprinzip: 206*, Ab-

wertung d. formal —en Elements in d. Sprache: 202, —e Funktion: 89*, lexikalischer Gehalt e. Sprache konservativer als d. —en Erscheinungen: 141, Sprechbarkeit u. Einheitlichkeit d. —en Schemas: 176, —es System u. Muttersprache: 207*, unerlaubte Verallgemeinerung d. —en Systems: 194, Allgemeingültigkeit —er Systeme: 209, Entwicklungsphasen d. Sprachgeschichte u. —e Terminologie: 209, —e Theorie u. Terminologie u. d. Ergebnisse d. vergleichenden Sprachwissenschaft: 207*.

Grammatiken, Übereinstimmung d. — verschiedener Sprachen in bezug auf d. allgemeinen Formalprinzipien: 207.

Grammatiker, mittelalterliche —: 165.

Grenzbegriff: 101.

Grenzen, Charakter, — u. Entwicklung d. jüd. Geistesgeschichte: 54.

Grenzsetzungen d. Sprache: 94, 127.

Grenzzustand, Evidenzerlebnis als Erlebnis e. —es: 195.

Griechentum: 57, 64.

griechisch, —es Denken: 72, —e Philosophie: 71, 76, Methode, Terminologie u. Problemstellung d. Sprachphilosophie haben ihren Ausgangspunkt in d. —en Philosophie: 71.

Griechisch als Kasussprache: 185 f., Passivformen im —en u. Lateinischen: 184.

Grimm, J.: 215.

Größen, feststehende u. inkommensurable — d. Sprachen: 114*, Unterschiedlichkeit zweier —: 110.

Größenverhältnisse, Bildung d. Wortgruppenlehre u. d. Einfluß d. natürlichen —, Wert- u. Ordnungsverhältnisse: 203*.

Gründer: 19.

Grundbegriffe, ethische —: 47.

Grundgesetz, phylogenetisches —: 203.

Grundhaltung, Identifizierung d. Redens in Sätzen m. d. Ausdruck e. höheren ethischen —: 88*.

Grundprinzipien d. Denkens: 4, formale — d. Grammatik: 206.

Grundsprache: 139*.

Grundwort d. Bedeutungsgruppen: 167, — in d. Bedeutungsgruppe: 168 f.

Gültigkeit, Tendenz e. Begriffes auf absolute — bedeutet zugleich d. Anspruch e. soziologischen Gruppe: 66 f., d. jeweilige im Mittelpunkt d. Entwicklung stehende Begriff tendiert auf absolute —: 66, Wert u. — d. Denkaxioms: 68, Gesetz nicht nur Konstruktion, sondern —: 80, Realisierung d. Anspruchs Gottes auf universale — in d. Geschichte: 57.

Gültigkeitscharakter u. Wahrheitscharakter d. Sprache: 77.

Güntert, H.: 207*, 225*.

Gulkowitsch, L.: 9, 58, 93*, 163*, 164*, 191*.

Gunkel, H.: 222*.

Habitus, geistiger — e. Volkes: 155.

Häufigkeit d. Vorkommens als Norm: 211.

Hamann: 98.

Handlung, Individualität u. spezifische —: 180.

Hapaxlegomenon: 211.

Haplologie: 174.

Harmonie, Begriff d. — v. zentraler Bedeutung in ästhetisch bestimmten Kulturen: 49.

„Hassen" u. „Haß": 191.

חסיד: 221.

Hauptsatz: 197, 199.

hebräisch, objektiver Charakter d. —en Syntax: 154, Phasen d. —en Sprachgeschichte: 89*, —e Sprachgeschichte unter d. Einfluß d. Umwelt: 200.

Hebräisch: 108*, 134, 222*, Abstrakta im —en: 154, nota accusativi im —en: 89*, Aktionsart im —en: 180, alttestamentl. —: 210*, — u. Arabisch: 153, Aspekt u. Tempus im —en: 181, Dreibuchstabigkeit d. Wurzeln im —en: 168, Entfremdung d. —en v. eigenen Wesen: 153, Erbmasse d. —en: 153, erzählender Stil im —en: 181, Grammatik d. klassischen —: 209, Bildung distinkter Kategorien im klassischen —: 191, — als Sprache e. geistigen Kultur: 152, modernes —: 8, — als neugeschaffene Sprache: 153, palästinensisches —: 139*, Periode im —en: 199, Priorität d. Plurals im —en: 167 f.,

Gefahr e. Spaltung in d. Entwicklung d. —en: 152, gegenwärtige Situation in d. Sprachgeschichte d. —en: 152 f., Begriff d. Sünde im —en: 154, Tempora im —en: 154, Bindung an d. Tradition im —en: 153, Überfremdung d. —en: 153, — als Umgangssprache: 152, verbozentrischer Charakter d. —en: 154, 179, Verbum u. Zeitkategorie im —en: 181 f.
Hegelianer: 79.
Hegelsche Philosophie: 54, — Trias: 79.
heilige Sprache Kinder zu lehren ist Erziehungspflicht: 72*.
Heiliger: 122.
Helmholtz: 80.
Heraklit: 73.
Herder: 98.
חסד: 123 f., 123*.
heterogene Bildungen d. Sprache: 142.
Heterogenes, Denken kann — in einem Begriffe u. einem Worte zusammenfassen: 93, 94.
Heterogenität: 53, — d. psycholog. Typus gegenüber d. kulturellen: 42, — d. Kulturen u. Resultantenbildung: 35.
Hethitisch: 140*.
Heuristik: 113.
heuristisch: 78, —e Funktionen d. Sprache: 106, —es Prinzip: 105.
Hierarchie: 99, spezifische Struktur u. — d. Begriffe: 54, — d. natürlichen Formen: 43.
הפעיל u. פָּעַל: 180.
Hilfskonstruktion, Grammatik als — d. Sprachwissenschaft: 207*, Grammatik als — f. d. Sprechenden: 207*.
Hilfskonstruktionen: 26.
Hilfssprachsysteme: 149*.
Historik, Antinomie d. —: 220*.
historisch, Assimilation als —er Vorgang: 175, Ausläufer —er Bewegungen: 56, psychologischer u. —er Faktor in d. Bedeutungslehre: 214 f., —er Standpunkt in d. Bedeutungslehre: 214, Explikation d. Begriffe als Formalprinzip u. Triebkraft d. —en Geschehens: 48 f., Beharrungsvermögen —er Bewegungen: 56, —e Denkart: 114*, Dissimilation als —er Vorgang: 175, —e Dokumente e. Kultur: 212 f., —e Einheiten: 88, —e Forschungen: 83, Bild d. —en Geschehens: 48, Gestaltungsprinzip, d. z. Wellenbewegung d. —en Geschehens führt: 48, Gliederung d. —en Geschehens in d. Geschichte einzelner Phänomene: 49, Geschichte d. jüd. Volkes e. Disziplin d. —en Philologie: 59, —e Kategorie: 82, —e Konsequenzen: 99, —e Ereignisse u. Kontinuum d. Geschichte: 220*, Mannigfaltigkeit d. —en Geschehens: 50, —e Methode: 109, Methodik d. —en Forschung: 71, —e u. mythische Anschauung: 217, Überwindung d. mythischen Anschauung durch e. —e: 73*, mythische u. —e Weltbetrachtung: 73*, Untergang d. Mythos in e. —en Betrachtungsweise: 73*, —e Priorität im Denken u. in d. Sprache: 100, —es Phänomen: 50, 51, —e Reminiszenzen: 73*, —e Schriften d. A. T.: 73*, verschiedener Ausdruck d. semasiologisch Gleichen als Ergebnis psychologischer Gegebenheiten u. —er Entwicklungen: 216, Sprache d. —en Anschauung: 73*, gemeinsame Formalprinzipien d. Sprachen u. —er Ursprung: 105 f., —es Problem d. Sprachentwicklung: 76*, Sprachprinzip als Sosein d. Sprache u. —e Ursprache: 105, —e Sprachwissenschaft u. Völkerwanderungen: 140, Strukturprinzipien d. —en Geschehens: 3, symbolische u. —e Anschauung: 73*, —e Tatsächlichkeit: 91, d. Phänomen d. Einzelsprache als Ergebnis —er Unzulänglichkeit: 83, Zeit im mathematisch-physikalischen u. im —en Sinne: 73*, —er Zeitbegriff: 73*, Existenz d. Volkes unabhängig v. Zufälligkeiten äußerer —er Entwicklung: 59.
Hörender, Rolle d. —n: 93, Sprechender u. —: 92, 162, Bedeutung d. Sprache f. d. Sprechenden u. f. d. —n: 78*.
Hoffmann, E.: 7.
Homogenität: 141, — d. Begriffssystems u. Explikation: 121, — d. wissenschaftl. Ergebnisse: 221, — d. Kulturen: 33 f., — u. gemeinsamer Ursprung: 34.
Humanität: 40, 47.
Humboldt, W.: 96, 97, 98, 99, 227.
Husserl, E.: 94.

Ich-Du-Er: 100, 103, Raum v. — her aufgeteilt: 100.
Ich-Welt: 100.
Ichbegriff, formaler —: 104.
Ichbewußtsein: 102, 104.
Ichbezogenheit: 163 f., 164*.
ideal, Begriffssprache als Erfüllung d. —en Wesens d. Sprache: 83.
Idealfall: 95.
Idealismus, deutscher —: 64, ahistorischer Charakter d. deutschen —: 83, 96.
idealistisch, —e Philosophie: 73, 76, systematischer Charakter d. Sprachtheorien d. deutschen —en Philosophie: 83.
idealistisch-dynamische Auffassung d. Sprache: 88*.
Idealkonstruktion, absolute Adäquatheit e. —: 109, ungestörte Explikation als —: 23.
Idealsprache: 147.
Idee: 94, geschichtsbildende —: 60, — ist Gestalt u. bedarf d. Wortes nicht: 76.
Ideen: 76, allgemeine —: 77, „Allgemeines" aus d. einfachen — nicht abstrahierbar: 77, Denken als e. Ordnen d. einfachen — nach Prinzipien: 77, geschichtsbildende — d. Epochen: 60, Worte nur konventionelle Namen d. einfachen —: 77, selbständiges Sein d. —: 76, Wesen d. Sprache besteht im Ausdruck v. —: 82*, Sprache als e. Verfälschung d. —: 78.
Ideengeschichte: 28, 39, 73*, Literaturgeschichte als —: 225, mythische Anschauung als erste Anschauungsstufe d. Menschheit in d. —: 73*.
Identifikation, unerlaubte — v. Sache u. Bild: 48, — v. Wort u. Begriff: 73.
Identifizierung d. Redens in Sätzen m. d. Ausdruck e. höheren ethischen Grundhaltung: 83*.
Identität, Äquivokation zugleich — d. Begriffes: 94, — v. Aussage u. Wirklichkeit: 26, — begrifflicher u. sprachlicher Erscheinungen: 210, — sachlicher Beziehungen u. historischer Entwicklungen: 176, — v. Denken u. Sprache: 88*, — v. Geist u. Sprache: 158, — verschiedener Individualitäten: 98, — v. Inhalt u. Form: 214, — d. Komposita u. d. entsprechenden Wortfügungen: 215, — d. Seins m. d. Werden: 113, — v. Sprache u. Denken: 126, — d. seelischen Funktionen bedingt e. synthetische Betrachtungsweise d. Sprache: 85 f., d. Wesen d. Sprache liegt in d. — d. „Symbols" m. d. Symbolisierten: 86, — d. Sprache m. d. historischen Werden: 113, — v. Wort u. Begriff: 89, 89*, 93, 94, 95, 115, 130, 158, 188 f., 195, 200, — v. Wort u. Begriff (einfache Ideen): 78, Akzent unter d. Gesichtspunkte d. — v. Wort u. Begriff: 169 f., — v. Wort u. Begriff in d. kabbalistischen Betrachtungsweise: 202, — d. Wort- u. Begriffsentstehung: 89, — v. Wortklassen u. Begriffsklassen: 188 f.
Ideogramm: 81.
Ideologie, normative — als regulatives Moment in d. Sprache: 212*.
imperfectum consecutivum: 181.
impersonelle Ausdrücke im Arabischen: 183*.
indications historiques: 206*.
indifferent, e. am Anfang d. Entwicklung gegen d. Unterschied zwischen Verbum u. Nomen —e Größe: 104.
Individualbewußtsein u. Gesamtbewußtsein: 110*, — u. Individuum: 87.
Individualität: 65, 86, — d. Aussage: 69, — d. Begriffes: 196, Begriff als — folgt s. eigenen Gesetze: 68, organisches Verhältnis zwischen d. — d. einzelnen Begriffs u. s. Bindung an e. dynamisches System v. Begriffen: 69, — als Überbetonung irgendeiner Seite d. Begriffskomplexes: 61, — d. Beobachters u. — d. Aussage: 67, — d. Bewußtseins: 87, — d. Erkenntnis: 69, schöpferischer Anteil d. Individuellen an d. Geistesgeschichte gebunden an d. dialektische Verhältnis zwischen — u. Ganzheit: 145, Wechselbeziehung zwischen — u. Ganzheit: 65, — u. spezifische Handlung: 180, Sprache u. — d. Lebendigen: 111, — d. Sprachen: 117, — d. Sprachen u. Grammatik: 205, persönliche — u. soziologische Gruppen bedingen e. Unterteilung d. Sprachen: 144.
Individualitäten, addierbare —: 108*, geistige Gemeinschaft

beruht auf Verschiedenartigkeit d. einzelnen —: 61, Überbetonung d. Gleichartigen u. Verschiedenheit d. einzelnen —: 61, Identität verschiedener —: 98, Sprachen als —: 148*, Spannungen zwischen d. — aktiviert durch d. Sprache: 219, Phasen d. Sprachentwicklung als —: 208.

Individualpsychologie: 91.

individuell, —es Denken: 95, 188, einheitlicher Denktypus trotz —er Nuancierung: 142, gemeinschaftlicher Faktor aller —en Erkenntnisse u. Aussagen u. d. Wissenschaft: 69, —e Erscheinung: 97, Gemeinschaften als —e Ganzheiten Trägerinnen d. Explikation: 145, —er Charakter d. Sprache: 194, 218, —er Charakter d. einzelnen Sprachen: 105, —e Willensrichtung: 60.

Individuelles, Anerkennung d. —n: 97, Ausschaltung d. —n: 62, Vereinsamung d. Einzelnen durch Ausschaltung d. —n: 62, Freiheit d. Entfaltung d. —n: 63, schöpferischer Anteil d. —n an d. Geistesgeschichte gebunden an d. dialektische Verhältnis zwischen Individualität u. Ganzheit: 145, Explikation d. Einheit d. Geistes in d. Mannigfaltigkeit d. —n: 156.

Individuen, Sprache als d. allen — gemeinsame geistige Substrat d. Sprechens: 86.

Individuum Träger d. gestaltenden Moments in d. Begriffsgeschichte: 62, Denken d. —s: 96, — als Substrat e. Entwicklung: 23, — als alleiniges Substrat d. Entwicklung: 66, ohne d. Ganzheit kann d. — nicht expliziert werden: 145, Einheit d. Geistes u. —: 156, — nur als Glied in d. Entwicklung d. Geistes schöpferisch: 145, geistige Leistung d. —s: 65, — u. Gemeinschaft: 88, 92. 110, 112*, dialektisches Verhältnis zwischen — u. Gemeinschaft: 114, Gemeinschaft u. — in ihren Beziehungen zueinander als Träger d. Entwicklung in d. Geistesgeschichte: 65, — mehr als e. Teil d. Gemeinschaft: 65, — u. Gesamtheit: 110, — u. Individualbewußtsein: 87, — u. Sprache: 218, — als Urheber einzelner Nuancierungen d. Sprache: 144, — u. Sprachcharakter: 131.

indogermanisch, —e Sprachen: 89*, —er u. semitischer Sprachtypus unter begriffsgeschichtlichem Gesichtspunkte: 164*.

Indogermanisch, Flexion d. Verbums im Semitischen u. im —en: 101, 140*.

Ineinanderwachsen d. Kulturen: 53.

Infinitiv u. Nomen: 190.

Infinitive u. nominale Abstrakta: 180.

infinitivus constructus: 191*.

Inhalt, Einheit v. — u. Form in d. Sprache: 160, Identität v. — u. Form: 214.

Inhalte, Sprache an — u. Anschauungen gebunden: 106.

inhaltliche Bestimmtheit e. Philosophie: 54.

inkommensurable, feststehende u. — Größen d. Sprachen: 114*.

innere, „— Selbstbefreiung“: 84, „— Sprachform“: 126, — Sprachform d. Verbums: 189, — Sprachstruktur als Norm e. Sprache: 211.

inneres Passivum im Semitischen: 183.

innerindividueller Vorgang d. Sprache: 93.

Instrument, Sprache als adäquates — d. Denkens: 212*.

Integrität d. Begriffssysteme: 18.

Intensität d. begrifflichen Explikation: 35, — u. Expansionskraft d. geistigen Kräfte: 48, geistige —: 63, 64.

Intensivformen, Bildung d. — u. Denkvorgang: 180.

Intensivierungspartikeln: 89*.

Intensivstamm: 179 f.

interesseheischende Äußerung, Vokativ als —: 186*.

interindividuell, Sprache u. —es Moment am Geistigen: 111, —er Charakter d. Sprache metaphysisch bedingt: 91, —es Moment in d. Sprache: 91, —er Charakter d. Sprache psychologisch bedingt: 91.

Interjektion: 84, Adjektivum u. —: 187, — als Keimzelle d. Sprache: 82*, — keine Vorstufe d. Sprache: 84, — d. erste Sprachform: 85, — untersprachliches Element: 84.

Interjektionen: 96.

internationale, —er Charakter d. Kultur: 7, —er u. intersprachlicher Charakter d. Zivilisationssprache: 112*.
intervölkische Kultureinheiten: 120.
Intuition, Begriff d. —: 109.
intuitives Wissen um d. Wesen d. Sprache: 227.
Invasion, kulturelle —: 159*.
In-Worte-Fassen: 98, 106*.
irrationales u. rationales Moment i. Geiste: 155.
Irreales, Verneinung u. Wunsch als Ausdruck d. Beziehungen d. Realen z. —n: 201.
Irrtümer i. d. Geschichte e. Begriffes u. ihre Korrektur v. d. Gesamtheit d. Begriffskomplexes aus: 196.
Irrtum, Sprache als Trägerin e. schwerwiegenden —s d. Menschheit: 77*.
Islam als selbständige Kultureinheit: 120.
isolierend, Akzent u. —e Tendenzen d. Denkens: 169 f., Konsonantendissimilation u. —e Tendenzen d. Denkens: 169 f., —e Sprache drückt Bedeutungen aus: 79, —e Sprachen: 79, 148.
isoliert, Bildungssilben als —e Größen i. Sprachbewußtsein: 198, —e Wortbedeutung: 201.
Isoliertheit konstituierendes Element am Gottesbegriffe: 50, Diskrepanz zwischen — d. Wahrnehmungen u. d. Allgemeingültigkeit: 77*.
israelitischer Gottesbegriff: 55.
israelitisch-jüdisch, —e Geschichte: 134, —er Gottesbegriff: 59, Explikation d. Gottesbegriffes nach s. monotheistischen Seite hin f. d. geistige Phänomen d. —en Prophetismus konstituierend: 56 f., monolatristischer Charakter d. praktischen Religionsübung d. —en Volkes: 55.
Iterativ bei Verba: 103.

Jalkūṭ Šim'ōnī: 72*.
Jargon: 124.
Jargonierung: 139*.
Jehuda, E. ben: 164*.
Jeruš. Šeḳālīm: 72*.
Jeschiba: 60.
Jespersen, O.: 129*, 136*, 139 f., 139*, 149*, 183*, 207*.
Judentum: 54, 57, Explikation d. im — gegebenen Begriffe: 57, innere Geschichte d. Begriffsexplikation ist wirkliche Geschichte d. —s: 60, 18, — u. Christentum: 51, Geistesgeschichte d. —s: 57, geistige Kräfte im —: 150, Geschichte d. —s: 51, 54, 57, 63, Begriff d. ethischen Bestimmtheit d. Willens Gottes f. d. — konstituierend: 58, Geschichte d. Gottesbegriffes im —: 55, Karäer Vertreter e. einseitigen Prinzips d. —s: 67, Konsolidierung d. religiösen u. juristischen Lehrgehaltes im —: 59, palästinensisches —: 152, Zentralbegriffe d. —s ethisch-religiös: 54.
jüdisch, —e Geistesgeschichte e. Explikation v. religiös zentralen Begriffen: 55, Charakter, Grenzen u. Entwicklung d. —en Geistesgeschichte: 54, genuin —: 51, genuin —e Kultur: 60, —e Geschichte: 220, 221, —e Gesch. als Märtyrergeschichte: 220*, zentrale Aufgabe e. Geschichte d. —en Geistes u. d. —en Philosophie: 56, Explikation d. —en Gottesbegriffes: 56, religiöse Grundlage d. —en Philosophie: 55, —e Religionsgeschichte: 56, —er Staat: 59, Gesch. d. —en Volkes e. Disziplin d. historischen Theologie: 59.
Jüdisches: 150.
Jünger, Bildung e. Gemeinschaft im Sinne v. Meister u. —: 142 f.
Jung, C. G.: 42*, 43.
Jussivformen, Laryngalis in —: 176*.

Ḳabbālā, ältere —: 89*.
kabbalistisch, metaphysische Aussagen innerhalb d. —en Systems: 202*, Identität v. Wort u. Begriff in der —en Betrachtungsweise: 202, —e Wortbetrachtung: 202.
Kanisisches: 140*.
Kanon: 58.
Kantische Philosophie: 54.
Karäer als Vertreter e. einseitigen Prinzips d. Judentums: 67, Bewegung d. — nur modifizierend: 67, — gegen d. Tradition: 67.
kasuelle Defektivität: 185 f.
Kasus, Aufgabe d. —: 185, Auftauchen u. Verschwinden d. —: 185, 186, Definition d. Begriffes —: 185*, Entstehung d. — aus

Lokalbezeichnungen: 100, syntaktische Beziehung konstituierend für d. Begriff d. —: 185*, — phänomenologisch betrachtet: 186*, Zahl der —: 185*.
Kasusendungen, kontrahierte Pronomina als —: 186, Raumbezeichnungen als —: 186, Verschwinden d. —: 89*.
Kasusformen: 185 f., — u. begriffliche Korrektheit: 186, — u. Vollständigkeit d. Schemas: 186.
Kasussprachen: 185 f.
Katachrese bei d. Bildung grammatikalischer Termini: 192.
Kategorie d. Wertes: 23.
Kategorien, „Ewigkeit" u. Zeit im Sinne d. Geschichte getrennte —: 73*, Bildung distinkter — im klassischen Hebräisch: 191, — d. Lebens u. d. Todes: 21, — Raum, Zeit u. Zahl in Sprache u. Denken: 99*.
κατηγορούμενον: 193.
katholische Kirche als selbständige Kultureinheit: 120.
Katholizismus: 51.
Kausalität: 44, — als Form d. Anschauung: 25.
Kautzsch: 89*.
Kieckers, E.: 147*, 169*.
Kind, Sprachentwicklung d. —es: 211*.
Kinder u. Erwachsene: 140.
Kindersprache: 129*, — u. Erwachsenensprache: 136*.
kindliche Begriffswelt: 140.
kinetisch, im Sprechen wird e. —er Energiezustand potentiell: 86.
Kirche, katholische — als selbständige Kultureinheit: 120.
Klangspiel: 138.
Klassifikation: 11, „Ausnahmen" u. Normalfälle bei d. —: 188, — als künstliche Vereinfachung: 188.
Klassifikationen, Problematik d. grammatikalischen —: 188 f.
Klassifikationsarbeit d. Sprache: 105.
Klassifizierung: 188 f., 189*, Schwäche d. —: 188 f., — d. Sprache: 108, — d. Wortarten: 188 f., logische — bei d. Wortbildung: 177.
Klassifizierungsprinzip, Sexus kein ursprüngliches —: 108*.
klassisch, Satzform d. reinen Aussage als —e Satzform: 200.
Klatzkin, J.: 164*.
Klausner, J.: 150*.
körperlich, —er Habitus durch geistige Faktoren beeinflußt: 145, Einheitlichkeit d. —en Typus u. Kultureinheit: 143, —e rassische Besonderheit Ergebnis geistiger Bedingtheiten: 145, —e rassische Besonderheit d. Menschengruppen kein schöpferischer Faktor: 145.
Körperteile, Richtungs- u. Raumkategorien durch — ausgedrückt: 100.
Körperwelt: 26.
Kombination, falsche — d. Begriffe: 38, — heterogener Denk- u. Sprachformen: 132 f., — v. Religion u. Kunst: 133, — v. Religion u. Wissenschaft: 133.
kombinatorische u. ganzheitliche Wortbildung: 176 f.
Komposita als Spezifizierung umfassender Begriffe: 215, — m. elliptischer Ausdrucksweise: 216, — m. metaphorischem Sinn im spezifizierenden Bestandteil: 216, — m. prädikativischer Beziehung: 215, — als relative u. korrelative Verbindung: 215, semantische Identität d. — u. d. entsprechenden Wortfügungen: 215.
Kompositum, semantischer Begriff d. —s: 215.
Kompromißsprachen: 139*.
Konfession: 121.
Konglomerat, Material d. Geschichtsforschung als —: 53.
Kongruenz zwischen d. Gliederung d. Satzteile u. d. Gliederung d. Vorstellungen: 197, — v. Subjekt u. Prädikat, v. Thema u. Rhema: 192 f.
Konjugation, personale —: 103, possessive —: 103.
konkret, —e Ausdrucksweise: 73*, Zählen —er Vielheiten: 104, d. Bestreben, e. reinen Zahlbegriff unabhängig vom —en Zahlbegriff zu gewinnen: 102.
Konkreta, Abstraktbegriffe nur Übertragungen aus d. Gebiete d. —: 77.
Konkretes: 73*.
Konkurrenzformen, Analogieformen als —: 177*.
Konsensus: 92*.

Konservativität formaler Erscheinungen: 151.
konservierend, Gemeinschaft stellt e. —es Element dar: 60.
Konsolidierung d. religiösen u. juristischen Lehrgehaltes im Judentum: 59.
Konsonantenassimilation: 173 f., analytisches Denken u. —: 177, — u. isolierende Tendenzen des Denkens: 174, synthetisches Denken u. —: 174, — bei Lehnwörtern: 174, — u. Stammthema: 174.
Konsonantenbestand u. Assimilation: 173, Bedeutung d. —es für d. Bildung v. Wortgruppen: 164 f.
konstituierend, Isoliertheit —es Element am Gottesbegriffe: 50, Problem, ob d. Anwendbarkeit naturwissenschaftlicher Methoden auf d. Phänomen d. Sprache e. —es Element sei: 81.
Konstruktion v. Fiktionen: 77*, Gesetz nicht nur —, sondern Gültigkeit: 80.
Kontamination: 206*.
kontinuierlich, —e Explikation d. Gottesbegriffes —: 58, —e Entwicklung d. Sprachen: 117.
Kontinuum d. Entwicklung: 143, — d. Entwicklung e. Kultur, metaphysisch betrachtet: 26, — d. kulturellen Entwicklung: 116, — d. sprachlichen Entwicklung: 116, — d. Entwicklung u. Gegensätze d. Epochen: 31, — d. Geistesgeschichte u. Sprache: 117, historische Ereignisse u. — d. Geschichte: 220*, Zeit als — in d. Sprache: 101.
Konvention, Einbürgerung technischer Bezeichnungen durch d. —: 152.
konventionell, Worte nur —e Namen d. einfachen Ideen: 77, —e Sprachrichtigkeit: 136.
Koordinatensystem, Zeit als —: 25.
Kopula: 136.
Kor'ān: 183*.
Korrektur, Irrtümer in d. Geschichte eines Begriffes u. ihre — von der Gesamtheit d. Begriffskomplexes aus: 196.
korrelativ, Komposita als relative u. —e Verbindung: 215.
Koschmieder, E.: 164*.
Kräfte, schöpferische — e. Kultur: 66.
Kräftespiel d. Begriffe: 18.
Kräftesystem: 52.
Kraftzentren, zentrale Begriffe als —: 50, — d. Geistes: 146.
Kraftzentrum, Begriff als —: 17 f., 24, 27, 28, Fehlen d. —s beim Schlagwort: 37.
Krankheitsnamen im Arabischen: 183.
Kraus, O.: 77*.
Krauß, S.: 224*.
Kreislauf d. Geschichte: 31.
Krise, beständige — e. explikationsfähigen Entwicklung: 66.
Krisis u. Phasenwechsel: 216.
Kritik, gegenwärtige Phase d. Sprachwissenschaft als Phase d. —: 216.
kritische Sprachforschung d. Empirismus: 97.
Künstler, absoluter —: 122.
künstlerischer Wille in d. Sprache: 203*.
künstlicher Plural: 108*.
Kultformen, jüdische —: 221.
Kultur, Angehörige e. —: 53, abstrakter Begriff d. —: 40, Eigenständigkeit e. Systems an Begriffen als d. entscheidende Element, das e. — konstituiert: 48, Eigenständigkeit e. — bedingt e. spezifischen Charakter d. zentralen Begriffe: 49, — als Explikation v. Begriffseinheiten: 39, Begriffskomplex vermag neue Träger d. — an sich heranzuziehen: 143, einzelne — als Manifestation e. eigenständigen Begriffssystems: 49, d. Aufgabe d. einzelnen Bewegungen innerhalb e. — ist e. aktive: 60, Bild d. —: 48, — als Einheitlichkeit d. Denktypus: 142, deutsche —: 64, historische Dokumente e. —: 212 f., Erkenntnismöglichkeiten f. d. geistige Eigenart e. —: 213, zentraler Begriff e. — bestimmt d. Einmaligkeit ihrer Eigenart: 49, Einzelner hat am Begriffssystem s. — teil: 61, französische —: 64, Ganzheit d. —: 158, allgemeines Gedankengut e. —: 119, Geschichte d. — als Geistesgeschichte: 142, einzelner Begriff u. einzelne — als faßbare Formen d. Geistesgeschichte: 71, Identität d. — m. d. Geisteskultur: 39 f., — als Summe geistiger Bestrebungen: 224, Geschichte e. —: 53, Ge-

schichte e. — faßt d. Einzelbegriffe unter e. Generalnenner zusammen: 61, Geschichte d. — u. Sprache: 135, Sprachwissenschaft u. Gesch. d. —: 109, Geschichtsbetrachtung v. d. Entwicklungsphase d. — abhängig: 54, Nuancierungen d. Gottesbegriffes v. d. Eigenart e. — bestimmt: 50, Hebräisch als Sprache e. geistigen —: 152, internationaler Charakter d. —: 7, islamische —: 120, genuin jüd. —: 60, religiös-ethischer Charakter d. jüd. —: 154, Bedeutung d. Tempelzerstörung f. d. jüd. —: 36, — u. Kulturen: 40, Genuß d. Kulturgüter kein Teilhaben an e. —: 65, — u. Kunst: 130*, Literatursprache als umfassendes Prinzip innerhalb e. —: 119, materielle —: 55, materielle — u. Sprache: 171, dialektisches Verhältnis zwischen — u. Menschengruppe: 142, Menschheit als Trägerin d. —: 40, Phänomen d. — 40, — u. Rasse: 144, schöpferische Kraft d. —: 66, 119, — als solche: 41, — u. Sprache: 69, 71, 115, 134, 138, 212*, 224, 225*, Sprache u. Begriffssystem e. —: 156, lebendige — u. Sprache: 152, — u. Sprache zwei Seiten derselben Sache: 109, allgemeines Sprachgut e. —: 119, Mißdeutung e. Wortsinnes e. Anzeichen f. d. Sterben e. Sprache u. —: 91, Struktur d. —: 221, Einheitlichkeit e. — u. Einheitlichkeit e. Typus: 142, Untergang e. — u. Sprache: 151 f., Träger e. — u. rassische Verwandtschaft: 142, Wesen d. —: 61, 64, 138, — u. Zivilisation: 39 f.

kulturbildend, —e Kraft: 83, Rasse e. —er Faktor: 142, Rasse als —es Moment: 143*.

Kultureinheit: 50, 51, Islam als selbständige —: 120, katholische Kirche als selbständige —: 120, Einheitlichkeit d. körperlichen Typus u. —: 143, spezifische Philosophie e. —: 54, Rasse als Trägerin e. —: 143, rassische Gleichheit u. —: 143, Sprache d. —: 138, — u. neue Sprache: 139, — u. sprachliche Neubildungen: 150.

Kultureinheiten: 54, 69, 72, 96, Eigenständigkeit d. —: 120, einzelne Epochen u. —: 52, intervölkische —: 120, Geschichte d. Sprache als Gesch. d. —: 155, Vulgärsprachen als —: 120.

kulturell, Kontinuum d. —en Entwicklung: 116, Gemeinschaft bewahrt d. Einheitlichkeit d. —en Phänomens: 60, —er Zionismus: 60.

Kulturen, Gesch. d. abendländ. —: 53, Alter d. — unter d. Gesichtspunkte d. Wertes: 35, Begriff d. —: 19, Begriff d. — bestimmt durch d. Einheit d. Begriffskomplexes: 19 f., 24, 42, Begriffe bestimmen d. Struktur d. einzelnen —: 49, Sprache als Ausdruck d. Eigenständigkeit d. Begriffssystems d. —: 121, Besonderheit d. —: 158, Besonderheit d. Sprachen als Besonderheit d. —: 116, Eigenständigkeit d. —: 26, 34, 159*, Eigenständigkeit d. — u. Sprachen: 162, Einfluß d. — aufeinander: 117, wechselseitiger Einfluß zwischen d. —: 34 f., Eingliederung Eingewanderter in d. —: 41, heterogene Eingriffe in d. Verlauf d. —: 36 f., — als Einheiten d. Geschichte: 19, — ohne sichtbare äußere Einkleidung: 33, Einteilung d. —: 42, — als immer neue Entfaltungsmöglichkeiten d. Geistes: 41, Entstehung d. —: 19, 34, Entwicklung d. — v. d. Einfachheit d. Begriffe über deren Differenzierung zu neuer Synthese: 31, neue Epochen innerhalb d. — 26, Explikation d. — als Gesch. d. Geistes: 20, Gegensätze innerhalb d. —: 31, geistiger Habitus d. —: 42, Gliederung d. Geschehens innerhalb d. einzelnen — in Epochen: 49, Gottesbegriff v. zentraler Bedeutung in — religiöser Prägung: 49, Begriff d. Harmonie v. zentraler Bedeutung in ästhetisch bestimmten —: 49, Heterogenität d. —: 35, Homogenität d. —: 33—35, — u. Humanität: 40, Ineinanderwachsen d. —: 53, Intensität d. Begriffsbildung innerhalb d. —: 35, Kontinuum in d. Entwicklung d. —: 26, 31, Kontinuum in d. Entwicklung d. —, metaphysisch betrachtet: 27, Konzentration d. — auf ihr Eigengut: 159*, Materie im Dienste d. —: 39, neue —: 41 f., Phasen innerhalb d. —: 35, — ohne Philosophie: 32*, — religiöser Prägung: 34, Bedeutung d. Sprache f. d. Eigenart d. —: 42,

Sprache u. Zentralbegriff d. —: 222, Zusammenfallen d. — m. d. Einheiten d. Sprache: 19, Tatsache e. Beziehung zwischen — u. Sprachen: 19, Stadien d. —, wertmäßig beurteilt: 39, organische Struktur aller lebendigen —: 53, Tempo d. Entwicklung d. —: 38, Träger d. —: 40 f., — als typenschaffend: 42 f., Häufung d. Differenzen zwischen Kulturtypus u. psycholog. Typus als Entstehungsform d. —: 42, Untergang ganzer — als Latenzzeiten d. begrifflichen Explikation: 49, gemeinsamer Ursprung zweier —: 34, Verfallserscheinungen d. —: 116, Vergleichbarkeit d. —: 33 f., Verschiedenheit d. —: 156, Begriff Volk v. zentraler Bedeutung in politisch gerichteten —: 49, d. vollkommenste Ausdruck d. Wesens d. — als ihr Höhepunkt: 40, — als zeitliche Größen: 19, Zentralbegriffe innerhalb d. —: 34.

Kulturepoche: 52.

Kulturgeschichte, Lehnwort u. —: 224*, 224 f., — d. alten Orients: 140*.

Kulturgüter, Genuß d. — kein Teilhaben an e. Kultur: 65.

Kulturkreis: 72.

Kulturkreise u. Sprachkreise: 83.

Kulturleben, eigenes — e. Volksgruppe: 35.

kulturschaffende Gemeinschaft: 64.

kulturschöpferisch, —er Mensch: 65, —e Rasse u. Schmarotzertum: 143*.

Kultursprache: 121, — u. Gelehrtensprache: 138, — als adäquater Ausdruck e. Kultur: 151, — u. Wortbildung: 152.

Kultursprachen, Anfangsstadium d. —: 151, moderne —: 136, 139*, 159*, Sprachen d. Zivilisation u. —: 112*.

Kulturtypus: 41 f., — u. psychologischer Typus: 42 f.

Kulturwert d. Sprachen: 151.

Kulturwerte: 213.

Kulturwissenschaft u. Naturwissenschaft: 29*, Sprachwissenschaft u. —: 225*.

Kulturzweige, Modifikation d. Sprachen durch d. Sprachen einzelner —: 131.

Kultus: 36.

Kumulation: 22.

Kunst: 13, 221, Begriff in d. bildenden —: 130*, Gesetzlichkeit d. Begriffes u. Gesetzlichkeit d. Materials in d. —: 130*, — u. Kultur: 130*, Kombination v. Religion u. —: 133, Bild d. Wirklichkeit in d. —: 128, Synthese v. — u. Wissenschaft: 129, 129*.

Kunstsprache: 149.

לבן, Wortgruppe —: 164 f.

Labial: 172.

Längsschnitte, sachliche — durch e. Kultur: 26.

Laktanz: 177*.

Lampe, M.: 210*, — -Vilhelmson: 222*.

Lamprechtsche Schule: 60.

Landessprache: 140, Unterricht in d. —: 212*.

Landsberger, B.: 181.

Laryngalis in Jussivformen: 176*.

Latein d. Kirche: 120.

Lateinisch, Akzent im —en: 170, deponentia im —en: 184, — als Kasussprache: 185 f., Passivformen im Griechischen u. —en: 184, Nominativ d. pronomen personale im —en: 198.

latentes Werden d. Begriffes: 198.

Latenz d. Evidenzerlebnisses: 198.

Latenzzeit: 66.

Latenzzeiten: 44 f., 51, — d. Begriffsbildung: 37 f., — d. Begriffsexplikationen: 40, — d. Explikation: 156, Untergang ganzer Kulturen als — d. begrifflichen Explikation: 39, 49, geistige —: 63.

Latenzzustand, nominales Element als — e. verbalen: 180.

Laut als sprachbildendes Element: 80, — als Ausgangspunkt sprachlicher Untersuchungen: 10, d. — u. nicht d. Begriff garantiert nach d. Auffassung d. Psychoanalytiker d. Einheit d. Vorstellung: 82*.

Lautbild, Begriff, Wort u. — d. Wortes e. Einheit: 81, Beweglichkeit d. —es: 171.

Lautbildung: 81, Entwicklung d. —: 172, Geschichte d. —: 135, Sprechen e. mechanische —: 138, — u. Sprechorgane: 170 f.

Lautcharakter: 82, — d. Wortes: 130.

Lautentwicklung, Gesetze d. —: 80.
Lautgeschichte, geistige Triebkräfte in d. —: 172, physiologische Ursachen d. —: 170, Schematismus d. —: 171.
„Lautgesetze" e. Tendenz z. Gleichförmigkeit entsprungen: 82.
Lautgruppen, agglutinierende Sprache hat besondere — f. d. Ausdruck d. Bedeutung u. f. den d. Beziehung: 79.
Lautkombination: 93.
Lautlehre u. Bedeutungslehre: 194, Wortgruppe u. —: 194.
lautlich, Ableitungen d. Sprache aus motorischen —en Reaktionen: 96.
Lautveränderungen, Ursachen d. — im Deutschen: 179.
Lautwandel: 206*.
Lautwert d. Wortes: 81, 82.
Leander, P.: 183.
Leben: 18, 21, — d. Geistes: 27, — u. Kultus: 36, Einordnung d. Sprachwissenschaft in d. Gesamtheit d. geistigen —s: 225 f., Wissenschaft u. —: 226.
lebendig, organische Struktur aller —en Kulturen: 53.
Lebendiges, Sprache u. Individualität d. —en: 111.
Lebensformen d. Geistes: 94.
Lebensgebiete, Sprache d. —: 118, 121, 122 f., Nuancierungen in d. Sprache d. Stände, Berufe u. —: 136, Sprache d. — als Überbetonung eines Momentes: 131.
Lebensverbundenheit u. Entwicklungsfähigkeit d. Sprache: 217.
Lehmann, G.: 88*.
Lehnübersetzungen: 150.
Lehnwörter, Konsonantenassimilation bei —n: 174.
Lehnwort: 159*, 223 ff., Übernahme e. —es als Neugestaltung e. Begriffes: 175, — u. Kulturgeschichte: 224 f., 224*, Vokalveränderungen beim —: 175.
Lehnwortkunde: 223.
Lehrer d. tannaitischen u. amoräischen Zeit: 58.
Lehrgehalt, Konsolidierung d. religiösen u. juristischen —es im Judentum: 59.
Leibniz: 75, 76, 83, 98.
Leideform als Aspekt: 185.
Leroy: 78*, 212.
lexikalisch, —er Gehalt e. Sprache konservativer als d. grammatikalischen Erscheinungen: 141, —e Tendenz philologischer Arbeit: 73.
Lexikon u. Sprachstruktur: 167.
lingua adamica: 83.
Linguistik: 80, 211.
linguistique, vergleichendes Verfahren in d. Sprachwissenschaft als — générale: 206*.
linguistisch-phonetischer Aufbau d. Sprache v. d. Naturwissenschaft beeinflußt: 96.
linguistische Sprachwissenschaft: 222.
Linné, Prinzip d. —schen Systems in d. Sprache: 79.
literarisch, Sprache u. —e Formen: 222*, —er Typus d. Vulgärsprachen: 120.
Literatur: 212*, — u. Sprache: 135.
Literatur-Arabisch: 120.
Literaturgeschichte: 211, 222, — als Ideengeschichte: 225.
Literatursprache: 57*, Tendenz d. — z. Ausbreitung: 120, — als explizierendes Moment: 119 f., — umfassendes Prinzip innerhalb e. Kultur: 119, — u. Volkssprache: 118 f., 150, Ausgleich zwischen — u. Volkssprache: 118 f., 120, gegenseitige Durchdringung v. — u. Volkssprache: 119, Spannungen zwischen — u. Volkssprache: 119.
Literatursprachen, nationale u. internationale —: 7.
Litt, Th.: 112*.
Locke: 76, 78.
Logik, Sprache d. — u. syntaktische Sprachstruktur: 132*.
logisch, Erkenntnis d. —en Fehlers: 94, Satz als Ausdruck v. —en Erwägungen: 195*, —er Zweck d. Satzes: 195*, —es, außersprachliches Element als syntaktisches Prinzip e. Sprache: 197, „—e Begriffe" u. „sprachliche Begriffe": 107*, 200, sprachliches u. —es Denken: 126, Zahlbegriff e. —er Begriff: 102*.
logisch-metaphysisch, Psychologie Martys —: 92*.
Logos u. Sprache: 217.
lois universelles: 206*.
Lokalbezeichnungen, Entstehung d. Kasus aus —: 100.
Lokalkasus: 100.
Lokativ: 185*.

Lombroso: 21.
Losgelöstsein, Gottesbegriff e. — aus d. Begriffssystem: 50.
Lotze: 32.
Lust u. Unlust: 83.
Luthersche Bibelübersetzung: 135.

Märchenforschung, vergleichende —: 115.
Märtyrergeschichte, jüd. Geschichte als —: 220*.
magische Reminiszenzen in d. Frage u. i. d. Negation: 200.
Maimonides: 35, 45, 58, 64, 72*.
Malerei, Schrift im Gegensatz z. —: 102*.
Manier in d. Sprache: 122.
manierierte Sprache: 133.
Manifestation, einzelne Kultur als — e. eigenständigen Begriffssystems: 49.
Mann, Thomas: 111.
Mannigfaltigkeit d. Begriffe: 24, — d. Begriffsexplikation: 28, — d. Begriffskomplexe: 24, 156, — d. Entwicklung: 66, — d. mittleren Entwicklungsphasen: 31, — d. historischen Erscheinungen: 156, — geistiger Vorgänge: 95, — d. historischen Geschehens: 50, Explikation d. Geistes in d. — d. Individuellen: 156.
Marty, A.: 92, 92*, 166, 182*, 186*, 189, 189*, 190, 191, 193, 194, 197, 198, 203, 215, 216.
Marvin, F. S.: 97*.
Massenwirkung: 118.
Materie: 61, Autonomie d. —: 39, Form u. Dasein d. —: 99, Sein nicht e. — v. statischer Struktur: 94.
materielle Kultur: 55.
Mathematik als Hilfskonstruktion: 127, Prämissen d. —: 68, — u. Sprache: 127, — als Vollendung d. Wissenschaft: 128.
mathematisch, —er Charakter d. Philosophie: 54, —er Zahlbegriff: 102.
mathematisch-physikalisch, Zeit im —en u. im historischen Sinne: 73*.
Mauthner, F.: 73*.
Mechanik, Weltgeschehen durch d. — d. Atome bestimmt: 80.
mechanische Bildungsprinzipien in d. Sprachgeschichte: 206*.
Mechanisierung, Überfremdung u. — d. Sprache: 8.
mechanistisch, —e Auffassung d. Sprache: 114*, Betrachtung d. Sprache v. e. —en Prinzip aus: 79, —e Methoden in d. Sprachwissenschaft: 223.
media: 172.
Medium: 103.
medizinische Terminologie: 128.
Mehrsprachigkeit u. Menschheitsgeschichte: 140.
Meillet, A.: 88, 147*, 206, 212*.
Meinhof, C.: 171.
Mē'īr: 72*.
Meister, Bildung e. Gemeinschaft im Sinne v. — u. Jünger: 142 f.
Mensch u. Sprache: 113.
Menschengruppe, dialektisches Verhältnis zwischen Kultur u. —: 142.
Menschenseele als Trägerin d. Umgangssprache: 110*.
Menschheit, Aufgabe d. —: 47*, mythische Anschauung kein Frühstadium in d. Geschichte d. —: 73*, mythische Anschauung als erste Anschauungsstufe d. — in d. Ideengeschichte: 73*, — als Trägerin d. Kultur: 40.
Menschheitsgeschichte: 73*, gemeinschaftsloses Stadium d. — vor d. Gemeinschaftsstadium: 113, Mehrsprachigkeit u. —: 140.
Menschheitskultur, einheitliche — auf Grund e. einheitlichen Begriffssystems: 149*.
Menschheitsproblem, Problem d. Sprache als —: 217.
Menschheitssprache, einheitliche —: 149*.
menschlich, Formen d. —en Anschauung: 73*.
מאד: 89*.
meridionalis: 177*.
Merkmal, konstituierendes — d. Wortklassen: 189.
Merkmale d. Verbums u. Evidenz: 190.
Merkmalsgleichheit zwischen Sprache u. Denken: 102*.
Messianismus: 59.
Messias als Garant d. metaphysischen Gültigkeit d. jüd. Volkes: 58, Lehre v. —: 59, — Repräsentant d. Volkes: 58.
metaphorisch, Komposita mit —em Sinn im spezifizierenden Bestandteil: 216.
Metaphysik, reale —: 12, — d. Scholastik: 63, Sauberkeit d. be-

griffl. Definitionen u. Geschlossenheit d. methodischen Aufbaues in d. modernen metaphysischen Theorien u. in d. — d. Scholastik: 63.
metaphysisch, —es Gesamtbewußtsein: 88, —e Aussagen innerhalb d. kabbalistischen Systems: 202*, Messias als Garant d. —en Gültigkeit: 58, Sosein d. Sprache e. —e Größe: 105, interindividueller Charakter d. Sprache — u. psychologisch bedingt: 91, —e Theorien: 63.
μέθεξις: 76.
Methode, analytische —: 9, — muß d. Struktur d. Forschungsgegenstandes adäquat sein: 48, naturwissenschaftliche —: 16, —, Terminologie u. Problemstellung d. Sprachphilosophie haben ihren Ausgangspunkt in d. griechischen Philosophie: 71, sprachwissenschaftliche —: 12, synthetische —: 9.
Methoden, Überspitzung d. Anwendungsmöglichkeit physikalischer —: 48.
Methodik d. Bedeutungslehre: 214 f., — d. historischen Forschung: 71, Voraussetzungen f. d. — d. Sprachwissenschaft: 157, sprachwissenschaftl. —: 211.
methodisch, Sauberkeit d. begriffl. Definitionen u. Geschlossenheit d. —en Aufbaues in d. modernen metaphysischen Theorien u. in d. Metaphysik d. Scholastik: 63, —e Konsequenzen f. d. Sprachwissenschaft: 157.
methodologische Grundlegung d. Sprachwissenschaft: 228, — Konsequenzen: 77, 109.
ʾōlām: 89*.
Milieu: 23, 43.
mimisch, —er Ausdruck: 84, —e Nachahmung: 85.
miqtal-Bildungen: 191.
Mischsprachen: 139*.
Mißverstehen: 138*, — e. Wortes: 91.
Mittelalter: 216.
mişwōt: 72*.
Mode: 195*, Veränderung d. — e. Prinzip d. Sprachbildung: 81.
moderne Sprachphilosophie: 78*.
modernistische Richtung im Neuhebräischen: 152.
Modi, Beziehungen zwischen Objekt u. Subjekt durch — ausgedrückt: 179.
Modifikation d. Sprache als — d. Denkens: 131, — d. Sprachen durch d. Sprachen einzelner Kulturzweige: 131.
Modifikationen d. Typus d. Sprachen: 116.
modifizierend, Bewegung d. Karäer nur —: 67.
modifizierte Satzformen u. geistiges Moment in d. Sprache: 200.
Moment d. Geistes: 79*, — d. Natur: 79*.
Monismus: 22*.
monistische Identifikation d. Natur m. d. Geiste: 79.
Monographie u. Gesamtdarstellung: 163.
monolatristischer Charakter d. praktischen Religionsübung d. israelit. Volkes: 55.
monoman, Einzelner ist —: 61.
Monosemantika: 187.
Monotheismus im Gottesbegriff d. A. T.: 57, Tendenz z. —: 55.
monotheistisch, Explikation d. —en Gottesbegriffes: 58, Explikation d. Gottesbegriffes nach s. —en Seite hin f. d. geistige Phänomen d. israel.-jüd. Prophetismus konstituierend: 56 f., —er Realitätsanspruch: 56, —e Theologie d. A. T.: 57.
Moral: 218.
more geometrico: 106*.
Morgan, C. Lloyd: 22*.
Mosaik d. Begriffe: 27.
motorisch, Ableitungen d. Sprache aus —en lautlichen Reaktionen: 96.
„mu“: 177.
Mundart u. Begriffssystem: 119 f.
Mundarten: 147*.
Musik: 129, — u. Dichtung: 131.
„musisu“: 177.
Muttersprache: 129*, 212*. — u. grammatikalisches System: 207*.
Mystik, Begriffe d. —: 44, Unabhängigkeit d. — v. d. Geschichte: 45, Ergebnis d. Rationalismus u. d. —: 202, — u. Religion: 44, Sprache d. — als genuine Sprache d. Religion: 125.
Mystiker, Sprache d. Ekstatikers u. —s: 5.

mystisch, symbolisches Denken —er Strömungen: 91.
Mythenbildung: 73*.
mythendeutende (symbolische) Anschauung: 73*.
mythisch, —e Anschauung kein Frühstadium in d. Geschichte d. Menschheit: 73*, —es Denken: 73, —e u. historische Anschauung: 217, —e Anschauung als erste Anschauungsstufe d. Menschheit in d. Ideengeschichte: 73*, Plato nicht e. Denker v. —er Struktur d. Anschauung: 73*, —es Material in d. Schriften d. Plato: 73*, —e Anschauung durch symbolische verdrängt: 73*, Überwindung d. —en Betrachtungsweise durch e. historische: 73*, —e u. historische Weltbetrachtung: 73*.
Mythos, Begriff d. Schicksals u. d. Zeit im —: 73*, Sprache d. —: 72*, 73*, Stil d. —: 73*, — u. Symbolik: 73*, Untergang d. — in e. historischen Betrachtungsweise: 73*, — ist e. Weltaspekt, keine Theorie d. Weltgeschehens: 73*, Zeit im — e. Art „Ewigkeit": 73*, Fehlen d. Zeitkategorie auf d. Stufe d. —: 73*.

Nachahmung, mimische —: 85.
Nachbildung v. Eindrücken: 85.
nachtalmudisch: 164.
Name, Wort u. — im A. T.: 72, Wort nur zufälliger —: 78.
„Namen": 215, Worte nur konventionelle — d. einfachen Ideen: 77.
nationale Sprache: 72*.
nationalisierende Tendenzen: 195*.
natürlicher Plural: 108*.
Natur, monistische Identifikation d. — m. d. Geiste: 79, — u. Geschichte: 43, Moment d. —: 79*, Begriff d. — in d. Sprache: 79*, Sprache e. Teil d. —: 78.
Naturwissenschaft: 210, Axiome d. —: 78, linguistisch-phonetischer Aufbau d. Sprache v. d. — beeinflußt: 96, Befruchtung d. Sprachwissenschaft durch d. — nicht v. d. Biologie, sondern v. d. Physik aus: 80, theoretische —: 43.
naturwissenschaftlich, Absolutheitsanspruch d. —en Methode: 81, Problem d. Anwendbarkeit —er Methoden auf d. Phänomen d. Sprache u. d. Frage, ob Sprechen f. d. Sprache e. konstituierendes Element sei: 81, —es Denken: 126, Nichtanwendbarkeit d. —en Begriffes d. Gesetzes auf d. Sprache: 81, 82, —e Betrachtungsweise d. Sprache: 79, — orientierte Sprachwissenschaft d. 19. Jahrh.: 78. Geschichte d. — orientierten Sprachwissenschaft: 82.
Nebensatz: 193, 197, 199, 199*, Abhängigkeitsverhältnis u. —: 199*, — u. Sprache d. Dichtung: 199, wissenschaftliche Sprache u. —: 199.
nebensprachliche Ausdrucksmöglichkeiten: 84.
Negation, magische Reminiszenzen in d. —: 200.
Negatives, Herrschaft d. —n: 37 f.
Nennform: 168, 196*.
Neubelebung: 51.
Neubildung: 51, 63, 195*, — v. Formen: 148*, — v. Worten: 195*.
Neubildungen, Pluralendung bei —: 108*, — innerhalb d. Sprachen: 117 f., sprachliche —: 159*, Lebendigkeit sprachlicher —: 150*.
Neugestaltung, Übernahme e. Lehnwortes als — e. Begriffes: 175.
Neuhebräisch: 150*, Grammatik d. —en: 209, Tendenzen im —en: 152 f.
Neukantianismus: 7, 51.
Neuthomismus: 51.
Nichtanwendbarkeit d. naturwissenschaftl. Begriffes d. Gesetzes auf d. Sprache: 81, 82.
Nichtexpliziertes: 30.
Nichtgegenwart: 101.
Nichtverstehen: 138*.
Nivellierung d. Begriffe: 118, 134, — d. Sprachgebrauchs: 134.
Nöldeke, Th.: 148.
Noiré, L.: 88*.
Nomen u. Adjektivum: 188*, Gefühlsgehalt d. —s: 188*, — u. Infinitiv: 190, — u. „objektive" Welt: 187, Possessivbezeichnungen beim —: 103, — u. Qualifizierung: 188*, — u. Verbum: 104, 190 f., e. am Anfang d. Entwicklung gegen d. Unterschied zwischen Verbum u. — indifferente Größe: 104, Verdichtung d. Vorstellung in d. Skala v. Verbum z. —: 190.
nomen actionis: 191, 191*.

nomina appelativa u. — propria: 187, Plural d. —: 103, — u. Verba: 89*.
nominal, —es Element: 100, —es Element in d. Sprache: 104, Durchbildung d. verbalen Elements u. Zurücktreten d. —en in e. an d. Zeitkategorie gebundenen Denken: 73*, —es Element als Latenzzustand e. verbalen: 180.
Nominalbildungen aus Verben: 190 f.
Nominalflexion u. Denkstruktur: 185.
Nominalismus: 89*.
Nominativ d. pronomen personale im Französischen u. im Lateinischen: 198.
„nordisches Wesen": 89*.
Norm u. Begriff: 188, ethische —: 39, Schrift als — f. d. Lernbetrieb: 172, Bildungsprinzipien d. Sprachen als —: 212*, innere Sprachstruktur als — e. Sprache: 211, Häufigkeit d. Vorkommens als —: 211.
normal, —e Sprachentwicklung: 91, —er Sprachgebrauch: 136.
Normalfälle bei d. Klassifikation: 188, Setzung d. — als Fiktion: 188.
normative Ideologie als regulatives Moment in d. Sprache: 212*.
normierend, Kriterium d. Arteigenen als —es Element im Stil: 203*.
Novialsprache: 149*.
Nuancierung d. Begriffes: 33, — d. Begriffssysteme: 121, einheitlicher Denktypus trotz individueller —: 142, — d. Sprache: 143, Spezifizierung d. Sprache als —: 122.
Nuancierungen, Adäquatsein wirkt sich in d. feinsten — aus: 139, — d. Gottesbegriffes v. d. Eigenart e. Kultur bestimmt: 50, — d. Sprache: 129, Individuum als Urheber einzelner — d. Sprache: 144, — in d. Sprache d. Stände, Berufe u. Lebensgebiete: 136, Übergänge u. — in e. symbolischen Sprache: 73*.

Oberflächenbegriffe: 95.
Objekt, Affizierung d. —es: 179, Ausgehen v. —: 216, — u. Doktrin: 216 f., Effizierung d. —es: 179, Passivum u. — im Semitischen: 182 f., — u. Subjekt: 86, 103, Beziehungen zwischen — u. Subjekt durch Modi ausgedrückt: 179.
Objekte, Wahrheit d. —: 99.
„objektiv", Möglichkeit d. —en Aussage: 67, Nomen u. —e Welt: 187.
Objektivierung u. Sprache identisch: 100.
objektivistische Tendenz d. Empirismus: 97.
Objektivität d. Aussage: 68.
objektsbezogene Sprachwissenschaft: 217.
Objektsvorstellung u. Raumvorstellung: 100.
ὄνομα: 76, 94.
onomatopoetisches Prinzip: 85.
ontisch, —es Einbezogensein: 226, —es Problem d. Wahrheits- u. Wirklichkeitsgehaltes d. Sprache: 76*.
Optimum innerhalb d. verschiedenen Tempi d. Begriffsexplikation: 38.
Ordnungsverhältnisse, Bildung d. Wortgruppenlehre u. d. Einfluß d. natürlichen Größenverhältnisse, Wertverhältnisse u. —: 203*.
orthographische Tendenz: 172.
organisch, —es Verhältnis zwischen d. Individualität d. einzelnen Begriffs u. s. Bindung an e. dynamisches System v. Begriffen: 69, — ganzheitliche Natur d. Einzelsprache: 97, —e Struktur aller lebendigen Kulturen: 53, Sprache als Bestandteil e. —en Ganzheit: 223.
organisch-synthetische Arbeitsweise in d. modernen Sprachwissenschaft: 10.
Organisches, Begriff d. —n: 18.
Organismen, Kulturen als —: 19.
Organismus d. Begriffes: 94, formaler Begriff d. —: 79*, romantischer Begriff d. —: 79*, Gemeinschaft ein —: 60, 65, Sprache als —: 98, 160, — d. Wortes: 146.
Originalität, Gleichförmigkeit als Gegenpol z. —: 80.
Oszillieren: 45.
Otto, E.: 172*.
Otto, W.: 140*.

Paget, R.: 6*.
parachronistisch, synchronistische u. —e Betrachtungsweise in d. Grammatik: 216, —e Darstellungsweise in d. Grammatik: 209, — durchforschtes Material: 206*, —e Längsschnitte durch d. Sprache: 208*.
Parallelität, Explikation d. einzelnen zentralen Begriffe nicht in ungestörter —, sondern in Form e. wechselseitigen Verdrängung: 50.
participium activi praesentis m. passivem Sinne: 184.
Partikeln: 89*.
passiv, Charakter d. jüd. Geschichte nach d. Zerstörung d. Tempels nicht —: 59.
Passivformen, geschlossene Begrifflichkeit d. —: 184, — im Griechischen u Lateinischen: 184.
Passivität: 18.
Passivum: 182 f., — u. Aktivum: 182, 183*, u. Reflexivum: 181, inneres — im Semitischen: 183, — u. Objekt im Semitischen: 182 f., Sinngrenzen u. Formgrenzen beim —: 182.
Paul, H.: 80, 91, 157.
perfectum consecutivum: 181, — propheticum: 181.
Periode: 195*, 199, — im Hebräischen: 199.
peripher, Begriffe von —er Bedeutung: 52.
persönliche Individualität u. soziologische Gruppen bedingen e. Unterteilung d. Sprachen: 144.
Persönlichkeit, geniale —: 63.
Persönlichkeiten, Kreis genialer —: 63.
personale Konjugation: 103.
Personalpronomina: 100, 103.
פסיקתא זוטרתי: 72*.
Phänomen, historisches —: 50, 51, — d. Sprache: 3, 87, 96, — d. Sprache als Gesamtheit u. s. einzelnen Elemente: 98, — Sprache u. einzelne Sprache: 112, — d. Verstehens u. einzelne Kreise: 112.
Phänomene d. Einzelsprache: 83, Gliederung d. historischen Geschehens in d. Geschichte einzelner —: 49.
Phänomenologie u. Metaphysik d. Zeit: 102*.
phänomenologisch, Grenzen d. —en Betrachtungsweise: 189*.
Pharisäer genuin jüdisch: 67, — als Vertreter d. Tradition: 67.
Pharisäismus: 63.
Phase, Bildungsprinzipien innerhalb e. einzelnen — e. sprachl. Entwicklung: 211, gegenwärtige — d. Sprachwissenschaft als — d. Kritik: 216.
Phasen d. Sprachentwicklung als Individualitäten: 208, — d. hebräischen Sprachgeschichte: 89*, Verbum bildet alle Vorgänge punktuell in ihren einzelnen — ab: 101.
„Phasengefühl“: 73*.
Phasenwechsel, Krisis u. —: 216.
Philologie: 211, 222, — im Sinne e. Wissenschaft v. d. Beziehungen zwischen Sprache u. Geistesgeschichte: 82.
philologisch, lexikalische Tendenz —er Arbeit: 73.
Philosophie d. Als Ob: 77*, antike —: 76*, apriorische u. empirische —: 96, Geschichte d. Begriffe m. d. Gesch. d. — identisch: 4*, Cartesianische —: 54, empiristische — Lockes: 76, ethischer Charakter d. —: 54, „formale“ —: 54, Geschichte d. —: 13, 70, v. d. Geschichte her bestimmter Charakter d. —: 54, griechische —: 6, Hegelsche —: 54, idealistische —: 73, 76, Wesen d. deutschen idealistischen — ahistorisch: 83, inhaltliche Bestimmtheit e. —: 54, zentrale Aufgabe e. Geschichte d. jüd. Geistes u. d. jüd. —: 56, jüd. — e. Religionsphilosophie ethischer Färbung: 54 f., Möglichkeit d. Nachweises e. — spezifisch jüd. Charakters: 54, Kantische —: 54, Kultur ohne —: 32*, spezifische — e. Kultureinheit: 54, mathematischer Charakter d. —: 54, moderne —: 6, Problem d. —: 71, „reine“ —: 54, — d. Sprache: 98, Sprache als Werkzeug d. —: 212*, Methode, Terminologie u. Problemstellung d. Sprachphilosophie haben ihren Ausgangspunkt in d. griechischen —: 71, Sprachtheorie d. idealistischen — : 83, systematischer Charakter d. Sprachtheorien d. deutschen idealistischen —: 83.
philosophisch, —er Gehalt: 55, poetisches Element in d. —en Sprache als Ausdruck d. —en Denkens: 132*.

Phonetik: 6, 82, 210, — u. Sprachphilosophie: 82, Bedeutung d. — in d. Sprachwissenschaft: 82.
phrase: 192.
Physik: 25 f., Befruchtung d. Sprachwissenschaft durch d. Naturwissenschaft nicht v. d. Biologie, sondern v. d. — aus: 80.
physikalisch, Überspitzung d. Anwendungsmöglichkeit —er Methoden: 48, —er Begriff d. Geistes: 80.
physiologische Ursachen d. Lautgeschichte: 170.
physische Bedingtheit psychischer Vorgänge: 81, — Seite d. Sprachbildung als Substrat f. d. Tendenz auf Veränderung: 80.
Pidgin-English: 139*.
פָּעַל u. הִפְעִיל: 180.
pietas: 124.
Plato: 73*, 76, 94, — nicht als Denker v. mythischer Struktur d. Anschauung: 73*.
Plural, künstlicher —: 100*, natürlicher —: 108*, — d. Nomina: 103, Priorität d. —s vor d. Singular: 167.
Pluralbildung als e. unberechtigte Verallgemeinerung: 108*.
Plurale u. Zahlworte: 102.
Pluralendung bei Neubildungen: 108*.
Pluralformen setzen d. abstrakten Begriff v. aus Besonderheiten bestehenden einheitlichen Vielheiten voraus: 102.
Poesie u. Prosa: 132*, 133*.
poetisch, —es Denken: 126, —es Element in d. philosoph. Sprache als Ausdruck d. philosoph. Denkens: 132*, —e Sprache in d. Wissenschaft: 129.
Pogodin, A.: 5, 6*.
politisch, Begriff Volk v. zentraler Bedeutung in — gerichteten Kulturen: 49, —er Zionismus: 60.
Polnisch, Akzent im —en: 170.
populäre, „—" Sprache: 133*, — Wissenschaft: 134.
„Popularisierung": 133, — d. Denkens: 118, — d. Wissenschaft: 133 f.
Popularisierungstrieb in d. Wissenschaft: 134.
Popularität d. Sprache: 118.
Porat, E.: 182 f., 183*.
Possessivbezeichnungen beim Nomen: 103.
possessive Konjugation: 103.
Potential: 25.
potentiell, Verhältnis v. Wort u. Begriff als —es Moment: 201, —es Moment d. Bezogenwerdenkönnens als Wesentliches am Worte u. s. Realisierung im Satz: 201, im Sprechen wird e. kinetischer Energiezustand —: 86.
praedicatum: 193.
Prädikat, akuter Charakter d. —s: 193, Subjekt u. —: 163, Subjekt u. — in Aussagesätzen u. in Urteilssätzen: 193, Kongruenz v. Subjekt u. —, v. Thema u. Rhema: 192 f.
prädikativisch, Komposita m. —er Beziehung: 215.
Prädikatsnomen: 163.
Präfix als Mittel d. Flexion: 179.
Prägermanisches: 140*.
Prägnanz d. Begriffe: 95, — d. sprachl. Darstellung u. fließender Charakter d. Denkens: 126.
Prämissen, Grundlage aller wissenschaftl. Erkenntnis ist d. Sichabstrahieren v. d. durch d. Sprache veranlaßten fehlerhaften —: 78, — d. Mathematik: 68, — d. Sprachwissenschaft: 3.
Priestertum: 58.
Primärzustand in d. Sprache: 104.
primitiv, essentielle Bedeutung d. Sprache f. „—e" Denkstufen charakteristisch: 6, —e Seelenregungen u. Sprache: 200.
Prinzip d. Geistesgeschichte: 51, — d. Linnéschen Systems in d. Sprache: 79, — d. Weltordnung: 73*.
prinzipielle Gestaltung d. Sprachwissenschaft: 216.
Prinzipien, Begriffe als allgemeine —: 4*, Denken als e. Ordnen d. einfachen Ideen nach —: 77, formale — d. Geistesgeschichte: 213, Beschränkung d. Grammatik auf mechanische —: 206*, philosophische —: 21, — d. Martyschen Sprachphilosophie: 92*.
Prinzipienlehre, begriffsgeschichtl. Auffassung d. Sprache als —: 211, — d. Sprachwissenschaft: 211.
Priorität d. Begriffes vor d. Begriffskombination im Satz: 196, — d. begrifflichen Einheiten: 33, — d. Geistigen: 22*, — d. einzelnen Lebensgebiete: 28, — d. Plurals

vor d. Singular: 167, sachliche —: 100, — d. Wortarten: 167, — d. Wortformen: 167.
Privation: 179.
Problem e. Geschichtsschreibung: 52, — d. Sprache als Menschheitsproblem: 217.
Problemstellung, Methode, Terminologie u. — d. Sprachphilosophie haben ihren Ausgangspunkt in d. griechischen Philosophie: 71.
pronomen personale, Nominativ d. — im Französischen: 198, Nominativ d. — im Lateinischen: 198.
Pronomina, kontrahierte — als Kasusendungen: 186.
pronominales, Element in d. Sprache: 104.
Propagandatrieb innerhalb d. Wissenschaft: 134.
Propheten: 55, 58, 63, geschichtsbildende Bedeutung d. —: 56.
Prophetentum: 134.
prophetische Schriften: 56.
Prophetismus, geistige Bewegung d. —: 57, Explikation d. Gottesbegriffes nach s. monotheistischen Seite hin f. d. geistige Phänomen d. israel.-jüd. — konstituierend: 56 f.
Prosa u. Poesie: 133*.
Protestantismus: 51.
Protohethitisch: 140*.
Przywara, E.: 125.
Psalmen: 73*, babylonische —: 222*.
Pseudorationalismus: 45.
Psyche, Existenz d. —: 11, — u. Ganzheit: 87, — u. Sprache: 122, — als natürlicher Grund d. Sprache: 217.
psychisch, —es Moment d. Assoziationsgesetzes e. Grund f. d. Tendenz auf Gleichförmigkeit: 80, physische Bedingtheit —er Vorgänge: 81, Ganzheit d. —en Voraussetzung: 85, Sprache als —es Moment: 200.
Psychisches, Dreiteilung d. —n: 86*, — als organische Einheit: 155, sprachliche Vorgänge im Raume d. —n: 217.
Psychoanalytiker, d. Laut u. nicht d. Begriff garantiert nach d. Auffassung d. — d. Einheit d. Vorstellung: 82*.
psychoanalytisch, Wort u. Begriff nach d. —en Sprachtheorie: 82*.
Psychologie d. Fehler: 136*, — Martys logisch-metaphysisch: 92*, — d. Verstehens: 92, — Wundts ist biologisch orientiert u. tendiert auf d. Experiment: 92*.
psychologisch, —e Betrachtungsweise in d. Bedeutungslehre: 214, —er u. historischer Faktor in d. Bedeutungslehre: 214 f., verschiedener Ausdruck d. semasiologisch Gleichen als Ergebnis —er Gegebenheiten u. historischer Entwicklungen: 216, —er Akt d. Evidenzerlebnisses: 68*, —es Moment: 80, —e Prämisse: 85, interindividueller Charakter d. Sprache — u. metaphysisch bedingt: 91, —e Betrachtungsweise in d. Sprachwissenschaft: 210, —e Grundlegung d. Sprachwissenschaft: 91.
Psychologisches, Entsprechung d. —n u. d. Sprachlichen: 198.
πτῶσις: 192*.
Publizisten: 95*.
punktuell, Übergang d. Begriffes aus d. —en in d. explizierbare Sein: 195, Tendenz d. Religion auf d. —e Sein d. Begriffe: 199, —es Sein d. Sprache: 104, Verbum bildet alle Vorgänge — in ihren einzelnen Phasen ab: 101.
puristische Bestrebungen: 7, 159*.
Pythagoras: 102.

Qualifikation u. Begriffsbildung: 32, — d. Wirkung durch d. Ursache: 28.
Qualifizierung, Nomen u. —: 188*, Subsumptionsurteil als —: 188*.
Qualität, immer gleiche — d. Sprachen: 118.
Qualitätsempfindung, Adjektivum als Ausdruck e. —: 187.
Quantität, zureichende — f. e. Assimilation: 35.
Quelle, Sprache als — f. innerhistorische Vorgänge: 155.
Quellen d. Religion: 123, Sinn u. Ziel d. historischen —: 52, sprachliche Erscheinungen als — geistesgeschichtlicher Vorgänge: 212.
Quellenmaterial: 56.
Querschnitte, zeitliche — durch e. Kultur: 26.

Rasse u. Kultur: 144, — ein kulturbildener Faktor: 142, — als kulturbildendes Moment: 143*, — als Trägerin e. Kultureinheit: 143, kulturschöpferische — u. Schmarotzertum: 143*, Einheit d. Sprache u. Einheitlichkeit d. — 143.
Rassenkulturen: 143*.
Rassentypus u. Sprachtypus: 143.
Rassenzugehörigkeit u. geistige Qualifizierung: 143*.
rassisch, Einheitlichkeit e. Kultur u. —e Einheitlichkeit: 143, körperliche —e Besonderheit d. Menschengruppen kein schöpferischer Faktor: 145, —e Gleichheit u. Kultureinheit: 143, Träger e. Kultur u. —e Verwandtschaft: 142.
rationales u. irrationales Moment im Geiste: 155.
Rationalismus: 44, Ergebnisse des — u. d. Mystik: 202.
rationalistisch, statischer Begriff d. Wortbedeutung als Fiktion d. —en Denkweise: 201, Epikurs Ableitung d. Sprache aus Gefühlsäußerungen durch Vico — ausgebaut: 85.
Ratner, B: 72*.
Raum als Form d. Anschauung: 25, — in Beziehung zur Geometrie: 102*, — vom Ich aufgeteilt: 100, — u. Zeit als Formen der Anschauung u. des Denkens u. die Auswirkung dieser Formen auf d. Sprache: 101, Kategorien —, Zeit u. Zahl in d. Sprache u. d. Denkes: 99.
Raumanschauung im Begriffe d. Einheit: 101.
Raumbegriff: 101, Zeitbegriff setzt e. komplizierteren Denkvorgang als der — voraus: 101.
Raumbezeichnungen als Kasusendungen: 186.
Raumkategorien, Richtungskategorien u. — durch Körperteile ausgedrückt: 100.
Raumrelationen, Umdenken d. Relationen in —: 100.
Raumvorstellung u. Objektvorstellung: 100, — u. Objektivierung sind identisch: 100, Priorität d. — im Denken: 100.
Reaktion als Ergebnis e. neuen Epoche in d. Geistesgeschichte d. Abendlandes: 53, — e. synthetischen Geschichtsbetrachtung gegen e. analytische: 54, — e. Kultur auf heterogene Eingriffe: 36.
real, —es Sein: 94, „Allgemeines" u. —e Welt: 77.
Reales, Verneinung u. Wunsch als Ausdruck d. Beziehungen d. —en zum Irrealen: 201.
Realisierung d. Begriffes: 27, — e. geistigen Prinzips in d. Geschichte: 57, — d. Anspruchs Gottes auf universale Gültigkeit i. d. Geschichte: 57, potentielles Moment d. Bezogenwerdenkönnens als Wesentliches am Worte u. s. — im Satz: 201, unvollkommene —: 88.
Realisierungsformen: 105.
Realismus d. biblischen Erzählungen: 155.
Realität: 55, 94, — u. Formen d. Anschauung: 25, — u. Bedeutung: 13*, — d. Begriffe: 29*.
Realitätsanspruch, monotheistischer: 56.
Recht: 221.
Rechtssprache: 129.
Reckendorf: 182.
Redaktionen e. Erzählung in ihrer Beziehung z. Sprache: 115.
Reden, Identifizierung d. —s in Sätzen mit d. Ausdruck e. höheren ethischen Grundhaltung: 88*.
Redetempo: 171.
Redewendungen: 134.
Reflexivum u. Passivum: 181.
Reformation: 128.
Regel: 16, Aufgabe d. grammatikalischen —: 205*.
Regeln in d. Grammatik: 161.
Registrierung e. Sprache: 211.
regulativ, normative Ideologie als —es Moment in d. Sprache: 212*.
Reim: 132*.
Reklame: 37, 159*, 219.
Rekonstruktion einzelner Formen: 148*, — d. Lateinischen aus d. romanischen Sprachen: 148*, — d. Ursemitischen: 148*.
Relationen, Aussagen über —: 25, Darstellung v. —: 95, Erkenntnis v. —: 95, faktische Gültigkeit d. — gegenüber d. fiktiven Charakter isolierter Teile: 26 f., Umdenken d. — in Raumrelationen: 100, — u. Bedeutungen d. Sprache: 13*, 85.

relativ, Komposita als —e u. korrelative Verbindung: 215.
Relativität d. Begriffe: 29.
religiös, Gottesbegriff von zentraler Bedeutung in Kulturen —er Prägung: 49, Konsolidierung d. —en u. juristischen Lehrgehaltes im Judentum: 59, —e Grundlage d. jüd. Philosophie: 55, —er Mensch: 133, —e Tradition u. Synthese d. Sprachen: 124, —er Zentralbegriff: 50, jüd. Geistesgeschichte e. Explikation von — zentralen Begriffen: 55.
Religion: 221, 44, Tendenz d. — auf d. punktuelle Sein d. Begriffe: 199, dialektischer Charakter d. —: 124, — u. Gemeinschaftsbildung: 124, Gesetzescharakter d. jüd. —: 57 f., jüdische —: 36, 123*, Kombination v. — u. Kunst: 133, Quellen d. —: 123, — u. Sprache: 123, Auflösung d. Sprache durch d. —: 125, Sprache d. Mystik als genuine Sprache d. —: 125, Auflösung d. Satzes in d. Sprache d. —: 199, Tendenz in d. —: 123, Überlieferung in d. —: 123, Unaussprechbares in d. —: 125, Wesen d. —: 44, Kombination v. — u. Wissenschaft: 133, „Wort" in d. Religion: 124.
Religionen, Geschichte d. —: 51.
Religionsgeschichte d. A. T.: 55, jüd. —: 56, — bisher Aufgabe d. christlichen Theologie: 56.
Religionsphilosophie, jüd. Phisosophie e. — ethischer Färbung: 54, Sprache d. —: 125.
Religionssprache, intervölkische —: 121.
Renaissance: 51, 117, 128, 216, italienische —: 64.
Resultantenbildung zwischen zwei Kulturen: 34.
Revolution, französische —: 128.
Rezeption v. Kulturgütern: 34.
Rhema: 193, Kongruenz v. Subjekt u. Prädikat, v. Thema u. —: 192 f.
Rhetorik: 133*.
Rhythmus: 132*, — u. Akzent: 170.
Richtigkeit, Veränderung d. Sprache durch d. Forderung d. Verständlichkeit, nicht durch d. Forderung d. — bedingt: 136.
Richtungskategorien u. Raumkategorien durch Körperteile ausgedrückt: 100.
Rickert, H.: 29*.
Ries, John: 160, 207, 203*.
Rittertum: 135.
Ritual: 36.
Ritus: 221.
Romanismen im Englischen: 159*.
Romantik, deutsche —: 98.
romantischer Begriff d. Organismus: 79*.
Rosenzweig, F.: 153.
Rozwadowski, J. v.: 214.
Russisch, Akzent im —en: 170.

Sa'adja: 16, 64.
Sache, unerlaubte Identifikation v. — u. Bild: 48.
Sätze, freizügige —: 192, Identifizierung d. Redens in —n m. d. Ausdruck e. höheren ethischen Grundhaltung: 88*, syntaktische Struktur d. —: 84.
Satz: 88*, Einschränkung d. Begriffes — auf d. abendländ. Sprachen: 197, Auflösung d. —es in d. Sprache d. Religion: 199, — als Autosemantikon: 197, Begriff d. —es: 197, 207, Priorität d. Begriffes vor d. Begriffskombination im —e: 196, im — explizierte Beziehungen: 201, potentielles Moment d. Bezogenwerdenkönnens als Wesentliches am Wort u. seine Realisierung im —: 201, Definitionen d. —es: 193*, „Farbe" d. —es: 203, „Gegenstand" u. Subjekt d. —es: 193, Gliederung d. —es u. Gliederung d. Denkens: 198, — als Ausdruck logischer Erwägungen: 195*, negierter —: 200, Behauptungssatz als normaler —: 199*, Problematik d. —es: 197, psychologische Situation d. —es: 161, lebendiges Sein d. —es: 193*, — als Ausgangspunkt sprachl. Untersuchungen: 10, — entscheidendes Strukturelement d. abendländ. Sprachen: 88*, Unterordnung d. —es u. Wichtigkeit d. Aussage: 199, Wahrheit d. Aussage u. —: 196, Wesen d. —es: 193, 197, Bedeutung d. —es u. Wort: 196*, logischer Zweck d. —es: 195*.
Satzäquivalent: 197.
Satzarten, Komplizierung d. — im Verlaufe d. Sprachgeschichte: 198.
Satzbegriff, grammatikalischer —: 192.

Satzform d. reinen Aussage als klassische —: 200.
Satzformen, modifizierte —: 200, modifizierte — u. geistiges Moment in d. Sprache: 200 f.
Satzproblem, Auflockerung d. —es: 200.
Satzteile, Auseinandertreten d. — im Verlaufe d. Sprachgeschichte: 198, Kongruenz zwischen d. Gliederung d. — u. d. Gliederung d. Vorstellungen: 197.
Satztheorie: 197.
Satzwort, Vokativ als —: 186*.
Satzzusammenhang, formale Funktionen innerhalb d. —es: 89*.
Sauberkeit d. begrifflichen Definitionen: 63.
Saussure, F. de: 164*, 172, 177*, 178*.
Schaffender, Typus d. einzelnen —n: 64.
Scheinbegriff: 45.
Scheinbegriffe: 38.
Scheinwerte: 29.
šekīnā: 72*.
Schelling: 98.
Schema, apriorisch konstruiertes —: 49, Sprache mehr als e. zufälliges —: 69.
Schematisieren d. Sprache e. Denkvorgang: 111.
Schematisierung d. Entwicklung: 172.
Schematismus d. Lautgeschichte: 171, — in d. Sprachwissenschaft: 160.
Schicksal, Begriff d. —s u. d. Zeit im Mythos: 73*.
Schlagwort: 37, 45, Kraftlosigkeit u. kurze Wirkungsdauer d. —es: 65.
Schlegel, F.: 98.
Schleicher, A.: 79, 82.
Schmarotzertum, kulturschöpferische Rasse u. —: 143*.
schön, Wissenschaft v. d. —en Form: 96*.
schöpferisch, Einseitigkeit e. —es Moment: 61, —er Anteil d. Individuellen an d. Geistesgeschichte gebunden an d. dialektische Verhältnis zwischen Individualität u. Ganzheit: 145, Individuum nur als Glied in d. Entwicklung d. Geistes —: 145, —e Kräfte e. Kultur: 66, körperliche rassische Besonderheit d. Menschengruppen kein —er Faktor: 145.
Schöpfung, ברא = — ex nihilo: 89*.
Schöpfungsprozeß, עשיה letzter —: 89*.
Scholastik: 35, Metaphysik d. —: 63, Sauberkeit d. begriffl. Definitionen u. Geschlossenheit d. metodischen Aufbaues in d. modernen metaphysischen Theorien u. in d. Metaphysik d. —:63, — d. Mittelalters: 64.
Schopenhauer, A.: 25*.
Schrift im Gegensatz z. Malerei: 102*, — als Norm f. d. Lernbetrieb: 172.
Schriftbild d. Wortes u. Assimilation: 175*.
Schriftsprache: 102*, 171 f.
Schürr, F.: 228*.
schulmäßige Wissenschaft: 133.
Schwerfälligkeit e. Sprache: 95.
Seele, Sprache als Funktion d. —: 194.
Seelenregungen, primitive — u. Sprache: 200.
seelisch, Identität d. —en Funktionen bedingt e. synthetische Betrachtungsweise d. Sprache: 85 f., —e Funktionen d. Individuums: 86 f., „—er Inhalt" u. „sinnlicher Ausdruck" in d. Sprache: 86.
Seelisch-Geistiges, Ganzheit d. —n: 86*.
Segal, M. Z.: 72*.
„sehr": 89*.
Sein, punktuelles — d. Begriffs: 31, Tendenz d. Religion auf d. punktuelle — d. Begriffe: 199, Übergang d. Begriffes aus d. punktuellen in d. explizierbare —: 195, — u. Denken: 29 f., 89*, Diskrepanz zwischen Denken u. —: 89*, Denken identisch m. —: 70, dynamisches —: 94, Ganzheit d. psychischen —s u. Ganzheit d. Sprache: 110, geistige Seite d. —s: 72*, synthetischer Charakter d. geistigen —s u. Werdens u. überindividueller Charakter d. Geistigen: 110, selbständiges — d. Ideen: 76, reales —: 94, punktuelles — d. Sprache: 104, —nicht e. Materie v. statischer Struktur: 94, Struktur d. —s: 70, Struktur d. —s, geschaffen durch d. Begriffe: 29, Wesen d. Sprache ist synthetischer Charakter alles —s: 109 f., Identität d. —s m. d. Werden: 113, Wort u. Begriff als Gestalts-

elemente e. ganzheitlichen —s identisch: 110.
Seinshierarchie v. Atom z. Gottheit: 22*.
seinsmäßiger Charakter: 73*.
Seinsstruktur: 76, — u. Denkstruktur: 15, adäquates Bild d. — (Denkstruktur): 76.
Sektiererei: 60.
Selbständigkeit d. wissenschaftl. Disziplinen: 227.
Selbstentfaltung, Entwicklung als —: 23.
semantisch, —e Identität d. Komposita u. d. entsprechenden Wortfügungen: 215, —er Begriff d. Kompositums: 215, Struktur d. Sprachen u. —es Schema d. Wortklassen: 191.
semasiologisch, genetisches u. systematisches Untersuchungsverfahren bei d. —en Betrachtungsweise: 216, verschiedener Ausdruck d. — Gleichen als Ergebnis psychologischer Gegebenheiten u. historischer Entwicklungen: 216, —e u. formale Seite d. Wortes: 214.
semitisch, indogermanischer u. —er Sprachtypus unter begriffsgeschichtl. Gesichtspunkte: 164*.
Semitisch, grammatikalische Begriffe d. Griechen, angewandt auf d. —e: 208, inneres Passivum im —en: 183, Passivum u. Objekt im —en: 182, Flexion d. Verbums im —en u. im Indogermanischen: 101, Vokal im —en: 165.
Semitistik, Bedeutung d. Stammthemas in d. —: 165.
Sexus kein ursprüngliches Klassifizierungsprinzip: 108*.
Shaftesbury: 97.
Sichabstrahieren v. fehlerhaften, durch d. Sprache veranlaßten Prämissen als Grundlage aller wissenschaftl. Erkenntnis: 78.
Sifrē: 72*.
Sigwart: 68*.
Simmel, G.: 41, 220*.
Sinn u. Gegensinn: 73, — d. Geschichte: 41, — u. Ziel d. historischen Quellen: 52, — u. Wesen d. Zentralbegriffe: 52.
Sinnbetonung: 170.
Sinnbildung u. Akzent: 170.
Sinndeutung: 100.
Sinneseindrücke: 83, Ergebnis v. —n: 96.
Sinneswahrnehmung: 100.
Sinngrenzen u. Formgrenzen beim Passivum: 182.
sinnlich, „—er Ausdruck“ u. „seelischer Inhalt“ in d. Sprache: 86, —e Wahrnehmung: 73*.
„sisu“: 177.
Sitte u. Brauch: 36.
Sittlichkeit, vollkommene —: 46.
Sōferim: 58.
Sonderung, Einheit u. — im Begriff d. Zahl: 102, Zeitbegriff enthält d. Begriff d. —: 102.
Sosein: 13, 17, 88, — d. Begriffes: 27, — u. Dasein nicht geometrisch darstellbar: 105, Daseinsformen Funktionen d. —s: 105, — u. Geist: 94, — d. Sprache: 104, — d. Sprache u. ihre Daseinsformen: 105, — d. Sprache e. metaphysische Größe: 105, Sprachprinzip als — d. Sprache u. historische Ursprache: 105, vollkommenes —: 88.
Soziologie: 33, Voraussetzungen d. —: 112*.
soziologisch, —e Einheiten: 40, —er Entwicklungsbegriff: 65, —e Größe: 57*, —e Gruppe: 58, Explikation einzelner Begriffe ist Aufgabe —er Gruppen: 57*, 66, —e Gruppen als Träger d. Explikationen: 31, Tendenz e. Begriffes auf absolute Gültigkeit bedeutet zugleich d. Anspruch e. —en Gruppe: 66 f., persönliche Individualität u. —e Gruppen bedingen e. Unterteilung d. Sprachen: 144, geistesgeschichtliche u. —e Bindung d. Sprache: 159 f., —e Wirkung d. Sprache: 112*, —e Betrachtungsweise in d. Sprachwissenschaft: 210, Struktureinheiten d. Geistes u. —e Struktureinheiten: 219.
Spaltung in d. Entwicklung d. Hebräischen: 152 f.
Spann: 65.
Spannungen zwischen d. Individualitäten aktiviert durch d. Sprache: 219, — zwischen Volks- u. Literatursprache: 119.
Spengler: 19.
Sperber, H.: 214.
Spezialisierung d. Sprachen: 121.
Spezialsprache: 133*.
speziell, allgemeine u. —e Begriffe d. Grammatik: 206.

spezifische Struktur u. Hierarchie d. Begriffe: 54.
Spezifizierung, Komposita als — umfassender Begriffe: 215, — d. Sprache als Nuancierung: 122.
Spinoza: 106*.
Sprachauffassung, essentielle — d. Bibel: 72, 72*.
Sprachbau, Haupttypen d. —s: 176.
Sprachbewußtsein, Bildungssilben als isolierte Größen im —: 198.
Sprachbildung, einzelne Erscheinungen in d. —: 104, lebendige —: 149, Veränderung d. Mode e. Prinzip d. —: 81, physische Seite d. — als Substrat f. d. Tendenz auf Veränderung: 80, Willkür in d. —: 153, Zufälligkeit in d. —: 153.
sprachbildend, Laut als —es Element: 80.
Sprachcharakter, Berufsgruppen u. —: 131, Individuum u. —: 131, organischer —: 149*.
Sprache: 69, Begriff d. Fiktion auf d. Abstraktbildungen d. — ausdehnbar: 77*, d. Phänomen — in d. ästhetischen Betrachtungsweise: 97, alogischer Charakter d. —: 195*, alogizistische Betrachtung d. —: 194, — d. A. T.: 108*, Übertragungen in e. andere —: 115, Anfänge d. —: 87, synthetischer u. differenzierender Antagonismus in d. —: 165, Arbeitsrhythmus u. —: 6, Armut d. —: 192, Aufhören d. — m. d. Gesch. d. Geistes: 79, Auflösung u. Verabsolutierung d. —: 5, Ausdrucksmöglichkeiten d. —: 171, — d. Bauern: 129, Bedeutung d. —: 70, Relationen u. Bedeutungen d. —: 73*, — als Bildungs- u. Ausdrucksmittel distinkter Begriffe: 98, Explikation v. Begriffen u. —: 135, Explizierung d. Begriffe u. d. —: 144, Explikation e. Begriffes zugleich Differenzierung u. Weiterbildung d. —: 57*, — u. Welt d. Begriffe: 217, Begriff d. — auf d. in Worte gefaßte — beschränkt: 84, — u. Begriffsgeschichte: 5, begriffsgeschichtliche Auffassung d. — als Prinzipienlehre: 211, — als Begriffssprache: 83, Begriffssprache genuiner Ausdruck d. Phänomens —: 83, Begriffssprache als Erfüllung d. idealen Wesens d. —: 83, Begriffswelt u. —: 140, — u. Berufe: 121, — u. Berufssprache: 132, statistische Bestandaufnahme e. —: 211, Beginn d. Geschichte u. Bildung d. —: 82, Bildungsfähigkeit e. —: 195*, Bildungsprinzip d. —: 142, Bildungsprinzipien e. — in ihrer Gesamtheit: 211, Bildungsprinzipien u. Gesamtentwicklung e. —: 209, Bildungsprinzipien e. — u. Grammatik: 209, — als gesprochene — biologisch bedingt: 81, Tendenz e. — z. Chaos als contadictio in adjecto: 212, Dasein d. —: 88, — u. Denkart: 122, — u. Denken: 5, 6, 70, 78*, 83, 88*, 89*, 91, 99, 106*, 107, 108, 136, 138, 142, 226, Rolle d. — in ihrem Verhältnis z. Denken aktiv: 104, Bedeutung d. — f. d. Denken: 104, — als Ausdruck begrifflichen Denkens: 84, — nicht im Bereiche d. Denkens: 78, Beziehungen zwischen Denken u. —: 123, dialektisches Verhältnis v. — u. Denken: 125 f., Entsprechung v. — u. Denken: 78*, — als Form d. Denkens: 158, Ganzheit d. — u. Ganzheit d. Denkens: 204, historische Priorität im Denken u. in d. —: 100, Identität v. Denken u. —: 88*, 126, — als adäquates Instrument d. Denkens: 212*, Merkmalgleichheit zwischen — u. Denken: 102*, Modifikation d. — als Modifikation d. Denkens: 131, Kategorien Raum, Zeit u. Zahl in d. — u. d. Denken: 99, Beziehung d. — zu d. m. d. Sein identischen Denken: 19, — f. d. Struktur d. Denkens primär bestimmend: 76, Struktur d. Denkens aus d. — oder Struktur d. — aus d. Denken ableitbar: 75, — nicht nur Ausdruck reiner Denkkategorien, sondern Gesamtheit d. geistigen Phänomene: 83, — nicht Element d. Denkstruktur: 78, Strukturprinzipien d. deutschen —: 162, — d. Dichtung: 129 ff., 133*, Tendenz auf Anschaulichkeit in d. — d. Dichtung: 199, differenzierte —: 84, 89*, — u. Dynamik d. Werdens: 156 f., dynamisches Element d. —: 73*, — als dynamisches Prinzip: 149, Eigenständigkeit d. —: 133, Bindung d. — an e. eindimensionale Zeitrichtung: 102*, Einzelsprache

u. — an sich: 105, — als größter gemeinschaftl. Faktor aller Einzelsprachen: 105, elegante —: 95, — e. Gegenstand d. empirischen Forschung: 78, Entstehen d. —: 99, Entstehung e. —: 82, Entwicklung e. —: 91, 109, Anfang d. Entwicklung e. —: 89*, Höhepunkt d. Entwicklung e. —: 89*, Entwicklung d. — im vorhistorischen Stadium: 79, — d. Ekstatikers u. Mystikers: 5, — kein ἔργον: 99, — als Erkenntnisquelle: 222, Redaktionen e. Erzählung in ihrer Beziehung z. —: 115, essentielle Bedeutung d. — f. „primitive" Denkstufen charakteristisch: 6, essentieller Begriff d. —: 203, essentieller Charakter d. —: 73, Ewigkeitswert d. —: 72*, Expansionstendenz d. —: 7, — als Quelle e. fehlerhaften Weltbetrachtung: 77, flektierende — drückt Beziehung u. Bedeutung in d. Einheit d. flektierten Wortes aus: 79, fluktuierender Charakter d. —: 104, formschaffender Charakter d. —: 106, formschöpferische Rolle d. —: 149, fragmentarische Überlieferung e. —: 211, fremde —: 139, Ganzheit d. —: 158, ganzheitliche Auffassung d. —: 99, ganzheitl. Erfassung d. Phänomens —: 86, — als ganzheitl. Phänomen: 96, Gebärde keine Vorstufe d. —: 84, Ableitung d. — aus Gefühlsäußerungen: 85, Unmittelbarkeit d. Gefühlsausdrucks u. Wesen d. —: 85, — u. Geist: 97, 111, 218, — als Ausdruck d. Geistes: 98, — Bezogenheit d. — auf d. Phänomen d. Geistes: 11, — ist d. Dasein d. Geistes: 94, Eingliederung d. — in d. Ganzheit d. Geistes: 217, Identität v. Geist u. —: 158, — u. Geist kongruent: 111 f., Synthese durch Eingliederung d. Phänomens — in d. Phänomen d. Geistes: 217, — u. Geistesgeschichte: 200, absolute Bindung d. — an d. Geistesgeschichte: 210 f., Kontinuum d. Geistesgesch. u. —: 117, geistesgeschichtliche u. soziologische Bindung d. —: 159 f., geistige Voraussetzungen d. —: 155, — als adäquate Form d. Geistigen: 221, — als Ausdruck d. Geistigen: 11, — als gemeinschaftsbildendes Moment: 95, 218 f., Gemeinschaftsdenken u. —: 219, Genesis d. —: 82*, Existenz d. — als Gesamtbewußtsein: 88, essentieller Charakter d. durch d. — repräsentierten Gesamtbewußtseins: 96, Phänomen d. — als Gesamtheit u. s. einzelnen Elemente: 98, Geschichte d. —: 7, 8, 80, 102, 103, 136*, Beziehung d. Gesch. d. Begriffe z. Gesch. d. —: 4*, Gesch. d. Begriffe m. d. Gesch. d. — identisch: 109, Denken, — u. Geschichte: 219, Gesch. d. — u. Gesch. d. Geistes: 113 f., Nuancierungen d. — im Verlaufe ihrer Geschichte: 9, Struktureinheiten d. — u. Struktureinheiten d. Geschichte: 158, — im Verlaufe d. Geschichte: 99, — e. geschichtsbildendes Moment: 73*, Auffassung v. d. — durch Humboldt nicht geschichtsphilosophisch ausgebaut: 99, gesellschaftl. Struktur u. —: 118, — e. gesellschaftsbildendes Moment: 73*, Nichtanwendbarkeit d. naturwissensch. Begriffes d. Gesetzes auf d. —: 81, 82, Gesetze d. —: 80, innere Gesetzlichkeit d. —: 11 f., Gleichförmigkeit e. Bildungsgesetz d. —: 80, — als e. göttliche Schöpfung: 98, Entsprechung v. — u. Grammatik: 207, spezielle Grammatik f. jede —: 206, Abwertung d. formal grammatikalischen Elements in d. —: 202, Dichtung als Grenzfall d. —: 130, Grenzsetzungen durch d. —: 94, 127, feststehende u. inkommensurable Grössen d. —: 114*, Gültigkeits- u. Wahrheitscharakter d. —: 77, Hebräisch als — e. geistigen Kultur: 152, hebräische —: 134, 139, 139*, 222*, heilige —: 72*, heilige — Kinder zu lehren ist Erziehungspflicht: 72*, heterogene Bildungen d. —: 142, heuristische Funktionen d. —: 106, — d. historischen Anschauung: 73*, — als Ergebnis e. histor. Entwicklung: 227, Identität d. — m. d. historischen Werden: 113, idealistisch-dynamische Auffassung d. —: 88*, — als e. Verfälschung d. Ideen: 78, — als Individualität v. evidenter Gültigkeit: 16, individuelle —: 160, individueller Charakter d. —: 194, 218, — u. Individuum: 218, — d. Industriearbeiters: 129, — an Inhalte u. Anschauungen gebunden:

106, Einheit v. Inhalt u. Form in d. —: 160, — als Quelle f. innerhistorische Vorgänge: 155, — als Instrument: 78*, — als interindividueller Vorgang: 93, interindividueller Charakter d. — metaphysisch bedingt: 91, interindividueller Charakter d. — psychologisch bedingt: 91, interindividuelles Moment in d. —: 91, — u. interindividuelles Moment am Geistigen: 111, Interjektion als Keimzelle d. —: 82*, Interjektion keine Vorstufe d. —: 84, — als Trägerin e. schwerwiegenden Irrtums d. Menschheit: 77*, isolierende — drückt Bedeutungen aus: 79, — als isolierte Größe: 149, — d. Kaufmanns: 129, — d. Kindes: 129*, — als Kittmasse u. Einzelstein: 87, Klassifikationsarbeit d. —: 105, Klassifizierung d. —: 108, — als künstlerische Konstruktion: 105, künstlerischer Wille in d. —: 203*, — u. Kultur: 115, 134, 138, 212*, 224, 225*, — u. Begriffstypen e. Kultur: 156, Gesch. d. Kultur u. —: 135, — u. lebendige Kultur: 152, materielle Kultur u. —: 171, — u. Kultur zwei Seiten derselben Sache: 109, Kultureinheit u. neue —: 139, — d. Kultureinheiten: 138, — als Ausdruck d. Eigenständigkeit d. Begriffssystems d. Kulturen: 121, lebendige — schafft Korrektive gegen mechanistische Umgestaltung: 8, — u. Individualität d. Lebendigen: 111, — d. Lebensgebiete: 121, 122 f., — d. Lebensgebiete als Überbetonung eines Momentes: 131, Lebensgebundenheit u. Entwicklungsfähigkeit d. —: 217, — als leeres Gehäuse: 151 f., lexikalscher Gehalt e. — konservativer als d. grammatikalischen Erscheinungen: 141, linguistisch-phonetischer Aufbau d. — v. d. Naturwissenschaft beeinflußt: 96, Prinzip d. Linnéschen Systems in d. —: 79, — u. literarische Formen: 222*, Literatur u. —: 135, — d. Logik u. syntaktische Satzstruktur: 132*, — u. Logos: 217, Manier in d. —: 122, Mathematik u. —: 127, mechanistische Auffassung d. —: 114, Betrachtung d. — v. e. mechanistischen Prinzip aus: 79, — u. Mensch: 113, Problem d. — als Menschheitsproblem: 217, Ableitungen d. — aus motorischen lautlichen Reaktionen: 96, — d. Mystik als genuine — d. Religion: 125, — d. Mythos: 72*, 73*, nationale —: 72*, Begriff d. Natur in d. —: 79*, — e. Teil d. Natur: 78, naturwissenschaftl. Betrachtungsweise d. —: 79, Nebensatz u. — d. Dichtung: 199, nominales Element in d. —: 104, Entwicklung d. — sub specie nominis: 104, normative Ideologie als regulatives Moment in d. —: 212*, Nuancierung d. —: 143, Nuancierungen d. —: 129, Nuancierungen in d. — d. Stände, Berufe u. Lebensgebiete: 136, Individuum als Urheber einzelner Nuancierungen d. —: 144, — als ordnendes u. gestaltendes Prinzip: 146, — als organische Ganzheit: 209*, — als Bestandteil e. organischen Ganzheit: 223, organische Struktur d. —: 149*, — als Organismus: 160, Begriff d. — als Organismus: 98, parachronistische Längsschnitte durch d. —: 208, Phänomen d. —: 3, 71, 87, 96, 104, Philologie im Sinne e. Wissenschaft v. Beziehungen zwischen — u. Geistesgeschichte: 82, Philosophie d. —: 98, — als Werkzeug d. Philosophie: 212*, poetisches Element in d. philosophischen — als Ausdruck d. Denkens: 132*, poetische — in d. Wissenschaft: 129, „populäre“ —: 133*, Popularität d. —: 118, Primärzustand in d. —: 104, — u. primitive Seelenregungen: 200, Prinzip d. —: 104, Probleme d. —: 72, pronominales Element in d. —: 104, — u. Psyche: 122, Psyche als natürlicher Grund d. —: 217, — als psychisches Moment: 200, Ganzheit d. psychischen Seins u. Ganzheit d. —: 110, punktuelles Sein d. —: 104, Einheit d. — u. Einheitlichkeit d. Rasse: 143, Raum u. Zeit als Formen d. Anschauung u. d. Denkens u. d. Auswirkung dieser Formen auf d. —: 101, — d. Rechtes: 129, Registrierung e. —: 211, — u. Religion: 123, 133, Auflösung d. — durch d. Religion: 125, Auflösung d. Satzes in d. — d. Religion: 199, — d. Religionsphilosophie: 125, modifizierte Satzformen u. geistiges Moment in d. —: 201, — mehr als

e. zufälliges Schema: 69, Schematisieren d. — als Denkvorgang: 111, Schwerfälligkeit d. —: 95, — als Funktion d. „Seele“: 194 f., „seelischer Inhalt“ u. „sinnlicher Ausdruck“ in d. —: 86, Sondercharakter d. —: 97, Sosein d. —: 104, 105, Sosein d. — u. ihre Daseinsformen: 105, soziologische Wirkung d. —: 112*, Spannungen zwischen d. Individualitäten aktiviert durch d. —: 219, Sprachprinzip als Ganzes in jeder — realisierbar: 105, Sprachprinzip als Sosein d. — u. historische Ursprache: 105, innere Sprachstruktur als Norm e. —: 211, — als Summe aller Sprechakte: 92*, — als d. allen Individuen gemeinsame geistige Substrat d. Sprechens: 86, Problem d. Anwendbarkeit naturwissenschaftl. Methoden auf d. Phänomen d. — u. d. Frage, ob Sprechen f. d. — e. konstituierendes Element sei: 81, Bedeutung d. — f. d. Sprechenden u. d. Hörenden: 78*, Sprödigkeit d. —: 95, — d. Stände: 121, Bedeutung d. Stammthemas als Bildungselement d. —: 165, Mißdeutung e. Sprachsinnes als e. Anzeichen f. d. Sterben e. — u. Kultur: 91, Bedeutung d. Stils f. d. —: 212*, Stil u. Phänomen d. —: 96, Struktur d. —: 221, substantivisches Element in d. —: 104, — als Symbol ihrer selbst in d. Dichtung: 130, Symbolcharakter d. —: 85, — liefert nur Symbole d. Gedanken: 106*, — d. symbolischen Betrachtungsweise: 73*, Übergänge u. Nuancierungen in e. symbolischen —: 73*, synchronistische Querschnitte durch d. —: 208*, Identität d. seelischen Funktionen bedingt e. synthetische Betrachtungsweise d. —: 85 f., synthetischer Charakter d. —: 10, Explikation d. Begriffe u. synthetisches Element d. —: 197, synthetische Funktion d. Phänomens —: 86, außersprachliches, logisches Element als synthetisches Prinzip e. —: 197, tannaitische —: 72*, — u. Tanz: 6, Technik d. —: 95*, termini technici innerhalb e. —: 139, Theorie d. —: 72, traditionelle Bildung d. —: 153, Geschichte d. Typus e. —: 116, Überfremdung u. Mechanisierung d. —: 8, — als überhistorische Erscheinungsform: 108, überindividueller Charakter d. —: 110*, 218, — als überindividuelle Gegebenheit: 96, Unaufmerksamkeitsfehler durch Auseinanderfallen v. — u. Denken: 137, Unzulänglichkeit d. —: 192, — Urproblem d. menschl. Geistes: 73, Ursprung d. —: 83, Veränderung d. — durch d. Forderung d. Verständlichkeit, nicht durch d. Forderung d. Richtigkeit bedingt: 136, verbales Element in d. —: 104, Entwicklung d. — sub specie verbi: 104, — ist Verbindendes u. Verbundenes: 87, Verfälschung d. —: 122, — als Mittel z. Verständigung: 110, 149*, 218, — als Zweck d. Verständigung: 98, — u. Verstehen: 98, 110, 124, 149*, 218, Begriff d. Verstehens als zentraler Begriff f. d. Wesen d. —: 92, — als Garant d. Verstehens: 98, — nur im Verstehen gegeben: 98, — als Trägerin d. Verstehens: 11, 86, — nur zwischen „verwandten“ Wesen möglich: 92*, Vielfältigkeit d. —: 157, Vokabular e. —: 159*, — d. Volkes: 118, ontologisches Problem d. Wahrheits- u. Wirklichkeitsgehaltes d. —: 76*, Wahrheitswert d. —: 77*, — als Werdendes: 148, Wert e. —: 75, Wesen d. —: 73, 91, 92, 93, 97, 217, 228, Wesen d. — besteht im Ausdruck v. Ideen: 82*, intuitives Wissen um d. Wesen d. —: 227, Wesen d. — liegt in d. Identität d. „Symbols“ m. d. Symbolisierten: 86, Wesen d. — liegt im Symbolcharakter: 84, Wesen d. — im synthetischen Charakter alles Seins: 109 f., Phänomen — u. Willensfunktion: 92, — e. Produkt d. reinen Willkür: 81, — adäquater Ausdruck d. Wirklichkeit: 96, — hat innerhalb d. Wirklichkeit e. entscheidende Funktion: 70, — d. Wissenschaft: 125, 133*, Tendenz d. wissenschaftl. — auf Ausdruck v. Beziehungen: 199, — u. wissenschaftl. Erkenntnis: 107, — als e. Objekt d. wissenschaftl. Erkenntnis: 97, Sichabstrahieren v. durch d. — veranlaßten fehlerhaften Prämissen Grundlage aller wissenschaftl. Erkenntnis: 78, wissenschaftl. — u. Nebensatz: 199, — u. Wort: 94, Wort u. — sind d.

Formen, in denen d. Geistige Geschichte wird: 94, Wesen d. Wortes u. d. —: 72, Zeit als Kontinuum d. —: 101, — u. Zentralbegriffe d. Kulturen: 222, — d. Zivilisation: 217, — als Zwischenglied: 10.

Spracheinheiten: 96, Ganzheiten d. —: 161.

Sprachen: agglutinierende —: 79, Allgemeinstruktur d. —: 148*, Alter d. —: 151, asyntaktische Vorstufe d. syntaktischen —: 196, Ausdrucksfähigkeit d. — u. d. Begriffssystems ihrer Kultur: 151, Ausdrucksmöglichkeiten d. —: 151, — u. Begriffsinhalte: 139*, — d. Berufe: 118, Besonderheit d. —: 157, 158, Besonderheit d. — als Besonderheit d. Kulturen: 116, Bildungsprinzip d. — als Norm: 212*, Tendenz d. — auf Differenzierung: 147*, Dreiteilung d. —: 97, eigenständiger Typus d. —: 117, Eigenständigkeit d. —: 159*, Einmaligkeit d. —: 157, Entdeckung d. —: 10, Entdeckung neuer —: 217, Entstehungsgeschichte d. romanischen —: 147*, europäische —: 139, Explikation u. Typus d. —: 116, flektierende —: 79, Gedankenaustausch ohne —: 87, gemeinsame Formalprinzipien d. — müssen nicht Ergebnisse gemeinsamen historischen Ursprungs sein: 105 f., Genealogie d. —: 147*, Geschichte d. —: 77*, 89*, Geschichte d. — als Gesch. d. Kultureinheiten: 155, verschiedene Gestaltungskraft d. —: 146 f., Gestaltungsmöglichkeiten d. — u. Grammatik: 205, Übereinstimmung d. Grammatiken verschiedener — in bezug auf d. allgemeinen Formalprinzipien: 207, Gruppierung d. —: 10, Individualität d. —: 117, 146, Individualität d. — u. Grammatik: 205, persönliche Individualität u. soziologische Gruppen bedingen e. Unterteilung d. —: 144, — als Individualitäten: 148*, individueller Charakter d. einzelnen —: 105, indogermanische —: 89*, isolierende —: 79, 148*, kontinuierliche Entwicklung d. —: 117, Eigenständigkeit d. Kulturen u. d. —: 162, Kulturwert d. —: 151, — d. Lebensgebiete: 118, Mannigfaltigkeit d. —: 10, Modifikation d. — durch — einzelner Kulturzweige: 131, Neubildungen innerhalb d. —: 117 f., immer gleiche Qualität d. —: 118, romanische —: 120, Einschränkung d. Begriffes Satz auf d. abendländ. —: 199, Satz entscheidendes Strukturelement d. abendländ. —: 88*, Spezialisierung d. —: 121, Spezifizierung d. — als Nuancierung: 122, — d. Stände: 118, Strukturverhältnisse d. einzelnen —: 105, Tendenz d. — auf Synthese: 147*, religiöse Tradition u. Synthese d. —: 124, Typus d. —: 115, Umfang d. —: 151, Untertypus d. —: 118, Verbreitung d. —: 151, — ohne Verbum: 190, Verfallserscheinungen d. —: 116, Vergleichbarkeit d. —: 116, Struktur d. — u. semantisches Schema d. Wortklassen: 191.

Sprachentstehung: 84.

Sprachentwicklung, genuin jüd. —: 153, — u. Geschichtsgestaltung: 7, historisches Problem d. —: 76*, Phasen d. — als Individualitäten: 208, — d. Kindes: 211*, normale —: 91, organische —: 153.

Sprachform, „innere“ —: 126, innere — d. Verbums: 189, Interjektion als erste —: 85, lebendige —: 150.

Sprachformen, asyntaktische —: 89*, Kombination heterogener Denk- u. —: 132 f.

Sprachforschung, kritische — d. Empirismus: 97.

Sprachführer: 196*.

Sprachgebrauch, Beobachtung d. —es: 214, Nivellierung d. —es: 134, normaler —: 133 f., 136.

Sprachgeist: 208, 209*, Geschichte d. —es: 209*.

Sprachgemeinschaft: 88*, — u. Gemeinschaft d. Blutes: 113, politisch-soziale Gemeinschaft als —: 152.

Sprachgenius: 97.

Sprachgeschichte: 71, Bindung d. — an d. Begriffsgeschichte: 211*, — als Begriffsg. u. Grammatik: 205, deutsche — u. deutsche Geistesgeschichte: 135, — u. „Fehler“: 136, Gesetzmäßigkeiten d. — u. d. Geschichte: 113, Grammatik u. —: 205, hebräische — unter d. Einfluß d. Umwelt: 200, gegenwärtige Situation d.

hebräischen —: 152, Phasen d. hebräischen —: 89*, mechanistische Bildungsprinzipien d. —: 206*, Komplizierung d. Satzarten im Verlauf d. —: 198, Auseinandertreten d. Satzteile im Verlaufe d. —: 198, Differenzierung d. Sprachstruktur im Verlaufe d. —: 198, Strukturprinzipien d. —: 208, 209.

Sprachgruppen u. Denkgruppen: 22, Entfremdung zwischen einzelnen —: 122*.

Sprachgut, allgemeines — e. Kultur: 119.

Sprachindividualität: 97.

Sprachkreise u. Kulturkreise: 83.

sprachlich, —e Ausdrucksmittel: 73*, —e Größen sind Aussagen über etwas: 94, Explikation e. Begriffes u. Verfeinerung d. —en Ausdruckes: 119, —e u. logische Begriffe: 107*, 200, „—e Begriffe" u. „reine Begriffe": 107, teleologischer Charakter d. —en Begriffe: 107, begriffliche Bedingtheit —er Erscheinungen: 210, Bildungsprinzipien —er Phänomene: 105, Bildungsprinzipien innerhalb e. einzelnen Phase —er Entwicklung: 211, —es Denken: 77*, —es u. logisches Denken: 126, Prägnanz d. —en Darstellung u. fließender Charakter d. Denkens: 126, —er Vorgang e. Vorgang d. Denkens: 141, Ganzheit d. —en Einheiten: 227, —e Elemente: 73*, Kontinuum d. —en Entwicklung: 116, —e Erscheinungen: 99 f., 103, geistige Bedingtheit —er Erscheinungen: 225, —e Erscheinungen als Quellen geistesgesch. Vorgänge: 212, —e Fehler u. Denkvorgänge: 137 f., —e Formen: 137, Bedeutung —er Formen: 210, —e Größen: 71, Identität begrifflicher u. —er Erscheinungen: 210, —e Kategorien: 70, —e Konsequenzen: 57*, —e Vorgänge im Raume d. Psychischen: 217, Ursachen —er Erscheinungen: 210, Wirklichkeitsentsprechung —er Bildungen: 77*.

Sprachliches, Entsprechung d. Psychologischen u. —n: 198.

Sprachmimik: 84.

Sprachmystik: 98.

Sprachmythos im A. T.: 72.

Sprachnorm: 135.

Sprachphilosophie: 150, 195*, 213*, 226 f., deutsche — d. 18. Jahrh.: 98, Geschichte d. —: 4, Methode, Terminologie u. Problemstellung d. — haben ihren Ausgangspunkt in d. griechischen Philosophie: 71, moderne —: 6, 78*, Phonetik u. —: 82, Prinzipien d. Martyschen —: 92*.

sprachphilosophisch, Geschichte —er Theorien: 78*.

Sprachprinzip als Ganzes in jeder Sprache realisierbar: 105, — als Sosein d. Sprache u. historische Ursprache: 105.

Sprachrealismus: 76.

Sprachrhythmus: 203*.

Sprachrichtigkeit, konventionelle —: 136, Begriff d. —: 136.

Sprachschema, formales —: 207*.

Sprachstruktur: 76, — u. Denkstruktur: 101, 162 f., dynamische — u. Grammatik: 205, lebendiges Gefühl f. d. —: 177, Erfassung d. — als Aufgabe d. Grammatik: 208, innere — als Norm e. Sprache: 211, — u. Lexikon: 167 f., Sprache d. Logik u. syntaktische —: 132*, Differenzierung d. — im Verlaufe d. Sprachgeschichte: 198.

Sprachtätigkeit: 108.

Sprachtheorie, dynamischer Aufbau d. —: 200, — d. Empirismus: 83, Entwicklung d. —: 217, — d. idealistischen Philosophie: 83, Wort u. Begriff nach d. psychoanalytischen —: 82*.

Sprachtheorien: 73, systematischer Charakter d. — d. deutschen idealist. Philosophie: 83, — in d. talmudisch-midraschischen Tradition: 72.

Sprachtypus, Allseitigkeit d. Denktypus u. —: 132, — u. historische Ausgangssprache: 148*, Einseitigkeit d. Denktypus u. —: 132, — u. Rassentypus: 143, semitischer —: 147.

Sprachumgebung: 140.

Sprachursprung: 11.

Sprachverein, deutscher —: 159*.

Sprachwelten u. Begriffswelten: 141.

Sprachwissenschaft: 80, — als Disziplin innerhalb d. Ästhetik: 96*, Fundierung d. —

auf ästhetischen Prämissen: 97, Blickfeld d. —: 78, ahistorische Methode in d. —: 108, Entwicklung d. —: 85, grammatikalischer Formalismus in d. —: 161*, ganzheitliche Tendenz in d. —: 97, Gegenstand d. —: 223, gegenstandsbezogene —: 216, gegenwärtige Phase d. — als Phase d. Kritik: 216, — als Geisteswissenchaft: 11, 221, Einordnung d. — in d. Gesamtheit d. geistigen Lebens: 225 f., — u. geschichtsphilosophische Probleme: 3, — als Geschichtswissenschaft: 155, — u. Geschichtswissenschaft: 223, Grammatik als Hilfskonstruktion d. —: 207*, methodologische Grundlegung d. —: 228, psychologische Grundlegung d. —: 10, — u. Geschichte d. Kultur: 109, kulturgeschichtl. —: 222, — u. Kulturwissenschaft: 225*, linguistische —: 222, mechanistische Methoden in d. —: 223, Voraussetzungen f. d. Methodik d. —: 157, methodische Konsequenzen f. d. —: 157, moderne —: 10, Befruchtung d. — durch d. Naturwissenschaft nicht v. d. Biologie, sondern v. d. Physik aus: 80, naturwissenschaftlich orientierte —: 78, Gesch. d. naturwissenschaftl. orientierten —: 82, objektsbezogene —: 217, Bedeutung d. Phonetik in d. —: 82, prinzipielle Gestaltung d. —: 216, Prinzipienlehre d. —: 211, psychologische Betrachtungsweise in d. —: 210, psychologische Grundlegung d. —: 91, Schematismus in d. —: 160, soziologische Betrachtungsweise in d. —: 210, Klarstellung d. geistigen Voraussetzungen e. Sprache als Aufgabe d. —: 155, — u. Wesensart d. Sprache: 11, synthetische u. analysierende Forschung in d. —: 228, vergleichende —: 11 f., vergleichendes Verfahren in d. — als linguistique générale: 206*, grammatikalische Theorie u. Terminologie u. d. Ergebnisse d. vergleichenden —: 207*, historische — u. Völkerwanderungen: 140.

sprachwissenschaftliche Methode: 109, — Methodik: 211.

Sprachwurzeltheorie: 88*.

Sprechakt v. Willen d. Einzelnen abhängig: 92.

Sprechakte, Sprache als Summe aller —: 92*, Willenssprache Summe d. —: 92*.

Sprechbarkeit u. Einheitlichkeit d. grammatikalischen Schemas: 176.

Sprechen, im — wird e. kinetischer Energiezustand potentiell: 86, — e. mechanistische Lautbildung: 138, — e. unzulängliche Realisierungsform: 87, — u. Sprache: 6*, Problem d. Anwendbarkeit naturwissenschaftl. Methoden auf d. Phänomen d. Sprache u. d. Frage, ob — f. d. Sprache e. konstituierendes Element sei: 81, Sprache als d. allen Individuen gemeinsame geistige Substrat d. —s: 86.

Sprechender, Grammatik als Hilfskonstruktion f. d. —n: 207*, — u. Hörender: 92, 162, Bedeutung d. Sprache f. d. —n u. d. Hörenden: 78*.

Sprechorgane u. Lautbildung: 170 f.

Staat, jüd. —: 59.

Staaten: 33.

Staatengeschichte: 53, Geschichte als —: 200, Identifizierung d. Geschichte m. — unjüdisch: 59 f.

Stände, „gebildete" —: 118, — u. Landschaften: 135, Sprache d. —: 118, 121, Nuancierungen in d. Sprache d. —, Berufe u. Lebensgebiete: 136.

Stagnation d. Entwicklung: 38, — d. Explikation: 56.

Stagnieren d. Explikation: 52.

Stammthema: 164, — u. Allgemeinheit d. Begriffes: 174, — als Träger d. Allgemeinheit 173, — u. Aussprechbarkeit: 173, Bedeutung d. —s als Bildungselement d. Sprache: 165 f. — u. Bildungssilben: 174, — u. Konsonantendissimilation: 174, — als synthetisches Moment: 165, Umgestaltung d. —s als Mittel d. Flexion: 179, — u. Wurzel: 166.

Statik d. Begriffe in d. Wissenschaft: 127.

statisch, —e Größen: 68, 76, Sein keine Materie v. —er Struktur: 94, Wort als —e Ganzheit: 202, —er Begriff d. Wortbedeutung als Fiktion d. rationalist. Denkweise: 201.

Statisches: 73*, — im Dynamischen: 45, — u. spezifische Dynamik: 180.
statistische Bestandaufnahme e. Sprache: 211.
Stender-Petersen, A.: 223 ff.
Stetigkeit d. Zeit: 26.
Stifter: 19.
Stil: 96, — als ästhetisches Moment: 203, — als e. formal ästhetisches Element: 96 f., Kriterium d. Arteigenen als normierendes Element im —: 203*, — u. Begriff: 115 f., erzählender — im Hebräischen: 181, — als ganzheitliches Moment: 204, — u. geistige Eigenart: 204, — d. Mythos: 73*, Bedeutung d. —s f. d. Sprache: 212*, — u. Phänomen Sprache: 96.
Stilistik: 203 ff., Aufgabe d. —: 204, — als Beschreibung d. Bestehenden: 205, — u. Wortgruppenlehre: 203*.
Stoffbereich d. Syntax: 194.
Struktur, zusammengesetzte — d. Begriffes: 32, spezifische — u. Hierarchie d. Begriffe: 54, Begriffe bestimmen d. — d. einzelnen Kulturen: 49, — d. Begriffssysteme: 52, — d. Denkens aus d. Sprache oder — d. Sprache aus d. Denken ableitbar: 75, Gestaltung d. Fragesätze u. — d. Denkens: 201, — d. Existierenden überhaupt: 221, Methode muß d. — d. Forschungsgegenstandes adäquat sein: 48, — d. Geistes: 221, — d. Geistesgeschichte: 33, 70, — d. Geistigen: 69, Einheiten innerhalb d. — d. Geistigen: 19, — d. Geistigen als Hierarchie v. Einheiten: 18, — d. Gesamtkultur: 65, — d. Kultur: 221, organische — aller lebendigen Kulturen: 53, syntaktische — d. Sätze: 84, seelische — als Ergebnis d. Geistesgeschichte: 41, — d. Seins: 29, 70, — d. Sprache: 221, gesellschaftl. — u. Sprache: 118, organische — d. Sprache: 149*, — d. Sprache u. semantisches Schema d. Wortklassen: 191, — d. Wirklichkeit: 15.
Struktureinheit, Begriff als — e. dynamischen Systems: 17, — d. Gesamtbewußtseins: 87.
Struktureinheiten d. Geistes u. soziologische —: 219, — d. Geschichte: 19, Skala d. —: 19, — d. Sprache u. — d. Geschichte: 158.
Strukturorganismen: 69.
Strukturprinzip, emergence als einheitliches —: 22*.
Strukturprinzipien d. historischen Geschehens: 3, — d. deutschen Sprache: 162, — d. Sprachgeschichte: 208, 209.
Strukturstufe: 18 f.
Strukturstufen: 71.
Strukturverhältnisse d. einzelnen Sprachen: 105.
Subjekt, „Gegenstand" u. — d. Satzes: 193, — u. Objekt: 86, 103, Beziehungen zwischen Objekt u. — durch Modi ausgedrückt: 179, — u. Prädikat: 163, — u. Prädikat in Aussagesätzen u. Urteilssätzen: 193, Kongruenz v. — u. Prädikat, v. Thema u. Rhema: 192 f.
Subjektivität: 23 f., — d. Aussage: 68, — d. Geschichtsschreibung: 53, 54.
Subordination d. Wortklassen: 89*.
Substantiv u. Substanz: 186*, 190.
substantivisches Element in d. Sprache: 104.
Substrat: 69, Begriffe als — d. Geschichte: 43, — d. Geschichte: 28, — d. historischen Geschehens: 29.
Subsumtionsurteil als Eingliederung in d. Ganzheit: 188*, — als Qualifizierung: 188*.
Sünde, Begriff d. — im Deutschen: 154, Begriff d. — im Hebräischen: 154.
Sündenfall d. Geistes: 47*.
Sütterlin, L.: 194.
summierendes Verfahren: 105.
Symbol: 36, Sprache als — ihrer selbst in d. Dichtung: 130, Wesen d. Sprache liegt in d. Identität d. „—s" mit d. Symbolisierten: 86.
Symbolcharakter d. Sprache: 85, Wesen d. Sprache liegt im —: 84.
Symbolik u. Mythos: 73*.
symbolisch, —e Anschauung: 73*, —es Denken mystischer Strömungen: 91, —e u. historische Anschauung: 73*, mystische Anschauung durch —e verdrängt: 73*, Sprache d. —en Betrachtungsweise: 73*, Uebergänge u. Nuancierungen in e. —en Sprache: 73*.

Symbolisiertes, Wesen d. Sprache liegt in d. Identität d. „Symbols" m. d. —n: 86.
synchronistisch, —e u. parachronistische Betrachtungsweise in d. Grammatik: 216, —e Darstellungsweise in d. Grammatik methodisch begründet: 208, — durchforschtes Material: 206*, —e Querschnitte durch d. Sprache: 208*.
synkretistische Tendenzen im Neuhebräischen: 152.
Synonyma: 89*, 150*.
syntaktisch, —e Beziehung als konstituierend f. d. Begriff d. Kasus: 185*, —e Struktur d. Sätze: 64, asyntaktische Vorstufe d. —en Sprachen: 196, Sprache d. Logik u. —e Sprachstruktur: 132*.
Syntax: 207, — als Bedeutungslehre: 194, Formenlehre u. —: 194, objektives Moment in d. hebräischen —: 154, — u. Struktur e. Kultur: 154, Problem d. —: 160, Reform d. —: 193, Stoffbereich d. —: 194, Umgestaltung d. —: 192.
Synthese: 99, — bis z. Extrem durchgeführt: 10, — scheinbarer Extreme: 77*, — u. Intuition: 22*, — v. Kunst u. Wissenschaft: 129, 129*, — durch Eingliederung d. Phänomens Sprache in d. Phänomen d. Geistes: 217, Tendenz d. Sprachen auf —: 147*, religiöse Tradition u. — d. Sprachen: 124, — d. Wissenschaft: 211.
Synthesis: 79.
synthetisch, —er u. differenzierender Antagonismus in d. Sprache: 165, Explikation d. Begriffe u. —es Element d. Sprache: 197, —e Betrachtungsweise: 86, —es Denken u. Wortbildung: 177, —er Denkvorgang d. Abstraktion: 107, —e u. analysierende Forschung in d. Sprachwissenschaft: 228, —e Forschungsmethode u. Einzeluntersuchung: 223. Reaktion e. —en Betrachtungsweise gegen e. analytische: 54, —er Charakter d. geistigen Seins u. Werdens u. überindividueller Charakter d. Geistigen: 110, —e Sprachauffassung: 98, außersprachliches, logisches Element als —es Prinzip e. Sprache: 197, —e Funktion d. Phänomens Sprache: 86, Identität d. seelischen Funktionen bedingt e. —e Betrachtungsweise d. Sprache: 85 f., Wesen d. Sprache ist —er Charakter alles Seins: 109 f., Stammthema als —es Moment: 165.
System v. Begriffen: 49, 50, Eigenständigkeit e. —s an Begriffen als d. entscheidende Element, d. e. Kultur konstituiert: 48, — v. Bildungsprinzipien als Ergebnis d. Sprachforschung: 211, dynamisches —: 69, dynamisches — v. Kräften: 68, metaphysische Aussagen innerhalb d. kabbalistischen —s: 202*, — v. Relationen: 27.
systematisch, genetisches u. —es Untersuchungsverfahren bei d. semasiologischen Betrachtungsweise: 216, —er Charakter d. Sprachtheorien d. deutschen idealistischen Philosophie: 83.

Talmud: 59.
talmudisch: 164.
talmudisch-midraschisch, Sprachtheorien in d. —en Tradition: 72.
tannaitisch, —e Sprache: 72*, Lehrer d. —en u. amoräischen Zeit: 58.
Tannaitisch: 210*.
Tanz u. Sprache: 6.
Tatsächlichkeit, historische —: 91.
Technik, Bezeichnungen auf d. Gebiete d. —: 152, „Techniken": 141.
Teichmüller, G.: 4*.
teleologischer Charakter d. sprachlichen Begriffe: 107.
Tempelkult: 36.
Tempelzerstörung: 36.
Tempo d. Begriffsexplikation: 38.
Tempora: 101, Zurücktreten d. — u. objektivierende Tendenz d. Denkens: 181, — im Hebräischen: 154.
Temp-oralkasus: 100, 185*.
Tempus, Akzent u. — im Hebräischen: 181.
Tendenz in d. Religion: 123.
Tendenzen, Wechsel zwischen aufsteigenden u. absteigenden —: 48.
tenuis: 172.
termini technici innerhalb e. Sprache: 139.
Terminologie: 21, 128, Entwicklungsphasen der Sprachgeschichte u. grammatikalische —: 209, Methode, — u. Problemstellung d. Sprachphilosophie haben ihren Ausgangspunkt in d. griechischen Philosophie: 71, gram-

matikalische Theorie u. — u. d. Ergebnisse d. vergleichenden Sprachwissenschaft: 207*, — d. Umgangssprache: 133*.
Textinterpretation: 223.
Thema (s. auch Stammthema): 193, Kongruenz v. Subjekt u. Prädikat, v. — u. Rhema: 192 f.
Themakonsonant, Geminierung e. —en: 180.
Theologie, Geschichte d. jüd. Volkes e. Disziplin d. historischen —: 59, monotheistische — d. A. T.: 57, Religionsgeschichte bisher Aufgabe christlicher —: 56.
Theorie, medizinische —: 21*.
thèse: 192.
Thesis: 79.
Thomson, A.: 79*.
Tierwelt: 13.
Tochterkultur: 34.
Tochtersprachen: 148*.
Tonfall: 132*.
Tōrā-Begriff, Explikation d. —es: 58.
Torczyner, H.: 148*.
Totalität d. Sprache: 98.
Tradition: 93, — als Ausdruck d. Standes e. lebendigen Entwicklung: 66, beständige Krise e. explikationsfähigen —: 66, — e. konstituierendes Element d. religiösen Gemeinschaft: 123*, Bindung an d. — im Hebräischen: 153, Karäer gegen d. —: 67, Modifikation d. —: 67, Pharisäer als Vertreter d. —: 67, religiöse — u. Synthese d. Sprachen: 124, Sprachtheorien in d. talmudisch-midraschischen —: 72.
traditionelle Bindung d. Sprache: 153.
Traditionen, Bewußtwerden d. —: 66, Fixierung d. —: 66, geistige —: 139*, Gemeinschaft als Trägerin v. —: 66.
Traditionsbewußtsein: 153.
Traditionslosigkeit in d. Wortbildung: 175.
transformations: 147*.
Transsubjektivität d. Zeit: 26.
transzendent, Realisierung d. —en Gesetzes: 17.
Transzendenz d. Begriffes: 27, — d. Gesetzes: 16 f., — d. Schöpfers: 16*.
Traumsprache: 5.
Trias: 86*.
Triebkraft, Explikation d. Begriffe als Formalprinzip u. — d. historischen Geschehens: 48 f.
Triebkräfte, geistige —: 59, geistige — in d. Lautgeschichte: 172.
Typus, Einheitlichkeit e. Kultur u. Einheitlichkeit e. —: 142, kultureller —: 41 f., psychologischer —: 41 f., — d. einzelnen Schaffenden: 64, eigenständiger — d. Sprache: 117, Geschichte d. — e. Sprache: 116, — d. Sprachen: 115, Explikation u. — d. Sprachen: 116, Modifikationen d. — d. Sprachen: 116.

Übereinstimmung d. Grammatiken verschiedener Sprachen in bezug auf d. allgemeinen Formalbegriffe: 207.
Überfremdung u. Mechanisierung d. Sprache: 8, — d. hebräischen Sprache: 153.
Übergänge u. Nuancierungen i. e. symbolischen Sprache: 73*.
Übergang d. Begriffes aus d. punktuellen in d. explizierbare Sein: 195.
überhistorisch, Sprache als —e Erscheinungsform: 108.
überindividuell, Verstehen als Ausdruck d. —en Charakters d. Geistigen: 158, synthetischer Charakter d. geistigen Seins u. Werdens u. —er Charakter d. Geistigen: 110, —er Charakter d. Sprache: 110, 218, Sprache als —e Gegebenheit: 96.
Überlieferung, Abreißen d. —: 52, — in d. Religion: 123, Zufälligkeit d. —: 52.
Überschichtung, Gesetzmäßigkeit d. — e. geistesgeschichtlicher Prozeß: 141.
Überspitzung d. Anwendungsmöglichkeit physikalischer Methoden: 48.
Übertragung in e. andere Sprache: 115.
Umdenken d. Relationen in Raumrelationen: 100.
Umfang, Eigenart, — u. Wirkung d. einzelnen Begriffssysteme: 48, — e. Sprache: 151.
Umgangssprache, Gesetz u. Eigenart d. —: 133*, Hebräisch als —: 152, Menschenseele als Trägerin d. —: 110*, Terminologie d. —: 133.

Umgestaltung d. Syntax: 192.
Umspannungsweite d. Zeit: 26.
Umwelt, hebräische Sprachgeschichte unter d. Einfluß d. —: 200.
Unaufmerksamkeitsfehler durch Auseinanderfallen v. Sprache u. Denken: 137 f.
Unaussprechbares in d. Religion: 125.
Unbegriff, Gottesbegriff als —: 44.
Unbegrifflichkeit, Gottesbegriff als Begriff d. —: 50.
unerlaubte Identifikation v. Sache u. Bild: 48.
ungeistiger Mensch hat am Verlauf d. Geschichte keinen aktiven Teil: 65.
Ungnad, A.: 148*.
Uniformierung d. Geistes: 61.
Unisolierbarkeit d. Begriffs: 27, — d. Denkaxioms: 68.
universal, Realisierung d. Anspruchs Gottes auf —e Gültigkeit in d. Geschichte: 57.
universalistische Ausweitung d. Gottesbegriffes: 59.
Universalitätsanspruch, Lösung d. Spannung zwischen d. — Gottes u. d. Gottesferne d. Welt: 57.
unjüdisch, Identifizierung d. Geschichte m. Staatengeschichte —: 59.
Unlust u. Lust: 83.
Unmittelbarkeit d. Gefühlsausdrucks u. Wesen d. Sprache: 85.
Unterbewußtsein: 82*.
Untergang: 21, — ganzer Kulturen als Latenzzeiten d. begrifflichen Explikation: 49.
Unterordnung, Problem d. — u. Abhängigkeitsverhältnis: 199*, — d. Satzes u. Wichtigkeit d. Aussage: 199.
Unterschiedlichkeit zweier Größen: 110.
untersprachlich, —e Ausdrucksmöglichkeiten: 84, Interjektion —es Element: 84.
Untersuchung d. Urteilsaktes: 144*.
Untertypus d. Sprachen: 118.
Unübersetzbarkeit d. Adjektivums: 187.
Unvergleichbarkeit d. Entwicklungen: 23.
Unzulänglichkeit, d. Phänomen d. Einzelsprache als Ergebnis historischer —: 83.
Urproblem, Sprache — d. menschlichen Geistes: 73.
Ursache e. organischen Entwicklung: 20, Geistiges als primäre — alles Geschehens: 146, typenbildende —: 42*, — u. Wirkung: 98.
Ursachen d. geistigen Eigenart e. Kultur: 213, — sprachlicher Erscheinungen: 210.
Ursemiten: 148*.
Ursemitisch, fiktives —: 210*, — als historische Größe: 148*, — als Sprachtypus: 148*, — als Prinzip e. Sprachtypus: 147.
Ursprache: 11, 85, 147 f., 147*, 148*, Begriff d. —: 98, — als rein dynamische Größe: 147, historische Auffassung d. — (Meillet): 147*, — als metaphysische Gegebenheit d. Sprache: 147, — als Bildungsprinzip d. einzelnen Sprachen: 147, Sprachprinzip als Sosein d. Sprache u. historische —: 105, — als zeitloses Prinzip: 147.
Ursprünglichkeit sprachlicher Erscheinungen: 117.
Ursprung d. Gegebenen: 20, gemeinsamer — zweier Kulturen: 34, — d. Sprache: 83, — u. Wachstum d. Sprache (Baumann): 92*, — d. Sprachen, polygenistischer oder monogenistischer: 147*, — d. Wortes: 82.
Urteil: 73*.
Urteilsakt, Untersuchung d. —es: 114*.
Urteilsbildung: 101, 108.
Urvolk: 12.

Vaihinger, H.: 77*, 188.
Verabsolutieren, Auflösung u. — d. Sprache: 5.
Veränderung, physische Seite d. Sprachbildung als Substrat f. d. Tendenz auf —: 80.
Veränderungen d. Sprache durch d. Forderung d. Verständlichkeit, nicht durch d. Forderung d. Richtigkeit bedingt: 136*.
Verarbeitung, logische u. metaphysische — d. eigentlichen geschichtlichen Gegenstandes: 22.
Verallgemeinerung, Pluralbildungen als e. unberechtigte —: 108*, unerlaubte —: 95, unerlaubte — d. grammatikal. Systems: 194.

Verba, Iterativ bei —: 103, — u. Nomina: 89*, Nominalbildungen aus —: 190.
verbal, Durchbildung d. —en Elementes u. Zurücktreten d. nominalen in e. an d. Zeitkategorie gebundenen Denken: 73*, nominales Element als Latenzzustand e. —en: 180, —es Element in d. Sprache: 104.
verbozentrischer Charakter d. Hebräischen: 154, 179.
Verbreitung e. Sprache: 151.
Verbum: 100 f., — u. Denkkategorien: 182, — als Ausdruck d. dynamischen Elements: 179, Flexion d. —s im Semitischen u. im Indogermanischen: 101, Geltungsbereich d. Begriffes — innerhalb d. verschiedenen Sprachen: 190, — u. Zeitkategorie im Hebräischen: 181 f., Laryngalformen d. —s: 176*, — u. „Leben": 188, Merkmale d. —s u. Evidenz: 190, — u. Nomen: 104, 190, Verdichtung d. Vorstellung in d. Skala v. — z. Nomen: 190, — bildet alle Vorgänge punktuell in ihren einzelnen Phasen ab: 101, Sonderstellung d. —s innerhalb d. Denkformen: 189 f., Sprachen ohne —: 190, innere Sprachform d. —s: 189, — u. Zeitbegriff: 179, Zeitrelationen beim —: 164*.
Verdrängung, Explikation d. einzelnen zentralen Begriffe nicht in ungestörter Parallelität, sondern in Form e. wechselseitigen —: 50.
Vererbung v. Denkweisen: 145.
Verfälschung d. psychol. Typus: 42, — d. Sprache: 122, Sprache als e. — d. Ideen: 78.
Verfallserscheinungen d. Kulturen: 116, — d. Sprachen: 116.
Verfeinerung d. Materiellen: 39, — d. sprachlichen Ausdrucks u. Explikation e. Begriffes: 119.
Verflachung d. Begriffe: 118, — d. begrifflichen Denkens: 118.
Vergangenheit: 101.
Vergleich zwischen d. Kulturen: 33.
Vergleichbarkeit d. Gegenstände: 4, — d. Kulturen: 33, — d. Sprachen: 116.
vergleichendes Verfahren in d. Sprachwissenschaft als linguistique générale: 206*.
Verhören: 137 f.
Verlesen: 138.
Verneinung u. Wunsch als Ausdruck d. Beziehungen d. Realen zum Irrealen: 201.
Vernichtung, Tendenz auf — in d. Zivilisation: 40.
Versakzent im Lateinischen: 170.
Verschiedenartigkeit, Überbetonung d. Gleichartigen u. — d. einzelnen Individualitäten: 61.
verschiedener Ausdruck d. semasiologisch Gleichen als Ergebnis psychologischer Gegebenheiten u. historischer Entwicklungen: 216.
Verschreiben: 137.
Versprechen: 137.
Verständigung: 11, primitive —: 196*, Sprache als Zweck d. —: 98, d. Wort im Dienste d. —: 146.
Verständigungsmittel: 72*, Sprache als —: 110, 218, Sprache als konventionelles —: 150.
Verständigungstendenzen: 139*.
Verständlichkeit, Veränderungen d. Sprache durch d. Forderung d. —, nicht durch d. Forderung d. Richtigkeit bedingt: 136*.
Verständniserweckenwollen, energetischer Vorgang d. —s: 93.
Verstehen: 62, 63, „—" 87, 98, 138*, — als Weg zum Bewußtwerden e. Begriffes: 31, Entstehung d. —s: 99, — als Folgeerscheinung d. metaphysischen Einheit d. Geistes: 156, — als Ausdruck d. überindividuellen Charakters d. Geistigen: 158, Psychologie d. —s: 92, Resonanz d. —s: 64, — u. Sprache: 98, 110, 124, 149, 218, Begriff d. —s als zentraler Begriff f. d. Wesen d. Sprache: 92, Sprache als Garant d. —s: 98, — nur in d. Sprache gegeben: 98, Sprache als Trägerin d. —s: 11, 86, Notwendigkeit d. —s in d. Wissenschaft: 127.
verwandte, Sprache nur zwischen „—n Wesen" möglich: 92*.
Verwandtschaft, kulturelle —: 12.
Vico: 85.
Vielfältigkeit d. Sprache: 157.
Vielheiten, Pluralformen setzen d. abstrakten Begriff v. aus Besonderheiten bestehenden einheit-

lichen — voraus: 102, Zählen konkreter —: 104.
Vielsprachigkeit d. Einzelnen: 139.
Völker: 33, Geistesgeschichte einzelner — u. Bevölkerungsgruppen: 135.
Völkerpsyche u. Einzelpsyche: 92.
Völkerpsychologie: 87, 91, 171, 183.
Vokabular e. Sprache: 159*.
Vokal, Besonderheit d. Begriffes u. —: 174, — als differenzierendes Moment in der Begriffsbildung: 174, — im Semitischen: 165.
Vokalassimilation: 174 f.
Vokaldissimilation: 174 f.
Vokale, konforme —: 176*, Veränderungen d. — als Mittel d. Flexion: 179.
Vokalfolge im akkadischen Wehruf: 183 f.
Vokativ als interesseheischende Äußerung: 186*, — als Autosemantikon: 186*, — als Satzwort: 186*.
Volk, Geschichte e. Volkes als Explizieren e. Begriffswelt: 211*, Denken d. jüdischen —es: 134, Existenz d. —es unabhängig v. Zufälligkeiten historischer äußerer Entwicklung: 59, Explikation d. Begriffes —: 58, Explikation d. Begriffe e. konstituierendes Moment f. d. geistigen Strömungen e. —es: 134, geistiger Begriff d. —es: 59, Wesen geistiger Bewegungen innerhalb e. —es: 58, monotheistischer Charakter d. praktischen Religionsübung d. israelitischen —es: 55, Geschichte d. jüdischen —es e. Disziplin d. historischen Theologie: 59, — als Träger d. Kultureinheit: 41, Begriff — v. zentraler Bedeutung in politisch gerichteten Kulturen: 49, Messias Repräsentant d. —es: 58, Sprache d. —es: 118.
Volkelt, Joh.: 26, 102*.
Volksbegriff: 59.
Volksdialekte: 118.
Volksgruppe u. Einzelner als Träger d. Explikation v. Begriffen: 135.
Volksgruppen: 40.
Volkssprache: 57*, — als konservierendes Element: 119, — u. Literatursprache: 118 f., 150, Ausgleich zwischen — u. Literatursprache: 120, gegenseitige Durchdringung v. — u. Literatursprache: 119.
vorhistorisch, Entwicklung d. Sprache im —n Stadium: 79.
vorsprachlich, —es Denken: 106*, —er Denkzustand: 217, 218.
Voßler, K.: 72*, 89*, 95*, 96, 106*, 108, 110*, 111, 122*, 124, 126, 127, 130, 132*, 133*, 148, 149*, 189*, 195*, 203, 206*, 210, 212*, 213*.
Vorstellung, einheitliche —: 215, d. Laut u. nicht d. Begriff garantiert n. d. Auffassung d. Psychoanalytiker d. Einheit d. —: 82*, Worteinheit u. Einheit d. —: 198, Verdichtung d. — in d. Skala vom Verbum zum Nomen: 190.
Vorstellungen, Kongruenz zwischen d. Gliederung d. Satzteile u. d. Gliederung d. —en: 197.
Vulgärarabisch: 120.
Vulgärlatein: 120.
Vulgärsprache: 121.
Vulgärsprachen u. Begriffsexplikation: 120, — als Kultureinheiten: 120, literarischer Typus d. —: 120.

Wachstum, organisches —: 37.
Wackernagel, J.: 184, 185, 185*.
Wahrheit: 46, — d. Aussage u. Satz: 196, Begriff d. —: 30, Daseinsmöglichkeiten d. —: 31, Ethos d. —: 134, — u. Evidenz (Brentano): 68*, — d. Objekte: 99.
Wahrheiten, Gesamtheit als Träger d. als evident empfundenen —: 60.
Wahrheitscharakter u. Gültigkeitscharakter d. Sprache: 77.
Wahrheitsgehalt, ontologisches Problem d. —es u. Wirklichkeitsgehaltes d. Sprache: 76*.
Wahrheitswert d. Sprache: 77*.
Wahrnehmungen, Diskrepanz zwischen d. Isoliertheit d. — u. der Allgemeingültigkeit d. aus ihnen abgeleiteten Allgemeinbegriffe: 77*.
Wechsel zwischen aufsteigenden u. absteigenden Tendenzen: 48.
Wechselbeziehung zwischen Individualität u. Ganzheit: 65.
wechselseitig, Explikation d. einzelnen zentralen Begriffe nicht in ungestörter Parallelität, sondern in Form e. —en Verdrängung: 50.

Wechselwirkung, Begriffe in gegenseitiger —: 49.
Wehruf, Vokalfolge im akkadischen —: 183 f.
Weimer, H.: 136*.
„weiß“: 164 f.
Weiterbildung, Explikation e. Begriffs zugleich Differenzierung u. — d. Sprache: 57*.
Weiterentwicklung, Freiheit geistigen Gestaltens ist Voraussetzung für lebendige — d. geistigen Faktoren: 63.
Wellenbewegung d. Geschichte: 48, Gestaltungsprinzip, das zur — d. historischen Geschehens führt: 48.
Wellenlänge d. Geschichte: 48.
Welt, „Allgemeines“ u. reale —: 77, Lösung d. Spannung zw. d. Universalitätsanspruch Gottes u. d. Gottesferne d. —: 57.
Weltanschauung, mystische —: 44.
Weltaspekt, Mythos ist e. —, keine Theorie d. Weltgeschehens: 73*.
Weltauffassung, mystische —: 18.
Weltbetrachtung, mythische —: 73, mythische u. historische —: 73*, Sprache als Quelle e. fehlerhaften —: 77.
Weltbild: 12.
Weltgeschehen durch d. Mechanik d. Atome bestimmt: 80, geistiges —: 146, Mythos ist e. Weltaspekt, keine Theorie d. —s: 73*.
Weltgeschichte: 40 f., 40*.
Weltordnung, Prinzip d. —: 73*.
Weltstruktur, dialektische —: 74.
Werden, latentes — d. Begriffes: 198, synthetischer Charakter d. geistigen Seins u. —s u. überindividueller Charakter d. Geistigen: 110, Identität d. Sprache m. d. historischen —: 113, Identität d. Seins m. d. Werden: 113.
Werkzeug, Sprache als — d. Philosophie: 212*.
Wert, inkommensurable Kategorie d. —es: 159*, — e. Sprache: 75, Verneinung d. —es: 40.
Werte, geistige —: 40.
Wertsetzung als geistiges Prinzip in der Geschichte: 29.
Wertsetzungen, scheinbare —: 37.
Wertung, ästhetische — e. Sprache: 203*.
Werturteile über d. Kulturen: 39.
Wertverhältnisse, Bildung d. Wortgruppenlehre u. d. Einfluß d. natürlichen Größenwertverhältnisse, — u. Ordnungsverhältnisse: 203*.
Wesen d. Begriffsbildung: 107*, Explikation christlichen —s: 51, — d. Denkens: 70, — d. Geistesgeschichte: 142, — d. Geschichte: 49, — d. Kultur: 61, 64, 138, — d. Satzes: 193, 197, — d. Sprache: 3, 73, 91, 92, 93, 97, 217, 228, — d. Sprache im synthetischen Charakter alles Seins: 109 f., — d. Sprache liegt in d. Identität d. „Symbols“ m. d. Symbolisierten: 86, Begriff d. Verstehens als zentraler Begriff f. d. — d. Sprache: 92, intuitives Wissen um d. — d. Sprache: 227, — d. Wortes: 86*, — d. Wortes u. d. Sprache: 72, Sinn u. — d. Zentralbegriffe: 52.
Whitehead, A. N.: 212*.
Wiedemann, F. J.: 161*.
Wiedererkennen, Anerkennen d. —s: 98, — = Erkennen: 98.
Wilkins: 150.
Wille: 25*, künstlerischer — in d. Sprache: 203*.
Willensakt, Aussprechen e. Wortes ist e. —: 92, Wort ist vor d. Eintreten d. —es da: 92.
Willensfunktion u. Phänomen Sprache: 92.
„Willenssprache“ Summe d. Sprechakte: 92*.
Willkür in d. Sprachbildung: 153.
„Wirken“ u. „Wirkung“: 191.
Wirklichkeit, Aussagen über d. —: 26, — u. Begriff: 29*, — u. Erkenntnis: 29*, — d. Geistigen: 15, Gesamtheit d. —: 15, Bild d. — in d. Kunst: 128, rezipierte —: 15, Sprache adäquater Ausdruck d. —: 96, Sprache hat innerhalb d. — e. entscheidende Funktion: 70, Struktur d. —: 15, Bild d. — in d. Wissenschaft: 128.
Wirklichkeitsentsprechung: 93, — sprachlicher Bildungen: 77*.
Wirklichkeitsgehalt, ontologisches Problem d. Wahrheits- u. —es d. Sprache: 76*.

Wirkung, Eigenart, Umfang u. — d. einzelnen Begriffssysteme: 48, — u. Ursache: 98.
Wissenschaft, Begriff d. Ästhetik als —: 96*, — u. Analyse: 128, — als Setzung v. Besonderheiten: 128, beschreibende —: 80, Eigenständigkeit d. —: 128, Gegenstand e. —: 81, gemeinschaftlicher Faktor aller individuellen Erkenntnisse u. Aussagen u. —: 69, Geschichte d. —: 108, — u. Leben: 226, Mathematik als Vollendung d. —: 128, metaphysikfreie —: 12, Philologie im Sinne e. — v. Beziehungen zwischen Sprache u. Geistesgeschichte: 82, populäre —: 134, Popularisierung d. —: 134, Popularisierungstrieb in d. —: 134, Propagandatrieb innerhalb d. —: 134, Kombination v. Religion u. —: 133, — v. d. schönen Form: 96*, schulmäßige —: 133, Sprache d. —: 125, Tendenz d. Sprache d. — auf Ausdruck v. Beziehungen: 199, Sprache d. — u. Nebensatz: 199, poetische Sprache in d. —: 129, Statik d. Begriffe in d. —: 127, Synthese v. Kunst u. —: 129, 129*, Notwendigkeit d. Verstehens in d. —: 127, Bild d. Wirklichkeit in d. —: 128, Wort u. Begriff in d. —: 130.
Wissenschaften, begriffsgeschichtliche Methode in d. —: 4, Ganzheit d. —: 226, Geschichte d. —: 4, Synthese d. —: 211.
Wissenschaftler, absoluter —: 122.
wissenschaftlich denkender Mensch: 133, Gesamtheit d. —en Erkenntnis: 69, Sichabstrahieren v. fehlerhaften, v. d. Sprache veranlaßten Prämissen Grundlage aller —en Erkenntnis: 78, Sprache als e. Objekt —r Erkenntnis: 97, —e Erkenntnis e. Sprache: 107.
Wort: 78*, — als Abstraktion: 196*, Explikation d. Bedeutung d. —es: 90, Akzentverschiebung innerhalb d. Bedeutungsumfanges e. —es: 213*, Aufgabe d. —es, d. Fließende in begrenzten Größen zu gestalten: 146, — u. Begriff: 81, 88, 91, 106*, 109 f., 141, 156, Denken kann Heterogenes in einem Begriffe u. einem —e zusammenfassen: 93, 94, — u. Begriff i. d. Dichtung: 130, Begriff, — u. Lautbild d. —es e. Einheit: 81, — u. Begriff als Gestaltselemente e. ganzheitl. Seins identisch: 110, Identität v. — u. Begriff: 69, 70, 71, 78, 93, 94, 95, 115, 130, 158, 188 f., 195, 200, Akzent unter d. Gesichtspunkte d. Identität v. — u. Begriff: 169 f., Identität v. — u. Begriff in d. kabbalistischen Betrachtungsweise: 202, Identifikation v. — u. Begriff: 73, — u. lebendiger Begriff: 152, Verhältnis v. — u. Begriff als potentielles Moment: 201, — u. Begriff nach d. psychoanalytischen Sprachtheorie: 82*, — u. Begriff in d. Wissenschaft: 130, Abnahme d. Begriffsgehaltes e. —es: 89*, Begriffsinhalt e. —es: 213, umfassende Bedeutung u. Einzelbedeutung e. —es: 93, selbständige Existenz d. —es im Bewußtsein: 198, Einheit d. flektierten —es: 79, flektierende Sprache drückt Beziehung u. Bedeutung in d. Einheit d. flektierten —es aus: 79, formaler Charakter d. —es: 76, — als Ganzheit aller möglichen Größen: 201, — als statische Ganzheit: 202, — als Ausdruck e. bestimmten geistigen Gehaltes: 150*, Geschichte e. —es: 89, 90, 91, — keine Größe für sich: 94, Idee ist Gestalt u. bedarf d. —es nicht: 76, Lautwert e. —es: 81, 82, Mißverstehen e. —es: 91, — u. Name im A. T.: 72, — nur zufälliger Name: 78, — als ordnendes u. gestaltendes Prinzip: 146, — als Organismus: 146, „—“ in d. Religion: 124, Bedeutung d. Satzes u. —: 196*, potentielles Moment d. Bezogenwerdenkönnens als Wesentliches am —e u. seine Realisierung im Satze: 201, Priorität d. Satzes vor d. —: 196, Schriftbild d. —es im Semitischen: 175*, semasiologische u. formale Seite d. —es: 214, — u. Sprache: 94, — u. Sprache sind d. Formen, in denen d. Geistige Geschichte wird: 94, Wesen d. —es u. d. Sprache: 72, — als Ausgangspunkt sprachlicher Untersuchungen: 10, Ursprung d. —es: 82, — als Verständigung: 146, Wesen d. —es: 86*, Aussprechen e. —es ist e. Willensakt: 92, — ist vor d. Eintreten d. Willensaktes da: 92, — u. Wortsinn: 32*, zentripetales Prinzip im —e: 94.
Wortakzent im Lateinischen: 170.

Wortarten: 89*, Priorität d. —: 167.
Wortbedeutung: 89, statischer Begriff d. — als Fiktion d. rationalistischen Denkweise: 201, isolierte —: 201.
Wortbedeutungen, Geschichte d. Worte u. —: 91.
Wort-Begriff: 92.
Wortbetrachtung, kabbalistische —: 202.
Wortbildung u. Assimilation: 175, Allgemeinheit u. Besonderheit d. Begriffes bei d. — getrennt: 177, — u. Begriffsbildung: 32*, Identität d. — m. d. Begriffsbildung: 32, — als Vorspiel z. Begriffsbildung: 32*, — bei Bialik: 150*, analysierendes Denken u. —: 177, synthetisches Denken u. —: 177, — u. Denkform: 176, logische Klassifizierung bei d. —: 177, kombinatorische u. ganzheitliche —: 176 f., — u. Struktur e. Kultur: 154, Traditionslosigkeit d. —: 175.
Wortbildungsvorgänge, Beziehungen zwischen —n u. Bedeutungsvorgängen: 214.
Worte: 134, Verteilung d. Akzentes zwischen Bedeutung u. Beziehung nicht bei allen —n gleich: 89*, Geschichte d. — u. Wortbedeutungen: 91, — nur konventionelle Namen d. einfachen Ideen: 77, Neubildung v. —n: 195*, neugebildete — als adäquater Ausdruck: 150*, Begriff d. Sprache auf d. in — gefaßte Sprache beschränkt: 84.
Worteinheit u. Einheit d. Vorstellung: 198.
Worteinheiten: 69.
Wortentstehung, Identität d. — u. Begriffsentstehung: 89.
Wortformen, — u. Lautlehre: 194, Priorität d. —: 167, Untersuchung d. —: 214.
Wortfügungen, semantische Identität d. Komposita u. d. entsprechenden —: 215.
Wortgefüge: 194, — im Chinesischen: 207.
Wortgeschichte: 90.
Wortgruppen, Bedeutung d. Konsonantenbestandes f. d. Bildung v. —: 164 f.
Wortgruppenlehre, Bildung d. — u. d. Einfluß d. natürlichen Größen, Wert- u. Ordnungsverhältnisse: 203*.
Wortkategorien, Entlehnung v. —: 224.
Wortklassen, Erweiterung d. Funktionen v. — durch Assoziation: 191 f., Identität v. — u. Begriffsklassen: 188 f., Bestimmung d. —: 189, Definitionen d. —: 190, — f. d. Ausdruck d. Gegenständlichkeit: 191, konstituierendes Merkmal d. —: 189, Struktur d. Sprachen u. semantisches Schema d. —: 191, Subordination d. —: 89*. Wortklassenskala zwischen d. —, die reine Bewegung, u. solchen, die reine Gegenständlichkeit ausdrücken: 191.
Wortklassenskala: 191.
Wortpersonifikation: 91.
Wortschatz: 150*.
Wortsinn: 89, 89*, Mißdeutung e. —es e. Anzeichen f. d. Sterben e. Sprache u. Kultur: 91.
Wortwesen, Erkenntnis d. eigentlichen —s: 202.
Wortzauber: 72*.
Wundt, W.: 80, 91, 92, 92*, 148*, 171, 183, 197, 203, 211*, Psychologie —s ist biologisch orientiert u. tendiert auf d. Experiment: 92*.
Wunsch: 192, Verneinung u. — als Ausdruck d. Beziehungen d. Realen z. Irrealen: 201.
Wunschsatz: 200.
Wurzel als Zeichen e. emotionalen Zustandes: 166, — u. Redeteile: 166, — u. Stammthema: 166, — als Vorläufer unserer Worte u. Sätze: 166.

Zählen konkreter Vielheiten: 104, — u. Zahl: 102*, Differenz zwischen Zahl u. — durch Sprache ausgeglichen: 102, — e. zeitlicher Vorgang: 102*.
Zäsuren d. Geschichte: 49, 52.
Zahl, Begriff d. —: 101, abstrakter Begriff d. —: 104, Begriff d. — als Arbeitsrhythmus: 103, Einheit u. Sonderung im Begriffe d. —: 102, Geschichte d. —: 103, — e. konkrete Größe: 102, Kategorien Raum, Zeit u. — in d. Sprache u. d. Denken: 99, — u. Zählen: 102.
Zahlbegriff: 104, abstrakter —: 103, — e. logischer Begriff: 102*, mathematischer —: 101, d. Bestreben e. reinen — unabhängig v. konkreten Vorgang d. Zählens zu gewinnen: 102.

Zahlbildung: 103.
Zahlworte u. Plurale: 102.
Zeit, — in Beziehung z. Arithmetik: 102*, Begriff d. —: 220*, konstituierende Eigenschaft d. —: 26, Ende d. —: 41, Entwicklung in d. —: 43, — u. Ewigkeit im Sinne d. Geschichte getrennte Kategorien: 73*, Fiktion d. —: 25, — als Form d. Anschauung: 25, 44, Raum u. — als Formen d. Anschauung u. d. Denkens u. d. Auswirkung dieser Formen auf d. Sprache: 101, Ganzheit d. Phänomens d. —: 26, Vollzug d. Geschichte in d. —: 39, — als Kontinuum d. Sprache: 101, — als Koordinatensystem: 25, — im mathematisch-physikalischen u. im historischen Sinne: 73*, Metaphysik d. —: 26, — im Mythos e. Art „Ewigkeit": 73*, Begriff d. Schicksals u. d. — im Mythos: 73*, Phänomenologie d. —: 26, — u. Raum: 100, Kategorien Raum, — u. Zahl in d. Sprache u. d. Denken: 99, subjektive Gegebenheit konstituierend f. d. —: 26, transsubjektive —: 26.
Zeitbegriff: 50, 101, Abstraktion v. —: 30, 44, Ausschaltung d. —s: 44, formale Gültigkeit d. —s: 44, historischer —: 73, — setzt e. komplizierteren Denkvorgang als der Raumbegriff voraus: 101, religiöser —: 50, enthält d. Begriff d. Sonderung: 102.
Zeitbezogenheit, eindimensionale —: 102*.
Zeitbezug u. Sprache: 164*.
Zeiten, geistig tote —: 64.
Zeiterlebnis: 26.
Zeitgefühl: 101.
Zeithorizont: 101*.
Zeitkategorie: 24 f., 88, Abstraktion v. d. —: 27, — in d. Bewegung erfaßbar: 101, an d. — gebundenes Denken: 73*, Durchbildung d. verbalen Elements u. Zurücktreten d. nominalen in e. an d. — gebundenen Denken: 73*, fiktiver Charakter d. —: 26, — als formale Kategorie d. Erkennens: 39, Verbum u. — im Hebräischen: 181 f., Fehlen d. — auf d. Stufe d. Mythos: 73*, psychisches Vorhandensein d. —: 26, — u. Begriff d. Willens bei Schopenhauer: 24*, Zentralstellung d. —: 73*.
zeitlich, —e Ausdehnung d. Evidenzerlebnisses als Ergebnis d. Bewußtseinsstruktur, nicht d. Begriffsstruktur: 195, —es Element: 73*, — isolierte Größen: 27, —es Nacheinander: 44, 73*, —e Querschnitte durch d. Kulturen: 26, Zählen e. —er Vorgang: 102*.
Zeitrelationen beim Verbum: 164*.
Zeitvorstellung: 100.
zentral, Charakter e. Epoche durch d. Charakter d. —en Begriffs bestimmt: 50, —er Begriff e. Kultur bestimmt d. Einmaligkeit ihrer Eigenart: 49, Begriff d. Verstehens als —er Begriff f. d. Wesen d. Sprache: 92, Art u. Gesetz d. Entwicklung d. —en Begriffe: 52, epochebildende —e Begriffe: 52, Explikation d. einzelnen —en Begriffe nicht in ungestörter Parallelität, sondern in Form e. wechselseitigen Verdrängung: 50, —e Begriffe als Kraftzentren: 50, Eigenständigkeit e. Kultur bedingt e. spezifischen Charakter d. —en Begriffe: 49, Gottesbegriff v. —er Bedeutung in Kulturen religiöser Prägung: 49, Begriff d. Harmonie v. —er Bedeutung in ästhetisch bestimmten Kulturen: 49, —e Aufgabe e. Gesch. d. jüd. Geistes u. d. jüd. Philosophie: 56, Begriff Volk v. —er Bedeutung in politisch gerichteten Kulturen: 49.
Zentralbegriff: 34, 44, 156, — d. Judentums ethisch-religiös: 54, Sprache u. — d. Kulturen: 222, Sinn u. Wesen d. —s: 52.
Zentralstellung d. Zeitkategorie: 73*.
zentripetal, —es Prinzip im Worte: 94, —e Tendenz im Neuhebräischen: 152.
Ziel, Sinn u. — d. Quellen: 52.
Zielsetzung d. Geschichtsschreibung u. Geschichtsforschung: 53.
Zimmern, H.: 224*.
Zionismus, kultureller —: 60, politischer —: 60.
Zivilisation: 39 f., Sprache d. —: 112*, 217.
Zivilisationssprache, internationaler u. intersprachlicher Charakter d. —: 112*, Reichtum an Worten in d. —: 152.

Zohar: 72*.
zufällig, Sprache mehr als e. —es Schema: 69.
Zufälligkeit in d. Sprachbildung: 153, — d. Überlieferung: 52.
Zufälligkeiten, Existenz d. Volkes unabhängig v. — historischer äußerer Entwicklung: 59.
Zusammenschau: 95.
Zweibuchstabigkeit im Hebräischen: 168.
Zweiheit v. Subjekt u. Prädikat: 192.
Zwischenstufen: 85, — d. Entwicklung: 102.
Zynismus: 116.

DER PROPHET OBADJA

VON

UKU MASING

BAND I:

EINLEITUNG IN DAS BUCH DES PROPHETEN OBADJA

TARTU 1937

K. Mattiesens Buchdruckerei Ant.-Ges., Tartu 1937.

OMA ESIISADE, VALGU JA RAIKÜLA NÕIDADE, SUREMATUILE SÜDAMEILE JA ÜLESTÕUSVAILE KEHILE.

DEN UNSTERBLICHEN HERZEN UND DEN AUFERSTEHENDEN KÖRPERN MEINER VORVÄTER, DER MEDIZINMÄNNER IN VALGU UND RAIKÜLA.

Vorwort.

Sehr vielen habe ich zu danken, nun diese arbeit fertiggeworden ist. Zuerst meinem verehrten lehrer, Prof. D. Alexander von Bulmerincq, der mich in die alttestamentliche wissenschaft und in die semitischen sprachen eingeführt, mir dieses thema für die doktorarbeit vorgeschlagen und mich mit vielen guten ratschlägen unterstützt hat. Dann Lic. theol. Margarete Lampe-Vilhelmson, die mein fehlerhaftes deutsch korrigiert und dieses langweilige buch vom anfang bis zum ende durchgelesen hat. Da ich mir nicht mit der hoffnung schmeichle, dass ausser den genannten noch viele mein buch durchlesen werden, zumal ja das buch Obadja nicht im zentrum des interesses am A. T. steht, so habe ich ein register der wichtigsten fälle hinzugefügt, wo ich m. w. etwas neues gesagt habe. Einen nutzen von meiner arbeit aber glaube ich doch erhoffen zu dürfen, nämlich den, dass in den nächsten 200 jahren keine ähnliche bearbeitung des Obadja nötig sein wird. — Dann habe ich den bibliotheken zu danken, wo ich arbeiten konnte, insbesondere unserer Universitätsbibliothek, aber auch der Preussischen Staatsbibliothek und der Tübinger Universitätsbibliothek, weiter dem Bildungs- und Sozialministerium, das mir ein auslandsstipendium bewilligt hat, und dem damaligen dekan der Theologischen Fakultät, dem jetzigen bischof, Prof. D. H. B. Rahamägi, ferner der Theologischen Fakultät, die die kosten der photostatischen kopien der handschriften Abbadies getragen hat, der Estnischen Gesandtschaft in Paris, durch deren vermittlung ich sie erhalten habe, den verwaltungen der Bibliothèque Nationale und der Preussischen Staatsbibliothek für die erlaubnis der herausgabe der äthiopischen texte. Ausserdem habe ich vielen für ihre freundliche hilfe und anteilnahme an meiner arbeit zu danken, am meisten dem Rektor der Universität Tartu, Prof. D. J. Kõpp, ferner Prof. Dr. L. Gulkowitsch

für hinweise auf jüdische quellen, ebenso Prof. V. Martinson für hinweise auf mir unbekannte russische arbeiten, meinen freunden Dr. J. Seidemann und Dr. M. Kāmil, auch den leitern der gemeindeverwaltung Raiküla, Jaan Kutser und Oskar Saviste. Beim lesen der korrekturen haben diejenigen guten menschen, die mir geholfen haben, nämlich Mag. S. Aaslava, Prof. Dr. W. Anderson, Prof. D. A. v. Bulmerincq, mehr geleistet als ich selbst.

Abkürzungen.

א: Codex Sinaiticus nach SWETE und TISCHENDORF.
A: Codex Alexandrinus nach SWETE und TISCHENDORF.
A: Aquilas übersetzung des AT nach FIELD.
ABARBANEL: zitiert nach PFEIFFER A.
ABENDANA: vgl. BENMELEK.
ABRESCH: Specimen philologicum in Obadjae v. 1—8, quod favente supremo numine sub praesidio viri celeberrimi Sebaldi Ravii antiquit. sacr. & linguarum orientalium Prof. ord. publico examini submittit Petrus Abresch . . . Trajecti ad Rhenum . . . MDCCLVII.
ACKERMANN: Prophetae Minores perpetua annotatione illustrati a Dre Petro Four. Ackermann. Viennae 1830.
Ae: die äthiopische tochterübersetzung der LXX, vgl. BACHMANN und EINLEITUNG § 13.
AFREM: Sancti Patris Nostri Ephraem Syri Opera omnia . . . in sex tomos distributa . . . sub auspiciis Benedicti XIV. Tomus secundus Syriace et Latine. Romae MDCCXL.
A LAPIDE: Commentaria in Duodecim Prophetas Minores, auctore R. P. Cornelio Cornelii a Lapide e societate Jesu, olim in Louaniensi nunc in Romano Collegio Sacrorum Litterarum Professore. Antverpiae Anno MDCXXV.
ALBRIGHT: The Archaeology of Palestine and the Bible by William Foxwell Albright. New York Chicago London Edinburgh 1932.
Ald: Aldina nach HP.
AMAMA: vgl. DRUSIUS.
AMELIUS: Theophili Amelii Eroerterung der dunckelsten und schwersten Schrifft-Stellen im Alten Testament, worinnen viele bisher unerkannte göttliche Wahrheiten mit unpartheyischer Feder entdecket werden. Zweyter Theil. Frankfurt und Leipzig 1728.
ANNOTATA: Annotata ad sequentes libros propheticos, majorum quidem . . . et minorum omnium . . . singulos item Apocryphos, . . . sive Criticorum Sacrorum tomus III. Francofurti ad Moenum Typis & Impensis Balthasaris Christophori Wusti senioris; Johannis Philippi & Johannis Nicolai Andreae, Typographorum ac Bibliopolarum. MDCXCV.
Ar: die arabische tochterübersetzung der LXX, zitiert nach WALTON.
ARIAS: Benedicti Ariae Montani Hispalensis Commentaria in Duodecim Prophetas. Antverpiae MDLXXI.
Arm: die armenische tochterübersetzung der LXX, zitiert nach HP und Y.
AUGUSTI: J. C. W. Augusti: Grundriß einer historisch-kritischen Einleitung in das Alte Testament. Zweite Auflage. Leipzig 1827.

B: Codex Vaticanus nach HP, SWETE, Y.

BACHMANN: Johannes Bachmann: Dodekapropheton Aethiopum. I. Heft: Der Prophet Obadia. Halle 1892.

BAETHGEN: Beiträge zur semitischen Religionsgeschichte von Friedrich Baethgen. Der Gott Israels und die Götter der Heiden. Berlin 1888.

BARHEBRAEUS: Gregorii Barhebraei in duodecim prophetas minores scholia recensuit Bernh. Moritz. Lipsiae MDCCCLXXXII.

*BARDENHEWER GAKL: Otto Bardenhewer: Geschichte der altkirchlichen Litteratur, 4 bde. Freiburg. i. Br. I^1 1902. II^1 1903. III^1 1912. I^2 1913. II^2 1914. III^3 1923. $IV^{1.2}$ 1924.

BAUDISSIN: Einleitung in die Bücher des Alten Testamentes von Wolf Wilhelm Grafen Baudissin. Leipzig 1901.

BAUER: Die kleinen Propheten, übersetzt und mit Commentarien erläutert von M. Georg Lorenz Bauer. Erster Theil. Leipzig 1786.

BAUER E: G. L. Bauer: Entwurf einer historisch-kritischen Einleitung in die Schriften des Alten Testamentes. Zweite Auflage. Nürnberg und Altdorf 1801.

BAUER-LEANDER: Historische Grammatik der hebräischen Sprache des Alten Testamentes von Hans Bauer und Pontus Leander. Erster Band: Einleitung. Schriftlehre. Laut- und Formenlehre. Mit einem Beitrag (§§ 6—9) von Paul Kahle. Halle a. S. 1918.

BEBI: Der Heiligen Schrifft Alten Testaments Vierter Theil: nämlich . . . nach dem Grund-text aufs neue übersehen; Nebst der buchstäblichen und geheimen Erklärung (worin von den Fürbildern auf Christum und sein Reich nach der inneren und äussern Haushaltung Gottes gehandelt wird). Gedruckt zu Berlenburg . . . 1732.

BEKEL: H. Bekel: Ein vorexilisches Orakel über Edom in der Klageliederstrophe, die gemeinsame Quelle von Ob 1—9 und Jer 49,7—22. (Studien und Kritiken LXXX (1907), 315—344.)

BENMELEK: מכלל יופי Perfectio Pulchritudinis Seu Commentarius in loca selecta, vocesque & res difficiliores S. Scripturae, a R. Selomone ben Melech, Cum לקט שכחה Spicilegio, seu rerum praeteritarum & intermissarum; Authore R. Jacobo Abendana. Amstelaedami Anno a Mundo condito 5421 (1661).

BENYEHUDA: THESAURUS totius Hebraitatis et veteris et recentioris auctore Elieser ben Jehuda Hierosolymitano. I—VIII. Schoenebergi apud Berolinum 1912 ff.

BEREŠITH RABBĀ: Bereschith Rabba mit kritischem Apparat und Kommentar von J. Theodor. Berlin 1912 u. 1927.

BERGSTRAESSER: Hebräische Grammatik mit Benutzung der von E. Kautzsch bearbeiteten 28. Auflage von Wilhelm Gesenius' hebräischer Grammatik verfaßt von G. Bergsträsser. Mit Beiträgen von M. Lidzbarski. I. Teil: Einleitung, Schrift- und Lautlehre. Leipzig 1918. II. Teil: Verbum. Leipzig 1929.

BERTHOLDT: Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments von Leonhard Bertholdt... Vierter Theil, welcher die Einleitung in die prophetischen Schriften des alten und neuen Testaments enthält. Erlangen 1814.

BEWER: A Critical and Exegetical Commentary of Micah, Zephaniah, Nahum, Habakuk, Obadiah and Joel by John Merlin Powis Smith, Ph. D., William Hayes Ward, D. D., LL. D., Julius A. Bewer, Ph. D. New York 1911. (ICC.)

BIPA: Biblia Latina Pagnina et Gallica Genevensis seu V & NT domini nostri Jesu Christi. Genevae 1559. (Das exemplar der universitätsbibliothek Tartu trägt nur diese handschriftliche bemerkung, das titelblatt ist nicht mehr vorhanden.)

BLEEK: Einleitung in das Alte Testament von Friedrich Bleek. Dritte Auflage besorgt von Adolf Kamphausen. Berlin 1870.

BOETTCHER: Neue exegetisch-kritische Aehrenlese zum Alten Testamente von Friedrich Boettcher. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Ferdinand Mühlau. Leipzig 1864.

BOX (SB): The Study Bible: Minor Prophets . . . by the Bishop of Plymouth and G. H. Box, D. D. London 1929.

BUBER: Das Buch der Zwölf verdeutscht von Martin Buber. (Die Schrift XIII.) Berlin s. a.

BUDDE L: Geschichte der althebräischen Literatur von Karl Budde. Zweite Auflage. Leipzig 1909. (Literaturen des Ostens VII, 1.)

BUDDE S: Das prophetische Schrifttum von Karl Budde. (Religionsgeschichtliche Volksbücher II, 5.) Halle a. S. 1906.

BUHL: Geschichte der Edomiter. (Leipziger Reformationsprogramm 1893.) Leipzig 1893.

BULMERINCQ: Der Prophet Maleachi. Band I: Dorpat 1926. Band II: Tartu 1932. (Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis (Dorpatensis) B I, 2 III, 1 IV, 2 VII, 1 XV, 1 XIX, 1 XXIII, 2 XXVI, 1 XXVII, 2.)

BUNSEN II (bzw. VI): Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Carl Josias Bunsen. Zweiter Band. Erste Abtheilung: Die Bibel: Uebersetzung und Erklärung. Zweiter Theil: Die Propheten. Leipzig 1860. Sechster Band. Zweite Abtheilung: Bibelurkunden. Zweiter Theil: Die Jüngeren Propheten und die Schriften. Leipzig 1870.

BURK: Phil. Dav. Burkii Gnomon in XII Prophetas minores in quo ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas, concinnitas, salubritas sensuum coelestium indicatur. Cum praefatione B. Jo. Alberti Bengelii, S. T. D. Heilbronnae MDCCLIII.

BUXTORF: Johannis Buxtorfi Fil. Anticritica seu Vindiciae Veritatis Hebraicae adversus Ludovici Cappelli Criticam quam vocat sacram eiusq; Defensionem. Basileae 1653.

BUXTORF BR (als quelle für Raši, Ḳimḥī, Ibn ʿEzrā): BIBLIA SACRA HEBRAICA & CHALDAICA cum MASORA quae Critica Hebraeorum Sacra est, Magna & Parva, ac selectissimis Hebraeorum interpretum Comentariis, Rabbi Salomonis Jarchi, R. Abrahami Aben Esrae, R. Davidis Kimchi, R. Levi Gerson, R. Saadię Gaon, R. Jeschajae & Notis ex authore, quem Baal Turim vocant, collectis, quibus textus Grammatice & historice illustratur . . . Studio fido & labore indefesso Johannis Buxtorfi,.. Basileae 1619. נביאים אחרונים עם תרגום ועם פירוש רשי ועם

פירוש דויד קמחי והפיר׳ של החכם רא״בע אשר הוספנו על ישעי׳ ועל
׳תרי עשר׳ והמקראות כו קדים ונמסרים על פי דרכי הסופרים
קדמונינו אשר על משעולם

CAH: The Cambridge Ancient History edited by J. B. Bury, M. A., F. B. A., S. A. Cook, Litt. D., P. E. Adcock, M. A. Vol. III: The Assyrian Empire. Cambridge 1925.

CALMET: Commentaire Litteral sur tous les livres de l'Ancient et du Nouveau Testament par le R. P. D. Augustin Calmet. Les XII Petits prophètes, à Paris MDCCXV.

CALOV: I. N. J. D. Abrahami Calovii Biblia Testam. Veteris Illustrata In Quibus Emphases vocum ac mens dictorum genuina e fontibus contextu, & analogia Scripturae eruuntur . . . Tomus secundus, continens prophetas majores et minores, . . . Francofurti ad Moenum Anno MDCLXXII.

CALVIN: Ioannis Calvini praelectiones in duodecim prophetas (quos vocant) minores . . . Genevae apud Joannem Vignon MDCX.

CAPPELLUS: Ludovici Cappelli Critica Sacra, sive de variis quae in sacris Veteris Testamenti libris occurrunt lectionibus libri sex. Recensuit multisque animadversionibus auxit Jo. Gottfr. Scharfenberg. Tomus II. Tres posteriores libros sistens. Halae Magdeburgicae MDCCLXXVIII.

CAPPELLUS J: Ludovici Cappelli... commentarii et notae criticae in Vetus Testamentum. Accessere Jacobi Cappelli, Lud. fratr... Observationes in eosdem libros. Item Ludovici Cappelli Arcanum Punctationis ... ejusque Vindiciae. Editionem procuravit Jacobus Cappellus, Lud. fil... Amstelodami MDCLXXXIX.

CASPARI: Der Prophet Obadja. Ausgelegt von Carl Paul Caspari. Leipzig 1842. (Exegetisches Handbuch zu den Propheten des Alten Bundes von Franz Delitzsch und Carl Paul Caspari.)

CASTELLIO: Biblia Sacra ex Sebastiani Castellionis interpretatione eiusque postrema recognitione. Praefatus est in dissertatione critica de eo quod pulchrum est in hac versione Christophórus Wolle. II. Lipsiae MDCCXXVIII.

CB: Cyclopaedia of Biblical, Theological and Ecclesiastical Literature, prepared by The Rev. John M'Clintock, D. D. and James Strong, S. T. D. Vol. VII. New York 1879.

CEH: The Catholic Encyclopedia, an International Work of Reference on the Constitution, Doctrine, Discipline, & History of the Catholic Church ed. by Charles G. Herbermann, Ph. D., LL. D. Vol. I. New York 1913.

CERIANI: Monumenta sacra et profana ex codicibus praesertim bibliothecae Ambrosianae Tom. VII. Codex Syro-Hexaplaris Ambrosianus photolithographice editus curante et adnotante sac. obl. Antonio Maria Ceriani, Praefecto collegii doctorum bibliothecae Ambrosianae. Mediolani MDCCCLXXIV.

CLARIUS: nach ANNOTATA.

CLERICUS: Veteris Testamenti Prophetae, ab Esaiae ad Malachiam usque, ex translatione Joannis Clerici, cum ejusdem commentario philologico et paraphrasi in Esaiam, Jeremiam, ejus lamentationes et Abdiam;

dissertatione Joh. Smith de prophetia et ipsius auctoris de poesi Hebraeorum. Amstelodami MDCCXXXI.

COCCEIUS: *ΤΟ ΔΩΔΕΚΑΠΡΟΦΗΤΟΝ* sive Prophetae duodecim minores versione latina et commentario illustrati a Johanne Coccejo . . . Lugd. Batavorum MDCLII.

Compl: Complutensis nach HP.

CONDAMIN: A. Condamin: L'unité d'Abdias (Revue Biblique 1900, 261—268).

CORNILL: Einleitung in das Alte Testament. Dritte und vierte Auflage, Freiburg u. Leipzig 1896. Siebente Auflage 1913.

CORNILL P: Der israelitische Prophetismus . . . von Carl Heinrich Cornill. Straßburg 1894. Dreizehnte Auflage. Berlin u. Leipzig 1920.

COSSMANN: Die Entwicklung des Gerichtsgedankens bei den alttestamentlichen Propheten von W. Cossmann. Giessen 1915. (Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 29.)

CREDNER: Der Prophet Joel von K. A. Credner. Halle 1831.

CROCIUS: Specimen Philologicum quo Obadias propheta hebraice, chaldaice, syriace & arabice cum commentariis rabbinorum Sol. Jarchi, D. Kimchi & Aben Esrae adiecta versione latina, & notis quibusdam in fine annexis exhibetur à Ludovico Michaele Crocio. Bremae MDCLXXIII.

DALMAN: Studien zur biblischen Theologie. Der Gottesname Adonaj und seine Geschichte von Gustaf H. Dalman. Berlin 1889.

DANAEUS: Commentariorum Lamberti Danaei in Prophetas minores tomus secundus . . . Genevae apud Eustathium Vignon MDLXXXVI.

DATHE: J. A. Dathius: Prophetae minores ex recensione textus hebraei et versionum antiquarum latine versi notisque philologicis et criticis illustrati. Halae MDCCLXXIX.

DAVIDSON: An Introduction to the Old Testament, Critical, Historical and Theological... by Samuel Davidson. Vol. III. Edinburgh 1863.

DB: A Dictionary of the Bible dealing with its Language, Literature and Contents including the Biblical Theology edited by James Hastings, M. A., D. D. Vol. III. Edinburgh 1900.

DEBĀRÎM RABBĀ: Der Midrasch Debarim Rabba zum ersten Male ins Deutsche übertragen von August Wünsche. Leipzig 1882. (Bibl. Rabbinica 16 & 19.)

DECKER: Demonstrationes de prophetarum ordine chronologico quas amplissimi philosophorum ordinis consensu ac decreto pro loco in eodem rite obtinendo publico eruditorum examini subiicit M. Jo. Christoph. Decker... Halae Magdeburgicae MDCCXXXIX.

DELITZSCH: Franz Delitzsch: Wann weissagte Obadjas? (Zeitschrift für die gesamte lutherische Theologie und Kirche XII (1851), 91—102.)

DELITZSCH M: Messianische Weissagungen in geschichtlicher Folge von Franz Delitzsch. Leipzig 1890.

DELITZSCH: Die Lese- und Schreibfehler im Alten Testament von Friedrich Delitzsch. Berlin & Leipzig 1920. (Zitiert sowohl nach paragraphen und punkten als auch nach seitenzahlen.)

DIETELMAIR: Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nebst einer vollständigen Erklärung derselben, welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedener Engländischen Schriftsteller zusammenge-

tragen, und in der holländischen Sprache an das Licht gestellt, nunmehr aber in dieser deutschen Uebersetzung aufs neue durchgesehen, und mit vielen Anmerkungen und einem Vorberichte begleitet worden von D. Johann Augustin Dietelmair. Der Elfte Theil, welcher die Weissagungen der zwölf kleinen Propheten sammt dem Register über alle sechzehen Propheten enthält. Leipzig 1766. (Zitiert ausser DIETELMAIR noch POLUS D, LOWTH D, WELS, WALL.)

DIETRICH: שוב שבות. Die endzeitliche Wiederherstellung bei den Propheten von E. L. Dietrich. Giessen 1925. (Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 40.)

DIETRICH V: Summaria oder die gantze Bibel das Alte vnd Newe Testament ... Durch Vitum Dietrich ... Mit fleis von newem vbersehen vermehret vnd gebessert. Wittemberg MDLXI (ohne paginierung).

DE DIEU: Ludovici de Dieu Critica sacra, sive animadversiones in loca quaedam difficiliora Veteris et Novi Testamenti. Editio nova, recognita ac variis in locis ex Auctoris manuscriptis aucta. Amstelaedami MDCLXXXXIII.

DILLMANN TAT: Handbuch der alttestamentlichen Theologie von August Dillmann. Aus dem Nachlass des Verfassers herausgegeben von Rudolf Kittel. Leipzig 1895.

DINTER: Dr. G. F. Dinters sämmtliche Schriften. Erste Abtheilung. Exegetische Werke. (Schullehrer-Bibel. Das Alte Testament, Fünfter Band, enthält: die Bücher von den kleinen Propheten an bis zum Gebete Manasse.) Durchgesehen und geordnet von Dr. Johann Christoph Basilius Wilhelm, . . . Neustadt an der Orla 1848.

DIONYSIUS: D. Dionysii Carthuasiani Enarrationes piae ac eruditae in XII. prophetas minores, longe politius ac diligentius (& id quidē iuxta verum originale) quam prius aeditae. Coloniae MDXXXIX.

*DNB: Dictionary of National Biography, founded in 1882 by George Smith, ed. by Sir Leslie Stephen and Sir Sidney Lee, 22 bde nebst 3 supplementbden. London 1917 ff.

DRACONITES: In Obadiam prophetam & psalmum 137 commentariolus ad inclitum Senatum Francofortensem, Joannes Draconites An. MDXXXVIII (ohne paginierung).

DRIVER: Einleitung in die Literatur des Alten Testamentes von S. R. Driver... übersetzt von J. W. Rothstein. Berlin 1896.

DRUSIUS: Joh. Drusii ... Commentarius in Prophetas Minores XII. quorum VIII antea editi, nunc auctiores; reliqui IV. iam primum prodeunt. Eiusdem in Graecam Editionem LXX. Collectanea, Sixtinus AMAMA edidit & vacivis aliquot pagellis implendis addidit. Amstelodami MDCXXVII.

DTC: Dictionnaire de Théologie Catholique, contenant l'exposé des doctrines de la théologie catholique, leurs preuves et leur histoire commencé sous la direction du A. Vacant ... I. Paris 1909 (der artikel über Obadja von Kernaeret).

DUBNOW: Weltgeschichte des jüdischen Volkes von S. Dubnow. Orientalische Periode, Band I. 3. Auflage. Berlin 1925.

DUERR UAIJH: Ursprung und Aufbau der israelitisch-jüdischen Heilserwartung . . . von L(orenz) Dürr, . . . Berlin 1925.

DUERR WuW: Wollen und Wirken der alttestamentlichen Propheten von L. Dürr. Düsseldorf 1926.

DUHM Jer: Das Buch Jeremia von Bernhard Duhm. Tübingen und Leipzig 1901. (Kurzer Hand-Commentar zum Alten Testament XI.)

DUHM P: Israels Propheten. Von Bernhard Duhm. 2. verbesserte Auflage. Tübingen 1922.

DUHM ZAW: Anmerkungen zu den zwölf Propheten von B. Duhm. (Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft XXXI (1911), 175—178 über Obadja.)

EB: Encyclopaedia Biblica, a Critical Dictionary of the literary, political and religious History, the Archaeology, Geography and Natural History of the Bible edited by the Rev. T. K. Cheyne, D. Litt., D. D. and J. Sutherland Black, M. A., LL. D. Vol. III. London MCMII.

EE: Die letzte revision (1832—35) der estnischen bibelübersetzung: „Piibli Raamat, see on kõik Vana ja Uue Seaduse Püha Kiri. Briti ja Väljamaa Piibliseltsi väljaanne. Tallinnas 1924."

EHRLICH: Arnold B. Ehrlich: Randglossen zur hebräischen Bibel. Textkritisches, Sprachliches und Sachliches. V. Bd. Leipzig 1912.

EICHHORN: Die hebräischen Propheten von J. G. Eichhorn. I—III. Göttingen 1816—1819. (Obadja in II (1819), 602—610.)

EICHHORN E: Einleitung in das Alte Testament von J. G. Eichhorn. Dritter Band. Dritte Auflage. Leipzig 1803.

EICHRODT: Die Hoffnung des ewigen Friedens im alten Israel. Ein Beitrag zu der Frage nach der israelitischen Eschatologie. Gütersloh 1920.

EICHRODT TAT: Theologie des Alten Testamentes von D. Walter Eichrodt. Teil 1: Gott und Volk. Leipzig 1933.

EISSFELDT: Einleitung in das Alte Testament. Tübingen 1934.

EWALD: Die Propheten des alten Bundes von Heinrich Ewald. Erster Band. Stuttgart 1840.

EWALD GVI: Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Von Heinrich Ewald. In drei Bänden. Göttingen 1843—47.

FATTENBORG: Dissertatio academica, Obadiae vaticinium, suethice versum notisque explicatum sistens, cuius partem 1: mam, . . . consensu ampliss. fac. Philos. in Acad. Aboëns., praeside Joh. Henr. Fattenborg, Litterat. Orient. Profess. Ord. pro gradu Philosophico, publice ventilatam proponit C. E. Hallfors. Aboae 1819. (vv. 1—3 von Hällfors, vv. 4—10 von A. J. Sjögren, vv. 11—16 von C. F. Relander, vv. 17—21 von J. Tulindberg).

FIELD: Origenis Hexaplorum quae supersunt; sive veterum interpretum Graecorum in totum Vetus Testamentum fragmenta edidit Fridericus Field. Oxonii 1875.

FRIEDRICH: Die hebräischen Konditionalsätze von P. Friedrich. Königsberg 1884.

FUERST: Geschichte der biblischen Literatur von J. Fürst. Leipzig, (I: 1867 II: 1870.)

*FUERST BJ: Julius Fürst: Bibliotheca Judaica, 3 bde. Leipzig 1849. 51. 63

*FUERST Gesch. Kar.: Julius Fürst: Geschichte des Karäertums, 2 bde. Leipzig 1862. 1865.

GALL: *ΒΑΣΙΛΕΙΑ ΤΟΥ ΘΕΟΥ*. Eine religionsgeschichtliche Studie zur vorkirchlichen Eschatologie von August Freiherrn von Gall. Heidelberg 1926.

GALLGEN: vgl. BIPA.

GB: Wilhelm Gesenius' Hebräisches und Aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament, bearbeitet von Frants Buhl. 17. Auflage. Leipzig 1921.

GEBHARDI: D. Brandani Henrici Gebhardi ... Obadias enucleatus / worinnen vermittelst einer kurtzen Paraphraseos der Zusammenhang der Weissagung gewiesen, der Text nach Nothdurfft erkläret und wieder jüdische und chiliastische Auslegungen bescheidentlich verthädiget wird ... Greiffswald MDCCXXIII.

GERLACH: Das Alte Testament nach Dr. Martin Luthers Uebersetzung mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen, herausgegeben durch Otto von Gerlach. Vierten Bandes zweite Abtheilung. Daniel, ... bearbeitet von H. E. Schmieder. Berlin 1853.

GESENIUS Thes.: Guilielmi Gesenii Thesaurus Philologicus criticus linguae Hebraeae et Chaldaeae Veteris Testamenti ... Editio altera secundum radices digesta priori germanica longe auctior et emendatior. Lipsiae 1829—1858.

GIESEBRECHT: Das Buch Jeremia von F. Giesebrecht. 2. Auflage. Göttingen 1907. (GHKAT III, 2, 1.)

*GINSBURG IHB: Christian D. Ginsburg: Introduction to the massoretico-critical edition of the Hebrew Bible. London 1897.

GK: Wilhelm Gesenius' Hebräische Grammatik, völlig umgearbeitet von E. Kautzsch. 28. Auflage. Leipzig 1909.

GLUECK: Nelson Glueck: The Boundaries of Edom. (Hebrew Union College Annual Vol. XI (1936), p. 141—159.)

GOETTSBERGER: Einleitung in das Alte Testament von Dr. Johann Goettsberger. Freiburg i. Br. 1928.

GR: Die gesamte griechische überlieferung des textes, d. h. die LXX und die tochterversionen.

GRAETZ: Volkstümliche Geschichte der Juden. Von H. Graetz. 9. Auflage. Wien u. Berlin s. a. (GRAETZ GJ: Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, 11 bde. Leipzig 1853—75.)

GRAF: Der Prophet Jeremia von Karl Heinrich Graf. Leipzig 1862.

GRESSMANN M: Der Messias von Hugo Gressmann. [FRLANT NF. 26 (43).] Göttingen 1929.

GRESSMANN UIJE: Der Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie von Hugo Gressmann. (FRLANT VI.) Göttingen 1905.

GROTIUS: Hugonis Grotii Opera Omnia theologica in quattuor tomos divisa. Tom. I. Basileae MDCCXXXII.

GRYNAEUS: Die Heilige Schrift übersetzt von Simon Grynäus D. G. W. Dritter Band. Die Bücher des Salomo und die Propheten. Berlin 1776. 2. Auflage 1782.

GUTHE: Geschichte des Volkes Israel von Hermann Guthe. 3. Auflage. Tübingen 1914.

HAENEL: Die Erkenntnis Gottes bei den Schriftpropheten. (BZWAT II, 4.) Stuttgart 1923.

HAEVERNICK: Handbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Alte Testament von H. A. Ch. Hävernick. Zweiter Band, Zweiter Theil. Erlangen 1844.

HALEVY: J. Halévy: Recherches bibliques. Le Livre d'Obadia. (Revue Semitique XV (1907), 165—183.)

HALLER (RGG): Die Artikel über Obadja in RGG, 1. Auflage IV, 853 ff. und RGG, 2. Auflage IV, 613 f.

HALLER E: Edom im Urteil der Propheten von M. Haller. (Martifestschrift: BZAW 41, 109—118.) Giessen 1925.

HALLER J: Das Judentum von M. Haller. (SAT II, 3; 2. Auflage.) Göttingen 1925.

HANEBERG: Geschichte der biblischen Offenbarung als Einleitung ins alte und neue Testament von Daniel Bonifacius Haneberg. Dritte Auflage. Regensburg 1863.

HARDT: Hermanni von der Hardt praepositi Mariaeberg. ling. orient. prof. Sipphara Babyloniae. Pro Philologiae elegantia. Ad illustrandum ex veteri Orientis Historia & Geographia obscurissimum Obadiae locum. Helmstadii 1708.

HATCH-REDPATH: A Concordance to the Septuagint and the other Greek Versions of the Old Testament . . . by the late Edwin Hatch, M. A., D. D. and Henry A. Redpath, M. A. Oxford 1897—1906.

HEIDER: Die äthiopische Bibelübersetzung. Ihre Herkunft, Art, Geschichte... Inauguraldissertation . . . der Universität Halle-Wittenberg vorgelegt von August Heider. Kirchain N.-L. 1902.

HENDEWERK: Obadiae Prophetae Oraculum in Idumaeos, . . . in linguam latinam translatum et enucleatum a Carol. Lud. Hendewerk, . . . Regiomonti Prussorum MDCCCXXXVI.

HENGSTENBERG: Christologie des Alten Testamentes und Commentar über die messianischen Weissagungen von E. W. Hengstenberg. Zweite Ausgabe. Erster Band. Berlin 1854.

HESSELBERG: Die zwölf kleinen Propheten, ausgelegt von H. Hesselberg. Königsberg 1838.

HIERONYMUS: S. Eusebii Hieronymi Stridonensis Opera Omnia. Tomus quartus. (MIGNE SL XXV.) Paris 1845.

HITZIG: Die zwölf kleinen Propheten . . . von Ferdinand Hitzig. Vierte Auflage besorgt von Heinrich Steiner. Leipzig 1881. (Kurzgefasstes exegetisches Handbuch zum Alten Testament.)

HITZIG GVI: Geschichte des Volkes Israel von Ferdinand Hitzig. Leipzig 1869.

*HLF: Histoire Littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux Bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut (Académie des Inscriptions et Belles-Lettres). Nouvelle édition, entièrement conforme à la précédente, 34 bde. Paris 1865—1918.

HOFMANN S: Der Schriftbeweis, 2 Hälften in 3 Bden. Zweite Auflage. Nördlingen 1857—60.

HOFMANN WuE: Weissagung und Erfüllung im alten und im neuen Testamente. Ein theologischer Versuch von Dr. J. Chr. K. Hofmann . . . Erste Hälfte. Nördlingen 1841.

H(OLMES)-P(ARSONS): Vetus Testamentum Graecum cum variis lectionibus, editionem a Roberto Holmes S. T. P. R. SS. decano Wintoniensi inchoatam continuavit Jacobus Parsons, S. T. B. Tomus IV. Oxonii 1827.

HOLZHEY: Kurzgefasstes Lehrbuch der speziellen Einleitung in das Alte Testament von Karl Holzhey. Paderborn 1912.

HOONACKER: Les douze petits prophètes . . . par A. van Hoonacker. (Etudes Bibliques VIII.) Paris 1908.

HORNE: An Introduction to the Critical Study and Knowledge of the Holy Scriptures by the Rev. Thomas Hartwell Horne, B. D. . . Twelfth Edition. Vol. II. London 1869.

HOUBIGANT: C. F. Houbigantii, Oratorii Jesu Sacerdotis, Notae criticae in universos Veteris Testamenti libros cum hebraice, tum graece scriptos cum integris eiusdem Prolegomenis ad exemplar Parisiense denuo recusae. Tomus posterior. Francofurti ad Moenum MDCCLXXVII.

HUEHN: Die messianischen Weissagungen des israelitisch-jüdischen Volkes bis zu den Targumim historisch-kritisch untersucht und erläutert von Eugen Hühn. Freiburg i. Br. 1899.

HUGO: Hugonis de S. Victore Opera Omnia. Tomus primus. (MIGNE SL CLXXV, 371—406, Expositio moralis in Abdiam.)

IBN ʿEZRĀʾ: zitiert nach BUXTORF oder OBADIAS.

IBN KASPĪ: Adne Keseph. Commentar zu den prophetischen Büchern der heiligen Schrift von Joseph ibn Kaspi . . . herausgegeben von Isaac Last. Zweiter Band. London 1912.

ISBE: The International Standard Bible Encyclopaedia, edited by James Orr, M. A., D. D. Chicago 1925.

ISOPESCUL: Historisch-kritische Einleitung zur Weissagung des Abdias von S. Isopescul. (Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes XXVII (1923), 141—162.)

It: Die altlateinische tochterversion der LXX zitiert nach SABATIER.

JAEGER: Ueber das Zeitalter Obadjas von G. F. Jaeger. Tübingen 1837.

JAHN: Einleitung in die göttlichen Bücher des alten Bundes. Zweyter Band, Zweyter Theil. 2. Auflage. Wien 1803.

JALḲŪṬ ŠIMʿŌNĪ: ילקוט שמעוני לעשרים וארבעה ספרי תורה נביאים וכתובים הרב רבנו שמעון ז״ל ראש הדרשנים מק״ק פראנקפורט דמיין ... נדפס בשנת ה׳תרפו בהוצאת הורב ניו־יורק ברלין

JEREMIAS: Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients von Alfred Jeremias. Vierte Auflage. Leipzig 1930.

JIRKU: Geschichte des Volkes Israel von D. Dr. Anton Jirku. Leipzig 1931.

JOHANNES: Commentar zu der Weissagung des Propheten Obadja von A. Johannes. Würzburg 1885.

JUNGEROV: Общее историко-критическое введеніе въ священныя ветхозавѣтныя книги. II. Юнгеровъ. Казань 1902.

Kabs: Die achmimische (nach WESSELY-TILL), bohairische (nach TATTAM) und saidische (nach WESSELY-TILL) tochterversion der LXX.

KAHLE: Biblische Eschatologie. Erster Band: Eschatologie des Alten Testamentes von A. Kahle. Gotha 1870.

KAT: Die Keilinschriften und das Alte Testament von Eberhard Schrader. 3. Aufl. neu bearbeitet von H. Zimmern und H. Winckler. Berlin 1903.

KAUTZSCH: Abriss der Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums von Emil Kautzsch. Freiburg i. B. und Leipzig 1899. (Beilagen zu der 2. Auflage der Heiligen Schrift des Alten Testamentes, s. 136—219.)

KAUTZSCH HS: Die Heilige Schrift des Alten Testaments in Verbindung mit ... übersetzt und herausgegeben von E. Kautzch, ... Zweite, mehrfach berichtigte Ausgabe. Text. Freiburg i. B. und Leipzig 1896.

KEIL: Biblischer Commentar über die zwölf kleinen Propheten von Carl Friedrich Keil. (BCAT III, 4.) Leipzig 1866.

KEIL E.: Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen Schriften des Alten Testamentes von Carl Friedrich Keil. Frankfurt a. M. 1853.

KEN(NICOTT): Vetus Testamentum Hebraicum cum variis lectionibus edidit Benjaminus Kennicott, S. T. P., Aedis Christi canonicus et bibliothecarius Radclivianus. Tom. II. Oxonii MDCCLXXX.

ḲIMḤI: zitiert nach BUXTORF BR, OBADIAS oder VATABLUS.

KITTEL GVI II, III: Geschichte des Volkes Israel von Rud. Kittel. 2. Band ... Vierte, aufs neue durchgearbeitete Auflage. Gotha 1922. 3. Band, Erste und zweite Auflage. Stuttgart 1927—29.

KLEINERT: Obadjah, Jonah, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanjah. Wissenschaftlich und für den Gebrauch der Kirche ausgelegt von Paul Kleinert. (Langes Theologisch-homiletisches Bibelwerk. Altes Testament XIX.) Bielefeld und Leipzig 1868.

KLEINERT 1118 f.: Artikel über Obadja in RIEHM.

KLOSTERMANN: Analecta zur Septuaginta, Hexapla und Patristik von Erich Klostermann. Leipzig 1895.

KNABENBAUER: Commentarius in prophetas minores auctore Josepho Knabenbauer, S. J. Pars prior sex priores prophetas complectens Editionem alteram recognovit et complevit Martinus Hagen, S. J. Parisiis 1924. (Cursus Scripturae sacrae III, 1.2. Bemerkungen dazu von Franciscus Zorell, S. J.)

KNIESCHKE: Die Eschatologie des Buches Joel in ihrer historisch-geographischen Bestimmtheit von W. Knieschke. Naumburg a. d. S. 1912.

KNOBEL: Der Prophetismus der Hebräer, vollständig dargestellt von A. Knobel. Zweiter Band. Breslau 1837.

KOEHLER: D. Joh. Köhlers Anmerkungen über einige Stellen in Obadja. (Repertorium für Biblische und Morgenländische Litteratur. Fünfzehnter Theil, s. 250—264.) Leipzig 1784.

KOENIG: Historisch-kritisches Lehrgebäude der hebräischen Sprache mit steter Beziehung auf Kimchi und die anderen Autoritäten von Friedrich Eduard König. Leipzig 1887 (I) 1895 (II, 1) 1897 (II, 2). Zitiert nach bänden, paragraphen und seiten.

KOENIG E: Einleitung in das Alte Testament mit Einschluss der Apokryphen und der Pseudepigraphen des Alten Testamentes von Fr. Eduard König. Bonn 1893.

KOENIG M: Die messianischen Weissagungen des Alten Testamentes vergleichend geschichtlich und exegetisch behandelt von Eduard König. Stuttgart 1923.

KOENIG PRE XIV: Artikel über Sepharad in PRE² XIV, 142—144.

KOENIG S: Stilistik, Rhetorik, Poetik in bezug auf die biblische Litteratur von Eduard König. Leipzig 1900.

KOENIG TAT: Theologie des Alten Testamentes kritisch und vergleichend dargestellt von Eduard König. 1. und 2. Auflage. Stuttgart 1922.

KRAHMER: Observationes in Obadiam Prophetam, Specimen exegetico-criticum I. Pro facultate legendi scripsit Augustus Guilielmus Krahmer,... Marburgi MDCCCXXXIII.

KUENEN: Historisch-kritische Einleitung in die Bücher des Alten Testamentes hinsichtlich ihrer Entstehung und Sammlung von Abraham Kuenen, übersetzt von Theodor Weber. Zweiter Band. Leipzig 1887.

KUEPER: Das Prophetentum des alten Bundes übersichtlich dargestellt von Dr. Küper, Consistorialrath und Hofprediger in Stettin. Leipzig 1870.

KURF: Biblia, Das ist Die gantze heilige Schrifft, Altes und Neues Testaments verdeutscht von Herrn Doctor Martin Luther und auff gnädigste Verordnung Desz Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Ernsts, Herzogen zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg etc. . . . Nürnberg 1748.

KURTZ: Lehrbuch der heiligen Geschichte von J. H. Kurtz. 10. Auflage. Königsberg 1864.

KUSZNITZKI: Joel, Amos, Obadja qua aetate et quibus de rebus sint locuti. (Dissertatio inauguralis quam . . . defendet . . . Salomo Kusznitzki.) Vratislaviae 1872.

KYRILLOS: *ΤΟΥ ΕΝ ΑΓΙΟΙΣ ΠΑΤΡΟΣ ΗΜΩΝ ΚΥΡΙΛΛΟΥ ΑΡΧΙΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΑΛΕΞΑΝΔΡΕΙΑΣ ΕΞΗΓΗΣΙΣ ΥΠΟΜΝΗΜΑΤΙΚΗ ΕΙΣ ΤΟΝ ΠΡΟΦΗΤΗΝ ΑΒΔΙΟΥ.* (MIGNE SG LXXI, 581—596.) Paris 1859.

LAGARDE O: Onomastica sacra Pauli de Lagarde studio et sumptibus alterum edita. Gottingae 1887 (zitiert nach seiten).

LAGARDE U: Uebersicht über die im Aramäischen, Arabischen und Hebräischen übliche Bildung der Nomina von Paul de Lagarde. (Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 35. Band.) Göttingen 1889.

LAMBERTUS: In Amos Abdiam et Ionam prophetas, Commentarij Francisci Lamberti Auenionensis. Allegoriae eiusdem in Ionam. Norembergae per Jo. Petreium Anno MDXXV.

LANGE: D. Joachim Langens Fac. Theol. Hall. Senioris Prophetisches Licht und Recht oder Richtige und erbauliche Erklärung der Propheten: Darinnen nach dem Grundtext, aus eigener Betrachtung, unter anderen Materien vornehmlich die Weissagungen von Christi Person, Mittler-Amte und Reiche abgehandelt sind: Und zwar die vom Reiche Christi also, wie dasselbe, nach der schon geschehenen Gründung und Ausbreitung, in der letzten Zeit unter allen Völkern zu ihrer Bekehrung und Verherrlichung des Namens Gottes, noch vielmehr wird erweitert werden . . . Halle und Leipzig MDCCXXXVIII.

LEIGH: Commentarius in Prophetam Obadiam opera & studio Michaelis Leigh. Hafniae MDCXCVI.

LEUCHTERUS: Erklärung deß Propheten Obadia: Darinn nicht allein der Text verständlich ausgelegt, sondern auch darbey von allerhand Materiis vnd vorkommenden Sachen Erinnerung / Bericht / Lehr / vnd Trost gegeben / vnd mit innsonders denckwürdigen Historiis, So dann auch Ecclesiasticorum Patrum sententiis illustrirt vnd erläutert wird. Verfertigt von Henrico Leuchtero D. jetziger zeit Hof-Prediger zu Darmbstatt MDCVI.

LEUN: Handbuch zur kursorischen Lektüre der Bibel A. B. für Anfänger auf Schulen uud Universitäten. Unter Veranstaltung und mit einer Vorrede des Hrn. geheimen Regierungsraths Hezel, ausgearbeitet von Johann Georg Friedrich Leun. Vierter Theil. Lemgo 1790.

LIMBACH: Die zwölf kleinen Propheten und ihre endgeschichtlichen Weissagungen von S. Limbach. Basel s. a. (um 1930).

LIDZBARSKI: Handbuch der nordsemitischen Epigraphik nebst ausgewählten Inschriften von Mark Lidzbarski. Weimar 1898.

LINDBLOM: Die literarische Gattung der prophetischen Literatur von Joh. Lindblom. (Uppsala Universitets Årsskrift 1924.)

LIVELEIUS: nach ANNOTATA.

LODS: Israël des origines au milieu du VIII-e siècle par Adolphe Lods. Paris 1930.

LOEFGREN: Die äthiopische Uebersetzung des Propheten Daniel . . . Inauguraldissertation . . . der Universität Upsala vorgelegt von Oscar Löfgren. Paris 1927.

LOTZE: vgl. VENEMA.

LOWTH: A Commentary upon the Prophecy of Daniel and the Twelve Minor Prophets. By William Lowth, B. D. London MDCCXXVI.

LOWTH D: s. DIETELMAIR.

LURY: Geschichte der Edomiter im biblischen Zeitalter, Inaugural-Dissertation der philosophischen Fakultät der Universität Bern . . . vorgelegt von Joseph Lury aus Romny. 1896.

LUTHER a b: Praelectiones in prophetas minores (D. Martin Luthers Werke 13. Band. Weimar 1889), a = s. 208—214; b = s. 215—223 (= Erlanger ausgabe XXV, 509 ff.)

LYRA: zitiert nach den exzerpten bei MERCERUS.

LYSER: B. D. Polycarpi Lyseri P. . . Praelectiones Academicae in Prophetas Minores é MS. erutae opera & studio praenepotis Polycarpi Lyseri . . . Tom. I. Lipsiae MDCCIX.

MANDELKERN: Veteris Testamenti Concordantiae hebraicae atque chaldaicae . . . servato textu masoretico librorumque sacrorum ordine tradito summa cura collegit et concinnavit Solomon Mandelkern Phil. et Jur. Doctor. Lipsiae MDCCCXCVI.

*MANITIUS GLIM: Max Manitius: Geschichte der lateinischen Litteratur des Mittelalters, 2 bde. München 1911. 1923. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, hrsg. von Iwan v. Müller, IX. Bd. 2. Abt. I. u. II. Teil.)

MARCK: Joannis Marckii Theologi Lugdunensis Batavi Commentarius in duodecim Prophetas minores Analysis exegetica qua hebraicus textus cum versionibus veteribus confertur, vocum & phrasium vis indagatur, rerum nexus monstratur & in sensum genuinum cum examine variarum

interpretationum inquiritur. Praemittitur Praefatio D. Christophori Matthaei Pfaffii, Theologi Primarii et Cancellarii Tubingensis, qua praestantia hujus commentarii, scripta itidem et vita auctoris recensentur & enarrantur. Editio Nova Prioribus accuratior, cum indicibus necessariis. Tubingae ... anno MDCCXXIV.

MARTI: Das Dodekapropheton von K(arl) Marti. (KHCAT XII). Tübingen 1904.

MARTI KHS III: Der Prophet Obadja von Karl Marti in Kautzsch' Heilige Schrift des Alten Testamentes. Dritte Auflage. Zweiter Band. Tübingen 1910.

MARTI KHS IV: Der Prophet Obadja von Karl Marti in Kautzsch' Heilige Schrift des Alten Testamentes. Vierte Auflage. Zweiter Band. Tübingen 1923.

MAURER: Commentarius grammaticus-criticus in Vetus Testamentum in usum maxime gymnasiorum et academiarum adornatus Scripsit Franc. Jos. Valent. Dominic. Maurer. Vol. II. Lipsiae MDCCCXXXVI.

MEIER: Der Prophet Joel, übersetzt und erklärt von Dr. Ernst Meier. Tübingen 1841.

MEINHOLD: Einführung in das Alte Testament von J. Meinhold. Zweite Auflage. Giessen 1926.

MENDELSSOHN: Die Thorah, die Propheten und die Hagiographa. Deutsche Uebersetzung von Moses Mendelssohn und seinen Nachfolgern. Nach den Gutachten der Rabbinen und Gelehrten: ... Neu redigirt und mit Anmerkungen versehen. (Die Zwölf kleinen Propheten. Deutsche Uebersetzung nach der neueren Sprachkunde und mit Anmerkungen versehen.) St. Petersburg 1853.

MERCERUS: Jo. Merceri in acad. Paris. non ita pridem Hebr. linguae professoris regii, Commentarius locupletiß. in Prophetas quinque priores inter eos qui minores vocantur. Quibus adiuncti sunt aliorum etiam & veterum (in quibus sunt Hebraei) & recentium Commentarii, ab eodem excerpti. S. a. & l.

MERCERUS TLS: אוֹצַר לְשׁוֹן הַקֹּדֶשׁ Hoc Est Thesaurus Linguae Sanctae, sive Lexicon Hebraicum, ordine et copia caeteris antehac editis anteferendũ, authore Sante Pagnino Lucensi, Sacrae Theologiae profeßore, nunc demũ cum doctissimis quibusque Hebraeorũ ac aliorũ scriptis quàm accuratißimè collatũ, & ex ijsdẽ auctũ ac recognitum, Opera Ioannis Merceri, Ant. Ceuallerij & B. Cornelij Bertrami. Lugduni, apud Bartholomaeum Vincentium MDLXXV.

MESSEL: Die Einheitlichkeit der jüdischen Eschatologie von N. Messel. (BZAW 30.) Giessen 1915.

MEYER: Die Israeliten und ihre Nachbarstämme. Alttestamentliche Untersuchungen von Eduard Meyer. Mit Beiträgen von Bernhard Luther. Halle a. s. 1906.

MEYER S: Die heilige Schrift in berechtigter Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen. Zweyter Theil. Altes Testament. Poetisch-prophetische Bücher und Apokryphen. Zweyte, verbesserte Ausgabe. Frankfurt am Main 1823. (v. 1—14, p. 532, v. 15—21, p. 533.)

MEYRICK: The Holy Bible according to the Authorized Version (A. D. 1611), with an explanatory and critical Commentary and a Revision of the Translation by Bishops and other Clergy of the Anglican Church edited by F. C. Cook, . . . Vol. VI. Ezekiel-Daniel — and the Minor Prophets. London 1876. (Obadiah, Introduction, Commentary and Critical Notes, by Prebendary Meyrick, p. 561—574.)

MICHAELIS CB: Biblia Sacra tam Veteris quam Novi Testamenti, cum apocryphis, . . . adiectae sunt variantes lectiones selectae, cum praefatione de authentici textus prae versionibus praerogativis D. Christiani Benedicti Michaelis . . . Zvllichav. sumpt. Orphanotrophei, . . . MDCCXLI.

MICHAELIS JD: Johann David Michaelis deutsche Uebersetzung des Alten Testamentes mit Anmerkungen für Ungelehrte. Der elfte Theil welcher die zwölf kleinen Propheten enthält. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Göttingen 1782.

MICHAELIS OEB: Johann Davids Michaelis Orientalische und Exegetische Bibliothek. Zwanzigster Theil. Frankfurt am Mayn 1782.

MICHAELIS Suppl.: Supplementa ad lexica hebraica. Partes sex. Gottingae 1784—1792.

MIDDELDORPF: Codex Syriaco-Hexaplaris . . . edidit et commentariis illustravit Henricus Middeldorpf. Pars I. Berolini MDCCCXXXV.

MIDRĀŠ HAGGĀDŌL: Midraš Hag-gadol forming a Collection of ancient Rabbinic Homilies to the Pentateuch edited by S. Schlechter. Cambridge 1902.

MIDRĀŠ TANḤŪMĀ: מדרש תנחומא על המשה חומשי תורה עם שני באורים אהובים ובדורים הנקראים בשם עץ יוסף, ענף יוסף וואדרשא (לעווין עפשטיין) s. a.

MIGNE SG SL: PATROLOGIAE cursus Completus, seu . .; Series Graeca. Series Latina. Parisiis 1857—66 und 1844—64.

MOLDENHAUER: Uebersetzung und Erklärung der Weissagungen des Propheten Daniel und der zwölf kleinen Propheten; . . . entworfen von Joh. Heinrich Daniel Moldenhawer . . Quedlinburg und Blankenburg 1797.

MOWINCKEL: Psalmenstudien I—VI. Kristiania 1922—24, zitiert nach band und seite.

MUENSTERUS: nach ANNOTATA.

MUSIL: Arabia Petraea II, 1, 2 (Edom). Topographischer Reisebericht von Alois Musil. Wien 1907.

NAEGELSBACH: s. VOLCK.

*NEUBAUER CHMBL: Ad. Neubauer: Catalogue of the Hebrew Manuscripts in the Bodleian Library and in the College Libraries of Oxford. Oxford 1886.

NEWCOME: An Attempt towards an Improved Version and Metrical Arrangement, and an Explanation of the Twelve Minor Prophets. By William Newcome, D. D., Primate of Ireland . . . Pontefract 1809. (2. auflage.)

NOELDEKE: Die alttestamentliche Literatur von Theodor Nöldeke. Leipzig 1868.

NOWACK: Kleine Propheten von Wilhelm Nowack. Dritte Auflage. Göttingen 1922. (GHKAT III, 4.)

OBADIAS: עובדיה. Obadias hebraice & chaldaice unâ cum Masorâ magnâ & parvâ et cum trium praestantissimorum Rabbinorum scil. Schelomonis Jarchi, Aben Esrae et Davidis Kimhi, commentariis., s. l. MDCCXXIIX (!).

OECOLAMPADIUS: Joannis Oecolampadii viri piissimi & doctissimi commentariorum in Prophetas Tomus posterior. Genevae MDLVIII.

OETTLI: Geschichte Israels bis auf Alexander den Grossen von S. Oettli. Calw u. Stuttgart 1905.

ORELLI: Die zwölf kleinen Propheten ausgelegt von Conrad von Orelli. Zweite, verbesserte Auflage. (Strack-Zöckler, Kurzgefasster Kommentar V Abt. 2. Hälfte.) München 1896.

OSIANDER: Biblia Sacra, quae praeter antiquae latinae versionis necessariam emendationem, & difficiliorum locorum succinctam explicationem, (vt plùrimum ex beatae recordationis viri, D. D. LUCAE OSIANDRI, &c. Andreae Parentis, Commentariis Biblicis depromptam) multas insuper vtilissimas obseruationes . . . continent. Estque Sexta haec editio, caeteris prioribus emendatior. Cum indice gemino: . . . per ANDREAM OSIANDRUM, . . . Francofurti MDCXXXV. (Die pagination ist diejenige des teiles, der den titel „Prophetae omnes" trägt.)

OUTHOF: De Profecy van Obadias verklaart in haar verwullinge aangetoondt, en ter betragtinge toegepast door Gerhardus Outhof, Dienaar des Euangeliums te Embden, gedrukt te Groningen 1700. (2.: nu merkelyk vermeerdet met ondervoegdte Aanteekeningen en agter aangevoegde oudheidtkundige en bybelsche Aanmerkingen, te Dordrecht 1730.)

PALATIUS: Pauli de Palatio Granatensis, D. Henrici Lusitaniae regis et S. R. E. Cardinalis, Concionatoris & D. Catharinae Lusitanorum Reginae Eleemosinarij: ac S. Literarum in Conimbrecensi Academia professoris in XII Prophetas quos minores vocant commentarius cum indice rerum memorabilium. Omnia iudicio S. R. E. subdita sunto. Coloniae MDXXXIII.

PEDERSEN: Israel its Life and Culture I—II by Johs. Pedersen. London & Copenhagen 1926.

PEISKER: Die Beziehungen der Nichtisraeliten zu Jahve nach der Anschauung der altisraelitischen Quellenschriften von Lic. Dr. Martin Peisker. (BZAW XII.) Gießen 1907.

PEROWNE: Obadiah & Jonah by T. T. Perowne, B. D. (Cambridge Bible for Schools and Colleges 26.) Cambridge 1898.

PETERS: Die Prophetie Obadjas untersucht und erklärt von Norbert Peters, Doktor und Professor der Theologie. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Paderborn 1892.

PFAFF: Biblia, das ist die gantze Heilige Schrifft Alten und Neuen Testaments, Nach der Uebersetzung und mit den Vorreden und Randglossen D. Martin Luthers, mit Neuen Vorreden, Summarien, weitläuffigen Parallelen, Anmerckungen und geistlichen Anwendungen, auch Gebeten auf jedes Capitel . . . Ausgefertiget unter der Aufsicht und Direction Christoph Matthäi Pfaffen. Tübingen 1729.

PFEIFFER: Augusti Pfeifferi Thesaurus hermeneuticus sive de legitima Sacrae Scripturae interpretatione tractatio luculenta, pridem editam Hermeneuticam Sacram etc... et praemissa praefatio Sam. Bened. Carpzovii. Lipsiae et Francofurti MDCCIV.

PFEIFFER A: Tractatus philologico antirabbinicus, sistens versionem et examen Don Isaac Abarbenelis ad Obadiam, et praeter genuini sensus evolutionem & diligentem omnium fere, quotquot Obadiam sive ex Ju-

daeis sive ex Christianis illustrarunt Commentariis, interpretum collationem, ut & nonnullas perutiles παρεκβάσεις de Judaeorum Pseudo-Messiis, variis Idumaeae & Palaestinae fatis & abstergens indignissimum illud ἔγκλημα Iudaeorum: Christianos esse Idumaeos, eosdemque manere poenas Idumaeis in sacro codice denunciatas. Accessit compendiosa et methodica• tractatio de Accentibus Ebraeorum. Authore M. Augusto Pfeiffern, Lawenb. Saxone, Facult. Philosoph. Witteb. Adjuncto. Wittebergae Anno MDCLXVI.

PFEIFFER DV: Dubia vexata SS sive loca difficiliora Veteris Testamenti circa quae auctores dissident vel haerent, adductis & modeste expensis aliorum sententiis, succincte decisa, tamque dilucide expedita ut cuivis de vero sensu et diversis interpretamentis constare facile queat. Editio quarta. Lipsiae MDCXCIX.

PFEIFFER O: Prophetia Obadiae cum praemissa tabula synoptica & addita Versione litterali, per XII tractus digesta, quam in gratiam D. D. Auditorum seorsim excudi fecit D. Aug. Pfeifferus, Prof. Publ. Lipsiae MDCLXXXIV.

PISCATOR: BIBLIA, Das ist: alle die Bücher Der Heil. Schrifft Deß Alten und Newen Testaments: Auß Hebreischer und Griechischer Spraach ... aufs new verteutscht Durch Johann Piscator ... Getruckt zu Bärn ... Im Jahr Christi MDCLXXXIII.

PLUM: Observationes in textum et versiones, maxime Graecas, Obadiae et Habacuci. Specimen quod pro summis theologia honoribus rite obtinendis summe venerabilium theologorum Goettingensium Anno MDCCXCII. examini subiecit Fridericus Plum. Hauniae 1796.

POLUS: Synopsis Criticorum Aliorumque Sacrae Scripturae interpretum et Commentatorum, summa studio & fide adornata, a Matthaeo Polo Londinensi. Volumen III. Complectens PROPHETAS omnes, tum Majores, tum Minores, nobis dictos. Revisum et à mendis plurimis repurgatum. Francofurti ad Moenum, Typis & Impensis Balthasaris Christophori Wustii, sen. Anno Christi MDCXCIV.

POLUS D: s. DIETELMAIR.

PRE: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Zweite Auflage (1882—1884): artikel über Obadja X, 672—74 von Nägelsbach-Volck; über Sepharad XIV, 142—44 von F. E. König. In der dritten auflage (1904) nur Obadja von Volck XIV, 246—48.

PREISWERK: Das Morgenland. Altes und Neues für Freunde der heiligen Schrift. Eine Monatsschrift herausgegeben von S. Preiswerk. Fünfter Jahrgang, s. 321—32. Basel 1842.

PROCKSCH: Studien zur Geschichte der LXX: Die Propheten, von Otto Procksch. (Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament VI.) Leipzig 1910.

PRÜCKNER: Commentarius philologico theologicus, in omnes Veteris et Novi Testamenti libros, tum Canonicos, quam apocryphos, . . . authore M. Andrea Prücknero. Francofurti ad Moenum MDCLXIII.

Q: Codex Marchalianus (HP: XII).

QUISTORP: Annotationes in Omnes Libros biblicos: adornatae & collectae à Joanne Quistorpio ... Francofurti & Rostochii MDCXLVIII.

RAŠI: zitiert nach BUXTORF BR oder OBADIAS.

REICHEL: Die Bücher der heiligen Schrift Alten Testamentes in eine harmonische Zeitordnung gebracht, und in den dunklen Stellen aus dem deutlichen Vortrag und Zusammenhang des Grundtextes erläutert, wie auch mit einigen kurzen Anmerkungen erkläret von Carl Rudolph Reichel, Prediger des Evangelii. Zehnter Theil. Frankfurt und Leipzig 1777.

REINKE: Die messianischen Weissagungen bei den grossen und kleinen Propheten des Alten Testamentes von Laur. Reinke. Dritter Band. Giessen 1861.

REMIGIUS: Haymonis Episcopi Halberstatteñ in XII. prophetas minores enarratio. Eiusdem in Cantica Canticorum Commentarius disertissimus. Coloniae Anno MDXXXIII.

REUSCH: Lehrbuch der Einleitung in das Alte Testament von F. H. Reusch. Freiburg i. Br. 1859.

REUSS: Die Geschichte der heiligen Schriften Alten Testamentes von Ed. Reuss. Zweite Auflage. Braunschweig 1890.

REUSS B: Das Alte Testament übersetzt, eingeleitet und erläutert von D. Eduard Reuss, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers von Lic. Erichson, Direktor des Theologischen Studienstifts und Pfarrer Lic. Dr. Horst in Strassburg. Zweiter Band: Die Propheten. Braunschweig 1892.

RGG[1] 853 ff.; RGG[2] 613 f.: Religion in Geschichte und Gegenwart: 1. Auflage 1913 (Obadja von HALLER IV, 853 ff.), 2. auflage 1930 (Obadja von HALLER IV, 613 f.).

RHEGIUS: Opera Urbani Regii latine edita cum eius Vita ac Praefatione Ernesti Regii F. Impressa Noribergae... MDLXII (III, fol. 101—112: Abdias propheta explanatus commentariolo, cum antithesi Regni Christi et Regni Satanae).

RIBERA: R. P. Francisci Riberae, Presbyteri Societatis Iesu, et sacrae theologiae doctoris, in librum duodecim prophetarum commentarij, sensum eorundem Prophetarum Historicum & Moralem persaepe etiam Allegoricum complectens. Coloniae Agrippinae MDCX.

RIEGER: Kurze Betrachtungen über die Psalmen und über die zwölf kleinen Propheten, zur Beförderung des richtigen Verständnisses und der erbaulichen Anwendung des Bibelworts, von Carl Heinrich Rieger. Stuttgart 1835.

RIEHM: Handwörterbuch des biblischen Altertums von Eduard C. Aug. Riehm. Zweite Auflage besorgt von Friedrich Baethgen. 2 bde. Bielefeld und Leipzig 1893/4. (Artikel über Obadja: KLEINERT 1118 ff., über Sepharad: SCHRADER 1485.)

RIEHM: Einleitung in das Alte Testament von Eduard Riehm. Bearbeitet und herausgegeben von Alex. Brandt. Zweiter Band. Halle a. S. 1890.

RIESSLER: Die kleinen Propheten oder das Zwölfprophetenbuch nach dem Urtext übersetzt und erklärt von Dr. Paul Riessler. Rottenburg a. N. 1911.

ROBINSON: The Structure of the Book of Obadiah by T. H. Robinson. (The Journal of Theological Studies XVII (1916), 402—408.)

ROBINSON KP: Die zwölf kleinen Propheten: Hosea bis Micha von Theodore H. Robinson. Nahum bis Maleachi von Friedrich Horst. (Handbuch zum Alten Testament, Erste Reihe 14. Tübingen 1936.)

ROSENMUELLER: Scholia in Vetus Testamentum. VII: Prophetae minores adnotatione perpetua illustravit Ern. Frid. Car. Rosenmüller. Volumen secundum. Lipsiae MDCCCXIII.

ROSSI: Variae Lectiones Veteris Testamenti ex immensa codicum congerie haustae . . . opera ac studio Johannis Bern. de-Rossi S. T. D. Volumen III. Parmae MDCCLXXXVI.

RUDOLPH: Obadja. Von W. Rudolph. (Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft XLIX (NF. VIII) (1931), 222—231.)

RUECKERT: Hebräische Propheten übersetzt und erläutert von F. Rückert. Erste Lieferung. Leipzig 1831.

RUPERTUS: Ruperti Abbatis Tuitiensis, summi disertissimiq; Theologi, sacris dūtaxat literis omnia probantis in XII. prophetas minores, commentariorum libri XXXII. Ex veris primisq; originalibus, iterū atque iterū recogniti atq; nunc tandem cum adnotationum ac scripturarū locis, fideliter demū excusi. Coloniæ AD MDXXXIII Mense Augusto.

RUPPRECHT: Wissenschaftliches Handbuch der Einleitung in das Alte Testament von Eduard Rupprecht. Gütersloh 1898.

RYBINSKI: Вл. Рыбинскій: Книга пророка Авдія. (Труды Кіевской Духовной Академіи L (1909), 636—684.)

S: Die syrische übersetzung des Alten Testamentes zitiert nach WALTON.

Σ: Symmachos nach FIELD.

SABATIER: Bibliorum Sacrorum latinae versiones antiquae, seu Vetus Italica... operâ & studio D. Petri Sabatier, Ordinis Sancti Benedicti, è Congregatione Sancti Mauri. Tomus secundus, pars secunda. Parisiis MDCCLI.

SANCTIUS: Gasparis Sanctii Centumputeolani, e Societate Jesu theologi in collegio Complutensi sacrarum literarum interpretis, in Duodecim Prophetas minores & Baruch Commentarij cum Paraphrasi . . . Lugduni MDCXXI.

SANDERS: The Minor Prophets in the Freer Collection and the Berlin Fragment of Genesis by Henry A. Sanders and Carl Schmidt. New York 1927. (University of Michigan Studies, Hum. Ser. XXI.) Der text ist mit W zitiert.

SB: s. BOX.

SCHAEFERS: Die äthiopische Uebersetzung des Propheten Jeremias. Inaugural-Dissertation der Universität Breslau vorgelegt von Joseph Schäfers. Breslau 1912.

SCHEGG: Die kleinen Propheten von P. Schegg. Erster Theil. Regensburg 1854.

SCHLIER: Die zwölf kleinen Propheten von Jos. Schlier. Stuttgart 1861.

SCHMALOHR: Das Buch des Propheten Joel von A. Schmalohr. (Alttestamentliche Abhandlungen VII, 4.) Münster i. W. 1922.

SCHMID: Johannis Schmidii . . . in prophetas minores commentarius cum D. Friderici Balduini . . . in tres posteriores prophetas commentario, et indicibus locorum, vocum & rerum copiosissimis ex Msc-to recensitus opera & studio Balthasaris Friderici Salzmanni. Lipsiae MDCLXXXVII.

SSCHMIDT: Biblia Sacra sive Testamentum Vetus et Novum ex linguis originalibus in linguam latinam translatum, additis capitum summariis et partitionibus à Sebastiano Schmidt. Editio secunda priori emendatior... Argentorati MDCCVIII.

SCHMOEKEL: Jahve und die Fremdvölker. Der Werdegang einer religiösen Idee von Lic. Dr. Hartmut Schmökel. (Breslauer Studien zur Theologie und Religionsgeschichte Band 1.) Breslau 1934.

SCHNURRER: Dissertationes philologico-criticae; singulas primum nunc cunctas edidit Chr. Fr. Schnurrer. Gothae & Amstelodami 1790.

SCHOLZ: Die heilige Schrift des Alten Testamentes. Vierten Theiles vierter Band, welcher die zwölf kleinen Propheten enthält. Herausgegeben von Dom. V. Brentano und Thadd. Ant. Dereser und fortgesetzt von Dr. J. Mart. Augustin Scholz. Frankfurt a. M. 1833 (s. 161 ff.).

SCHOLZ E: Einleitung in die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments. Dritter Band. Leipzig 1848.

SCHULTENS: Animadversiones philologicae et criticae ad varia loca Veteris Testamenti. In quibus, ope praecipue Linguae Arabicae, multa ab Interpretibus nondum satis intellecta illustrantur, quam plurima etiam nove explicanda modeste proponuntur ab Alberto Schultens. Amstelaedami 1709.

SCHULZ: Joh. Christ. Frid. Schulzii theolog. in academia Giess. professoris ordinarii Scholia in Vetus Testamentum continuata a Georg. Lavr. Baver, ll. orient. in academ. Altorf. professore. Volumen VII. Duodecim Prophetas Minores complectens. Norimbergae 1793.

SCHWALLY: Die Reden des Buches Jeremia gegen die Heiden XXV. XLVI—LI untersucht von Friedrich Schwally. Giessen 1888. (Giessener Inaugural-Dissertation.)

SEBOEK: Mark Sebök (Schönberger): Die syrische Uebersetzung der zwölf kleinen Propheten und ihr Verhältnis zu dem massoretischen Text und zu den älteren Uebersetzungen, namentlich den LXX und dem Targum. (Inaugural-Dissertation.) Leipzig 1895.

SELBIE: s. DB.

SELLIN E: Einleitung in das Alte Testament von Dr. E. Sellin. Sechste, neu bearbeitete Auflage. Leipzig 1933. Siebente Auflage. Leipzig 1935.

SELLIN GIJV I & II: Geschichte des israelitisch-jüdischen Volkes von D. Dr. Ernst Sellin. Erster Teil. Leipzig 1924. Zweiter Teil. Leipzig 1932.

SELLIN IJH: Die israelitisch-jüdische Heilandserwartung. (Biblische Zeit- und Streitfragen V, 2/3.) Berlin 1909.

SELLIN K$^{1.2.3}$: Das Zwölfprophetenbuch übersetzt und erklärt von D. Ernst Sellin. (KAT XII.) Leipzig und Erlangen 1922. Zweite und dritte Auflage 1929.

SELLIN TAT: Theologie des Alten Testamentes von D. Dr. Ernst Sellin. Leipzig 1933. (Alttestamentliche Theologie auf religionsgeschichtlicher Grundlage. Zweiter Teil.)

SELNECKER: Der Prophet vnnd ernster Busprediger Amos vnnd Obadias ausgelegt durch Nicolaum Selnecker. Leipzig MDLXVII (ohne paginierung).

SEMLER: J. S. Semleri Apparatus ad liberalem Veteris Testamenti Interpretationem. Halae Magdeb. MDCCXXIII.

SEYDEL: Vaticinium Obadjae, secundum textum hebraicum et chaldaicam Jonathae interpretationem, ratione habita translationis Alexandrinae comparatum et illustratum. Commentatio critico-exegetica quam scripsit Woldemarus Seydel. Lipsiae MDCCCLXIX.

Sh: Die syrohexaplarische version der LXX nach CERIANI und MIDDELDORPF.

SIEVERS: Alttestamentliche Miscellen 6—10 von Ed. Sievers. (Berichte über die Verhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philosophisch-historische Klasse LXIX (1907), 1—109.)

Slav: Die kirchenslavische tochterübersetzung der LXX, zitiert nach: **Кíвлια сúрѣчь кнги сщéннаго писáнiа вéтхаго й нóваго завéта.** Petersburg 1751.

G. A. SMITH: The Book of the Twelve Prophets commonly called the Minor by George Adam Smith. Vol. II. London 1928.

J. M. P. SMITH: The Structure of Obadiah by John Merlin Powis Smith. (American Journal of the Semitic Languages and Literatures XXII (1905/06), 131—38.)

W. R. SMITH: § 3. 4 in dem artikel über Obadja in EB (§ 1. 2. 5—9 von CHEYNE).

STADE: Biblische Theologie des Alten Testamentes. Von B. Stade. Erster Band. Tübingen 1905.

STAEHELIN: Spezielle Einleitung in die kanonischen Bücher des Alten Testamentes von J. J. Stähelin. Elberfeld 1862.

STARKE: Synopsis Bibliothecae Exegeticae in XII. Prophetas minores. Kurzgefaster Auszug Der gründlichsten und nutzbarsten Auslegungen Der zwölf kleinen Propheten Alten Testaments, . . . Ausgefertiget von Christoph Starke. Halle und Leipzig 1744.

STEINER: s. HITZIG.

*STEINSCHNEIDER ALJ: Moritz Steinschneider: Die arabische Literatur der Juden. Frankfurt a. M. 1902.

*STEINSCHNEIDER CCHBALB: M. Steinschneider: Catalogus codicum hebraeorum bibliothecae academiae Lugduno-Batavae. Lugduni Batavorum 1858.

*STEINSCHNEIDER Hebr. Bibl.: Hebräische Bibliographie (המזכיר), Blätter für neuere und ältere Literatur des Judenthums, redigirt von M. Steinschneider, hrsg. von Julius Benzian. Berlin 1858 ff.

STEUERNAGEL: Lehrbuch der Einleitung in das Alte Testament von Carl Steuernagel. Tübingen 1912.

STRACK: Einleitung in das Alte Testament einschliesslich Apokryphen und Pseudepigraphen von H. L. Strack. Vierte Auflage. München 1895.

*STRACK ETM[5]: Hermann L. Strack, Einleitung in Talmud und Midraš. 5. Auflage. München 1921.

SU: Vanha Testamentti. Raamatunkäännöskomitean tekemä suomennos. Helsinki 1932.

SWETE: The Old Testament in Greek according to the Septuagint edited... by Henry Barclay Swete, D. D., F. B. A. Vol. III. Cambridge 1930.

T: Targum zitiert nach WALTON und BUXTORF BR.

T(ISCHENDORF): Vetus Testamentum Graece iuxta LXX interpretes. Editio tertia. Lipsiae 1860.

TARNOV: Joh. Tarnovii in prophetam Obadiam commentarius. Editio secunda. Rostochii MDCXXIV.

TATTAM: Duodecim prophetarum minorum libros in lingua aegyptiaca, vulgo coptica seu memphitica ex manuscripto Parisiensi descriptos et cum manuscripto Johannis Lee J. C. D. collatos latine edidit Henricus Tattam A. M. Oxonii 1836.

Θ: Theodotion nach FIELD.

THEINER: Die zwölf kleinen Propheten von J. A. Theiner. Leipzig 1828.

THEIS: Die Weissagung des Abdias, untersucht, erklärt und gesichtet herausgegeben von Dr. theol. u. phil. Johannes Theis. Trier 1917.

THEODORETOS: *ΤΟΥ ΜΑΚΑΡΙΟΥ ΘΕΟΔΩΡΗΤΟΥ ΕΠΙΣΚΟΠΟΥ ΚΥΡΟΥ ΕΡΜΗΝΕΙΑ ΕΙΣ ΤΟΝ ΠΡΟΦΗΤΗΝ ΑΒΔΙΟΥ.* (MIGNE SG LXXXI, 1709—1717, Paris 1859.)

THEODOROS: *ΕΡΜΗΝΕΙΑ ΑΒΔΙΟΥ ΤΟΥ ΠΡΟΦΗΤΟΥ.* (MIGNE SG LXVI, 303—317, Paris 1859.)

TILL: Die achmîmische Version der zwölf kleinen Propheten. (Coptica IV.) Hauniae 1927. (Enthält den achmîmischen text nur bis v. 15 incl.)

TRAPP: A Commentary or Exposition Upon the XII. Minor Prophets, Wherein the Text is explained, some Controversies are discussed, sundry Cases of Conscience are cleared, and many remarkable Matters hinted, that had by some former Interpreters been pretermitted . . . By John Trapp, M. A. once of Christ Church in Oxford, now Pastor of Weston upon Avon in Gloucester-shire . . . London, Printed by R. N. for Philemon Stephens, at the Gilded Lion in St. Pauls Church-yard, 1654.

TREMELLIUS: Testamenti Veteris BIBLIA SACRA sive LIBRI CANONICI PRISCAE JUDAEORUM ECCLESIAE A DEO TRADITI, Latini recensione ex Hebraeo facti, brevibusque scholiis illustrati ab Immanuele Tremellio & Francisco Junio . . . Hanoviae Anno MDCXXIV.

UMBREIT: Praktischer Commentar über die kleinen Propheten mit exegetischen und kritischen Anmerkungen von F. W. C. Umbreit. (Praktischer Commentar über die Propheten des Alten Bundes mit exegetischen und kritischen Anmerkungen IV.) Hamburg 1845.

V: Vulgata zitiert nach: Biblia Sacra Vulgatae editionis juxta exemplaria ex typographia apostolica Vaticana Romae 1592 & 1593 inter se collata et ad normam correctionum Romanarum exacta auctoritate summi pontificis Pii IX. edidit Valentinus Loch. Editio secunda. Tomus I—IV. Ratisbonae MDCCCLXII — III.

VATABLUS: nach ANNOTATA.

VATABLUS: Duodecim Prophetae cum commentariis R. Dauid Kimhi, Hebraei doctissimi à Francisco Vatablo Hebraicarum litterarum professore Regio... accuratiss. emendati . . . Ex officina Roberti Stephani, typographi Regii MDXXXIX.

VATKE: Wilhelm Vatke: Historisch-kritische Einleitung in das Alte Testament. Nach Vorlesungen herausgegeben von H. G. S. Preis, mit einem Vorwort von A. Hilgenfeld. Bonn 1886.

VAUPELI: Die zwölf kleinen Propheten, erkläret von M. Joh. Chr. Vaupeli. Dresden und Leipzig 1793.

VEIL: Explicatio literaliis duodecim prophetarum minorum ex ipsis scripturarum fontibus, hebraeorum ritibus et idiomatis eruta operâ ac studio Caroli Mariae Veil. Londini MDCLXXX.

VENEMA: Jo. Heinr. Verschuirii opuscula in quibus de variis S. literarum locis, et argumentis exinde desumtis, critice et libere disseritur ed. Joh. Ant. LOTZE. (Hermanni Venemae Praelectiones ad Obadiam, p. 187—235.) Trajecti ad Rhenum 1810.

VILMAR: Collegium Biblicum. Praktische Erklärung der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments. Aus dem handschriftlichen Nachlaß der akademischen Vorlesungen von Dr. August Friedrich Christian Vilmar, herausgegeben von Christian Müller. Des Alten Testaments vierter Teil (Die Propheten). Gütersloh 1883.

VOLBORTH: Die zwölf kleinen Propheten aufs neue aus dem Hebräischen übersetzt und mit kurzen Anmerkungen . . . von Johann Carl Volborth. Göttingen 1783.

VOLCK: Artikel über Obadja in PRE² X, 672—74 (PRE³ XIV, 246—248).

VOLLERS: Das Dodekapropheton der Alexandriner. Untersucht von K. Vollers. (ZAW IV (1884), 1—20. Obadja, s. 16—18.)

VOLZ: Der Prophet Jeremia übersetzt und erklärt von Paul Volz. (KAT X.) Leipzig 1928.

VUILLICHIUS: In Abdiam Commentarius rhetoricorum more conscriptus Authore Iodoco Vuillichio Reselliano. Francofurdiae ad Viadrum per Ioannem Eichorn, s. a. (ohne paginierung).

W: s. SANDERS.

WADE: The Books of the Prophets Micah, Obadiah, Joel and Jonah with Introduction and Notes by G. W. Wade, D. D. London 1925.

WAJJIḲRĀ' RABBĀ: Der Midrasch Wajjikra Rabba . . . zum ersten Male ins Deutsche übertragen von August Wünsche. (Bibl. Rabbinica 26.) Leipzig 1884.

WALL: s. DIETELMAIR.

WALTON: S. S. Biblia Polyglotta Complectentia Textus Originales Hebraicos cum . . . edidit Brianus Waltonus, S. T. D. Tom. III. Anno MDCLVII.

WEISS: Hugo Weiss: De aetate qua Obadja Propheta vaticinatus sit commentatio. (Index lectionum in Lyceo Regio Hosiano Brunsbergensi per hiemem a die XV Octobris Anni MDCCCLXXXIII — IV instituendarum.) Brunsbergae MDCCCLXXXIII.

WELLHAUSEN: Die kleinen Propheten übersetzt und erklärt von J(ulius) Wellhausen. Dritte Ausgabe. Berlin 1898.

WELS: s. DIETELMAIR.

WESSELY: Duodecim prophetarum minorum versionis Achmimicae codex Rainerianus edidit Carolus Wessely. Lipsiae MDCCCCXV. (Studien zur Paläographie und Papyruskunde 16, 132—139.)

WETTE: Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testamentes von Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Erster Theil die Einleitung in das Alte Testament enthaltend. Zweyte verbesserte Auflage. Berlin 1822. 7. verbesserte Auflage 1852.

WETTE B: Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Uebersetzt von Dr. M. W. L. de Wette. Vierte, berechtigte Auflage. Heidelberg 1858.

WIGAND: In XII prophetas minores explicationes succinctae, ordinem rerum, textus sententiam & Doctrinas praecipuas strictissime indicantes per D. Joann. Wigandum. Basileae MDLXVI.

WILDEBOER: Die Literatur des Alten Testamentes nach der Zeitfolge ihrer Entstehung von G. Wildeboer. Unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von F. Risch. Göttingen 1895.

WINCKELMANN: Commentarius in sex prophetas minores... cum brevi et perspicua paraphrasi & locorum communium annotatione conscriptus per Johannem Winckelmannum. Francofurti MDCIII.

WINCKLER: Altorientalische Forschungen von Hugo Winckler. Zweite Reihe. Dritter Band. Leipzig 1900 (über Obadja: s. 425—432). Dritte Reihe. Zweiter Band. Leipzig 1905.

*WINTER und WUENSCHE JL: J. Winter und Aug. Wünsche: Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons, 3 bde. Trier 1894—96.

WOLFF: O. Wolff: Ueber die historische Stelle der fünf ersten kleinen und überhaupt ältesten Propheten des Alten Testamentes. (Zeitschrift für die gesamte lutherische Theologie und Kirche XXVII (1866), 401—459.)

WUENSCHE: Die Weissagungen des Propheten Joel, übersetzt und erklärt von Aug. Wünsche. Leipzig 1872.

WUTZ: Die Transskriptionen von der Septuaginta bis zu Hieronymus von Franz Wutz. Stuttgart 1933. (Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. Neue Folge 9.)

Y: Codex Taurinensis (Y) transcribed & collated by the Rev. W. O. E. Oesterley, D. D. Oxford University Press 1908.

ZEDDEL: Annotationum in prophetas minores specimen. Quod amplissimi philosophorum ordinis consensu in celeberrima Academia Fridericiana Halensi et Vitebergensi consociata pro summis in philosophia honoribus rite obtinendis d. XV Nov. MDCCCXXX, publice defendet Fr. Car. Zeddel Saxo. Fasciculus 1, continens Obadj. v. 1—4. Halae s. a.

ZORELL: s. KNABENBAUER.

Die mit * bezeichneten autoren werden nur EINLEITUNG § 14 zitiert und sind nach BULMERINCQ gegeben, vgl. auch NACHTRAEGE UND VERBESSERUNGEN.

§ 1. Der name des propheten.

Der name ist aus zwei elementen zusammengesetzt, einer ableitung vom stamme *ʿāβaδ*, der nicht „dienen" oder „verehren" (JOHANNES 25), sondern „sklavendienste leisten" bedeutet, und dem abgekürzten Gottesnamen *i̯āh-i̯āu̯*. Dieser name ist sonderbarerweise im AT nicht sehr häufig, besonders wenn man die anzahl der arabischen bildungen mit *ʿabd* vergleicht. Auch im akkadischen sind die namen nach dem typus *(W)arad dNN* nicht die häufigsten. Die hauptmasse der sumerischen männernamen dagegen ist nach dem schema: *Ur dNN*, bzw. *Lu dNN* gebildet. Weil diese formen in parallele zueinander vorkommen, könnte man annehmen, dass sie bedeuten sollen, der betreffende gehöre der genannten gottheit an, bzw. er lebe in ihrem schutze. Wahrscheinlich waren es anfangs nur clannamen, die dann erst zu personennamen wurden, als die verehrer eines bestimmten Gottes und der ihm angehörige clan nicht mehr identisch waren. Deshalb könnte eigentlich jeder Israelit einen solchen namen tragen.

Der name ist aber nicht sicher überliefert. Zwar ist die punktierung *ʿoβaδ* nicht so auffällig (vgl. auch s. 34), es scheint ein partizipium zu sein. Nach DRACONITES OECOLAMPADIUS 121 LEUCHTERUS 6 ist es aber eine zusammensetzung aus *ʿe̯βe̯δ* und Jahwe. Nach HENDEWERK 19, 1 soll es eine infinitivkonstruktion wie *i̯əšaʿi̯āhū* sein, aber das ist unmöglich, denn dann hätte in der ersten silbe *a* stehen müssen, ausserdem macht gerade die arabische konstruktionsart diese annahme unwahrscheinlich.

Auf den samaritanischen ostraka (J. M. JACK: Samaria in Ahab's Time, Edinburgh 1929, 100) kommt der name in der form עבדיו bzw. עבדא[1]) vor, die der herausgeber *ʿabedjō* und *ʿabda* vokalisiert. Es ist also möglich, dass (wenigstens dialektisch) an stelle des *h* ein *u̯* gestanden hat (denn es gibt auch ein siegel mit

1) Es ist unsicher, ob dieser name mit עבדיו gleich ist; 1. Chr. 9, 16 gibt wohl עבדיהו für עבדא Neh. 11, 17.

der aufschrift עבדיהו עבד המלך)[1], aber das beweist nicht, dass beide formen verschieden ausgesprochen wurden, denn beide konnten wohl *iāu̯* gelesen werden und ו ist hier keine mater lectionis. Daraus folgt aber wohl sicher, dass *u̯* wahrscheinlich nur in besonderen fällen als ו beibehalten wurde, während es meist durch ה ersetzt wurde. Die wiedergabe des namens in der LXX zeigt m. e. noch, dass einmal auch in diesem namen der schlussteil *iāu̯* gesprochen wurde, obwohl יה geschrieben ist.

Wichtiger als diese erwägungen ist die entscheidung der frage, ob nicht der erste teil des namens *ʿabd-* (also der ganze name etwa *ʿaβdīiiā(u̯)*) zu lesen, bzw. zu punktieren ist (so DRACONITES LEUCHTERUS 6 KOEHLER 254 (er sagt: „vielleicht richtiger") HITZIG 153 HOONACKER 218 ISOPESCUL 142 THEIS 1), weil aus 1 Chr. 5,15 auch *ʿaβdīʾēl* bekannt ist und weil die LXX ebensowohl wie V eine solche lesart voraussetzen, oder ob nicht angenommen werden muss, dass *ʿoβaδiâ* eine nachexilische form darstellt (G. A. SMITH 163). An sich wäre eine unterscheidung zwischen **ʿabd-* und **ʿobad-* gar nicht unmöglich, aber wir müssten dann den fall analog zu *ṭəʿem* und *ṭaʿam* so auffassen, dass **ʿobad-*, bzw. *ʿōbed-* für theophore namen vorbehalten wurde. Doch lässt sich diese theorie nicht ganz durchführen, denn es gibt sicher theophore namen, wo auch *ʿabd-* steht (Jer. 38, 7 36,26) und umgekehrt **ʿōbed-* (2 S. 6, 10—12, vgl. Dan. 3, 29). Aber auch diese ausnahmen sind nicht ganz sicher, denn ob *-meleχ* und *-ʾel* als theophore namen galten, steht nicht fest.

Die LXX sind sich auch nicht in der wiedergabe sicher: LXX B (Sh: עובדיא) liest in v. 1 *Οβδειου* (B^b 48: *Οβδιου*) noch mit anfangendem *o*; א c. a. zu 2 Esr. 22, 25 (Neh. 12, 25): *Οβδιας*, A in 1 Chr. 7, 3 9, 16: *Οβδια*, und Luk. in 1 Chr. 3, 21: *Οβδιας*). Aber auch die namen in einem MS sind nicht einheitlich redigiert, B kennt z. b. folgende formen für *ʿoβaδiâ*: *Αβδεια*, *Αβιας*, *Αδεια*, *Μειβδεια*, *Οβδειου*, *Οβδιου* und Luk.: *Αβια(ς)*, *Αβδια(ς)*, *Αβδιου*, *Οβδιας*, wobei *-ā* natürlich nicht die griechische genetivendung ist. Ob die formen mit *o* in der ersten silbe darauf hinweisen, dass die aussprache *ʿoβaδ-* bekannt war, ist fraglich, denn man könnte annehmen, dass wegen des ʿ das folgende *a* stumpf und kurz

1) s. LIDZBARSKI 334, aber daraus kann auch gefolgert werden, dass יהו ursprünglich ist, also *iahu̯*, und יו *(iau̯)* neben יה *(iah)* beides sozusagen verfallserscheinungen.

gesprochen wurde, weshalb es griechisch mit o wiedergegeben würde. Doch ebenso könnte man annehmen, dass diese wiedergabe doch darauf hinweist, dass jene aussprache bekannt war, denn *a* in der zweiten silbe von *'οβαδ-* war sicher so kurz, dass es kaum gehört wurde.

Aber die gewöhnliche wiedergabe des namens bei den LXX und in den tochterversionen hat *a* in der ersten silbe. *Αβδιου* lesen hier (v. 1) ℵAQY 22 23 26 36 40 42 49 51 62 68 86 87 91 95 97 114 147 153 185 198 228 233 238 239 310 311 Ald Kb Georg Slav Athanasius II, 97, vgl. It V (*Abdias*) Ae (*Abdəi̯ū*), dieselbe lesart, wobei nur *ει* für *ι* steht, findet sich in W Compl Kyrillos II, 251, Ka (*abdeias*). Auch in der überschrift (*Αβδιου*: ℵQ, *Αβδειου*: AW) und in der unterschrift (*Αβδιου*: A, *Αβδειου*: ℵW, *Αβδαιου*: Q) des buches steht B allein (überschrift: *Οβδειου* B*, *Οβδιου* B^{c}, unterschrift: *Οβδειου* B*, *Οβδιου* B^{bc}) ℵAQ gegenüber.

Der bindevokal in der zweiten silbe findet sich als *e* oder *i* [*ει* (d. h. *e—i̯* oder *i—i̯*), *ι* (d. h. *i—i̯*)] noch, und zwar mit schliessendem *a*: 1 Chr. 3, 21 (AaB) 7, 3 (Luk.) 8, 38 (AB) 9, 16 (B) 44 (AB) 12, 9 (AB) 2 Chr. 34, 12 (B) 2 Esr. 20, 5 (Neh. 10, 6) (ℵAB); mit *as*: 2 Chr. 17, 7 (A Luk.) 34, 12 (A Luk.) 2 Esr. 10, 26 21, 17 22 (Neh. 12), 25 (Luk.); mit *ū*: 1 R. 18, 3 ff. 16 (AB) 1 Chr. 27, 19 (AB) 1 Esr. 8, 35 (38) (Luk.) 2 Esr. 8, 9 (Luk.), während ein zweifelhaftes *a*, durch *αι* wiedergegeben und wohl auch als *e* zu fassen, nur im Q in der unterschrift des buches erscheint (*Αβδαιου*). Zwischen *b* und *d* gibt es auch in dieser gruppe keinen vokal, nur *Αβαδια(ς)* findet sich 1 Esr. 8, 35 (38) = (Esr. 8, 9) (AB). Man könnte also als urform vielleicht *'abdi̯āu̯* bzw. *abdəi̯āu̯* rekonstruieren, was gut auch zu der äthiopischen wiedergabe *'abdəi̯ū* passen würde (sonst kennt Ae auch den namen *'ūbīd*, vgl. Rev. de l'Or. Chrét. VIII (XXVIII), s. 417 f. unter dem 15 Ṭər), was entweder aus dem arabischen oder aus dem syrischen stammt.

Die fehlerhaften wiedergaben sind *Αβια*: 1 Chr. 9, 16 (Luk.), *Αβιας*: 2 Chr. 17, 7 (B), 2 Esr. 20, 5 (Neh. 10, 6) (Luk.), *Αδεια*: 2 Esr. 8, 9 (B), *Μειβδεια*: 1 Chr. 7, 3 (B). Am auffälligsten ist die letzte lesart, wahrscheinlich dittographie aus dem vorausgehenden *Μειχαηλ*.

T wird nach MT vokalisiert, S aber hat *'ūβaδi̯ā'*. Und nun ist die auffällige tatsache zu bemerken, dass Ar: *'ūbaδīi̯ā* hat, obwohl es sonst LXX treu wiedergibt. Das lässt sich nur so

erklären, dass die Araber mit den namen des propheten wohl durch die Syrer bekannt geworden waren und nicht durch die Griechen.

Es ist ziemlich sicher, dass *Αβδ-* und *Οβδ-* dieselbe aussprache des namens darstellen. Man könnte also behaupten, dass der name nach den LXX auch in MT *ʿaβdiyyâ* zu punktieren wäre, was nach SCHEGG 365 eine kürzere form des namens in MT wäre. Doch ist das sehr fraglich, denn dann müsste man auch *ʿaβdʾĕδom* an stelle von *ʿōβeδʾĕδom* lesen, denn die LXX transkribieren den namen meistens *Αβδεδομ*: 1 Chr. 15, 24 (AB) 25 (B) 16, 5 (A) 26, 8 und nur selten *Αβεδ-*: 2 S. 6, 10—18 (AB) 1 Chr. 13, 13 s. (ℵAB Luk.). Da das aber kaum möglich sein dürfte, muss man wohl doch auf die oben genannte erklärungsweise zurückkommen und behaupten, dass in der zeit nach den LXX die Juden zwischen *ʿōβeδ-* und *ʿaβd-* einen unterschied gemacht haben. Ausserdem gibt es handschriften, die wirklich *ʿōβaδyâ* schreiben, obwohl HITZIG 153 behauptet, dass nirgends so geschrieben stehe (vgl. aber MICHAELIS OEB XX, 162). Schon DRUSIUS 500 (vgl. THEIS 34) hat eine unterscheidung vorausgesetzt: Obadja bezeichne mehr „cultor Domini", Abdija aber „servus Domini" (vgl. LAGARDE O 83 Q unterschrift ISIDORUS (SL LXXXII, 284 LXXXIII, 171. 1280) CLAUDIUS TAURINENSIS (SL CIV, 757) RABANUS MAURUS (SL CXI, 68. 116) ANGELOMUS (SL CXV, 480) RUPERTUS (SL CLXVII, 1244 CLXVIII, 378) HUGO 371).

CHEYNE EC 3455 behauptet, dass, da der vatersname des propheten nicht genannt ist, derselbe „vague" sei, und um es noch nebelhafter zu machen, will er dafür das gentilicium *ʿărāβī* lesen. Aber es gibt auch sonst fälle, wo der vatersname nicht genannt ist: ganz parallel ist die überschrift des buches Habakkuk, wo ausser dem prophetennamen keine sonstigen angaben stehen, auch bei Maleachi wäre das der fall, wenn der name sicher als personenname zu deuten wäre.

Schon HIERONYMUS 1100 sagt (vgl. HUGO 371: Domini servus, per quem Salvator significatur): „multi putant iuxta interpretationem nominis, quod servus iste sit Domini, cui dicitur in Isaia 49, 6". Man dachte also schon damals mancherorts, dass er keine historische persönlichkeit gewesen ist. Doch erst in ziemlich später zeit wurde, wahrscheinlich analog dem namen Maleachi, behauptet, dass Obadja kein personenname,

sondern ein appellativum sei, und da alle propheten Jahwes knechte seien, so bedeute der name nur „prophet“ (AUGUSTI E 329f. ZEDDEL VI, vgl. HITZIG 153 (er behauptet, *'aβdiiiâ* bedeute jedenfalls nur einen propheten und sei kein eigenname)). Nach BERTHOLDT E IV, 1627 hat es einen propheten mit einem solchen namen nie gegeben, *KUEPER Jer. 105 ist nicht sicher, ob der name ein proprium sei, JOHANNES 25 scheint sich auch im zweifel zu sein, denn er sagt, die LXX hätten gewiss *ęβęδ* gelesen, was aus der würde des Obadja zu erklären wäre, BUDDE S 63 glaubt, Obadja sei ein neuer, zu eben diesem zwecke (welchem?) gebildeter name, und noch GIGOT CEH 30 glaubt, die auffassung AUGUSTIs wäre möglich. Was HENDEWERK 24 CASPARI 2 dagegen geschrieben haben, ist richtig, denn obwohl die propheten knechte Gottes sind (2 R. 9, 7 14, 25 17, 13. 23 21, 10 24, 2 Jer. 25, 4 26, 5 29, 19 35, 15 44, 4 Am. 3. 7 Za. 1, 6 Dan. 9, 6. 10 Esr. 9, 11), kommt der name auch sonst im AT vor, so dass der vergleich mit Maleachi nicht angängig ist. Ausserdem ist es sehr unwahrscheinlich, dass ein redaktor irgendwelchem buche die aufschrift „Gesicht des knechtes Jahwes, bzw. eines propheten“ gegeben hätte.

§ 2. Die überlieferung über die person des propheten.

Der name selbst kommt im AT für zwölf personen vor (nach GB 557 nur elf): 1. ein haushofmeister Ahabs, der die propheten gegen Izebel geschützt hat (1 R. 18, 3—7. 16), 2. ein nachkomme Davids (1 Chr. 3, 21), 3. ein häuptling aus Issachar (1 Chr. 7, 3), 4. ein nachkomme Sauls (1 Chr. 8, 38 9, 44), 5. ein nachkomme von Jedutun (1 Chr. 9, 16), vielleicht identisch mit *'aβdā'* (Neh. 11, 17), 6. ein häuptling aus Gad (1 Chr. 12, 9), 7. ein Sebulonite (1 Chr. 27, 19), 8. ein judäischer prinz aus der zeit Josafats, ausgesandt, um dem volke das gesetz zu lehren (2 Chr. 17, 7), 9. ein Merarite, geschickt, den neubau des tempels zu überwachen, aus der zeit Josias (2 Chr. 34, 12), 10. ein familienhaupt, der mit Ezra aus Babel zurückkehrte (Esr. 8, 9), wahrscheinlich doch identisch mit 11. demjenigen, der mit Nehemia den bund schloss (Neh. 10, 6 12, 25), 12. der prophet Obadja.

Der prophet Obadja ist mit vielen dieser genannten identifiziert worden, und da man meist seine lieblinge auch auf

anderen gebieten für tüchtig hält, begegnet am häufigsten die gleichsetzung mit dem erstgenannten, in den verschiedensten ausgestaltungen der legende (JOSEPHUS Ant. VIII, 13 IX, 2 Sanhedrin 39b RAŠI ḲIMḤĪ BARHEBRAEUS ABARBANEL zu 2 R. 4, 1 (vgl. PFEIFFER A 14) JALḲŪṬ zu 2 R. 3, 14 ABENDANA, vgl. T zu 2 R. 4, 1 HIERONYMUS 1099 REMIGIUS RUPERTUS 109 HUGO 372 DIONYSIUS 72b LAMBERTUS 91b MUENSTERUS 1115 MERCERUS 384 GROTIUS 518 MIDRĀŠ WAJJIKRĀ RABBĀ f. 20, 4 (par. 18 WUENSCHE 118) MIDRĀŠ HAGGĀDŌL 397f.)[1]). Der haushofmeister Ahabs soll ein sehr frommer mann gewesen sein, und da er hundert Jahwepropheten errettete, soll er zum lohn dafür die prophetengabe erhalten haben. Dass er ein edomitischer proselyt gewesen sei (REICHEL 320 glaubt, dass dies richtig wäre und dass Obadja in Edom unter seinen landsleuten ein häuflein bekehrter seelen gehabt, denen er dann die vorträge gehalten hätte), folgert man daraus, dass nach dem sprichwort die axt sich immer gegen die bäume erhebe, aus deren mitte sie genommen ist. Die geschichte lautet nach ABENDANA: אמר אפרים מקשאה תלמידו של רבי מאיר משום רבי מאיר עובדיה גר אדומי היה והיינו דאמרי אינשי מינית וביה אבא ליזיל ביו(!) נרגא פירוש מעצמו של יער יכנס בתוך הגרון להיות בית יד ויקצצו בו את היער וכן עובדיה לאדום. Da nun Obadja ein Edomiter war, konnte man sagen: יבא עובדיה שדר בין שני רשעים אחאב ואיזבל ולא למד ממעשיהם ויתנבא [פורענות] על עשו [הרשע] שדר בין שני צדיקים יצחק ורבקה ולא למד ממעשיהם (MIDRĀŠ HAGGĀDŌL 397 f., ein ausspruch von Rabbī Jiṣḥaḳ (Sanhedrin 39 b), ebenso ḲIMḤĪ JALḲŪṬ ŠIM'ŌNĪ MIDRĀŠ BERĒŠĪTH RABBĀ). Ja, man weiss noch mehr: ABENDANA sagt, dass unsere lehrer (d. h. JALḲŪṬ ŠIM'ŌNĪ) sagen, dass er von den söhnen des Elifaz, des freundes Hiobs war. Dann wird weitergesponnen: 1 R. 18, 4 wird von dem haushofmeister gesagt, er sei *jārē' 'eθ jahwē mə'oð*, in 2 R. 4, 1 ff. kommt aber eine frau von den frauen der „prophetensöhne", deren mann gestorben ist, zu Elisa, und klagt ihm, dass man ihre beiden kinder wegen der schulden ihres mannes wegnehmen will. Ihr mann war aber *jārē' 'eθ jahwē*. Daraus wird nun gefolgert, dass diese frau die frau des Obadja gewesen sei. Um hundert propheten

1) Vgl. ROBINSON KP 109: „wahrscheinlich ist erst das Büchlein als ganzes nach Obadja benannt worden, und zwar nach dem 1 R 18,3—16 als Beschützer der Jahwe-Propheten erwähnten Haushofmeister Ahabs".

zu ernähren, hätte er von Ahabs sohne Joram (so JALḲŪṬ, vgl. MIDRĀŠ TANḤŪMĀ zu 2 R. 4, 1 (Don Isaaci Abarbenelis commentarius luculentus... in prophetas priores... Francofurti ad Moenum 1736); nach JOSEPHUS Ant. IX, 4 von sonst unbekannten menschen) geld geborgt und wäre die summe schuldig geblieben, die nun von seiner frau eingefordert wurde.

Aber man baute bald die legende noch mehr aus, PSEUDO-EPIPHANEIOS (SG XLIII, 417) sagt über Obadja: *ὁ καὶ τρίτος πεντηκόνταρχος οὗ ἐφείσατο Ἠλίας· καὶ κατέβη πρὸς Ὀχοζίαν· μετὰ δὲ ταῦτα ἀπολείπων τὴν λειτουργίαν τοῦ βασιλέως προεφήτευσεν*; ähnlich ISIDORUS (De ortu et obitu patrum SL LXXXIII, 144. 1281) DOROTHEUS cap. 5 HIERONYMUS 1099 THEODORETOS 1710, 73 RUPERTUS 109 HUGO 372 BARHEBRAEUS). Diese erzählung ist zuerst wohl selbständig entstanden, aber schon HIERONYMUS THEODORETOS kombinieren sie mit dem vorangehenden, was nicht viel phantasie verlangt.

Nur IBN ʿEZRĀ teilt diese ansichten nicht, er sagt, dass die gottesfurcht noch lange nicht bedeute, dass der betreffende ein prophet gewesen ist, und schliesst mit: לא ידענו דורו ולא נוכל לומר כי הוא הנזכר בספר מלכים בימי אחאב.

In späterer zeit wurden andere gleichsetzungen versucht, natürlich nur solche, die den propheten auch zu einem sonst bekannten manne machten. Nach SANCTIUS 747 DELITZSCH 102 KLEINERT 3. 1119 ORELLI 88 („doch ist dies nicht eben wahrscheinlich") ist er der achte aus der oben angeführten reihe. Nach TRAPP 292 LIVELEIUS 1142 LEUN 96 VAUPELI 81 EICHHORN E III, 234 SCHOLZ 161 JOHANNES 3 („vielleicht, aber auch nur vielleicht") (vgl. HESS, Geschichte der Königreiche Juda und Israel II, 1787, s. 278) ist er der neunte. Weiter wird meistens nicht gegangen, obwohl an sich möglich wäre, ihn auch mit dem zehnten, bzw. dem zwölften zu identifizieren.

Nach *CORNELY KNABENBAUER 415 PETERS 2 ist er mit dem 2 Chr. 25, 7 genannten Gottesmanne, der in der zeit Amasjas lebte, gleichzusetzen, nach *KUEPER Jer 104 ff. ist er der Oded von 2 Chr. 28,9 (aber nicht nach KUEPER 149).

Da man jedoch die frau in 2 R. 4 mit der witwe aus Sarepta (1 R. 17) identifizierte und nach der tradition diese die mutter des Jona gewesen ist, behaupten LYRA 377 SCHMID 657 dass Obadja der vater des Jona ben Amittai gewesen sei (vgl.

SANCTIUS 746 und LAMBERTUS 91, der Obadja in die zeit Jerobeams II. setzt). Nach der anderen tradition ist aber Jonas vater der prophet Elia gewesen.

Man erzählte sich in der älteren zeit noch mehr. PSEUDO-EPIPHANEIOS sagt a. a. o., dass *Ἀβδιοῦ ἦν ἐκ γῆς Συχέμ, ἀγροῦ Βηθαρχαάμ* (*-αχαμαρ*)[1]. ISIDORUS a. a. o. gibt dies mit: „in agro Bethacaran (bzw. -caram) natus, et de terra Sichem est ortus" wieder. AFREM 269 (vgl. BARHEBRAEUS) sagt: עובדיא איתוהי הוא מן ארעא דשכים מן אגורכא דבית אפרים (die übersetzung ASSEMANIs ist falsch, denn אגורכא ist *ἀγρός*). In der syrischen gestalt ist diese tradition auch den Abessiniern bekannt geworden, denn ABBADIE 16 steht am rande: *ʾəmbēt ʾēfrēm ʔəʾətū*. Der name ist vielleicht doch nicht ursprünglich, denn in dem festkalender (Rev. de l' Or. Chrét. XXVIII, 417 ff.) wird unter dem 23. Ḫədār gesagt, dass er *ʾəmnagada ʾēfrēm* gewesen sei (wie ja auch ABBADIE 16 verstanden werden kann). בית אפרים ist sicher dasselbe wie *Βηθαρχααμ, Βηθαχαμαρ, Bethacaram/n.* Welche form die ursprüngliche ist, kann kaum festgestellt werden, sicher ist aber, dass es wohl nicht *bêṯ hakkᵊrᵊm* gewesen ist, wie EB 3455 meint, aber auch nicht Bet Jerahme'el, was CHEYNE 3455 daraus herauslesen will. Wahrscheinlich wurde jedoch diese ganze tradition erst aus der Obadjalegende gefolgert und hat demnach keinen historischen wert, obwohl AFREM z. b. nicht an die legende glaubt.

Die äthiopische überlieferung kennt nach CLEMENS ALEXANDRINUS (Strom. SG VIII, 841: *ἐπὶ τούτου (Ἰωσαφάτ) προφητεύουσιν ʾΗλίας ὁ Θεσβίτης . . . καὶ ʾΑβδίας υἱὸς ʾΑνανίου*, es scheint das aber nur ein fehler zu sein, denn einige zeilen früher wird *ʾΙοὺ υἱὸς ʾΑνανίου* erwähnt. Zwischen Elisa und Amos ist noch ein sonderbarer *ʾΑβδαδωναῖος* erwähnt, vielleicht doch Obadja) auch den namen seines vaters und seiner mutter. Nach dem festkalender ist *ʿūbīd nabīʾ ʔalda ḥanāṇiā* (15. Ṭər), nach einer anderen stelle (23. Ḫədār) aber ist der name seines vaters *kōkabā* (ABBADIE 16 scheint *kakabā*, bzw. *kalabā* zu haben) und der seiner mutter *sāfṭā* (ABBADIE 16 doch wohl *sāfṭ*). Die angaben von ABBADIE 16 stammen wahrscheinlich aus dieser zusammenfassung des synaxars, dagegen stammen die angaben über die zeit, wann dieser prophet gewirkt hat

1) Vgl. THEODORETOS 1710,73: *οὗτος ἦν ἐκ τῆς Συχέμ.*

(vgl. unten), wohl nicht aus den alten überlieferungen der morgenländischen kirche (z. b. KYRILLOS), sondern erst aus irgendeinem europäischen kommentare des XVI. oder XVII. jahrhunderts.

Nach HIERONYMUS 1099: „sepulcrumque ejus usque hodie cum Mausoleo Elisei prophetae et Baptistae Joannis in Sebaste venerationi habetur“ (vgl. ISIDORUS REMIGIUS RUPERTUS HUGO), auch die höhle, wo er die propheten verborgen haben soll, werde noch gezeigt. MICHAELIS 98 erzählt, dass sein grab noch heute in Mosul gezeigt werde. Vielleicht hat er diese angabe aus reisebeschreibungen NIEBUHRs, die diese tatsache von Jona, Jefta und Obadja erzählen (ausgabe 1778: II, 357).

Wann er gelebt hat, wissen die alten, obwohl sich darüber keine angaben in dem buche finden. Nach KYRILLOS 581: *Ἀβδίου δὴ πάλιν προφητεύειν μὲν ἔοικεν ἐν καιροῖς, καθ' οὓς Ἰωήλ*, Joel aber soll gleichzeitig mit Hosea und Amos sein (528). THEODOROS gibt keine angaben. THEODORETOS 1549 scheint Obadja in die zeit Ahabs zu setzen (jedenfalls vor Josia)[1]), obwohl die diesbezügliche aussage sich nicht in allen handschriften findet. Nach AFREM 269 ist Obadja: דמיא דביומי הושע ויואל ועמוס Nach HIERONYMUS müsste er eigentlich wegen der legende der zeit Ahabs angehören, aber AUGUSTINUS CD XVIII, 31 sagt: „tres prophetae de minoribus, Abdias, Nahum, et Ambacum nec sua tempora dicunt ipsi, nec in Chronicis Eusebii aut Hieronymi quando prophetaverint, invenitur“. Doch sagt HIERONYMUS 828: „prophetante Osee, Isaia, et Joel, et Amos, et Abdias et Jona et Michaeas, qui *σύγχρονοι* ejus fuerunt . . .“ das wäre also um 750. Und ABBADIE 16 steht am rande *bamaṷāʿəla ʾīīō̂ʾatām* und ABBADIE 13: *bazaman ʾīīō̂ʾatām*. Es könnte aber wohl sein, dass die Abessinier Joram und Jotam verwechselt haben, auch kann *rā* leicht so geschrieben werden, dass eine verwechselung mit *tā* möglich ist.

Es dürfte also sicher sein, dass in der alten zeit zwei traditionen vorhanden gewesen sind, eine, die Obadjas lebenszeit etwa um 860 ansetzte und eine zweite, die etwa 750—730 annahm. Diese beiden angaben haben aber keinen anspruch auf irgendwelche zuverlässigkeit, denn die erste stammt aus

1) ISIDORUS (SL LXXXIII, 171) aber sagt: „Prophetavit sub Josia (!) rege Juda, quando et Michaeas (!).“

dem midrasch, und die zweite ist nach der festsetzung des kanons in der weise gebildet worden, dass diejenigen propheten, deren bücher keine angaben über die zeit ihres wirkens enthalten, in derselben zeit gewirkt hätten wie diejenigen, deren bücher im kanon vor den ihrigen stehen.

ZEDDEL III hat deshalb recht zu behaupten, dass alle solche geschichten[1]) nur „commentis atque conjecturis vanis conflata“ seien. Aber es ist fraglich, ob die modernen theorien auf einer festeren grundlage stehen. Man könnte sich damit begnügen, was z. b. GALLGEN 382 gesagt hat: „quoy qu'il en soit, il nous faut estre peu curieux en cela mais plutost la doctrine & prophetie qu'il a receue du sainct Esprit“ (LAMBERTUS 91 b MERCERUS 369).

Es scheint wohl sicher, dass er ein Judäer gewesen ist, obwohl die tradition ihn zu einem Ephraimiten macht, denn die propheten sind immer ziemlich lokalpatriotisch gesinnt gewesen, wenn sie vor 722 lebten. Fraglich ist aber, wenn man eine komposition des buches aus verschiedenen stücken annimmt, ob Obadja der verfasser von v. 2—10 (bzw. 14) war (KUENEN 354 SELLIN K 227 $^{2.3}$275) oder von v. 15 ff. (BUDDE S 63). Die frage lässt sich m. e. nicht entscheiden, denn aus dem namen allein kann man nicht herauslesen, wie und was ein mann geschrieben hat.

Nach v. 20 haben viele gefolgert, dass er unter den exulanten [HITZIG 156 (in Ägypten) OSIANDER 80 WELS 409 (in Babel)] gelebt hätte. Doch lässt sich das nicht beweisen, und es ist viel wahrscheinlicher, dass er sich unter seinen landsleuten in Judäa aufgehalten hat (das hält schon WELS 409 für möglich), denn er schreibt in erster linie von ihnen und für sie.

§ 3. Die stellung des buches im kanon.

Es wird fast allgemein angenommen, dass der hebräische kanon die zwölf kleinen propheten chronologisch ordnen will,

1) Nach CLAUDIUS TAURINENSIS (SL CIV, 757) ANGELOMUS LUXOVIENSIS (SL CXV, 480) ist Obadja ausser allem noch ein typus für Nikodemus und seinesgleichen. Nach RABANUS MAURUS (SL CXI, 68): „significat omnes fidei praedicatores, qui in hoc mundo alimentis sanctarum scripturarum omnes credentes reficiunt“.

denn er ordnet sie in zwei gruppen: zuerst die vorexilischen, dann die nachexilischen. Aber unter diesen gruppen herrscht keine chronologische ordnung, denn eigentlich müsste ja Jona an der ersten stelle stehen.

Es wird jedoch wahrscheinlich immer auch wissenschaftler geben, die die anordnung auch für chronologisch richtig halten (GROTIUS 518 HESSELBERG 126 EWALD P I, 60 HAEVERNICK II, 2, 318 CASPARI 37 HENGSTENBERG 458 SCHEGG 365 REUSCH 85 REINKE 129 WOLFF 404 KLEINERT 1116). Augenblicklich gilt aber diese anschauung nicht als kanonisch, denn KOENIG, E 302 folgert aus der abweichenden anordnung der LXX, dass diese nicht gewusst haben, wohin Joel, Obadja und Jona zu stellen wären (vgl. DELITZSCH 91). Eine leichte abweichung von dieser ansicht machen PETERS 47 und sein schüler THEIS 16 geltend: nach ihnen gibt es drei gruppen innerhalb des zwölfprophetenbuches, alte vor 722, mittlere vor 586, jüngere nachexilische. Innerhalb der ersten gruppe sei nach den adressaten geordnet: Hosea an Gesamtisrael, Joel an Juda, Amos an Nordisrael, Obadja an Edom, Jona an Assur. Das klingt wohl gut, ob aber Hosea wirklich zu Gesamtisrael geschickt ist, bleibt fraglich.

KUENEN 348 NOELDEKE 214 halten im ganzen an der chronologischen anordnung fest, nehmen aber „gewisse, leicht erklärliche fehler" an. CASPARI 39 meint, dass neben der chronologischen ordnung eine tiefer liegende realordnung eingreife.

Zuerst SCHNURRER 432 [vgl. aber auch ABARBANEL nach CASPARI 40 LOWTH (DIETELMAIR 408)] hat behauptet, dass Obadja nur deshalb nach Amos gestellt wäre, weil Ob. 19 eine nähere ausführung zu Am 9, 12 wäre, ebenso behaupten auch ZEDDEL VIII ROSENMUELLER 278 WETTE ^{2}321 ^{4}296 ^{6}460 ^{7}322 SCHOLZ 163 HENDEWERK 34 MAURER 385 HITZIG 156 DELITZSCH 92 GERLACH 206 BUNSEN VI, 484 PREISWERK 322 BLEEK 537 MEYRICK 564 KUEPER 149 CB 267 JOHANNES 7 PEROWNE 9 SELBIE 577 KOENIG E 302 (er glaubt aber, dass auch der umfang des buches massgebend gewesen sei) RYBINSKI 647 BEWER 14 WADE XXXII. Natürlich ist das richtig, aber nicht immer können wir aus den texten herausfinden, welche beziehungen der ordner aufgedeckt und als ordnungsprinzip angenommen hat, z. b. kann Amos des-

halb nach Joel gestellt sein, weil Jo. 4, 16 = Am. 1, 2, aber ob eben deshalb, bleibt fraglich. Jona kann deshalb nach Obadja stehen, weil in Jon. 3 von einer *pəlêṭâ* gesprochen wird, aber es können auch andre gründe massgebend gewesen sein (die beziehung zwischen Ob. 1 und Jon. 1, 2 ist aber sicher zu äusserlich).

Die LXX ordnen: Hos Am Mi Jo Ob Jon. Welche gründe sie dazu gehabt haben, ist nicht mehr ersichtlich. Wahrscheinlich ist nicht der umfang der einzelnen bücher massgebend, denn Jon ist ja viel länger als Ob. Chronologisch ist aber diese reihe auch nach der damaligen ansicht nicht, denn CLEMENS ALEXANDRINUS ordnet folgendermassen (Strom. SG VIII, 872): Elias, Micha, Obadja, Abdadonai, Amos, Jesaja, Hosea, Jona, Joel, doch ist diese ansicht nicht die allein vorhandene. COTELERIUS (nach SG VIII, 842, 94) hat: Elisa . . . Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona, Jesaja, Micha (also fast MT) als zeitliche folge der propheten.

§ 4. Die gliederung des buches.

Das am meisten verbreitete schema der gliederung ist: v. 1—9, v. 10—16, v. 17—21 (WINCKELMANN 343 BURK 249 ACKERMANN 345 JAEGER 45, 68 KNOBEL 326 HITZIG 157 ff. CASPARI 50 (er gliedert dann noch jeden teil in unterteile: v. 1—4, 5—9, 10 f., 12—14, 15 f., 17 f., 19—21) HAEVERNICK 316 KEIL 331 HENGSTENBERG 463 SCHLIER 100 REINKE 210 STAEHELIN 310 SEYDEL 6 VILMAR 307 WEISS 4 KNABENBAUER 421 ff. KLEINERT 3 f. PEROWNE 18 RUPPRECHT 263 f. VOLCK 672 RUDOLPH 227). Die einzelnen teile tragen bei dieser gliederung fast gleichlautende überschriften, der erste ist die prophetische strafandrohung; der zweite die begründung der strafe durch die nennung der ursachen, der dritte das zukünftige heil in Zion, dem der untergang Edoms zur seite gestellt wird. Die feinere gliederung, wenn sie gegeben wird, ist bei den genannten autoren aber ziemlich abweichend. Als beispiel möge die gliederung CASPARIs dienen:

„A. Edoms Untergang durch von Jehova aufgebotene Völker (1—9).

I. Jehova's Beschluss, Edom zu erniedrigen, und das Aufgebot der Völker, ihn auszuführen (v. 1—4):

a. Das Aufgebot der Völker, v. 1,
b. Jehova's Beschluss, sein Grund, v. 2,
c. Edoms Täuschung, dessen Folge, v. 3,
d. Jehova's Spruch, die Bestätigung seines Beschlusses, v. 4.

II. Die Ausführung desselben durch die aufgebotenen Völker, Edoms Untergang (v. 5—9):

a. Die gänzliche Ausplünderung des reichen Edom, v. 5 f.,
b. Das von allen verlassene und verrathene Edom, v. 7,
c. Des daher rath- und muthlosen Edoms blutiger Untergang, v. 8 f.

B. Dieses Untergangs Ursache, Edoms am Tage der zerstörung Jerusalems am Brudervolke verübte Frevelthaten (v. 10—16).

I. Edoms Frevelthaten am Bundesvolke, dieses Unterganges Ursache, dargestellt:

a. als schon begangen, v. 10—11,
b. als solche, die soeben begangen werden, v. 11 Schluss.

II. Dieselben als solche geschaut, die erst geschehen sollen, und daher Warnung vor dem Begehen (v. 12—14).

III. Begründung der Warnung durch die Hinweisung auf die Vergeltung am nahen allgemeinen Gerichtstag, dem Vernichtungstage der Völker, v. 15 f.

C. Juda's Wiederherstellung und Gebietserweiterung, dagegen Edoms Gericht und Vernichtung (v. 17—21).

I. Juda's Rettung und Wiederherstellung gegenüber der von ihm und Israel ausgehenden Vernichtung Edoms, v. 17 f.

II. Juda's Gebietserweiterung nach allen Seiten hin auf Kosten auch (des von ihm mit Hilfe der Völker gerichteten) Edoms, v. 19—21."

Es wäre nutzlos, die feinere einteilung zu kritisieren, aber ich glaube sicher, dass es von geringem verständnis für die art prophetischer diktion zeugt, wenn in eine prophetische schrift um jeden preis eine disposition auf grund unserer logischen — letzten endes von der scholastik herrührenden — einteilungsprinzipien hineingelesen wird. Deshalb können nur allgemeine gliederungen einigen anspruch auf die richtigkeit besitzen. Ausserdem ist diese gliederung auch sachlich fehlerhaft, denn in v. 10 wird die strafe sowohl begründet (v. 10 a),

als auch angedroht (v. 10b), und deshalb müsste man, um einen logisch unanfechtbaren fortgang der handlung zu erhalten, die beiden versteile umstellen. Aber da v. 15 ebenso aufgebaut ist, müsste man eigentlich annehmen, dass es eine eigentümlichkeit der hebräischen redeweise gewesen ist, noch einmal auf das vorhergesagte zurückzukommen, wenn man schon von einer frage zu der anderen übergegangen war. v. 15f. als eine begründung der strafe anzusehen, ist nicht möglich, wenigstens nicht v. 15a, denn es werden dort keine handlungen Edoms genannt, derentwegen ihn die strafe treffen soll, v. 15b ist wohl als eine zusammenfassende unterschrift aufzufassen genau ebenso wie v. 10b. v. 16 ist fraglich, er kann eine begründung der strafe enthalten, aber braucht das nicht. In keinem falle jedoch ist CASPARIs gliederung an dieser stelle korrekt.

In der älteren zeit war es üblich, eine gliederung in zwei teile anzunehmen, also etwa: v. 1—16: strafpredigt an die beiden, v. 17—21: glücksverheissung an Israel (schon ḲIMḤĪ sagt כל נבואתו היתה על אדום ואמר כי עם חרבן אדום תהיה תשועת ישראל LUTHER a212 b220 DRACONITES BIPA 382 DIETRICH SELNECKER LEUCHTERUS 64 TARNOV 8 PFEIFFER A15 O3 CALOV 813ff. PISCATOR 218 SCHMID 660 LEIGH 1ff. SSCHMIDT 261 LYSER 496 MARCK 427 LANGE 388. 393 MICHAELISCB 888 STARKE 290 DIETELMAIR 411 WETTE B 917 HENDEWERK 27 MAURER 389 DAVIDSON 266, vgl. STRACK [6] 112). Als beispiel möge PFEIFFER O 3 (ebenso schlimm ist die gliederung von STARKE) angeführt sein, und zwar als ein abschreckendes beispiel, wie man einen text nicht behandeln soll[1]):

„A. v. 1—16: Comminatio legalis in Idumaeos:

a. Vindictae intimatio (v. 1):

α. irae divinae denunciatio (v. 1a),

β. executorum eiusdem excitatio (v. 1b);

1) Nach diesem schema hat auch FABRICIUS (Sacrae conciones in S. Prophetarum, quos minores vocant, libros ... Habitae & in lucem uno opere nunc primum editae studio, curâ & impensis Stephani Fabricii, ... Bernae Helvetiorum MDCXLI, sp. 711—770) seine 29 predigten über Obadja ausgearbeitet, aber seine gliederung des buches ist noch viel minutiöser als die von PFEIFFER.

b. causarum declaratio (v. 2—14):

α. physicae (v. 2—9):

1. repressio praefidentiae s. timiditas (v. 2—6),
2. confusio sapientiae s. stupiditas (v. 7. 8),
3. convulsio potentiae s. debilitas (v. 9);

β. meritoriae s. morales (v. 10—14), i. e. Idumaeorum in Iudaeos deportatos:

1. *ἀδικία* s. violentia (v. 10. 11),
2. *ἐπιχαιρεκακία* s. virulentia (v. 12),
3. *ὑποτυφία* s. insolentia (v. 13. 14);

c. poenae determinatio (v. 15. 16):

α. tempus,
β. modus;

B. Promissio evangelica directa ad Judaeos (v. 17—21):

a. libertas plena (v. 17),
b. victoria eximia (v. 18),
c. haereditas optima (v. 19. 20),
d. gubernatio tranquilla (v. 21)."

Das schema sieht gut aus, besonders schön sind v. 2—9 und v. 10—14 (beachte auch die dreimalige *-lentia!*) miteinander in verbindung gebracht, aber wie wir wissen, ist in v. 2—9 nicht von physischen gründen des unterganges die rede, sondern da wird nur geschildert, und von „timiditas" z. b. ist nicht in v. 2ff., sondern, wenn überhaupt, dann nur in v. 9 die rede. Die titel zu v. 10ff. sind zu allgemein und die zu v. 17ff. zu oberflächlich und zu profanisiert. Und auch da wird nicht aufgezählt, welche verschiedene tatsachen eine „promissio evangelica" involviert, sondern beschrieben, wie die ereignisse zeitlich auseinander herauswachsen. Und schon in v. 8, noch mehr aber in v. 10 ist sowohl von der zeit als auch von der art der vergeltung gesprochen.

Die Coccejaner und auch einige andere (COCCEIUS 244 MARCK 429 OUTHOF 54f. KRAHMER 3, vgl. RIEGER 72f. (v. 1, v. 2—9, v. 10—16, v. 17—21) KEIL 242 STRACK[4] 99) teilen das ganze in v. 1, v. 2—14, v. 15f., v. 17—21 ein, und zwar unter ähnlichen überschriften: v. 1 enthält die aufschrift und die vorrede des propheten, v. 2—14 die drohung gegen Edom (nach

COCCEIUS und MARCK gehören aber v. 2—17 zusammen, und zwar unter dem titel „quod ad iudicium in gentes pertinet", und v. 2—14 ist eine unterabteilung, die „hypotyposis huius populi qui sub nomine Edom spiritualiter proponitur" enthält), und zwar (im allgemeinen nach OUTHOF):

„1. v. 2—3a: eine kurze allgemeine aufstellung mit einer anklage wegen seiner eitlen hoffnungen, und zwar:
a. auf die städte (v. 3f.),
b. auf die schätze (v. 5f.),
c. auf die freunde (v. 7),
d. auf die weisheit und vorsichtigkeit (v. 8),
e. auf die helden (v. 9),
2. v. 10f.: eine summarische angabe des grundes, weshalb die strafe notwendig ist,
3. v. 12—14: eine aufzählung von bosheiten, die die Edomiter getan haben, aber zukünftig nicht mehr tun sollen.

B. v. 15f. ist „complexio (bzw. comminatio) iudicii in omnes gentes".

C. v. 17—21 „de gratia erga populum Dei electum", oder wie OUTHOF sagt: „een genaden belofte van ontkominge voor Godts Volk, nevens een opebaringe van Godts Rijk". Dieser teil wird dann folgendermassen gegliedert:

„1. Die rettung auf dem berge Zion und die zerstörung Edoms (v. 17f.),
2. die weitere ausbreitung der kirche (v. 19f.),
3. die vertilgung aller feinde und die volle offenbarung des messianischen reiches (v. 21)."

Ziemlich ähnlicher meinung ist auch REUSS B 561, der aber v. 2—9 und v. 10—14 als zwei teile fasst. Sicher ist, dass bei v. 2—8 der nachdruck nicht darauf liegt, den Edomitern klarzumachen, dass sie sich täuschen, denn es ist z. b. gar nicht gesagt, dass sie auf ihre schätze vertrauen, sondern, wie erwähnt, die v. 2—9 enthalten eine schilderung. Die zusammenfassung von v. 10f. ist auch nicht ganz zu billigen, denn v. 10 enthält doch nicht nur grundangaben. Zu billigen ist aber der einschnitt, der zwischen v. 16 und v. 17 gemacht wird.

Als eine gruppe für sich könnte man TREMELLIUS 277 VENEMA 197 JOHANNES 21 betrachten, obwohl sie miteinander

nicht vollkommen einverstanden sind. Nach TREMELLIUS (vgl. RIEGER 72 f.) wäre der text folgendermassen zu gliedern:

„1. Propositio iudiciorum quae Deus immisso milite in Edom exsequutus est (v. 1).
2. Enarratio tum causarum, tum iudicii ad causas suas accommodati (v. 2—11).
3. Dehortatio a maleficiis (v. 12—16).
4. Promissiones Dei amplissimae ad salutem et adversariorum exitium (v. 17—21)."

VENEMA nimmt zwei grosse abschnitte an: v. 1—11 (unterabteilungen: 1—7, 8. 9, 10. 11) und v. 12—21 (12—14, 15. 16, 17—21). JOHANNES konstruiert noch logischer, zwei hauptabschnitte: v. 1—9 und v. 11—21, wobei bei jedem teil zuerst ein thema genannt wird (v. 1. 10) und dann die ausführung desselben nach drei gesichtspunkten folgt: vorhalten der schuld (v. 2—4. 11—14), strafandrohung mit den angaben über die art und wirkung und über die vollstrecker des gerichtes (v. 5—7. 15—18) und gnadenverheissung (v. 19—21), welche in v. 1—9 wegfiel, weil die Edomiter ausser einem in Juda aufgehenden rest gänzlich vernichtet werden sollen. Dann enthielte der text aber eine tautologie, und ausserdem sind die ersten zwei ausführungen an Edom gerichtet, die dritte (die gnadenverheissung) aber nicht.

Aus der schule WELLHAUSENs gibt nur MARTI 231 ff. eine gliederung. KUENEN 348 (gleich BUNSEN II, 751) sagt nur ganz allgemein, dass v. 1—9 das gericht darstellen soll, v. 10—14 die greuel, v. 15—21 die vergeltung. MARTI nimmt nur zwei teile an, den älteren, der aus v. 1 b—14 (mit auslassungen). 15 b besteht, und den späteren anhang, der v. 15 a. 16—21 enthält (ziemlich ähnlich auch DRIVER 340: v. 1—9: zusammenbruch der Edomitermacht, v. 10 f.: der grund desselben, v. 12—14: aufforderung an die Edomiter, v. 15—21: die vergeltung):

„I. A. Der Untergang Edoms (v. 1 bβ—9):
1. Die Kunde vom Aufgebot der Völker zum Entscheidungskampfe gegen Edom (v. 1 bβ. 2).
2. Das stolze Vertrauen Edoms auf seine uneinnehmbaren Festungen erweist sich als Täuschung (v. 3 f.).
3. Die Katastrophe Edoms besteht in der Austreibung aus der Heimat (v. 5—7 bα).

B. Die Schuld Edoms, die ihm den Untergang brachte (v. 10—14.15 b):

1. Der Frevel an seinem Bruder Israel ist die Schuld Edoms (v. 10 f.).
2. Die Explikation des Frevels Edoms (v. 12—14).

II. A. Kurze Charakterisierung der neuen Situation, die die Zukunft herbeiführt (v. 16 f.).

B. Die Wiederherstellung Israels in seinem ganzen Umfang (v. 18—21).“

v. 18—21 können wohl zur not unter diesen titel gebracht werden, aber sie enthalten viel mehr, und der titel für v. 16 f. ist zu allgemein und zu nichtssagend. Ausserdem lässt sich v. 2 nicht mit v. 1 bβ zusammenfassen, denn von einer kunde ist in v. 2 mit keinem worte gesprochen, und schon in v. 11 wird näher erklärt, worin die schuld Edoms besteht.

Auf grund seiner metrischen studien kommt SIEVERS 41 ff. zur folgenden gliederung: I. v. 3 b. 4. 5 dac. 2. 3 a. 5b. 6. 7 abα, wo zwei grundgedanken ausgeführt wären, nämlich: „wie bist du einst so stolz gewesen“ und: „wie bist du nun gefallen“, aber der verfasser hätte diese nicht so vernünftig disponiert, dass er von einem zum anderen gegangen wäre, deshalb nimmt SIEVERS diese umstellungen vor und behauptet dann, dass der text gut wäre und der sinn vorzüglich. Aber er kann diese auffassung nicht begründen, und es ist nicht zu glauben, dass aus diesem text jemals der heutige entstehen konnte. II. v. 1. 10. 11*. 13*. 14. 15 b, aber für diesen teil gibt er keine aufschrift, ebenso auch nicht für den III., dessen anfang verloren sein soll und der v. 16—18 enthält, und für den IV. (v. 19—21).

CONDAMIN kommt durch seine strophische gliederung zu folgenden resultaten: 1. v. 1—4: dein stolz wird erniedrigt werden, 2. v. 5—7: dein untergang wird kommen, 3. v. 8—10: die alternierende strophe, 4. v. 11—14: das geschieht wegen deiner sünde in den unglückstagen der Judäer, 5. v. 15—21: Juda wird durch deinen untergang gerächt werden und wird herrschen. Dass die teile nicht parallel sind, was sie nach dieser theorie doch eigentlich sein sollten, sieht man sogleich.

Von SIEVERS ist noch ein kleiner schritt zu J. M. P. SMITH 134 (ebenso ROBINSON, The People and the Book, Oxford 1925, s. 180), der in dem ganzen eine unorganisch verbundene und

nur durch die Edomiterfeindlichkeit zusammengehaltene liedersammlung sieht, nämlich v. 1—7 b. 10. 11. 15 b: die vision des Obadja über Edom, v. 12—14: protest gegen die unbrüderliche aufführung Edoms, v. 15 a. 16—21: der kommende triumph und schliesslich v. 8 f.: ein fragment. Aus diesen überschriften sieht man, dass die hier voneinander abgetrennten lieder auch ein ganzes bilden können.

Am besten scheint mir die art der gliederung, die sich bei GEBHARDI 7 PETERS 55 f. SAMPEY 2174 ORELLI 91 THEIS 21 SELLIN K 226 [2.3]278 BOX 127 (vgl. GERLACH 208 (v. 1—7. 8—14. 15—21) EISSFELDT 446) findet, obwohl die genannten nicht ganz einig untereinander sind. Es ist eine dreiteilung, nämlich v. 2—9, v. 10—14, v. 15—21; SELLIN nimmt v. 10 noch zum vorhergegangenen und nennt v. 1—10 eine vision, sonst aber sind die gliederungen des textes, die die genannten vornehmen, abgesehen von der verschiedenen formulierung, einander ziemlich ähnlich. Da THEIS, der auf PETERS fusst, der ausführlichste ist, gebe ich hier seine einteilung mit den abweichungen, die PETERS hat, wieder:

„v. 1 a: Aufschrift.

v. 1 cde: Einleitung: Aufreizung der heiden zum Krieg (gegen Edom).

a. Jahve entsendet einen Boten unter die Heiden.

b. Die Losung zum Kampfe erschallt."

PETERS stellt die sache anders dar, weil seine theorie es verlangt, er nennt die einleitung: „Gründe, den Propheten willig anzuhören, und zwar: a. seine Autorität als Gesandter Gottes und Glied des Volkes Gottes, b. die Nähe des Strafgerichts". An stelle von Edom ist Jerusalem zu setzen, wie in dem kommentare gezeigt ist, und dann etwa so zu überschreiben, a.: die kunde, die man erhalten hat, nämlich dass ein bote zu den heiden entsendet wird, b. etwa: wie die heiden diesen boten aufnehmen werden.

„A. Straf- bzw. Drohrede Jahves an Edom (PETERS: Vorbereitung der Warnung).

Die Demütigung durch die Heiden:

1. Allgemeine Ankündigung der Strafe (v. 1 b. 2. 3 a, PETERS: v. 2).

2. Ausmalung im einzelnen (v. 3 b—9, PETERS: Unabwendbarkeit derselben, trotz . . .):
   a. seine Felsenburgen werden gebrochen (v. 3 b),
   b. seine Reichtümer geplündert (v. 5. 6),
   c. seine Bundesgenossen und Freunde werden treulos (v. 7),
   d. seine Klugheit geht verloren (v. 8),
   e. seine Krieger verzagen (v. 9).“

PETERS nimmt a—c als: äussere hilfsmittel, de als: innere hilfsmittel zusammen, begeht also den alten fehler, hier nicht eine schilderung zu sehen. THEIS hält unrichtig v. 2 für eine ankündigung, während er eine konstatierung dessen ist, was Edom augenblicklich vor Jahve ist, v. 3 gibt an, was die Edomiter von sich denken und wie sie sich aufführen, v. 4, was Jahve dennoch mit ihnen vorhat, und dann erst folgt die nähere ausmalung in v. 5—9, wo man die überschriften, die THEIS gegeben hat, unverändert dalassen kann.

„B. Edoms Verschulden [PETERS: Begründung der Strafe (v. 10 f.) und die Warnung (v. 12—14)].

1. Allgemeine Bezeichnung (v. 10).
2. Nähere Bestimmung (v. 11).
3. Beschreibung im einzelnen (v. 12—14):
   a. Schadenfreude (v. 12—13 b),
   b. Schandtaten (v. 13 ac. 14).“

PETERS teilt b noch: bezüglich des vermögens der Jerusalemer (v. 13), bezüglich ihrer person (v. 14). Ganz gut scheint mir beides nicht, denn v. 10 enthält auch die ankündigung der strafe, v. 11 gibt den zeitpunkt der schuld und die art der schuld an, und v. 12—14 ist ein zitat, das die schuld näher ausmalen soll, es ist also v. 10 als eine überschrift gedacht, ebenso wie auch der dritte teil mit einer solchen anfängt, was doch klar zeigt, dass der schluss (v. 10—21) von einem einzigen manne stammt (vgl. s. 54 f.).

„C. Der Tag Jahves für alle Heiden (PETERS: Weitere Begründung der Warnung).

1. Allgemeine Ankündigung (v. 15 a).
2. Schilderung (v. 15 b—21):

a. als Straftag (v. 15 b. 16):
α. für Edom (v. 15 bc),
β. für andere Heidenvölker (v. 16)."

PETERS unterscheidet α und β nicht. Sonst wäre zu bemerken, dass v. 15 mit v. 11 verbunden ist und über v. 16 sich kaum etwas sicheres sagen lässt, aber β dennoch richtig überschrieben ist.

„b. als Heilstag (v. 17—21).
α. die Rettung Jerusalems (v. 17 a),
β. die Entschädigung Judas (v. 17 b—21):
αα. durch Einnahme der Besitzungen der Heiden (v. 17 b),
ββ. durch die Niederwerfung Edoms (v. 18),
γγ. durch die Erweiterung der Grenzen (v. 19),
δδ. durch die Rückkehr seiner Gefangenen (v. 20),
εε. durch die Ausübung der Gottesherrschaft über Edom (v. 21)."

PETERS macht keine so detaillierten einteilungen. THEIS scheint aber in den fehler verfallen zu sein, dass er in v. 17—21 nicht eine schilderung in zeitlicher folge, sondern eine aufzählung der tatsachen sieht. Da das erstere der fall ist, wäre etwa so zu gliedern: v. 17 a: die rettung Israels und der wiederaufbau des tempels, dem dann in v. 17 b die einnahme der umliegenden länder folgt, die in v. 19 genannt werden. Aus diesen tatsachen folgt dann eo ipso v. 21: die ungestörte möglichkeit zur ausübung des kultus und daraus wiederum die Gottesherrschaft. v. 18. 20 sind israelfreundliche glossen, ebenso ein teil von v. 21, und zwar vielleicht von demselben schreiber, der v. 18 geschrieben hat.

Über PETERS braucht man nicht viel zu sagen; da seine auffassung, dass die weissagung den Edomitern vorgetragen worden wäre (vgl. s. 36), unrichtig ist, müssen auch seine überschriften falsch sein. Richtig wären sie nur in dem falle, dass v. 10 eine warnung enthielte, die das kommende unglück von der handlungsweise Edoms abhängig machte, in v. 15 ff. aber eine warnung, die das kommende unglück als von den tatsachen abhängig betrachtet, die immer eintreffen werden und von der

handlungsweise Edoms unabhängig sind. Wenn das letztere aber der fall ist, so ist keine warnung nötig.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, dass zwischen unseren scholastischen ordnungsprinzipien und der art prophetischen erlebens und seiner konzeption eine diskrepanz besteht, die die anwendbarkeit unserer prinzipien überhaupt in frage stellt. Unter diesem gesichtspunkte stellen auch meine korrekturen zu THEIS nur näherungswerte dar, nur den versuch, das von dem propheten gesagte in einer dem westeuropäischen verständnis adäquaten form zu erklären.

§ 5. Die komposition des buches.

Zwei gründe sind es vornehmlich, die diese fragestellung veranlasst haben, zuerst die wiederholungen, bzw. die einander widersprechenden aussagen im texte, und dann die tatsache, dass ein teil des buches bei Jeremia in einem ganz anderen zusammenhange wiederkehrt. Durch harmonisierungsversuche und durch die annahme, dass Jer von Ob abgeschrieben hat, kann man wohl die schwierigkeiten verschleiern, nicht aber aus der welt schaffen.

Wenn der gewöhnlichen erklärung gefolgt wird, so ist zuerst ein grosser widerspruch zwischen v. 1—10 und v. 18, bzw. v. 21 zu verzeichnen. In v. 1—10 wird Edom der untergang durch die heiden geweissagt, jedenfalls nicht durch die Israeliten, aber in v. 18 wird gesagt, dass Jakob und Josef zusammen Edom zerstören werden, dass kein einziger mehr übrig bleiben wird. Wir erwarten nun, dass der untergang vollkommen sei, aber in v. 21 wird wieder vom gericht über Edom gesprochen, das nun durch die *mōšīʿīm* ausgeführt wird. Es sind also zwei gegensätze vorhanden, erstens ist das subjekt des zerstörers jedesmal ein anderes, enger begrenztes, zweitens wird die zerstörung dreimal ausgeführt, und dennoch bleibt, nach manchen erklärern, noch immer etwas von den Edomitern übrig.

Wenn man den einzelnen abschnitten so inhaltsleere überschriften gibt wie PFEIFFER, dann gibt es in dem texte natürlich keine gegensätze. Aber andere erklärer haben die schwierigkeiten gesehen und wege gesucht, sie zu überwinden. KLEINERT 1118 sagt z. b., Edom werde seiner sünde wegen von

Jehova gezüchtigt, von den heiden selbst angegriffen, von seinen bundesgenossen verlassen werden und zuletzt, wenn der grosse Gottestag kommen und das königreich Jahves in Zion sich vollenden wird, von den heilanden Judas gerichtet, als volk vernichtet und seines landes enterbt werden. Es sind also verschiedene zeitliche akte aus den gerichten gemacht, aber das ist nicht angängig, denn v. 10 bezieht sich sicher auf v. 2—9 und nicht auf v. 18, bzw. v. 21. CASPARI 50 wollte sich der schwierigkeit so entledigen, dass er annahm, dass in v. 18 ff. die Edomiter von Juda mit hilfe der völker vernichtet werden. Aber das ist mit keinem worte angedeutet, und v. 16 spricht sogar ganz dagegen. JAEGER 41 dachte, dass seine zweiteilige gliederung (in v. 1—14 die bestrafung der Edomiter die hauptsache, deshalb könnten auch die völker aufgeboten werden, in v. 15—21 sei die verherrlichung des jüdischen volkes die hauptsache, deshalb werden allein die Juden genannt) die schwierigkeit auslösche, aber durch logische kunstgriffe lassen sich die in den genannten tatsachen begründeten gegensätze nicht aufheben. PETERS 15 glaubt, dass in v. 18. 21 die vernichtung von Jahve ausgehe und dass auch ein gericht durch die heiden Jahve zum urheber haben könnte. Das ist natürlich richtig, aber es geht hier nicht um die frage des primum mobile, sondern um den motus. Auch brauche, meint PETERS, eine schilderung, die zwei verschiedene strafgerichte zum gegenstand hat, nicht notwendig auf zwei verschiedene verfasser zurückzugehen. Auch das ist an sich richtig, aber hier kann man die frage kaum anders lösen. Weil PETERS diesen widerspruch nicht durchscheinen lassen will, hat er auch seine gliederung so betitelt, dass man aus dieser inhaltsangabe nur die folgerung ziehen kann, dass Obadja ein raffinierter diplomat gewesen ist, denn alles, was er sagt, ist unklar und geschieht nur beziehungsweise. THEIS 22 f. folgt PETERS, ist aber viel apodiktischer. Die anschauung, dass die lage der dinge auf zwei verfasser hindeute, soll auf grundlosen behauptungen beruhen, teils auf fehlender oder verfehlter sichtung des textes, teils auf verkehrung des gedankenganges, teils auf missdeutung einzelner stellen, teils auf falscher auffassung des verhältnisses der schrift zu anderen prophetischen büchern und teils auf vorurteilen bei der zeitbestimmung, d. h. alle fehlerquellen der exegese kommen hier zusammen, um diesen fehler

zu erzeugen. Es klingt fast komisch, ist aber dennoch sehr lehrreich, denn natürlich beruht auch die auffassung von THEIS auf vorurteilen.

Andere, die diesen widerspruch bemerkt haben (KUENEN 352 REUSS 475 B 563 DRIVER 342 SELBIE 579 u. a.), haben daraus nicht die folgerung gezogen, dass das buch zwei, wenn nicht drei, verfasser gehabt habe. Aber es ist durchaus möglich, dass ein erster verfasser etwa v. 2—10 schrieb, der zweite dieses stück seiner zeit anpasste, indem er v. 11—18 hinzufügte. Diese kombinierte form machte der dritte dadurch, dass er die v. 19—21 hinzufügte, nochmals aktuell. Aber auch mit der annahme zweier verfasser nach dem schema der schule WELLHAUSENs würde man auskommen. Man könnte auch v. 18 und *lišpoṭ ʾẹṓ har ʿeṣāṷ* streichen. Es gibt natürlich noch viel mehr möglichkeiten, die in der wissenschaft nur noch nicht diskutiert worden sind. Alttestamentliche parallelen zu einer solchen aktualisierung sind vorhanden, z. b. Jes. 16,13 34,16 (vgl. BULMERINCQ II, 501 GRESSMANN M 440, vgl. auch s. 58).

Ich würde die folgende lösung vorschlagen: v. 2—7 (9) gehören einem alten propheten an, dessen zeit wir nicht mehr bestimmen können; es kann möglicherweise auch v. 10 zu diesem alten bestande gehören, obwohl das verschiedener gründe wegen unwahrscheinlich ist (vgl. s. 58). Ein späterer hat dann diesen text zu einer predigt (v. 10—21) benutzt, indem er zuerst die gründe anführte, weshalb er noch an diese weissagung geglaubt habe (v. 1). Wie immer, wenn alte gedanken unter neuer tendenz aufgegriffen werden, ist nun aber der gedanke etwas verschoben, denn während in den v. 2ff. wohl der untergang nicht am tage Jahves erwartet wurde, wird er es in dem späteren teil, deshalb können auch die vollstrecker des gerichtes in beiden teilen kaum dieselben personen gewesen sein, obwohl sie es vielleicht doch waren. „Duo si dicunt idem non est idem" ist auch hier richtig. Man könnte auf grund dieses befundes auch v. 18.20 und einen teil von v. 21 dalassen, wenn nicht andere gründe vorlägen, derentwegen sie sicher für glossen gehalten werden müssen (vgl. kommentar z. s.), es ist also zu sagen, dass der zweite verfasser die vernichtung durch den tag Jahves, aber nicht durch die Juden erwartet; weshalb diese dennoch mit herangezogen werden, darüber vgl. § 12.

Dass sich aus den glossen kein „zweiter faden“ nach der art SELLINs K 227 [2.3]275. 282 herauslesen lässt, ist klar. v. 18—21 wollen auch den Juden eine wichtige stellung in der kriegsgeschichte der endzeit geben, vielleicht hat auch derjenige, der *lišpoṭ ʾeṯ har ʿeśāṷ* hinzufügte, gar nicht mehr begriffen, was das hinaufgehen der *mōšiʿīm* bedeutet. Die Joseffreundlichkeit hat aber sowohl v. 18 als auch v. 20 diktiert. In dem letzteren wird dann auch mit einer späteren jerusalemischen gola gerechnet. Man könnte vielleicht v. 10(11) — 15(18) einem dritten verfasser zuweisen, aber einen triftigen grund dafür gibt es eigentlich nicht, denn ein und derselbe mann kann sehr wohl die angabe des grundes, der den untergang Edoms als berechtigt und notwendig erweist, geschrieben und dann auch geschildert haben, wie der untergang kommen und was daraus für die Juden folgen wird. Man könnte allerdings die v. 19—21 auch als spätere ergänzung etwa aus der Makkabäerzeit, für die der inhalt passt, ansehen. Doch ist das unwahrscheinlich, weil durch eine solche dreiteilung nur sehr kurze stücke entstehen. Dass es flugblätter gegeben haben mag, die die v. 1—21 enthielten, ist eher möglich als die annahme, dass v. 1—14. 15b ein solches ausgefüllt hätten, denn ein solcher text scheint schon zu kurz zu sein; andrerseits ist nichts da, was die annahme von drei verfassern unbedingt verlangen würde. Was v. 1 anlangt, so kann die aufschrift alt sein, was aber folgt, ist sicher die arbeit des zweiten verfassers, ein sozusagen von den damaligen verhältnissen aus gefolgerter weisheitsspruch, denn man achtete sicher schon damals auf die zeichen der zeit und zog daraus für sich selbst und seine hörer lehren, die natürlich darauf hinausliefen, dass die letzten zeiten schon nahe seien.

Durch diese annahme sind aber auch alle folgenden schwierigkeiten aus dem wege geräumt. KUENEN 352 hat hervorgehoben, dass in v. 1—9 Edom wegen seines hochmutes, in v. 10ff. aber wegen des verräterischen benehmens gerichtet werde. JOHANNES 55 bemerkt dagegen, dass es in der hebräischen schreibweise liege, zur begründung des gerichts bald diese, bald jene tatsache heranzuziehen (vgl. Jer. 48, 7 f. 27). PETERS 15 fragt, ob ein und dieselbe strafe nicht auch für zwei verschiedene sünden erfolgen könne. Natürlich kann sie das. Aber es ist sehr unwahrscheinlich, dass dann zuerst die

erste sünde genannt wird, dann die strafe, dann die zweite sünde und zuletzt wieder die strafe. Und Jer. 48 ist ein ganz anders gearteter text. Aber es ist sehr fraglich (HOONACKER 289 RYBINSKI 643, vgl. kommentar zu v. 3. 10), ob die hoffart der grund des unterganges sei. Jahve wird Edom ausrotten. Das ist gesagt. Doch diese handlungsweise ist nicht motiviert. Wenn der erste verfasser aber nach den gründen des unterganges gesucht hätte, so hätte er sicher andere angegeben als der zweite und vielleicht doch auch den hochmut genannt.

KUENEN 352 hat ebenfalls behauptet, dass nach v. 1—9 Edom nicht vernichtet werde, während das in v. 10ff. der fall sei. Es ist fraglich, wie abzugrenzen ist, aber wahrscheinlich gehört v. 10 doch dem zweiten verfasser an; also würde gegenüber dem, was in den versen vorher gesagt ist, ein unterschied bestehen. PETERS 15 fragt, ob einem milderen gerichte später nicht ein strengeres folgen könnte. Aber obwohl das an sich auch möglich ist, gibt es doch keinen propheten, der es sich hätte angelegen sein lassen, eine chronologie der zukünftigen zeit zu verfassen; die propheten verkünden etwas, was in der nächsten zeit geschehen wird, nicht aber das, was sich in der fernen zukunft zutragen wird. Es ist ausserdem überhaupt fraglich, ob nicht auch in v. 2ff. vorausgesetzt ist, dass Edom von grund aus zerstört werden soll, wenigstens scheint v. 4f. darauf hinzudeuten, dass kaum etwas übrigbleiben wird.

Seltsamerweise hat KOENIG E 360 (vgl. SELLIN K 226) noch drei widersprüche aufgedeckt, von denen nur der erste (vgl. dazu auch STRACK[4] 99) eine gewisse wichtigkeit besitzt. Nämlich, nach v. 1ff. sind die heiden die vernichter Edoms und der untergang wird wegen ganz konkreter frevel kommen, nach v. 15f. sind sie aber objekt des strafgerichtes am tage Jahves, Edom wird aus ihnen nur speziell hervorgehoben. HOONACKER 295 will die schwierigkeit so lösen, dass er annimmt, zuerst würden die heiden Edom zerstören und dann erst würden sie von Jahve selbst vernichtet werden. Aber obwohl man diese möglichkeit nicht ohne weiteres abweisen darf, bleibt doch die tatsache bestehen, dass Edom nach v. 15f. zusammen mit den anderen völkern vernichtet wird. Wenn v. 1 von demselben verfasser stammen würde wie v. 10ff., so würde der widerspruch kaum zu lösen sein, und gerade diese

annahme habe ich oben gemacht. Es ist aber v. 1 nicht so auszulegen, wie es meistens geschieht, es handelt sich nicht um die völker, die gegen Edom auftreten werden, sondern um solche, die in den letzten tagen Jerusalem bekriegen werden. Dann entsteht kein widerspruch.

Der zweite widerspruch besteht nach KOENIG darin, dass nach v. 16a die völker beständige trinkgelage veranstalten werden, um den untergang Edoms zu feiern, nach v. 16b aber das trinken den untergang der trinkenden herbeiführen wird. Das ist jedoch nur eine exegetische frage, die auch ganz anders gelöst werden kann (vgl. HOONACKER und kommentar z. s.).

Drittens behauptet KOENIG, dass nach v. 10. 18. 20 (zweite hälfte) noch die reiche von Israel und Juda bestehen, während nach v. 11—15. 17. 19. 20. 21 Jerusalem schon zerstört ist. Aus v. 10. 20 kann man nie und nimmer herauslesen, dass sie noch beide vorhanden wären, denn *ʾāḥīχā ia̯ʿăḳoβ* kann eine grösse sein, die nicht mehr existiert, und *gāluθ i̯ərūšālai̯im* zeigt noch lange nicht, dass der satz in eine frühe zeit gehört, denn *gāluθ i̯əhūδâ* (Jer. 24, 5 28, 4 29, 22) besteht nicht nur aus den menschen, die auf dem lande gefangen genommen worden sind, sondern, wie Jer. 40, 1 klar zeigt, auch aus solchen, die aus Jerusalem stammen. Bei v. 18 muss man die möglichkeit zugeben, dass er ein spruch aus der zeit vor 722 sein kann, aber es ist klar, dass er dem ursprünglichen textbestande nicht angehört (vgl. kommentar z. s.).

M. w. ist der erste, der überhaupt eine entstehung des buches aus stücken verschiedenen alters angenommen hat, EICHHORN gewesen, der v. 19—21 abtrennte, welche nach ihm erst der in der Makkabäerzeit entstandenen fassung zuzuschreiben sind; etwas anders ZEDDEL VI: v. 1—16 sind von Jeremia geschrieben, v. 16—21 in der zeit des Alexander Jannäus. BENARY (Berliner Jahrbücher 1836 nr. 107) hat dann behauptet, dass diese hinzufügung schon deshalb anzunehmen wäre, weil v. 18 eine schlussklausel enthalte und v. 19—21 aus Jer. 32, 44 33, 13 entlehnt wären. Wenn die genannten stellen das vorbild gewesen wären, müsste man deshalb aber nur v. 19 f. für unecht erklären. Doch ihr inhalt ist vollkommen anders. Nach Jeremia werden die Juden zurückkehren und keine grenzerweiterung haben, aufgezählt werden: *ʾe̯reṣ binia̯mīn, səβīβê i̯ərūšālai̯im, ʿārê i̯əhūδâ, ʿārê hāhār, ʿārê haššəφelâ*

und *ʿārê hannegeb*. Die letzten drei sind nur Jer. 32, 44 genannt. Eine gewisse ähnlichkeit ist vorhanden, aber gerade das auffälligste fehlt (vgl. auch das, was JAEGER 33, 47 gegen BENARY gesagt hat).

Dann hat EWALD, gezwungen durch seine Urobadjahypothese, angenommen, dass das buch aus zwei teilen zusammengesetzt wäre, nämlich die vv. 1—10. 17a. 18 seien alt und alles andere nur anhänge (399). Mit kleinen abweichungen meinen ebenso AUGUSTI E 278 KRAHMER 3 (als vermutung) MOVERS (Zeitschrift für katholische Theologie 1834, 100ff.) KUENEN 351 (v. 1—9) STRACK 99 DRIVER 342 (v. 1—9) KAUTZCH HS 652 WILDEBOER 303 (v. 1—9) CORNILL 185 (v. 1—9) SCHWALLY 35.

Meistens nehmen sie an, dass das buch aus v. 1—9 und v. 10—21 zusammengesetzt sei, da ja nicht leicht zu verstehen ist, weshalb EWALD v. 17a. 18 für alt hielt. Wahrscheinlich weil er einen besseren abschluss haben wollte und aus v. 18 das bestehen der zwei reiche folgerte. GRAF (nach JOHANNES 56, ähnlich denken auch WINCKLER 429 BEWER 3ff., vgl. EICHHORN II, 602 WELLHAUSEN 212) hat für diese tatsache eine ziemlich passende erklärung gegeben: es hätte sich nämlich v. 1—9 nicht erfüllt, deshalb hätte sich ein späterer berufen gefühlt, die weissagung zu verbessern. An und für sich betrachtet ist das möglich, und wir haben auch analogien (vgl. s. 54), aber diese sind doch ganz anderer art, und psychologisch betrachtet ist eine solche erklärung des tatbestandes wenigstens sehr zweifelhaft. Es ist ja bekannt, wie leicht man an die erfüllung der weissagungen glaubt. Es braucht nur ein bruchteil dessen einzutreffen, was vorhergesagt ist. Dann ist es aber sehr unwahrscheinlich, dass irgend jemand eine alte weissagung absichtlich modernisiert hat. Viel leichter ist anzunehmen, dass v. 10ff. eine art predigt über den alten text ist. Ein prediger korrigiert nicht absichtlich, er erklärt einen alten text, und selbst wenn er den ursprünglichen sinn des textes auf den kopf stellen sollte, ist er sich dessen meistens nicht bewusst.

Eine andere erklärung hat CASPARI 24f. gegeben. Nach ihm sind v. 10—21 von Joel abhängig und nicht von Jeremia benutzt worden, dagegen aber wohl v. 1—9; die verschiedenheit der beiden teile erklärt sich nach ihm also daraus, dass der zweite teil eine quelle besitzt, der erste aber nicht; da Joel

von der strafe der Edomiter fast gar nicht spreche, habe auch Obadja ihn in v. 1—9 kaum benutzen können. Die unhaltbarkeit seiner annahmen ersieht man daraus, dass in v. 15 f. 18 doch von den Edomitern gesprochen wird, also Jeremia diese verse für sein gegen Edom gerichtetes orakel hätte benutzen können, und dass ferner in rücksicht auf Jo 4,19 sehr fraglich ist, ob Joel „fast gar nicht" von der strafe der Edomiter spreche, ausserdem wird ja in v. 1—9 nicht nur von der strafe der Edomiter gesprochen.

Die schule WELLHAUSENs hat keine einheitliche anschauung von der komposition des buches, weil der meister selbst gesagt hat, dass sowohl die annahme der zweiteiligkeit des buches (v. 1—14, aber nicht alle verse, und v. 15—21, welch letztere sicher makkabäische prosa sein sollen), als auch die der dreiteiligkeit (v. 1—7. 8—14. 15—21; v. 8—14 als eine auffrischung) sich halten lasse (212), aber er zieht die zweiteilung vor (214). Beide anschauungen finden sich bis zum heutigen tage, nur feiner ausgeführt.

Zur ersten gruppe wären folgende erklärer zu stellen: KÄUTZSCH E 119 BAUDISSIN 513. 516 DUHM P 330 ZAW 175 (nach ihm ist v. 1—14. 15 b (glossen in v. 1. 8. 9. 13), obwohl durch den ersten erfolgreichen einbruch der Araber in Edom veranlasst, doch eine prophezeiung, nicht aber nach den anderen) CHEYNE EB 3458 MARTI 228 KHS III 41 (obwohl er aus v. 8 f. 15 a noch einen text für einen dritten verfasser macht) MACFADYEN, An Introduction to the OT, 1905 CORNILL ^{7}195 COSSMANN 121 HOELSCHER P 437 NOWACK 175 SELLIN K 226 $^{2.3}$ 274 (er streicht v. 8 f. nicht, was die anderen alle tun) MARTI KHS IV 47 (abhängig von DUHM) HALLER E 113 WADE XXXVIII MEINHOLD 281 W. C. GRAHAM AJSL 1926, 276—278 SCHMOEKEL 45 (v. 18 b. 19 sind teilweise auf Edom angewandt, ursprünglich auf die gesamte heidenwelt, und eine glosse), vgl. HOONACKER 293. Begründet wird die zweiteilung in v. 1—14. 15 b und v. 15 a. 16—21 durch die annahme, dass v. 1—14. 15 b Edom erst vor kurzer zeit oder gerade damals eine schwere katastrophe erlebt hätte, die nun geschildert wird, wobei auch gründe aufgezählt werden, weshalb das geschehen ist. In der charakterisierung von v. 15 a. 16—21 ist besonders MARTI unsicher (weil er aus v. 8 f. 15 a einen text für sich macht, wo alles auf den tag Jahwes bezogen sein

soll). Einmal sagt er, die zweiteilung ergebe sich daraus, dass in v. 16—21 die Juden in der 2. pers. pl. und die Edomiter in der 3. sg. angeredet seien, ein solcher übergang aber bei einem und demselben verfasser unmöglich anzunehmen sei, und dann daraus, dass die gerichtsvollstrecker in beiden teilen verschieden seien (vgl. s. 52 ff.). Die anderen sehen den hauptunterschied darin, dass in dem zweiten teile ein zukünftiges völkergericht, das auch Edom treffen wird, erwartet werde. Nach MARTI soll sich aber in v. 16—21 kein hinweis darauf finden, dass das gericht erst zukünftig sei, obwohl er in dem vorangehenden satze gesagt hat: „Dieser Anhang tröstet Israel . . . mit der Verkündigung des Gerichts über alle Völker und besonders über Edom usw." (228).

Nur KAUTZSCH (vgl. EWALD) meint, dass vielleicht in v. 15—21 noch teile des älteren orakels vorhanden seien.

LANCHESTER 11 glaubt, der text bestehe aus zwei teilen: v. 1—7. 10—14 und v. 8. 9. 15—21. v. 8 f. sind an ihre heutige stelle gesetzt, da sie „follow naturally after the words „there is none understanding in him", in v. 7"; aber auch er denkt (14), dass v. 1—7 von einer schon geschehenen tatsache sprechen.

Zu dieser auffassungsweise ist folgendes zu bemerken. Erstens ist es durch nichts begründet, dass v. 1 ff. wirklich als vollendete (oder, wegen der vermischung der perfekte und imperfekte, als im begriff sich zu vollenden stehende) tatsachen zu verstehen wären, besonders unmöglich ist das aber (gegen SIEVERS 41, sonst vertreten ausser den genannten eine ähnliche auffassung noch EICHHORN 603 EWALD 399 REUSS B 564,1 J. M. P. SMITH 136 und vielleicht auch PFEIFFER ZAW 1926, 34 „possibly Jer. 49,7—22 and Ob are based on an Edomitic elegy") aus v. 5 b. 6. 7. herauszulesen. Erstens ist v. 1—10 (bzw. v. 2—9) der form nach sicher eine prophezeiung wie viele andere auch, und es dürfte kaum im AT vorkommen, dass in einem so langen abschnitte das perfekt als erzählendes tempus benutzt wird, ausserdem hätte sich ein geschichtsschreiber wohl nicht so ausgedrückt wie z. b. in v. 4. Die schule WELLHAUSENs antwortet darauf, dass so etwas in einer fingierten weissagung wohl möglich sei. Aber dann müssten sie zuerst beweisen, dass das orakel fingiert ist, dafür lässt sich jedoch kein nachweis erbringen.

Wenn man v. 1 wie gewöhnlich erklärt, so ist dieser vers

ein hauptgrund gegen die theorie WELLHAUSENs. Denn wenn die völker aufgefordert werden, so k a n n das, was sie tun sollen, noch nicht geschehen sein. Wenn v. 1 aber so zu erklären ist, wie ich im kommentare getan habe, so beweist er natürlich nichts gegen WELLHAUSEN. Doch ist v. 5 noch wichtiger, denn bei einer solchen auffassung muss v. 5 wirklichkeit sein. Etwas, was geschehen ist oder im geschehen, kann jedenfalls nicht nur bildlich gemeint sein. Denn wenn alles da gesagte schon geschehen wäre, so wäre der vers unsinnig, weil kein halbwegs vernünftiger mann sich vorstellen kann, dass ein ganzes volk von dieben und winzern heimgesucht wird. Da Obadja das unmöglich gedacht haben kann, bleibt nichts übrig, als die beiden klassen für repräsentanten der feinde zu halten, und dann muss der vers sich auf die zukunft beziehen. Denn wenn die gewesenen feinde unter bildern hätten dargestellt werden sollen, so hätte der verfasser nicht einen bedingungssatz als ausdrucksform gewählt. Natürlich hat die schule WELLHAUSENs noch einen ausweg: es könnte ja der vers eine ironisierende frage sein, bedingt durch die überhebliche vorstellung, die Edom von sich selbst hat (v. 3 am ende). Aber wenn man versucht, eine solche auffassung durchzuführen, so kommt heraus, dass es nicht diebe und winzer gewesen sind, die über Edom kamen. Was aber von ihrer handlungsweise gesagt ist, passt vollkommen dazu. An sich wäre das wohl eine gute ironie nach der art: Sind es denn diebe gewesen, die über dich gekommen sind? Ja sicher! Denn sie haben „gestohlen", soviel sie nur wollten!!! Die schwierigkeit liegt aber eigentlich darin, dass *'im* kaum als fragepartikel aufgefasst werden kann, und dass der verfasser die ironisierung nicht weiterführt und später auch nicht ahnen lässt, dass er etwas derartiges im sinne gehabt hat. Ausserdem muss man dann *nə'um ịahụ̊ẹ̊* falsch erklären. Und v. 6 scheint doch zu besagen, dass die vernichtung eine totale gewesen ist, was aber mit v. 5 b, wenn dieser als ironisierung aufgefasst wird, nicht zusammenpasst. Wenn man jedoch v. 5 nicht ironisch fassen kann, muss man ihn auf die zukunft beziehen. Eine andere möglichkeit ist gar nicht zu sehen.

Dann spricht aber dagegen noch *nə'um ịahụ̊ẹ̊* in v. 4. Man könnte es zur not so erklären, dass es in die theorie hineinpassen würde, doch kann, wie in dem kommentare gezeigt ist,

nə'um ⱡahu̯ē nicht ein altes orakel bezeichnen, sondern nur ein solches, das eben an den propheten ergangen ist. Natürlich könnte man auch dann noch versuchen die auffassung der schule WELLHAUSENs durchzuführen, also übersetzen: „Wenn du dich erhoben hättest . . . hätte ich dich doch herabgestürzt." Aber die nutzlosigkeit dieses verses ist dann vollkommen klar, denn der sinn kann dann nur der sein, dass Jahve allmächtig ist. Dies braucht jedoch in diesem zusammenhange gar nicht erst behauptet zu werden.

RYBINSKI 642 führt auch v. 7 als einen gegenbeweis an, aber das muss ein irrtum sein.

Ebenso ist v. 10 schwierig zu erklären, denn wenn man *təχassəχā* präsentisch übersetzt, so muss man *niχrattā* futurisch fassen, wenn das aber bei dem einen perfektum möglich ist, warum dann nicht auch bei den anderen? Es ist dabei gleichgültig, ob *niχrattā* die völlige vernichtung des volkes oder nur eine dezimierung bedeutet, wie die schule WELLHAUSENs das will. Wichtig ist das nur, wenn die stelle etwas anders aufgefasst wird. Wenn v. 4 und v. 10 die wirkliche vernichtung voraussetzen, dann ist das ganze eher eine prophezeiung als eine erzählung. Denn obwohl die orientalen übertreiben, können sie doch wohl zwischen dem untergange eines volkes und einer Tasmanierjagd unterscheiden. Da aber v. 10 klar von der vernichtung spricht, muss man wohl sagen, dass das ganze eine prophezeiung ist.

Wenn man v. 2 futurisch übersetzt, so spricht auch dieser vers gegen die auffassung WELLHAUSENs, denn wenn „ich werde dich klein machen . . ." gesagt wird, so folgt daraus, dass Edom noch nicht klein ist. Einem volke, das eine katastrophe erlebt hat, kann unmöglich diese weissagung etwas bedeuten, und deshalb verstehe ich nicht, wie die schule WELLHAUSENs dennoch die futurische auffassung vorziehen kann. Wenn perfektisch übersetzt wird, so könnte man zweifellos den vers auf die vergangene katastrophe Edoms beziehen, aber man braucht das nicht. Beweisen kann man aber natürlich nicht, dass die immerhin mögliche futurische auffassung der schule WELLHAUSENs, die ihren eigenen theorien widerspricht, unrichtig wäre. Nur müssten dann die erklärer nachweisen, dass Edom früher, vor der damaligen katastrophe, gross und mächtig unter den völkern gewesen ist. Da das unmöglich erwiesen

werden kann, ist doch die im kommentare z. s. vorgetragene auffassung die wahrscheinlichste.

Alle diese beweise gegen die vergangenheitliche auffassung von v. 2 ff. sind einzeln betrachtet nicht gerade überzeugend (am meisten noch v. 10), aber wenn sie alle zusammengenommen werden, zeigen sie doch, dass die genannte auffassung unrichtig ist. Deshalb ist auch die zweiteilung in v. 1—14. 15 b und v. 15 a. 16—21 unrichtig, da der wichtigste und der einzige grund dafür keine beweiskraft besitzt.

Über die umstellung von v. 15 b und v. 15 a vgl. kommentar z. s. Die schule WELLHAUSENs hat es eigentlich nur deshalb getan, weil sie einen schluss zu v. 1—14 gebraucht hat und weil in v. 15 a von dem tage Jahwes gesprochen wird. Eben deshalb hat sie auch v. 8 f. gestrichen, vgl. darüber kommentar z. s.

Die anderen gründe, die für diese zweiteilung angeführt werden, sind noch weniger stichhaltig. Über die verschiedenheit der gerichtsvollstrecker vgl. oben s. 52 ff. 60 und § 12. Der übergang in v. 16, den MARTI rügt, bleibt aber auch durch diese annahme unerklärt, denn später werden die Juden ja doch in der 3. pers. pl. angeredet, wenn man von einer anrede überhaupt sprechen kann. Vielleicht ist jedoch eben derselbe sonderbare charakter des schlussabschnittes verglichen mit den vorangehenden versen der grund gewesen, warum WELLHAUSEN und einige von ihm beeinflusste jüngere gelehrte das buch auf drei verfasser verteilt haben.

Aber diese [J. M. P. SMITH AJSL LXXII, 131 ff. BUDDE S 61 f. L 213 HALLER RGG ^{1}613 E 112 (v. 1—10: 11—14. 15b: 15a 16—21 (aus zwei fäden), also eigentlich vier Verfasser) SELLIN K 226$^{2.3}$ 274 E 117 $^{?}$111, vielleicht auch EISSFELDT 448 (nach ihm soll so geteilt werden: v. 1—14. 15b, 15a. 16—18, 19—21)] haben auch andere gründe dafür gehabt. BUDDE S 61 glaubt, dass v. 1—9 (nach L 213 v. 1—7) aus Jeremia entnommen wäre und ein bereits schon eingetroffenes gericht schilderte (nach L 213 ist v. 8 f. ein neuer ansatz zur drohung); die illusion, dass wir es hier mit einer prophezeiung zu tun hätten, sei durch das handwerksmässige verfahren des „verfassers“ entstanden. v. 10—14. 15b behandle ganz äusserlich in neuer, aber recht hölzerner fassung die schuld, von der die zeit nach 586 geradezu widerhalle (L 214). v. 15a. 16—21 hätte zuerst wahrscheinlich in

einem anderen zusammenhange gestanden, und in v. 16 werde deutlich an Jer. 25 angeknüpft, vielleicht von dem redaktor, der v. 1—9 aus Jeremia zusammengesucht hätte. Nachträglich sei dann dieser teil ein wenig so überarbeitet worden, dass man ihn auf Edom allein anwenden könne (vgl. SELLIN). Das ganze wäre niemals eine weissagung gewesen, sondern eine flickarbeit, um eine parallele zu Nahum und zwölf bücher kleiner propheten zu haben. Es ist also nicht ganz klar, ob BUDDE drei verfasser annimmt, er scheint das aber zu tun. Die anderen genannten sind sich darin sicherer.

Es erübrigt sich, gegen die gehässige art BUDDEs etwas zu sagen. Diese alte geschichte von dem redigieren des zwölfprophetenbuches sollte vergessen werden, denn man hat ja gesagt, dass Jona bzw. Maleachi eben desselben grundes wegen hinzugefügt worden wären usw. Was BUDDE unter „weissagung" versteht, ist nicht ganz klar, vielleicht eine gesprochene rede, aber wir wissen ja nicht, ob z. b. Habakkuk wirklich das, was unter seinem namen überliefert ist, gesprochen hat, und werden es auch niemals wissen. Über die frage der abhängigkeit von Jeremia vgl. § 7, und über die zukünftigkeit von v. 2—7 (9) oben s. 60f. Aber es ist sonderbar, was aus der kombinierung von zwei ansichten entstehen kann, denn nach der auffassung BUDDEs ist der „verfasser" ein so armseliger mann gewesen, dass er auch eine beschreibung einer schon geschehenen katastrophe nicht selbst verfassen konnte, sondern sie von Jeremia abschreiben musste. Dass v. 10—14. 15b recht hölzern und ganz äusserlich wären, ist nur ein geschmacksurteil, fraglich ist auch, ob v. 16 sich an Jeremia anlehnt. Aber die überarbeitung von v. 16—21 ist zwar vorhanden, doch nicht in dem sinne, wie BUDDE es meint, denn v. 18 und ein teil von v. 21 zeigen klar, dass die absicht bestand, hier die Juden handelnd auftreten zu lassen.

SELLINs auffassung ist, wie gewöhnlich, im laufe der zeit nicht ganz dieselbe geblieben. In E 117 glaubt er, v. 2—10 sei unter Joram beim abfall Edoms geschrieben (um 852), wobei v. 1 von einem erweiterer herrühre, die v. 11—14 seien im babylonischen exil oder gleich nach demselben, v. 15a. 16—21, wo schon (!) vom gericht über alle völker gesprochen werde und Edom nur speziell hervorgehoben sei, noch später verfasst, die auf Edom bezüglichen stellen (v. 17b. 18 (von dem redaktor,

vgl. K 226) 19f. 21 teilweise) aber erst nachträglich eingefügt worden, und als ein zweiter faden zu betrachten. So gibt es eigentlich schon vier verfasser. In K[2.3] 274 scheint SELLIN v. 1—14, 15b als eine einheit aufzufassen und sieht in jenen versen die schon früher genannten widersprüche gegenüber v. 15a. 16—21 (konkret angegebene frevel in dem ersten teile, nicht aber in dem zweiten, untergang durch die heiden im zweiten teile nicht erwähnt). Der erste faden gibt einen text, dem der sinn mangelt, denn wenn eine *pəlêṭâ* auf Zion ist, wozu steigen dann die *mūšā'īm* noch auf den berg? Sollen diese die geretteten aus den heiden sein? Wenn aber die v. 17a. 21 zeitlich betrachtet dasselbe berichten, stellen sie eine tautologie dar. Es ist jedoch kaum wahrscheinlich, dass derjenige, der den ersten faden geschrieben haben soll, nur an die geistigen güter der messianischen zeit gedacht hat, der andere dagegen nur an materielle. Wenigstens lässt sich im AT sonst nichts ähnliches beobachten.

J.M.P.SMITH kommt aus metrischen gründen zu der anschauung, dass v. 1—7c. 10f. 15b als eine „5×6 line trimeter strophe" zusammengehören (v. 8f. ist aber ein „stanza of 5 lines" von 3+2 und glosse), v. 12—14 „one 6 line kina" und v. 15a. 16—21 „3 strophes of 4.8.8 lines varying between trimeter and tetrameter". Diese anschauung ist ebenso glaubwürdig wie die von SIEVERS 39f., der ebenfalls aus metrischen gründen vier verfasser annimmt, oder wie die von ROBINSON 408, der wahrscheinlich sieben verfasser entdeckt hat. Wenn man eine von diesen anschauungen bevorzugt, muss man schweren herzens die anderen vernachlässigen, die dann ebensogut, vielleicht noch mehr, ihre berechtigung haben.

Nach HALLER RGG[2] 613 ist das erste gedicht v. 1—10 (ohne 1b. 8a) gegenstandslos, weil man es in keine historische situation einfügen kann, denn die in 2 R. 8, 20ff. geschilderte passe ebensowenig als die nachexilische zeit, jedenfalls sei dieses gedicht als eine prophezeiung zu verstehen (einfluss von DUHM). Das zweite: v. 11—14. 15b (ohne 13b) soll aus der zeit Maleachis stammen und das dritte: v. 15a. 16—21 (ohne „18 u. a.") ein anhang sein, um das „buch" dem gottesdienstlichen gebrauche der synagoge anzupassen. HALLER hat hier ebensowohl von DUHM als auch von SELLIN geborgt, denn nach RGG[1] 853 ist das buch noch ein triumphlied über das durch

ein schweres gottesgericht gedemütigte Edom (wobei v. 6. 8f. 12. 15a als zusätze betrachtet werden) und der anhang nur eine unbedeutende wiederholung von bekannten gedanken. Über die zeitliche ansetzung vgl. § 9. Was aber v. 11—14. 15b anlangt, so glaube ich, dass ich für v. 12—14, um die es sich ja hier hauptsächlich handelt, eine bessere erklärung gegeben habe (s. 3 und KOMMENTAR: Einleitendes zu v. 11ff.), denn es dürfte klar sein, dass die v. 11. 15b, stilistisch betrachtet, nicht mit v. 12—14 zusammenpassen.

BARTON JE IX, 370 grenzt die arbeit der drei verfasser etwas anders ab: v. 1—6 stammen nach ihm von einem Obadja, den Jeremia zitiert hat, v. 7—15 von einem zweiten Obadja, der am anfange der nachexilischen zeit gelebt hat, während die v. 16—21 makkabäisch sein sollen. Aber gerade die abgrenzung des ersten teiles ist sehr willkürlich, denn der grund, auf den diese behauptung aufgebaut ist, dass nämlich die zitierung nicht über v. 6 hinausgeht, ist fraglich, weil v. 8 noch zitat sein kann und Jeremia nicht alles zitiert zu haben braucht, was er vorgefunden hat. Es ist wahr, dass der übergang zwischen v. 6 und v. 7 zu wünschen übrig lässt, aber er ist nicht derartig, dass für das mit v. 7 beginnende stück ein neuer verfasser angenommen werden müsste. Natürlich würde eine solche teilung zu der der vergangenheit angehörenden auffassung der schule WELLHAUSENs gut passen, denn die entscheidenden beweise dagegen finden sich nur in v. 4f. Aber das ganze ist unsicher. WADE XXXVIII, der nach einem ähnlichen prinzip das buch aufteilt, behauptet, dass das alte orakel mit v. 5 zu ende ist. Dieses soll aus der zeit des Joram oder des Ahas stammen (2 R. 16, 6 2 Chr. 28, 16), wo ja Edom stolz auf sich selbst und sicher auf seine zukunft gewesen sein soll, was für jene zeit passen würde. v. 6—14. 15b sind nach ihm in der zeit, wo die Edomiter unglücklich waren und die Juden darin eine bestrafung wegen der frevel von 586 sahen (also entweder aus der zeit von 586—450 oder 450—400), während v. 15a. 16—21 eine weissagung aus der zeit von 450—400 sein soll. Ob v. 5 ein besserer abschluss des alten orakels ist als v. 6, bleibt fraglich, besonders nach v. 4 sieht alles ziemlich lahm und unbeholfen aus, und v. 6 kann ebensogut am anfange einer neuer weissagung stehen als v. 7. Ja, man kann noch weiter gehen und wie BEWER 3ff. be-

haupten, dass das alte orakel schon mit v. 4 aufgehört hat. Nach ihm gehören v. 1—4 einer nicht mehr näher bestimmbaren zeit an, v. 5—14. 15b sind der grundstock des buches aus der zeit nach Maleachi, als die Edomiter noch das gebirge Seir bewohnten, v. 15a. 16—18 ist der erste zusatz aus der zeit Nehemias, dessen inhalt sich in den satz: die Judäer werden als auserwähltes und gerettetes volk Edom erobern, zusammenfassen liesse, v. 19—21 ist der zweite zusatz aus der Makkabäerzeit, in dem im unterschiede von v. 15a. 16—18 die exulanten als eroberer dargestellt würden. G. A. SMITH 169 ist etwas grosszügiger, denn nach ihm (vgl. J. M. P. SMITH) sind v. 1—7 vorexilisch, v. 8f. vielleicht eine ergänzung und v. 10—21 nachexilisch, wobei in v. 6f. perfektisch zu übersetzen ist, in v. 4. 8. 10. 15b. 18 aber futurisch (175). Wie er sich das verhältnis zwischen v. 4 und v. 6f. vorstellt, vermag ich nicht zu sagen.

Es sind also alle möglichkeiten berücksichtigt, denn mit v. 3 kann man kaum das alte orakel enden lassen, weil aber jede von diesen möglichkeiten passend erscheint, ist keine sicher, und da man, metrisch gesehen, erst in v. 10 irgendwas neues fühlt, ist es wohl besser, das alte orakel mit v. 7, bzw. v. 9, enden zu lassen. Was v. 19—21 anlangt, so gibt es sehr viele, die diese verse von dem buche abtrennen (vgl. KOMMENTAR zu v. 18 und noch * A. R. GORDON, The Prophets of the OT, 1916, 314ff., nach dem v. 15a. 16 und v. 19—21 beides nur glossen zu v. 18 sind, ROBINSON 408 * CANNON, Theology 1927, 191—200; nach WINCKLER 428 stammen v. 19—21 erst aus der zeit um 60, als protest gegen Hyrkanos, weil dieser von den Nabatäern weggenommene städte weggegeben hatte), aber m. e. mit unzureichenden gründen. Der gegensatz, den BEWER 12 z. b. zwischen v. 15a. 16—18 einerseits und v. 19—21 andererseits konstruiert, ist nicht aus dem text heraus, sondern in den text hineingelesen, denn auch in v. 18 können die exulanten subjekt sein. Natürlich könnte man in v. 19—21 eine aus der Makkabäerzeit stammende erklärung zu v. 17b sehen, aber das ist nicht notwendig, besonders weil sich hier nicht „the bold eschatological hopes of a later time" finden, die doch in einer ergänzung aus dieser zeit anzutreffen sein sollten und ja schon bei Hesekiel und „Tritojesaja" vorhanden sind. Wenn man dagegen erwidert, dass es gleich nach dem

untergange Jerusalems doch kaum solche hoffnungen gegeben haben kann, so ist auf Deuterojesaja hinzuweisen, und immerhin könnte ja, wie RUDOLPH 230 meint, Obadja auch einer der falschen propheten gewesen sein, die dem volke hoffnung gemacht haben. Wenn man aber v. 17 stehen lässt, kann man auch v. 19. 21 stehen lassen, v. 20 dagegen natürlich nicht.

Die neueste einteilung von RUDOLPH 229 kann ich kaum begreifen. Er nimmt drei verschiedene stücke, aber zwei verfasser an, v. 1—14. 15b ist das erste zusammenhängende stück, das zweite, v. 15a. 16—18, soll auch von Obadja herrühren, aber früher in einem anderen zusammenhange gestanden haben. Warum es dann hierher gestellt wurde, sagt er nicht.

Die detailliertesten darstellungen der komposition haben STEUERNAGEL, RIESSLER und sonderbarerweise KOENIG gegeben. STEUERNAGEL 621ff. ist ziemlich abhängig von den ideen der schule WELLHAUSENs. Er hält den kern von v. 1—15 (vgl. WADE XXXVIII) für eine schilderung des strafgerichtes, das über Edom hereingebrochen ist, und zwar als die wohlverdiente strafe für sein feindliches verhalten gegen die Juden im jahre 586. Diese schilderung sei aber durch eine überarbeitung und durch das anhängen von v. 16ff. in eine weissagung des zukünftigen gerichtes umgewandelt worden. Der überarbeitung gehört an: v. 1b (von *šəmūʿâ* ab). 5aβ. 6. 8f. 15a, weil in diesen versen niemand angeredet werde, sondern nur eine weissagung da sei. Aber auch in dem so gereinigten texte soll nicht alles klar sein. Denn während das gericht meist (v. 2f. 7a, wohl auch v. 10ff.) als schon eingetreten dargestellt wird, ist es in v. 4. 7b. 15b, wahrscheinlich auch v. 5*, noch zukünftig. STEUERNAGEL hat also die schwachen punkte der auffassung WELLHAUSENs doch gesehen, und man braucht nur zu beweisen, dass v. 2f. 7a. 10ff. in die futurische fassung der verse hineinpassen, dann ist es klar, dass diese theorie der schule WELLHAUSENs unrichtig ist. STEUERNAGEL versucht aber dieser schwierigkeit so zu entgehen, dass er annimmt, die entstehung des buches sei folgendermassen verlaufen: vielleicht im 6. jahrhundert, jedenfalls aber vor 460 (Maleachi), sei eine schilderung der katastrophe, die Edom betroffen hat, verfasst worden (also v. 2f. 7a. 10—14), zu der später v. 5aβ. 6 hinzugefügt wurden. Dann wurde dieser text in eine prophetie umgearbeitet, als nämlich die meinung, dass

Edom seine rolle ausgespielt hätte, sich als irrig erwies. Zu dieser überarbeitung gehören v. 4. 5*. 7b. 15b. 17ff. und der zusatz v. 8f.; alle diese verse sind nach 460, aber vor 312 entstanden. Dann folgte eine zweite eschatologische überarbeitung, zu der v. 1bβ. 15a. 16. 21b gehören. Nur hier findet sich die befremdende direkte anrede an die Israeliten und nur hier ist von *kŏl haggōīīm* die rede. Diese letzte überarbeitung sei auf das konto des schlussredaktors des zwölfprophetenbuches im 3. jahrhundert zu schreiben.

Das ganze klingt an sich ziemlich überzeugend, doch ist es kaum vorstellbar, dass ein buch so entstehen könnte. Es ist die methode der pentateuchkritik, die STEUERNAGEL angewendet hat, er sucht aus dem buche das heraus, was ihm am ältesten scheint, und versucht in dem, was übriggeblieben ist, verschiedene schichten zu finden. Das schlimme dabei ist, dass der grundstock des textes keine einheit bildet, denn v. 7a und v. 10 lassen sich kaum verbinden, ebenso abrupt wäre auch der übergang zwischen v. 7a und v. 11. Dann ist es nicht klar, warum der zweite verfasser, bzw. der erste bearbeiter einen teil seiner weisheit (v. 4. 5. 7b) mit dem alten texte verschmolzen hat, den anderen v. 17ff. aber hinzugeschrieben, ebenso auch der zweite bearbeiter. Es wäre doch viel natürlicher gewesen, dass sie nur eines von beiden gemacht hätten. Ausserdem sind die bearbeitungen widerspruchsvoll, denn in v. 16 wird allen völkern der untergang angedroht, nach v. 21b ist aber das kennzeichen des eschatologischen zeitalters *lišpoṭ 'ęḏ har ʿesāṷ*. Warum v. 7a und v. 7b voneinander weggerückt sind, begründet STEUERNAGEL gar nicht, und wenn man v. 18 mit v. 4 vergleicht, so ist kaum zu verstehen, wie diese beide demselben verfasser angehören können.

KOENIG E 360 hat wegen der schwierigkeiten, die er in dem texte entdeckt hat, angenommen, dass der heutige text aus zwei verschiedenen stücken zusammengesetzt sei, zum ersten teile gehören v. 1—6.8.9* (nicht das späte *ḳęṭęl*). 10. 16a. 18. 19 (1. satz). 20 (2. hälfte), zum zweiten teile: v. 11—15. 16b. 17. 19 (teilweise). 20 (1. hälfte). 21. Diese trennung ist gut ausgedacht, denn in A. ist nur Edom objekt des strafgerichtes (aber seine vernichter sind nach v. 1ff. die heiden, nach v. 18 die Israeliten!), die reiche von Juda und Israel sollen noch bestehen. Warum Edom gerichtet wird, ist nicht

klar, denn v. 1ff. geben nach der auffassung KOENIGs auch einen anderen grund an, als v. 10. 16a. Dass ein zusammenhang zwischen diesen versen vorhanden ist, scheint doch fraglich. Ebenso fragwürdig ist teil B. Da sind sowohl die Edomiter als auch die heiden objekt des gerichtes, die beiden reiche sind schon zerstört und die zurückkommenden exulanten werden ihr gebiet einnehmen. Wenn wir beide teile vergleichen, so könnte v. 20b nur zu B gehören, jedenfalls besser als zu A, auch ist es sehr schwer einen zusammenhang zwischen v. 15b und v. 16b zu finden. Dann ist es aber ganz unvorstellbar, dass, wenn jemals zwei solche texte existiert hätten, sie so ineinander verarbeitet worden wären; dass solche verse wie z. b. v. 16 und v. 19f. aus zwei quellen stammen könnten, ohne dass der eine text dem verfasser des anderen bekannt gewesen wäre. Wenn aber dem zweiten die arbeit des ersten vorgelegen hat, dann hätte er sicher anders gehandelt, d. h. er hätte seine arbeit nicht in die arbeit des ersten eingegliedert, sondern beide teile nacheinander überliefert.

RIESSLER 147, der fast das halbe buch für randbemerkungen, kommentare, noten und belegstellen hält, glaubt, das buch setze sich aus drei grundteilen zusammen, nämlich A: v. 12—15, eine warnungsrede an die Edomiter, geschrieben vor der nahe bevorstehenden einnahme Jerusalems, B: v. 10f., eine weissagung des unterganges, weil Edom damals nicht richtig gehandelt hat, C: v. 1a. 2f. 7. 9, beschreibung des strafgerichtes, wozu dann v. 1. 4. 6. 8. 11 (!) belegstellen sind. Dann als D: die heilsweissagung v.* 16—19. 20f. Alle diese stücke sollen aber von Obadja selbst stammen, nicht jedoch die noten, für die RIESSLER wahrscheinlich v. 1b. 5. 15a. 19 teilweise. 20 hält. Ähnlich meint auch * A. R. GORDON a. a. o. 314ff., dass v. 1—14. 15b obadjanisch, v. 15a. 16f. und v. 19ff. aber nur kommentare zu dem apokalyptischen schlussverse (v. 18) sind. Warum nach RIESSLER v. 5 note ist, nicht aber v. 4, ist nicht klar, d. h. die unterscheidung zwischen noten und belegstellen ist ganz willkürlich. Und dann die sache selbst auch, denn was für einen sinn hat eine belegstelle, wenn sie von demselben verfasser stammt?

Endlich besteht nach ROBINSON 408 das buch aus einer menge von fragmenten „probably dating from different

periods (nach KP 109 aus der Zeit zwischen dem ende des VI. und der mitte des IV. jahrh.s v. Chr.), but all referring with more or less directness to Edom", nämlich v. 1—5, v. 6f., v. 8—11, v. 12—14, v. 15f., v. 17f., v. 19—21, es kann also das buch sieben verfasser gehabt haben, aber man könnte die zahl derselben noch vergrössern, denn das fragment v. 8—11 ist sicher nicht homogen. In KP 112ff. hat er eine abweichende einteilung, nämlich v. 1—4. 5. 6. 7. 8—11. 12—15. 16—18. 19—21, also acht verfasser. Von diesen stücken ist v. 1—4 vollständig (beginn des VI. jahrh.s); v. 5 ein fragment eines längeren stückes; v. 6 ein isoliertes fragment; v. 7 ebenfalls; v. 8—11 sind nachexilisch und der anfang des stückes fehlt; v. 12—15 vollständig und ebenso nachexilisch, obwohl sich der autor bemühe so zu schreiben wie es nach 586 notwendig war; v. 16—18 sind lange nach dem exil geschrieben, — ob sie zusammen ein vollständiges stück ausmachen, sagt ROBINSON nicht; v. 19—21 sind nicht einheitlich und bestehen mindestens aus zwei verschiedenen teilen, die zwar nachexilisch sind, aber nicht makkabäisch.

Jedenfalls ist es aber nicht zu verwundern, dass sich nach einem solchen haarspaltenden zersplittern des textes die katholischen erklärer (PETERS CONDAMIN THEIS ZORREL GOETTSBERGER) erst recht für berechtigt halten, das buch für eine einheit zu erklären. Aber die gründe, worauf sie sich stützen, überzeugen nicht. Die strophische gliederung CONDAMINs ist nur ein versuch, denn die beziehung der einzelnen stellen aufeinander, worauf JAEGER 13,11 PETERS 17f. und THEIS 22f. so grossen nachdruck legen, kann auch durch einen abschreiber zustande gekommen sein. Auch ist es ihnen nicht gelungen, die widersprüche harmonisierend aufzuheben: sie begnügen sich schliesslich damit zu behaupten, die widersprüche wären nicht da, nur eine fehlerhafte erklärung habe sie ausgedacht.

Deshalb glaube ich, dass vielleicht die oben s. 54f. skizzierte annahme die beste ist, denn sie löst die schwierigkeiten und kann auch metrisch, nicht so gut aber stilistisch verteidigt werden (vgl. s. 73f. 75f.). Natürlich ist auch sie nur eine vermutung, vielleicht sind bessere möglich, aber über das stadium der vermutung wird die erklärung hier nicht hinauskommen können.

§ 6. Die zuhörerschaft und der stil.

GRESSMANN M 95 hat zwischen heidenorakel und völkerorakel unterschieden, das buch Obadja gehört nach ihm zu den heidenorakeln, vgl. darüber § 12.

Ältere erklärer und vielleicht auch viele neuere scheinen sich vorgestellt zu haben, dass Obadja entweder wirklich nach Edom gegangen ist und seine prophezeiung dort vorgetragen hat (vgl. s. 36.), oder dass er sein buch nach Edom geschickt hat. Ganz klar hat sich m. w. niemand über diese frage geäussert, wie überhaupt die dogmen der erklärerschulen sehr selten niedergeschrieben, sondern immer nur stillschweigend vorausgesetzt werden. Erst in dem XIX. jahrhundert scheint die meinung aufgekommen zu sein, dass das buch ganz oder wenigstens teilweise (wenn von v. 1—9 abgesehen wird) für die Juden geschrieben sei[1]). Was die alte prophezeiung anlangt, so ist ja sicher, dass sie gegen die Edomiter gerichtet ist, aber ob diese das jemals zu hören bekommen haben, ist sehr fraglich, denn es ist ziemlich sicher, dass man in Edom nicht viel aufhebens davon gemacht hat, was der gott der Israeliten dachte oder was er augenblicklich plante. Der zweite teil handelt natürlich auch von den Edomitern, aber es ist klar, dass die zuhörerschaft des redners aus Juden bestand, denn gerade sie will ja der schlussabschnitt v. 15ff. trösten und ermutigen, wie ja auch die alten erklärer diesen teil mit „promissio evangelica“ überschrieben haben. Wenn aber der schlussabschnitt als zuhörer Juden verlangt, so muss das auch das ganze stück tun, und auch die v. 1—9 müssen, wenigstens in der heutigen fassung, ein teil der trostrede sein, obwohl sie ursprünglich nicht so gedacht waren. Angeredet wird zwar in v. 2—15 (16) Edom, bzw. alle völker, aber das ist nur eine fiktion, als zuhörer sind dennoch die kleinmütig gewordenen Juden gedacht. Um ihnen zu beweisen, dass die Edomiter keinen anteil an dem segen der messianischen zeit haben werden, ist die rede gehalten. Es wird gezeigt, dass die Edomiter gerade wegen ihrer missetaten an den Juden dieses heil verscherzt haben, denn als brüder der Israelsöhne

[1]) Z. b. ZEDDEL Vl: Jeremias nondum ausus est in Idumaeos publice invehi. Misit igitur, nomine ficto apte utens, vaticinium nostrum tanquam litteras consolatorias Judaeis afflictis.

hätten sie auch teil daran haben können. Eine solche rede war wahrscheinlich dadurch notwendig geworden, dass die Juden schwer heimgesucht worden waren, und die Edomiter sich in ihr land einzunisten begannen und den vorherigen bewohnern feindlich gesinnt waren. Sicher hat man gefürchtet, das derjenige, der ein stück judäischen landes besass, nun auch zu den Judäern gezählt werden müsse, obwohl diese neuen Judäer doch feinde waren.

Das buch enthält stilistisch betrachtet elemente aus vielen prophetischen gattungen. Es sei schon hier bemerkt, dass man kaum deshalb ebensoviele verfasser annehmen darf, als es verschiedene elemente gibt. Man kann das buch schwer anders überschreiben, als eine prophetisch gehaltene, eschatologisch aufklärende predigt. Und eine solche setzt sich natürlich aus verschiedensten elementen zusammen.

Am leichtesten abzutrennen ist zunächst v. 15ff., das ist eine beschreibung der zukünftigen tatsachen in der 3. pers. pl. Nur v. 15b und v. 16a fallen aus diesem stil heraus, denn beide reden irgendwelche personen an (*ʿāśîṯā, šəṯîṯem*), wobei der redende in v. 16a sicher Gott ist, wahrscheinlich auch in v. 15b, obwohl da auch der prophet das wort haben könnte. Das ist noch kein beweis dafür, dass v. 16a eine glosse ist, denn die glossen v. 18.20 sind stilistisch ganz einwandfrei. Es beweist natürlich auch nicht unbedingt, dass v. 15a und v. 15b umzustellen wären, obwohl es dafür immerhin als begründung unter anderen angeführt werden könnte. Ohne v. 16a ist aber v. 16b sehr leicht als eine fortsetzung des gedankens in v. 15 zu begreifen, wobei v. 15a ein als beweis zitiertes sprichwort sein mag, und so auch seine stilistische eigentümlichkeit erklärbar wäre.

v. 12—14 sind stilistisch betrachtet wieder eine einheit, zu der vielleicht auch v. 11 als einleitung zu rechnen ist, obwohl es nicht sehr gut zu dem folgenden passt. Die wahrscheinlichste annahme ist, dass dieser teil aus einem klageliede stammt. Denn es ist eine an den feind gerichtete bitte um schonung, wie es ja ähnliche bitten mit *ʾal* und jussiv auch sonst im AT gibt (Gen. 24, 56 31, 35 Jer. 13,15 14,21 Jon. 1,14). Es kann keine warnung sein, der gründe wegen, die in dem kommentare (Einleitendes zu v. 11 ff.) genannt sind, aber auch

sonst finden sich keine derartigen warnungen an fremde völker. In verboten aber würde *lo'* stehen. Dass es ganze lieder solcher art gegeben hat, ist wenig wahrscheinlich, aber vielleicht ist es ein teil aus einem solchen klageliede, in dem die unterdrückten ihr geschick beklagten und die bedrücker vielleicht sowohl demütig baten, als auch verfluchten! Der sprechende kann in dem ursprünglichen liede nicht Jahwe, sondern nur der dichter gewesen sein, der das geschick von *ša'ar 'ammī* beklagte. Sonderbar bleibt nur die litaneiartige wiederholung von *bəiōm*. Es könnte ja natürlich eine solche litanei gegeben haben (vgl. die sumerischen enemlitaneien), aber es ist auch möglich, dass der verfasser selbst in den text dieses liedes eingegriffen und ihn für seine zwecke umgestaltet hat. Weniger wahrscheinlich ist, dass er v. 12—14 selbst in einem anderen stil verfasst hat, um dadurch das ganze abwechslungsreicher und lebensvoller zu gestalten, denn dann hätte er die verbindung mit v. 11, bzw. v. 15 wohl geschickter hergestellt.

Wie im kommentare gezeigt wird, kann v. 14 sowohl mit v. 15a als auch mit v. 15b fortgesetzt werden, ebenso aber auch v. 11: und zwar ist es wahrscheinlicher, dass v. 15a die fortsetzung zu v. 11 bildet und nicht zu v. 14, der keine fortsetzung hat und, in einem ganz anderen stile verfasst, auch kaum haben kann.

Was nun v. 11 anlangt, so ist es nicht sicher, ob dieser vers allein für sich steht, oder ob er enger mit v. 10 oder mit v. 12 ff. zu verbinden ist. Diese frage ist kaum zu entscheiden, denn der vers ist vielleicht nur dazu da, um v. 10 irgendwie mit v. 12 ff. zu verknüpfen. Ebenso ist v. 10 stilistisch selbständig: es ist eine drohung, an Edom gerichtet, deren grund in v. 10a gegeben ist und in v. 11 noch näher ausgeführt wird. Dass Edom direkt angeredet wird und nicht, wie in dem schlussabschnitte, der angeredete in der dritten person erscheint, hängt wohl davon ab, dass der vorangehende abschnitt und auch der folgende beide so verfasst waren, dass der prediger davon nicht abweichen konnte, wenn er den stil bewahren wollte, während es im schlussabschnitte für ihn natürlich war zu schreiben, wie er schreiben wollte, d. h. erzählend. Vielleicht ist auch der grund massgebend gewesen, dass v. 10 f. nicht visionär sein können, weil sie auch auf vergangene tatsachen bezug nehmen, v. 15 ff. aber visionär, oder wenigstens in visionärem stile verfasst ist, weil sich das

da dargestellte erst in der zukunft erfüllen sollte. Jedenfalls kann man so den unterschied deuten.

Der übriggebliebene abschnitt v. 1—9 ist stilistisch am schwierigsten zu erklären, denn es ist eigentlich keine scheltrede, keine drohrede, aber auch kein „hohnlied" (BUNSEN VI, 483, vgl. die schule WELLHAUSENs), es finden sich elemente aus vielen gattungen. Was die überschrift anlangt, so würde *ḥāzōn* sehr gut zu v. 15 ff. passen, während *kô ʾāmar ʾăḏonāi̯ i̯ahu̯ē lᵉʾĕḏōm* vielleicht die alte überschrift zu v. 2 ff. ist. Der übrige vers wäre dann wohl als anrede an die zuhörer gedacht. Durch *šāmaʿnū* fasst sich der prediger mit ihnen zusammen und gibt dann an, worüber er sprechen will, nämlich über die alte theorie, dass Jerusalem vor dem tage Jahwes von den heiden belagert werden wird. Diese theorie ist damals aus verschiedenen gründen aktuell gewesen, und zwar, wie besonders aus dem folgenden zu ersehen ist, vor allem durch die greueltaten der Edomiter (vgl. § 12). Dann erst folgt der text, den der prophet zur grundlage seiner ausführungen macht.

v. 2 f. sind schwer in eine gattung einzuordnen, sie sind ja nur eine nennung verschiedenster tatsachen, die alle wahrscheinlich schon vor langer zeit so gewesen sind. v. 2a ist deutlich eine selbstaussage Jahwes, deren folge in der welt (vielleicht auch bei Jahwe) v. 2b ergibt, der also mit v. 2a zusammenhängt. Es ist keine drohung, denn *nəṯattīχā* ist nicht futurisch zu übersetzen, sondern nur die konstatierung einer tatsache, vielleicht, wie gewöhnlich, als einleitung zu einem scheltwort. (vgl. KOMMENTAR z. s.).

v. 3 ist dann also ein scheltwort, aber nicht ganz, denn nur *zəḏōn libbəχā hiššīʾᵉχā* gehört dazu, dann folgt aber eine beschreibung des gescholtenen in partizipien. Dagegen ist nichts zu sagen, denn die ausgewählten eigenschaften Edoms sind derart, dass sie ein solches schelten verdient haben: er lebt wie das liebe vieh und ist dennoch stolz auf ein solches leben. Vielleicht wird diese partizipiale ausdrucksweise schon durch *bāzūi̯* in v. 2 vorbereitet. Jedenfalls kann man v. 3b nicht ohne weiteres streichen, obwohl *mərōm šiβtō* inhaltlich betrachtet gar nicht notwendig wäre und die einführung Edoms als des sprechenden nicht gerade passend in der rede Jahwes ist, aber *šoχənī βəḥaɣu̯ê sᵉla'* ist dennoch notwendig, und deshalb kann auch der übriggebliebene teil echt sein.

Verdächtig bleibt er aber immerhin, besonders wenn man ihn wieder mit v. 4f. vergleicht. Und gerade weil er da ist, hat man das gefühl, dass hier nicht mehr Jahwe, sondern der prophet spricht, bzw. der prediger, der aus v. 2 seine folgerungen auf das verhalten der damaligen Edomiter gezogen hat.

v. 4 ist ein drohwort und deshalb sehr ähnlich dem 8. verse, während dagegen v. 5—7.9 nur die einzelnen momente ausmalen. Deshalb könnte man sagen, dass sowohl v. 4 als auch v. 8 das thema angeben, das dann durch beispiele erläutert wird. Obwohl es scheint, dass zwischen v. 4 und v. 5 keine logische verbindung möglich ist, ist das eben nur schein (vgl. im KOMMENTARE z. s.) und v. 9 ist wahrscheinlich nur eine folge aus v. 8. Natürlich könnte man sowohl v. 4 als auch v. 8 als stilistisch von v. 5—7.9 abweichend streichen, denn an sich betrachtet sind sie ja völlig entbehrlich. Doch sind beide nicht ganz auf die gleiche stufe zu setzen, denn in v. 8 sagt Jahwe, was er tun wird, ohne dass von Edoms verhalten etwas gesagt wäre, während in v. 4 zuerst eine handlung Edoms vorausgesetzt wird, worauf dann Jahwe stellung dazu nimmt. Was die streichung von v. 4 anlangt, so könnte man meinen, dass *nə'um ịahuẹ̄* eine zitationsformel ist (KOMMENTAR z. s.), und bei v. 8 könnte man sich ebenso auf *baịiōm hahū'* berufen. Natürlich ist v. 8 verdächtiger als v. 4. Aber wenn man auf den stil achtet, so muss man auch v. 6.7bβ streichen, denn da wird von Edom in dritter person gesprochen. Es würde also als wirklich sicherer text nur v. 2. 3*. 5. 7abα. (9) übrigbleiben. Man kann nicht sagen, dass dieser text sinnlos wäre, aber andrerseits ist es ziemlich sicher, dass der prediger denselben text vor sich gehabt hat wie wir (vgl. KOMMENTAR zu v. 10). Wer dann diese verse [v. 3 *(mərōm-'ārẹṣ)* 4. 6. 8. (9)] hinzugefügt hat, bleibt fraglich. Jedenfalls stammen sie aber nicht aus einer anderen quelle, denn sie geben keinen in sich zusammenhängenden text. Ausserdem ist es ja fraglich, welche art des redens dann die ursprüngliche gewesen ist, ob die von v. 2. 3*. 5. 7abα. (9) oder die andere. Man könnte sagen, dass eine frühere drohung im stile einer beschreibung überarbeitet wurde. Aber auch das umgekehrte ist möglich. Und schliesslich ist es gar nicht sicher, dass der verfasser nicht so hätte schreiben können, denn drohen kann man z. b. auch so wie in Jes. 7, 18f., und die beschreibung dessen, was die erfüllung

der drohung bringt, gehört ja eigentlich auch dazu. Nur ist es dann etwas auffällig, dass in v. 8 noch eine drohung steht. Diese ist auch ganz anderer art, und gerade das macht sie verdächtig. V. 9 bleibt ebenso zweifelhaft, denn er ist wohl keine gute fortsetzung von v. 7b*α* und der schluss ist stilistisch so holperig, dass man versucht ist, an eine abkürzung von seiten des predigers zu denken. Jedenfalls kann v. 9a nicht der schluss der alten weissagung gewesen sein, und die fortsetzung von v. 9a ist v. 10 wohl kaum, obwohl der übergang nicht ganz abrupt wäre. Ich fühle mich nicht in der lage hier eine entscheidung zu treffen.

Dann bleibt noch die frage übrig, ob das buch eine rede, oder zum lesen bestimmt ist. Schon früher ist angenommen worden, dass diese gedanken wirklich einer gemeinde von zuhörern vorgetragen wurden. Dagegen sagt z. b. HALLER J 257, dass Tritojesaja, Maleachi, Joel, Habakkuk, Deuterozacharja und Obadja nur schriftsteller gewesen seien und dass ihnen der zwang zur prägnanz gefehlt hätte, den die volksrede, mit sich bringt. Das ist eben nur eine schulmässige anschauung, denn z. b. nach LINDBLOM 15 ist kein auf uns gekommenes schriftstück prophetischer art eine öffentliche rede, sondern nur im mittelalterlichen sinne des wortes eine revelation. Auch eine echte rede kann manchmal eine art reflexion sein (DUERR WuW 33), so dass keine behauptung hier auf richtigkeit anspruch machen darf. Doch scheint es mir, dass wir hier wirklich hinweise darauf besitzen, dass das buch eine rede gewesen ist. Erstens weist doch *šəmūʿâ šāmaʿnū* wohl darauf hin, dass wir es hier mit zuhörern und nicht mit lesern zu tun haben, obwohl natürlich laut gelesen wurde. Wenn *šəmaʿ jiśrāʾel* gesagt wird, so setzt man doch zuhörende voraus, und ebenso hier. Selbstverständlich ist aber die behauptung nicht absolut unwiderleglich, wenn jedoch leser vorausgesetzt wären, so hätte der verfasser wohl ein anderes wort an stelle von *šāmaʿ* gebraucht. Dann ist seine arbeit so aufgebaut, wie es bei einer rede natürlicher ist, als bei einer abhandlung: er verwendet einen alten, vielleicht sehr bekannten text und versucht den dann so zu erklären, wie die damalige historische lage es erforderte, er modernisiert also einen text mit ebensoviel glück wie die heutigen prediger. Dass er selbst seine rede *ḥāzōn* genannt habe, ist

fraglich, denn wenn auch *ḥāzōn* in dem sinne von „revelatio" zu verstehen wäre, so kann dies immerhin nur auf v. 10. 15ff. bezogen werden. Er begann vielleicht mit *kô 'āmar iahuē* und machte dann eine zwischenbemerkung, wie das auch im modernen predigtstil vorkommt, oder es ist *kô 'āmar* die ursprüngliche einleitung des alten textes.

Man könnte nun eine dreifache frage aufstellen: ist das buch das konzept des redners, ist es eine nachschrift seiner gehaltenen rede von ihm selbst oder ist es die nachschrift eines anderen. Keine von diesen möglichkeiten lässt sich abweisen, aber auch keine beweisen. Ich persönlich glaube, dass es doch wohl nur eine nachschrift ist und dass kein prophet „sein" buch geschrieben hat. Denn wenn schon der priestersohn Jeremia sein buch von einem anderen aufschreiben liess, so sicher auch die anderen, die wohl des schreibens unkundig waren. Die abschnitte, wo die propheten „ich" sagen, sprechen nicht dagegen. Wahrscheinlich hat es eine überliefererschule gegeben, die alles in ichform weitergab. Obwohl die Israeliten sicher ein besseres gedächtnis hatten als wir, so sind möglicherweise doch allerlei stilistische fehler auf das konto des schreibers zu setzen. Ob aber alle, ist fraglich, denn es gibt auch mittelmässige redner, deren reden aufbewahrt werden, und ein leuchtender stern unter seinen genossen ist Obadja sicher nicht gewesen.

In der älteren zeit war nur die kleinheit des buches ein problem. Man entschuldigte dies aber mit der bemerkung, dass die gedanken, die es enthält, um so tiefer seien [HIERONYMUS 1100 ISIDORUS (SL LXXXIII, 171): „inter omnes prophetas brevior numero verborum, sed gratia mysteriorum aequalis", genau ebenso auch RABANUS MAURUS (SL CXI, 116), HUGO 371: „sermone simplex et sensu multiplex; rarus in verbis sed copiosus in sententiis", SANCTIUS 749 STARKE 290], und noch HESSELBERG 126 sagt, dass man gerade das gefühl hätte, dass das buch nur ein bruchstück aus einer längeren weissagung sei, oder wie JOHANNES 4 das buch nennt: ein auszug ... oder eine zusammenfassung. Auch die evangelischen erklärer sprechen von der nützlichkeit des buches (LAMBERTUS 91b: „sufficit fidelibus, quod propheta fuerit et verbum Domini habuerit", OECOLAMPADIUS 120 GALLGEN 382 MERCERUS 369). Erst STARKE 290 scheint das buch ästhe-

tisch zu beurteilen: die worte seien rein, deutlich und durchdringend, die sachen in schöner ordnung miteinander verknüpft und nachdrückliche redensarten, wie in v. 3a. 4b. 7b. 17b. 18, seien zu finden. Dann führt EICHHORN E III, 262 f. folgende momente als charakteristisch an: häufiger gebrauch der fragen (v. 5. 8f.), der ausruf (v. 5. 6f.), der wechsel der personen (v. 3. 7), die gewohnheit, dieselbe idee mit verschiedenen worten und zuweilen von mehreren seiten her auszudrücken (v. 11—14. 17—21). Aber diese mannigfaltigkeit soll mehr nachahmung „als Ausfluss aus dem Geiste des Propheten sein". Er sei mehr gedehnt, spielend und geschwätzig (vgl. LEUN 97) als gross und stark, zuweilen hasche er bloss nach phrasen (v. 11—14), selbst das fragen und exklamieren sei nicht überall natürlich. Aber dichtertalent hätte er und was an ihm missfalle, sei bloss die folge des späten zeitalters, in dem er lebte. Die darstellung in v. 17—21 soll kühn und mit viel dichtergeist entworfen sein.

Vgl. dagegen WILDEBOER 303 CORNILL [3.4] 185, denen v. 1—9 literarisch viel höher steht als v. 10—21, oder REUSS 473 BAUDISSIN 517 CHEYNE EB 3458, denen zufolge v. 15—21 schwach, prosaisch, voll von gesuchten benennungen und unklaren anspielungen wären. Es ist wohl bei der aussage von SELBIE 579 (gegen BUNSEN VI, 484) zu verbleiben, dass „it cannot be said that the diction of the postexilic portion shows any marked lateness as compared with v. 1—10", und THEINER 149 hat sicher recht zu sagen, dass v. 17—21 im ganzen genommen schön wären, nur müssen die glossen ausgeschieden werden, und es muss auch daran gedacht werden, dass solche aufzählungen wie v. 19 für den Hebräer wohl einen grösseren zauber besassen als für uns, denn der name eines landes war für sie kein leeres wort.

EICHHORN sagt weiter, dass besonders das bild des unüberwindlichen landes in v. 3f. gut gezeichnet sei (ebenso THEINER 159), die mischung des eigentlichen und des figürlichen ausdruckes in *šōðəðê laʻîlâ* und die fortsetzung des bildes von den dieben (v. 6) sei elegant. Im allgemeinen sei Obadja im ausdrucke rascher und feuriger als Jeremia (ähnliches sagt auch JAHN 515, vgl. THEINER 149 HAEVERNICK 328). Aber ebenso wie EICHHORN meinen auch LEUN 97 JAHN 515 THEINER 149 CB 269, dass Obadja dem vortrage der älteren propheten nicht gleichkomme, weil er zu wortreich sei (THEINER 149), es seien zuviel rhetorische fragen da, die deshalb einen gehäuften eindruck machten (JAHN 515 THEINER 149 DAVIDSON 267 CB 269), und dass diese fragen bisweilen

(besonders in v. 8) nicht ganz ungezwungen angebracht seien (JAHN 515 THEINER 149).

Manche erklärer loben ihn mehr. So wird von der reinen klassischen sprache gesprochen, die er schreibe (KNOBEL 327 HAEVERNICK 322 SCHEGG 365 CB 269 VATKE 684 PETERS 56), von den alten, eigentümlichen, hochpoetischen ausdrücken wie *haγγê sela', niβ'ū, māzōr, ketel, lūă', tišlahnâ* usw. (vgl. unten s. 83), seine sprache sei lapidar (HALLER RGG^2 613) oder knapp (HAEVERNICK 322 PETERS 56 BAUDISSIN 517), kühn und schwierig (HAEVERNICK 322 PETERS 56). Oder die sprache sei „tolerably pure and the style vigorous" (DAVIDSON 267, vgl. HOLZHEY 186: „Stil einfach, nicht ohne Lebendigkeit und Kraft", SCHEGG 365 HORNE 866: „composed with much beauty", KAUTZSCH 119: „ . . . kräftig, gedrungen, fast hart"). Deshalb könne man ihn Amos an die seite stellen (PETERS 56), da ja nichts von dem gedehnten, breiten stile der späteren propheten vorhanden sei (HAEVERNICK 322 PETERS 56). Wohl das höchste lob ist ihm von UMBREIT 190 BEWER 13 zuteil geworden. Der erstere sagt, dass die rede des propheten wie aus felsenklüften töne, sein wort sei hart und rauh, keine blüte des ausdrucks sei zu finden (vgl. aber unten KNOBEL u. a.), kein schmuck durch bildliche darstellung, es scheine, als ob Obadja seine weissagung in das gestein von Sela eingehauen hätte; BEWER spricht von „strong way of putting things, impassioned warnings throbbing with anger and sorrow, made all aglow by a wonderfully vivid imagination". Im einzelnen spricht man meistens von den bildern, die er braucht. Die sind kühn (KNOBEL 327), „striking" (CB 269 BEWER 13) oder die herrlichsten (PETERS 189), mit den rhetorischen fragen sei auch alles in ordnung (BEWER 13). Auch PETERS 56f. vermag sich nicht zurückzuhalten mit den lobenden aussagen: der reiche inhalt sei nur änigmatisch angedeutet, durch die einfachheit sei das erhabenste pathos und seltene lebendigkeit gewonnen (vgl. KNOBEL 327 HOLZHEY 186), die plastische anschaulichkeit (vgl. KNOBEL 327 BEWER 13) sei zu bewundern, der parallelismus sei nicht immer, aber dennoch manchmal mit akribie durchgeführt und ungesucht finde er reime (v. 7. 12—14)! Das letzte ist wohl das höchste lob, das ein europäischer kritiker einem dichter erteilen kann, aber nach einem solchen hätte der verfasser kaum verlangen gehabt.

Es gibt natürlich auch erklärer, die ganz entgegengesetzte behauptungen für richtig halten. EICHHORN und seine genossen sind ziemlich kritisch gewesen, noch mehr sind es KUENEN 351 RIEHM 135, nach denen das buch als literarisches erzeugnis nicht sehr hoch stehe, der ton sei matt und zeuge nicht von begeisterung, weil der verfasser zu sehr nachahmer sei, meist nichts originelles gebe und wo er einmal eigenes bringe, da sei er schwach und langweilig. Die vernichtendsten urteile über das buch haben HITZIG 155 BUDDE S 62 gegeben. Nach dem ersteren sind v. 9f. matt, v. 12ff. hinken auf krücken, weil ihr schreiber sich nur mit mühe auf dem willkürlich eingenommenen standpunkt behaupte, das dreimalige *bəyōm ʾēḏō* sei schlecht [PLUM 16 (auch gegen *yōm* überhaupt und die wiederholung von *ṣārā*), ebenso KUENEN 252 SIEVERS 48; nach EWALD 402 steht es aber des nachdruckes wegen und nach anderen (vgl. KOMMENTAR z. s.) ist diese wiederholung wirkungsvoll und schön], ebenso das fünfmalige *har ʿeṣāw*, das zuletzt noch in einem schiefen gegensatz zu *har ṣiyyōn* stehe. v. 11f. lasse die feste haltung, v. 7. 16. 21 die wünschenswerte klarheit vermissen. Über BUDDE vgl. schon s. 63 f. Was er von der grossen mühe spricht, die die zusammenstellung des winzigen, aber notwendigen buches gemacht hätte, wäre besser ungesagt geblieben, denn wieviel mühe sich der verfasser gemacht hat, können wir doch gar nicht beurteilen. Dass das büchlein eine geringe arbeit sei (L 214), mag wahr sein, aber wir haben noch wertlosere texte; v. 10ff. jedenfalls sind nicht so hölzern, wie BUDDE meint, und Hes. 25. 35 z. b. sind viel inhaltsloser. JOHANNES 11 sagt, Obadja hätte keinen einzigen selbständigen gedanken, aber darin (wenn es überhaupt richtig ist, denn wir wissen ja nicht, ob sein buch aus „lesefrüchten“ bestehe) sind ihm sicher viele andere zuvorgekommen.

Nach KUENEN 352 CORNILL 178 3.4 185 (zur begründung ihrer Urobadjahypothese) ist der übergang von v. 9 zu v. 10 schlecht, ebenso die wiederholung von *ʾal tereṣ* (v. 12f.), das mehrfache *yāraš* in v. 17. 19f. In v. 15—21 sei kein fortgang und keine verknüpfung der geschehnisse aufzufinden, auch *lišpoṭ* in v. 21 wirke befremdend. Gegen die behauptung, dass die sprache des buches alt sei, weist man gewöhnlich (KOENIG E 360 SELBIE 580 HOONACKER 286) auf *ḳeṭel* in

v. 9, bzw. auf *niβʿū* in v. 6 hin (vgl. ḲIMḤĪ dazu), die aramäisierend wären (zu dieser behauptung vgl. KOMMENTAR zu *niβʿū*).

Wenn man nun diese aussagen nebeneinander stellt, so sieht man gleich, dass der ausgangspunkt der ästhetischen beurteilung von aussen hergenommen ist, sei es aus der zeit, in der das buch entstand, oder aus dem verhältnis zu anderen prophetischen schriften. Jedenfalls kann man, wenn nur die meinungen der gelehrten, die massgebend sind, betrachtet werden, kaum mit BAUER E 463 sagen, dass der verfasser in dem buche von seinem dichtertalent eine glückliche probe gegeben hätte. Die voraussetzungen sind natürlich falsch, denn ein altes buch braucht künstlerisch nicht besser zu sein als ein junges, und auch ein redaktor schreibt nicht immer unsinniges und wertloses zeug. Ausserdem sind die massstäbe, mit denen gemessen wird, die europäischen, und der orientale würde sie kaum anerkennen.

Nach meiner unmassgeblichen ansicht sind beide parteien über das ziel weit hinausgegangen. Es ist wahr, dass das buch nicht wuchtig und begeistert ist, die sätze sind kraftlos und reflektierend, die hoffnungen, die nach HALLER von wirklichkeitssinn zeugen (RGG² 613, vgl. EINLEITUNG § 12), sind eben deshalb kleinlich, engbegrenzt und schwach. Aber das darf nicht als fehler des propheten oder seines zeitalters erklärt werden, denn der prophet ist schliesslich auch ein mensch (was aber leider nicht allgemein anerkannt wird). Es gibt verschiedene arten von menschen, und die propheten brauchen nicht immer die zu sein, die die grösstmögliche kraft der gestaltung besitzen. Wenn Obadja nach 586 geschrieben hat, so muss man sich wundern, dass er seine gedanken überhaupt so ausdrücken konnte. Er spricht nur von tatsachen, aber obwohl er dabei ziemlich kalt und ruhig verfährt, fühlt man doch, dass seine neue erkenntnis ihm tröstend ist. Er ist nicht weinerlich sentimental, aber lechzt auch nicht nach rache. Er weiss: Gott wird alles, was die Edomiter getan haben, bald rächen, nicht das jüdische volk; er weiss, dass es seinen volksgenossen einmal und bald wieder besser gehen wird, aber er hegt keine phantastischen hoffnungen in bezug auf die spätere zeit, sondern denkt einfach und schlicht, dass mit der zeit dieser welt alles bald zu ende sein wird, denn die zeichen zeigen es. In einer solchen

notzeit, in der wohl die einen übervoll von hass und zorn und die anderen durch das unglück völlig apathisch geworden waren, muss es als ausdruck einer grossen inneren überlegenheit angesehen werden, wenn ein mensch noch in der lage war, solche worte zu finden.

Da das buch kleiner ist als andere prophetische bücher, fallen die fehler und die eigentümlichkeiten mehr ins auge als bei jenen. *ḳeṭel* und *bāʿâ* können aramaisierend sein, aber das beweist nicht, dass das buch erst in der späteren persischen zeit geschrieben werden konnte, denn schon MEYER 491 sagt, dass „gar manche der sog. Aramaismen im Hebräischen uralt sind". Ausserdem braucht er ja daneben auch wirklich seltene, vielleicht sehr alte ausdrücke wie *ʿolelōθ*, *noχer*, *peręḳ*, *ʿāmaδ minneγeδ*, *bên hakkōχāβīm* usw., aber daraus lässt sich natürlich nicht folgern, dass er in ganz alter zeit gelebt habe[1]). Wohl keiner würde die fragen und

[1]) Was die sprachliche eigenart des buches anlangt, so ist zu sagen, dass es sehr selbständig ist. Es kommen z. b. drei hapaxlegomena vor, während in dem über dreimal so grossen buche Maleachi sich nur vier finden (BULMERINCQ I, 427). Diese drei sind:

nŏχrō v. 12, vgl. aber *neχer* Hi. 31, 3, vielleicht ein fehler,
maṣpūnāu v. 6, sehr unsicherer bedeutung,
miḳḳāṭel v. 9, das verbum noch Hi. 13, 15 24, 14 Ps. 139, 19.

An dislegomena gibt es nur ein einziges, aber auch *boṣərīm* und *bəḥayu̯ê* können hierher gehören:

happeręḳ v. 14: noch Nah. 3, 1.

Trislegomena:

boṣərīm v. 5: sg. Jer. 6, 9 (pl. Jer. 49, 9),
bəḥayu̯ê v. 3: Ct. 2, 14 (Jer. 49, 16),
ʿaddū v. 11: Jo. 4, 3 Nah. 3, 10,
morāšêhem v. 17: Hi. 17, 11, sg. Jes. 14, 23,
lāʿū v. 16: Hi. 6, 3 Pr. 20, 25 (Hi. 39, 30?),
māzōr v. 7: Hos. 5, 13 Jer. 30, 13.

Als morphologisches sondergut kommt in betracht:

u̯aʾăχālūm v. 18 (vgl. *ʾăχālūm* Jer. 50, 7),
taγdīl v. 12,
gəmulaχā v. 15,
dālaḳū v. 18,
niδmêθâ v. 5 (l. *niδməθâ*),
bəḥêlō v. 13,
neḥpəšū v. 6, ni*φ*ʿal nur hier, ebenso wäre es, wenn *neḥšəφū* gelesen wird,
u̯əniχrattā v. 10, auch *niχrattā* kommt nicht sonst vor,
hiššīʾeχā v. 3 und *hiššīʾūχā* v. 7,

ausrufe so hervorheben, wenn das buch länger wäre und die gedanken breit ausgeführt wären, denn dann wären sie gar nicht auffallend. Der wechsel der angeredeten und redenden personen ist kein fehler, aber auch keine eigentümlichkeit der obadjanischen schreibweise (vgl. KOMMENTAR zu v. 6). Welche gründe diese sonderbarkeit haben könnte, ist eine andere frage, die affektiertheit des sprechenden (AUGUSTI 330) ist kaum der grund, sondern entweder kommt es dadurch, dass der verfasser die leute, die er angeblich anredet, schliesslich

---

tasger v. 14,
ʔəʿālū v. 20,
pəlīṭāʔ v. 14,
šəβōθ v. 11,
ṣəδē ʾeφraṭim v. 20,
šoδəδê v. 5.

Nur einmal noch begegnen folgende formen:
bāzūṭ v. 2: (Jer. 49, 15) vgl. Ps. 22, 7 Koh. 9, 16,
taγbīăh v. 4: (Jer, 49, 16),
hiγdīl pē v. 12: Hes. 35, 13,
zəδōn v. 3: (Jer. 49, 16),
ʾōrīδəχā v. 4: (Jer. 49, 16),
šiβtō v. 3: Ps. 33, 14,
mōšiʿīm v. 21: Neh. 9, 27, sonst immer sg.,
ḳinneχā v. 4: Num. 24, 21 (Jer. 49, 16),
ləḳaš v. 18: Hi. 41, 20,
ṣərīδāʔ v. 14: Hi. 27, 15,
šəθīθem v. 16: Dt. 29, 5.

Nur zweimal noch begegnen folgende formen:
hiγbīăh v. 4: ohne objekt Hi. 5, 7 39, 27,
ʔāδâ γōrāl v. 11: Jo. 4, 3 Nah. 3, 10,
daʔʔām v. 5; Ex. 36, 7 (Jer. 49, 9),
meḥămas v. 10: Hes. 12, 19 Jo. 4, 19,
ʔəḥattū v. 9: Jes. 20, 5 31, 9,
təχassəχā v. 10: Hi. 22, 11 38, 34 (*kissâ βūšâ* noch Mi. 7, 10),
(ʔə)nāḳūmâ v. 1: Gen. 35, 3 43, 8,
bərāʿāθō v. 13: Pr. 14, 32 Koh. 7, 15,
tiṣmaḥ v. 12: Hos. 9, 1 Pr. 24, 17,
šullāḥ v. 1: Jdc. 5, 15 Hi. 18, 8,
šaʿar ʿammī v. 13: Ru. 3, 11 Mi. 1, 9.

Das sonderbarste dieser rein mechanischen zusammenstellung ist, dass in Hi 9 mal, in Pr und Jes 3 mal, in Jer Hes Hos Mi Nah Gen 2 mal ähnliche formen vorkommen, daraus kann aber kaum gefolgert werden, dass der verfasser ein weisheitslehrer wie vielleicht der verfasser des buches Hiob gewesen ist.

nicht mehr anredet, oder hängt es mit irgendwelcher höflichen redeweise zusammen, dass man nicht immer „du" sagen konnte. Was das sieben- bzw. achtmalige *bəi̯ōm* in v. 11ff. anlangt, ebenso das dreimalige *'êð*, so ist es nicht zu verwundern, dass die Europäer für die grösse der eintönigkeit kein verständnis besitzen: schon die von der hellenistischen bildung angesteckten Juden haben es nicht mehr besessen, denn sie brauchen verschiedene wörter für *'êð* und für *bəi̯ōm* (manchmal den singular, manchmal aber den plural). Dass *'al terę̆'* zweimal dasteht, ist die schuld des glossators, ebenso ist das mehrfache *har 'eṣāu̯* nicht immer ursprünglich und nicht so auffällig, ausserdem muss ja die hauptsache des buches nachdrücklicher betont werden als alles andere. Wir können auch über solche fragen kaum sichere urteile abgeben, weil der Hebräer in diesen stilistischen dingen bestimmt anders empfunden hat als wir. Genau dasselbe ist zu dem öfters (v. 17. 19. 20) vorkommenden *i̯āraš* zu sagen. Dass die urteile über v. 15—21 so geteilt sind, kann kaum wundernehmen: auch hier können die Europäer nicht richtig urteilen, weil der teil eschatologisch ist. Wenn die glossen ausgeschieden sind, so hat der text auch einen zeitlichen und gedanklichen fortgang. Aber das, was sich erst zukünftig ereignen soll, muss immer ziemlich unklar dargestellt werden, denn ganz sicher ist sich ja niemand, wie sich die geschichte zeigen wird. Wenn es jedoch ein traditionelles bild der vorgänge der letzten zeit gegeben hat, so brauchte auch der verfasser nicht alles zu sagen, sondern er konnte sich mit der nennung einiger einzelheiten begnügen, da ja dadurch das volk gleich wusste, was er sagen wollte. Uns bleiben aber deshalb die anspielungen immer irgendwie unklar, weil wir nicht wissen, was wir noch in die wörter hineindenken sollen und was zwischen den zeilen zu lesen ist. Dass der eschatologische teil des buches prosaischer sei als die anderen, kann unmöglich gesagt werden, aber er behandelt etwas völlig anderes und muss deshalb auch eine verschiedene ausdrucksweise haben. Ausserdem ist er viel kürzer als sonstige schilderungen der letzten zeiten und muss schon deshalb schematischer wirken, denn gerade die nebenzüge machen solche prophezeiungen interessant, dort hingegen, wo nur die hauptsachen genannt sind, muss alles anders gestaltet sein.

Was die bilderfrage anlangt, so muss ich UMBREIT beistimmen, denn nur in v. 4f. 16. (18) könnte man von bildern sprechen. Ob diese herrlicher sind als sonstige alttestamentliche bilder, ist schwer zu sagen, obwohl es sich eigentlich ja nur um v. 4f. handelt, da die bilder von v. 16. (18) auch sonst gebräuchlich sind. Jedenfalls sind sie aber gut und nicht gesucht.

Dass Obadja zu wortreich sei, ist nicht richtig. Wenn er ein für uns interessanteres thema behandelt hätte, so würden alle sagen, dass er sich zu knapp und kaum verständlich ausdrücke. Beispielsweise sei auf die beschreibung v. 11ff. hingewiesen: da werden ausdrücke gebraucht, in die sich alles mögliche hineinlesen lässt und von denen man nicht weiss, was sie eigentlich besagen wollen, ob die völlige vernichtung Jerusalems oder nicht. Wenn er mehr worte gebraucht hätte, so wäre er auch uns verständlich. Für seine zeitgenossen war das, was er sagte, vollkommen ausreichend.

Die behauptungen von KUENEN, HITZIG u. a. sind vollkommen subjektiv. Der übergang von v. 9 zu v. 10 kommt allerdings etwas zu plötzlich, aber es lässt sich erklären, weshalb es so ist (vgl. s. 54). Ebenso vermag ich von den krücken nichts zu sehen, auf denen der verfasser in v. 12ff. hinken soll. Dass die nähte in seiner arbeit erkennbar sind, zeigt nicht, dass er seinem stoffe nicht gewachsen war, denn solche nähte lassen sich ja immer aufdecken, und sogar an viel undurchsichtigeren stellen; vielleicht hat der verfasser auch gar nicht die absicht gehabt, sie zu verdecken.

Aber alles in allem: es ist nicht das beste prophetische buch, es ist wirklich matt und glanzlos und steht auf einer mittelstufe zwischen der prophetie und der späteren art der gebetspredigt. Doch es steht hoch über solchen werken wie z. b. das buch Haggai. Obadja sieht viel weiter und bleibt nicht bei dem augenblicklichen stehen. Er hofft auf etwas, Haggai aber deklariert, dass es so ist. Mit anderen worten: es lebt in ihm noch der geist der alten propheten. Wenn er unmögliches behauptet und das kaum glaubliche erwartet, so zweifelt er daran nicht und macht keinen versuch, allerlei zweifel in nebensätzen zu erledigen. Aber sicher führt der weg von ihm wohl geradeaus zu Haggai und den anderen nachexilischen propheten.

§ 7. Das verhältnis des buches zu den anderen büchern des AT.

In der zeit der orthodoxie wurden die gar nicht seltenen ähnlichen stellen bei den propheten damit erklärt, dass der heilige Geist den propheten gleiche dinge eingab (WELS D 409, vgl. CARPZOV, Introductio, pars III c. 10, p. 338 (nach STARKE 292), nach denen Obadja sehr richtig *me'eḏ ʾiahuẹ̄* sagt, da die ähnlichkeit mit den anderen propheten beweise, „dass eben derselbe Geist, durch welche diese propheten geschrieben haben, auch den Obadiam unterwiesen und erfüllt habe"). Wozu der heilige Geist solche ziemlich unwichtige aussagen öfters wiederholt hat, darüber sind m. w. keine aussprüche zu uns gekommen.

Wenn aber irgendwelche prophetische bücher schriftlich vorhanden waren, so war es natürlich, dass andere propheten, die des lesens kundig waren, sie auch lasen. Andrerseits, wenn es sozusagen eine mündliche prophetische tradition gegeben hat, so war diese natürlich auch den propheten bekannt. Und obwohl der diebstahl der worte Jahves streng verurteilt wurde (Jer. 23, 30), so zeigt dieser ausspruch doch, dass so etwas vorkam. Gegen eine solche „benutzung" des anderen propheten ist auch von dem christlich-dogmatischen standpunkt aus nichts zu sagen, weil ja doch alle solchen „gestohlenen" sprüche auch worte Jahves sind. Nicht zu entschuldigen ist nur, dass die diebe sich nun auch als propheten gebärdeten. Aber besonders an den notorisch späten stellen sind die ähnlichkeiten inhaltlich und stilistisch so gross, dass man sie gern einem redaktor oder einer redaktorenschule zuschreiben möchte, denn nur aus anlehnung lassen sich solche sachen nicht erklären. Wenn jedoch schon ein so grosser prophet wie Jeremia sich gern an Hosea anlehnt, um wieviel mehr mögen das dann die kleineren getan haben. Ob sie immer schriftliche quellen besessen haben, ist fraglich, aber manchmal scheint es allerdings so gewesen zu sein.

Für besonders wichtig wird diese benutzung deshalb gehalten, weil man glaubte, dadurch die zeit der einzelner propheten näher bestimmen zu können. Aber die lage ist trotzdem so, dass wir wohl niemals mit sicherheit sagen können, welcher

von den zweien, bzw. mehreren, bei denen der gleiche text vorkommt, der ältere sei. Die kriterien, nach denen entschieden werden soll, sind alle unsicher. Man hat gesagt: 1. Dass die schwerer verständliche sprache die ältere sei. Aber das trifft nicht zu, denn Amos ist z. b. viel leichter verständlich als Jesaja und Hiob schwerer als Hesekiel, obwohl Hiob nach der gewöhnlichen auffassung jünger ist. 2. Dass in dem urtext die gedanken besser geordnet seien, als in dem nachgeahmten. Aber dann muss man annehmen, dass die welt immer verständnisloser geworden ist; auch ist es ganz geschmackssache, welche ordnung man für die bessere hält, denn irgendeine ordnung haben schliesslich ja beide texte. 3. Dass der jüngere umgearbeitete text wortreicher sei als der alte, ursprüngliche. Aber obwohl das im allgemeinen richtig sein kann, folgt daraus doch nichts sicheres für den einzelnen fall. Denn man kann auch von einem langen texte ein ziemlich kurzes referat anfertigen, worin manchmal natürlich nur das enthalten ist, was demjenigen, der die abschrift macht, wichtig erscheint, nicht aber dem verfasser selbst [1]). 4. Dass es einen unterschied zwischen einem älteren und einem jüngeren stil gebe. Aber in der hebräischen literatur haben wir es nur mit dem persönlichen stil des verfassers zu tun, nicht mit dem einer bestimmten periode. Zwischen Amos und Jesaja liegen nur etwa zwanzig Jahre, aber dennoch sind sie einander nicht ähnlicher als z. b. Micha und Jeremia. Die einzig mögliche methode bleibt, dass man von fall zu fall abwägt, was wahrscheinlicher ist. Man könnte dabei hauptsächlich sein augenmerk darauf richten, ob der gedanke bei den verschiedenen verfassern in derselben phase der entwicklung begegnet oder nicht, und welche von ihnen wohl die ältere ist. Aber ganz zu trauen ist auch dieser methode nicht, denn es gibt immer im wachstum zurückgebliebene blätter, zweige und äste. In manchen fällen ist die entscheidung viel leichter, besonders da, wo ein verfasser

[1]) Vgl. zu allen diesen drei punkten die behauptung von KLEINERT 2: „Wider alle Hermeneutik aber ist es, zu meinen, daß ein Späterer bei mittlerweile geklärter Situation die klare Sprache des Älteren noch mehr verdunkelt hätte; wogegen es eine häufige und begreifliche Erscheinung ist, daß die dunkle Weissagung der Vorzeit dem Späteren, der zugleich der Rede hoch erfahren ist, unter der Hand flüssiger und klarer wird."

teils den anderen abschreibt und teils selbst etwas hinzufügt; da aber, wo nur derselbe gedanke oder dieselbe redewendung vorkommt, ist die entscheidung meistens unmöglich.

Bisher ist Obadja nur mit Jeremia, Joel, Amos und Hesekiel verglichen worden, weil Jer. 49, 7—22 teilweise einen paralleltext zu Ob. 1—8 (?) bietet und weil sich auch sonst in dem buche anklänge an Jeremia konstatieren lassen, mit Joel, weil sich in v. 15—21 manche berührungspunkte mit Joel ergeben, ebenso lassen sich auch ähnlichkeiten mit Amos (weniger mit Hesekiel) finden. Ich habe auch einige stellen aus den anderen prophetenschriften hinzugefügt, wo sich anklänge finden, um zu zeigen, wie unmöglich es ist, dass ein prophet alle jene stellen ausgebeutet hat, denn aus sieben büchern kann man wohl eine hoch eingeschätzte zwölfprophetenexegese zusammenschreiben, aber kein prophetisches buch.

Die erklärer des Obadja legen den hauptnachdruck auf das verhältnis des Obadja zu Jeremia. Es zeigt sich dabei, dass man aus denselben tatsachen ebensowohl bewiesen hat, dass Obadja dem Jeremia als vorlage gedient hat, als auch das gegenteil. Viele erklärer haben sich überhaupt nicht die mühe genommen, beide texte zu vergleichen, sondern behaupten nur das, was aus ihren sonstigen annahmen logisch folgen muss. Da Obadja nach einigen der älteste prophet ist, muss ihn Jeremia bzw. Pseudojeremia, benutzt haben. Manche aber halten Obadja für jünger als Jeremia und bleiben trotzdem der meinung, dass Obadja den ursprünglichen text bietet. Andere hat die schwierigkeit der entscheidung zu der Urobadjahypothese veranlasst. Diejenigen, die Jeremia als vorlage des Obadja ansehen, haben es natürlich leicht. Und schliesslich gibt es auch solche, die die völkerorakel Jeremia absprechen, wodurch die frage des gegenseitigen verhältnisses zwischen Ob. und Jer. 49,7ff. noch schwieriger wird (vgl. s. 92f.).

Die verbreitetste ansicht ist, dass Jeremia Obadja benutzt hat, so eigentlich schon ABARBANEL (vgl. PFEIFFER A 25), dann PALATIUS 339 SANCTIUS 749 GROTIUS 392 MARCK 427 DECKER 19 ABRESCH 8 KOEHLER 254 BAUER E 341f. LEUN 96f. SCHNURRER 428 SCHULZ 285 VAUPEL 81 EICHHORN E III, 264 JAHN 517 ROSENMUELLER 276 FATTENBORG 4 WETTE^{2} 320^{4} 295 AUGUSTI E 330 SCHOLZ E 559 HENDEWERK 25 MAURER 385 JAEGER 12 HESSELBERG 127 HOFMANN

WuE I, 201 CASPARI 4ff. HAEVERNICK 320f. UMBREIT 190 DELITZSCH 94 GERLACH 207 KEIL 243 E 331 HENGSTENBERG 459 SCHEGG 372 REUSCH 85 REINKE 212 GRAF 559 STAEHELIN 312 HORNE 865 FUERST II, 598 KAHLE 166 PREISWERK 330n KUEPER 148 *Jer 100ff. KUSZNITZKI 33 DAECHSEL, 811ff. GRAETZ GJ IIa, 443 MEYRICK 563 WEISS 4 KNABENBAUER 416 KUENEN E II, 351f. PETERS 13ff. (und nach ihm auch HIERONYMUS A LAPIDE HENDERSON PUSEY NAEGELSBACH BRUSTON ZSCHOKKE) * CORNELY, Historica et critica introductio in VT libros sacros, Paris 1887 II, 2, 552 * TROCHON, Les petits prophètes, Paris 1883, 194 SAMPEY 2174 KLEINERT 2 * WELTE-HERBST II, 2, 122f. ORELLI 87 PEROWNE 15 RUPPRECHT 26 KAUTZSCH 118 CONDAMIN 268 KOENIG E 362 BAUDISSIN 375 (nicht von Jeremia) DUHM Jer. 354 W. R. SMITH EB 3456 CHEYNE EB 3458 VOLCK 673 DRIVER 341f. GIESEBRECHT Jer. 239 SIEVERS 42 (d. i. Ob. 1. 2) HOONACKER 291 (nicht von Jeremia) KERNAERET DTC 23 VIGOUROUX D de la B I 20 HOLZHEY 186 STEUERNAGEL 621 HALLER RGG ^{1}853 ^{2}613 E 112 THEIS 6 NOWACK 173 SELLIN K 227 $^{2.3}$276 E ^{6}117 ^{7}111 ISOPESCUL 152f. (nach ihm auch ONCIUL) MARTI KHS 47 MEINHOLD 281 G. A. SMITH 166. 173 (nach ihm auch MAC FADYEN) BOX 127 RUDOLPH 228.

Diese ansicht lässt sich aber nicht ohne äussere schwierigkeiten durchführen. Erstens wird in Jeremia nur ein, verschieden begrenzter, teil von Obadja zitiert und ohne genaue motivierung der untergang angekündigt. Gerade diese tatsache hat viele nebenbei zu der annahme gebracht, dass damals nur ein teil von dem heutigen buche Obadja existiert hat, etwa v. 1—9 (10) (so z. b. GRAF 562 WILDEBOER 303 SELLIN K 227 $^{2.3}$275 E^{7} 111 HALLER RGG ^{2}613 BOX 127, vgl. PETERS 16 und hier s. 101f.): davon ist es aber noch nur ein kleiner schritt zur Urobadjahypothese. Das ist auch einer der gründe gewesen, warum KOENIG E 361 zwei aus verschiedenen zeiten stammende teile in Ob. annimmt, vgl. noch KNABENBAUER 416 STRACK 99 CONDAMIN 268 CHEYNE EB 3458.

Aus dieser schwierigkeit hatte man schon in der älteren zeit einen ausweg, etwa derart wie PETERS 15 einen gibt, dass v. 10f. in der zeit Jeremias schon zur vergangenheit gehörten, weil Edom damals schon von den Arabern erobert worden war usw., und dass deshalb v. 10f. von Jeremia

nicht gebraucht werden konnten, dass ferner die v. 12—14 deshalb nicht bei Jeremia anzutreffen sind, weil dieser seine rede nicht an Edom gerichtet hätte, v. 17ff. aber deshalb nicht, weil die kapitel 46—51 in Jeremia nur an die heiden gerichtet sind. Ähnlich meint z. b. auch KEIL 247. Aber diese beweisführung hat stets als schwach gegolten, immer weisen die verteidiger der echtheit Jeremias gerade auf die genannte tatsache hin (z. b. VATKE 682f. JOHANNES 10 LURY 61). Neuerdings hat RUDOLPH 228 diese motivierung wieder aufgebracht, er sagt, Jeremia gebe deshalb nur eine strafandrohung, nicht aber deren begründung, da die heidenorakel ja allgemein keine begründung hätten (zu vergleichen GRESSMANN M 94). Mir scheint auch dieser beweis nicht geglückt zu sein, denn wenn Jeremia eine begründung vor sich gehabt hätte, warum hätte er sie dann nicht gebrauchen sollen? Ausserdem enthalten ja auch v. 15b. 16b eine drohung. Man kann nur den spiess umdrehen und fragen: wenn nun Obadja Jeremia benutzt haben soll, warum zitiert er dann nur einen teil aus Jeremia? M. a. w. ist eine solche frage überhaupt nicht zu beantworten, und wenn eine antwort möglich wäre, würde doch daraus nichts folgen. KOENIG sagt wohl, dass diese inkonzinnität klar anzeige, dass Obadja aus zwei teilen bestehe, von denen der erste in extenso Jeremia bekannt gewesen wäre. Aber dann entsteht die frage, warum Jeremia Obadja A nach KOENIG nicht an einer stelle gebraucht hat, was doch möglich gewesen wäre. Deshalb, wenn diese frage überhaupt aufgeworfen wird, ist die Urobadjahypothese doch noch der leichteste ausweg, aber gerade weil sie die goldene mittelstrasse darstellt, befriedigt sie nicht alle.

Diejenigen, die Jeremia für den urtext halten, versuchen natürlich zu beweisen, dass Obadja nicht den ganzen text benutzen konnte. Nach JOHANNES 10 hat Obadja wohl einige stellen ausgelassen, die er gut hätte gebrauchen können, nämlich 49, 13. 17f., das sei aber daraus erklärbar, dass er Edom als volk bedrohe, während Jeremia immer zwischen volk und land (v. 12f.) oder land und volk (v. 16. 17f. 20) schwebe, denn Obadja wolle die art des gerichtes nicht näher beschreiben, wie es Jeremia in v. 13. 17f. tut, und wolle von Edom zu allen völkern übergehen. Aber wie man nicht be-

weisen kann, dass Jeremia gute gründe gehabt hat, etwas aus Obadja auszulassen, ebensowenig kann auch das umgekehrte bewiesen werden. Denn die unterscheidung zwischen land und volk ist eine jesuitische spitzfindigkeit, und man kann z. b. auch bei Ob. 6 fragen, wer da der zerstörung geweiht ist. Weshalb aber Obadja keine lust gehabt hat, das gericht näher zu beschreiben, sagt JOHANNES nicht, und auch der übergang zu allen völkern ist nicht der art, dass Obadja da genötigt gewesen wäre, nur einzelne jeremianische verse zu gebrauchen, denn es wäre durchaus nicht unmöglich gewesen, mehr zu verwenden.

Natürlich braucht jemand, der einen anderen text zitiert, nicht den ganzen text zu zitieren, aber wenn das nicht geschieht, muss man bessere gründe haben, um sagen zu können, warum er gerade diese verse ausgewählt hat. Da hier beweise unmöglich zu bringen sind, stellt dies tatsache gerade die benutzung des einen durch den anderen in frage.

Unter den genannten gibt es eine anzahl, die Obadja nach 586 setzen; ob sie alle trotzdem an der ansetzung von Jer. 49, 7ff. im 4. jahre Jojakims festhalten, vermag ich nicht zu sagen. Meistens halten diejenigen diese ansetzung für richtig, die Obadja als einen der ältesten propheten ansehen (THEINER 148 JAEGER 18 CASPARI 15 HAEVERNICK 321 DELITZSCH 95 GERLACH 207 HENGSTENBERG 459 KEIL 243 GRAF 506 CORNILL 177 ... [7]194 PETERS 41 ORELLI 87 THEIS 41, aus der zweiten gruppe z. b. WETTE [7]321 [8]459 BLEEK 537 REUSS E 474 RIEHM 134, die gerade diese „tatsache" für einen beweis dafür halten, dass Obadja von Jeremia abhängig sei). Aber die ansetzung von Jer. 45ff. in diese zeit ist aus Jer. 25, 18 herausgelesen und, wie schon SCHNURRER 428f. (vgl. noch MEYRICK 564) bemerkt hat, ganz und gar unsicher. Diejenigen, die Obadja nach 586 setzen und Jeremia für von ihm abhängig halten, kommen überhaupt in eine sehr schwierige lage. Sie helfen sich dadurch, dass sie die frage, ob Jeremia nach 586 auch noch etwas derartiges schreiben konnte, totschweigen, und begnügen sich mit der aussage, dass die völkerorakel Jeremias nicht aus dem 4. jahre Jojakims stammen können, weil „eo tempore Judaeos nullis injuriis ab Idumaeis affectos esse" (KUSZNITZKI 32, ähnlich EICHHORN E III, 264). Andere sagen, Jer. 46—51 sei in der

zeit der eroberung Jerusalems geschrieben (SCHNURRER 428), oder dass nur der teil des Edomorakels jeremianisch wäre, der in Obadja nicht vorkommt, d. h. 49, 7f. 10f., vielleicht 49, 13, alles andere aber nur spätere ergänzungen wären [GIESEBRECHT 239 NOWACK 173, ähnlich auch SELLIN K 228f. $^{2.3}$276 E ^{6}117 ^{7}111 (der 49, 7—11. 13 für den ursprünglichen text hält und annimmt, dass 49, 9 aus Ob. 5 stamme; er steht denen nahe, die einen Urobadja voraussetzen) EISSFELDT 409]. Wieder andere sprechen die völkerorakel Jeremia ganz ab (GRAETZ GJ II a, 443 WELLHAUSEN 214 SCHWALLY 28ff. DUHM 337 BEWER 38 HALLER RGG^{1} 853 ^{2}613 VOLZ 375f. SCHMOEKEL 49), sind aber nicht sicher, in welcher zeit sie wohl geschrieben sein mögen. Nach DUHM sind diese kapitel das jüngste erzeugnis der schriftgelehrsamkeit im buche Jeremia und nicht vor dem ende des zweiten jahrhunderts geschrieben, das Edomorakel vielleicht erst in der zeit des Johannes Hyrkanos. Nach VOLZ sind sie in die zeit um 560 zu setzen, nach SCHWALLY 39 ungefähr in die zeit Alexanders des grossen. Es scheint mir, dass VOLZ vielleicht doch recht hat, aber man könnte auch um einige jahre heruntergehen, denn alle auf einmal sind diese orakel doch kaum geschrieben worden. Sie könnten jedoch auch viel später sein.

Wenn nun der fall so liegt, dass die völkerorakel nach 586 geschrieben sind, so ist es sonderbar, dass Obadja von der schuld Edoms spricht, dieser Deuterojeremia aber nicht. Gerade dass Jeremia nicht die schandtaten Edoms aufzählt, ist der grund gewesen, warum BLEEK 537 vgl. JOHANNES 9 ihn vor 586, KNOBEL 327 vor 583 ansetzt. Man denke nur an die obengenannte behauptung KUSZNITZKIs, um schön eingeengt zu sein. Einerseits ist es nichts unnatürliches, dass ein prophet solche bedroht, deren sünde nur darin besteht, dass sie nicht Israeliten sind, aber andrerseits ist es fraglich, ob Jeremia, wenn er auch alte formen benutzt haben mag, so geschrieben hätte. Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, dass es andersdenkende leute gegeben hat, denen die sünde Edoms nicht so gross erschienen ist, oder das orakel ist erst sehr spät entstanden. Dann wäre das vergessen verständlich. Aber andrerseits wissen wir ja doch, dass den Edomitern nichts vergessen und noch weniger vergeben wurde.

Wenn man die gründe, abgesehen von der dogmatistischen zeitlichen ansetzung Obadjas, betrachtet[1]), so werden allgemein folgende angeführt, die beweisen sollen, dass Jeremia den Obadja benutzt hat. Erstens sollen bei Jeremia die verse, die bei Obadja gedanklich gut geordnet sind und aufeinander folgen, verbindungslos durcheinandergemengt sein, besonders der übergang zwischen v. 13 und v. 14, daraus folge aber, dass Jeremia der abschreibende wäre (SCHNURRER 385 EICHHORN E III, 265 WETTE ^{2}321 ^{4}295 SCHOLZ E 560 HENDEWERK 28 MAURER 387 JAEGER 13f. HAEVERNICK 320 KEIL 243 STAEHELIN 312 KUSZNITZKI 34 CB 268 KUENEN 354 REUSS 474 CORNILL 177...^{7} 194 KAUTZSCH 118 KOENIG E 361 CHEYNE EB 3456 SELBIE 578 DRIVER 341 GIESEBRECHT 239 LANCHESTER 17 NOWACK 173 SELLIN K 228 $^{2.3}$276 WADE XXXV). Das ist natürlich kein beweis, denn derjenige, der aus einem gutgeordneten text einen schlechtgeordneten macht, muss ein stümper sein, das ist aber der verfasser von Jer. 46—51 kaum gewesen. Das ist der erste gegengrund, den CREDNER 81 mit recht hervorhebt. Aber wenn er versucht das entgegengesetzte zu beweisen, misslingt das auch ihm. Er behauptet nämlich, Obadja müsse gerade deshalb der abschreiber genannt werden, weil bei ihm alles klarer wäre. Er nimmt an, dass das wort Gottes im laufe der zeit bei den propheten immer klarer geworden wäre, und sagt, dass das leben der propheten zur zeit Jeremias sehr hart gewesen wäre, deshalb sei aber jede gut gelungene rechtfertigung eines älteren prophetenspruches von gewinn gewesen, und eine solche soll auch Obadja versucht haben, indem er Jeremias aussprüche zugrunde legte, weiter ausführte und ordnete. An eine ähnliche benutzung der älteren propheten denken auch andere erklärer (GRAF 559 BEWER 3ff.), aber schon HENDEWERK 33 hat gezeigt, dass Obadja Jeremia nicht näher ausgeführt haben kann, weil er in diesem falle nur ein exzerpt aus Jeremia gemacht hat und an manchen stellen ihm geradezu widerspricht. Ausserdem gibt es keine ähnlichen fälle im AT, denn Jes. 16,13f., bzw. auch Obadja (nach meiner annahme) behandeln den ihnen vorliegenden text ganz anders. Auch

1) Einen guten, leider unbeachtet gelassenen grund führt noch JAEGER 15 an: er sagt, es sei schwer zu begreifen, wenn Ob. den Jer. abgeschrieben hätte, wie ein solches einzelnes, nur entlehntes orakel sich die geltung verschaffen konnte, dass es unter die prophetischen schriften aufgenommen wurde.

JOHANNES 9 tritt dieser behauptung ähnlich entgegen: Obadja hätte die allgemeine weissagung über den untergang Edoms auf grund göttlicher anordnung im hinblick auf zeitgeschichtliche verhältnisse, wie die zerstörung Jerusalems, weitergeführt. Aber er wählt noch einen anderen weg seine ansicht zu rechtfertigen (11), indem er beweisen will, dass in Jeremia alles gut geordnet wäre, nämlich so: der erste teil: v. 7—13 (bestehend aus v. 7f. 8b. 9f. 11f. 13), der zweite teil (v. 14—22) soll den ersten wiederholen und die gedanken jenes teiles zu bestimmterer darstellung bringen, wobei v. 14 das thema darstellt, v. 15f. die schuld, v. 16b—18 die strafe, v. 19 den feind nennt, wozu dann zum schluss v. 20 eine feierliche beteuerung hinzukomme. Dann müsste man schon annehmen, dass bei den beiden alles gut geordnet ist, obwohl sie nicht dieselbe reihenfolge der verse haben! Dass das bei Jeremia notorisch unmöglich ist, darüber vgl. s. 110. Aber auch bei Obadja lässt der zusammenhang zu wünschen übrig (vgl. z. b. die umstellung von SIEVERS, oben s. 48), denn es ist an vielen stellen nicht klar, durch welche assoziationen geleitet der prophet gerade so fortfährt. LURY 62 führt noch eine dritte möglichkeit an: Obadja hätte bloss einen besseren text Jeremias gehabt. Aber wie wir sehen werden, kann auch diese behauptung nicht genügend verteidigt werden.

Ganz nahe mit dieser berührt sich auch die frage, welche stellung der verse ursprünglicher sei, ob die von Obadja (JAEGER 14 CASPARI 8f. GRAF 560 WILDEBOER 304 ISOPESCUL 154 u. a.) oder die von Jeremia (JOHANNES 11 BUDDE S 61). JAEGER gibt dem Obadja den vorzug, weil seine anordnung logisch richtiger und klarer wäre, aus ebendenselben gründen bevorzugt man aber auch die anordnung Jeremias. Oder man behauptet (THEINER 148 CREDNER 81), dass ein originaltext durch umstellungen klarer werden konnte. Aber wenn man genauer hinsieht, ist die ordnung bei Jeremia gar nicht über alle gehässigen bemerkungen erhaben, ausserdem ist es unmöglich, dass ein originaltext klarer wird, wenn man exzerpte daraus macht und diese textlich etwas verändert. Das schreibmaterial ist auch nicht so billig gewesen, dass man allerlei ungereimtes darauf schreiben konnte, um die ordnung und bessere ausführung den zukünftigen generationen zu überlassen.

Als zweiter grund für die ursprünglichkeit Obadjas wird von vielen (SCHOLZ E 56) HAEVERNICK 320 CASPARI 6f. KEIL 243 E 332 DELITZSCH 94 STAEHELIN 372 GRAF 560 STRACK ^{4}99 ^{6}112) angeführt, dass der wortschatz des teiles, den Jeremia und Obadja gemeinsam haben, nie bei Jeremia wiederkehre, während der wortschatz des selbständigen jeremianischen teiles der üblichen sprache bei Jeremia entspreche. Dagegen behauptet JOHANNES 11, dass das, was den beiden gemeinsam wäre, dem Jeremia ureigen wäre, ohne irgendwelche beispiele dafür zu bringen.

Wenn eine solche behauptung entweder pro oder contra bewiesen werden könnte, so würde daraus nichts folgen, denn wenn man ein beliebiges textstück aus Jeremia herausgreifen würde, so könnte man zu denselben ergebnissen kommen, d. h. man könnte sowohl sagen, dass dieser teil jeremianisch, als auch, dass er ihm fremd sei. Wenn man aber beweisen könnte, dass die wörter wirklich in Jeremia sonst nicht vorkommen, so wäre dadurch noch lange nicht bewiesen, dass erdas stück aus unserem Obadja hat.

Als dritter grund wird angeführt, dass Jeremia auch sonst in 46—51 fremde orakel benutze und deshalb sehr wohl auch Obadja benutzen konnte (EICHHORN E III, 264 JAHN 517 WETTE ^{4}295 MAURER 387 JAEGER 14 HAEVERNICK 320 DELITZSCH 94 KEIL 243 E 332 STAEHELIN 310 *KUEPER Jer. 103 KLEINERT 2 ORELLI 87 W. R. SMITH EB 3456 VOLZ 413). Das ist kein beweis, sondern nur eine wahrscheinlichkeit. JOHANNES 9 bemerkt dagegen, dass, da Jeremia in dem Edomorakel keine anderen propheten zitiere, es doch sehr wahrscheinlich sei, dass Obadja ihn benutzt hätte. Aber woher JOHANNES weiss, dass alle orakel, die jemals gegen Edom gesprochen sind, uns auch erhalten blieben, sagt er nicht. Es ist also auch mit diesem grunde genau so wie mit den vorigen, sie beweisen nichts, aber man kann sie auch nicht durch entgegengesetzte behauptungen entkräftigen (vgl. s. 99).

Es gibt jedoch viele erklärer, denen zufolge Jeremia den ursprünglichen text bietet, während Obadja der abschreibende sein soll [LUTHER a 208 b 215 DRACONITES VUILLICHIUS CALOV 813 („haec tamen ita intelligenda ut non excludatur *θεοπνευστία*") SCHMID 658 (nicht sicher) LYSER 497 (zweifelnd) CALMET 276 LOWTH 365 LOWTH D 408 REICHEL 320 BAUER 174

PLUM 6ff. VENEMA 191 VERSCHUIR 191 not. BERTHOLDT E IV, 1631f. WETTE[7] 321 (§ 235) [8]459 (aus erinnerung) THEINER 148 CREDNER 81 KNOBEL 327 HITZIG 155 BUNSEN VI, 484 BLEEK 537 JOHANNES 8ff. VATKE 682 REUSS E 475 RIEHM 134 LURY 62 HALEVY 170 BUDDE S 61 L 214 BEWER 3 *NIEMEYER, Charakt. V, 446 *COELLN Bibl. Theol. I, 55 *FRITZSCHE (SCHENKEL Lexicon V, 282), nach PETERS 19 noch ACKERMANN ALLIOLI A. SCHOLZ, aber seinen angaben ist nicht immer zu trauen]. Was BUDDE anlangt, so sieht er noch ZAW II, 34 darin, dass Ob. den rhythmischen bau besser gewahrt hat, einen grund für seine ursprünglichkeit (vgl. aber s. 99), und in ZAW III, 305 sagt er, dass Ob. ursprünglicher sei! Auch sie haben natürlich viele beweise, besonders meinen sie, dass ihre annahme durch die zeitliche folge der beiden bewiesen werde, da ja Jeremia in dem vierten jahre Jojakims geweissagt hätte, Obadja aber nach 586[1]).

Als den ersten grund für die ursprünglichkeit Jeremias führt JOHANNES 10, vgl. LURY 61, die tatsache an, dass Obadja eine schwerere strafe verkündige als Jeremia. Zwar wird in 49, 10.17f. von einem vollständigen untergange gesprochen, nach v. 11 werden aber witwen und waisen übrigbleiben, also nur die männer werden ausgerottet. Der unterschied von Obadja ist nur der, dass Jeremia den untergang nicht mit der katastrophe des tages Jahwes verbindet. Einen etwas anderen theologischen beweis gibt CREDNER 81, er sagt: „Ewige Vertilgung verspricht Jer. 49, 13 Ob. 10. 16. Obadja bringt Einheit zwischen diese (HENDEWERK 31 bemerkt also mit recht: „Jeremiae et sua ipsius effata!") und die Aussprüche der älteren Propheten. Denn Jehovas Tag über die Völker ist nahe und jedem wird nach seinem Tun vergolten" (vgl. 15 mit Jo. 2,1—3,5 4,4.7: CREDNER hält Joel für älter als Obadja und Jeremia). Nach ihm hat Jeremia als erster den untergang Edoms durch die heiden geweissagt, das hätte nun Obadja vervollständigt, besser begründet und mit Joel in einklang gebracht. Aber ewige vertilgung wird den Edomitern fast an allen stellen verkündigt, wo die propheten überhaupt von ihnen sprechen, und Jer. 49,

1) Wie man sich durch eine solche vorgefasste meinung täuschen kann, zeigt am klarsten PLUM 14. Er möchte Jeremia auch zum autor von Ps. 137 machen, da Ob. 11 von Ps. 38, 12 137, 7 abhängig wäre und Obadja natürlich nur Jeremia benützen kann.

7ff. ist sicher nicht die älteste stelle, ausserdem wird da gar nicht gesagt, dass Edom durch die vereinigten nationen zugrunde gerichtet werde. Dass Obadja eine schwerere strafe verkündige als Jeremia, ist kaum richtig, aber es ist auch sehr unwahrscheinlich, dass die drohungen im laufe der zeit immer stärker werden.

Zweitens wird darauf gewiesen, dass obwohl Ob. 8—21 keinen paralleltext im Jeremia haben, sie stilistisch doch jeremianisch beeinflusst seien (*SEINECKE 2,27 HITZIG 165 JOHANNES 11 BUDDE ZAW III, 305 KOENIG E 361). Die frage ist näher auf s. 123 erörtert. Methodisch ist es aber unrichtig, daraus eine folgerung zu ziehen, denn wenn Obadja auch Jer. 1—45 gekannt haben mag, braucht er deshalb doch nicht Jer. 46—51 zu kennen. Es sei jedoch hier bemerkt, dass JOHANNES auch solche gründe anführt, die gar nichts beweisen, z. b. werde „feuer" (Ob. 18) auch Jer. 11,16 erwähnt, „Juda und Jerusalem" (wo in Ob.?) in Jer. 11,2. 6. 9. 12 13,9 14,2 und *'êχ* in Jer. 2,21. 23 3,19 9,6 18,17 (!) u. ö. Wenn man so argumentiert, kann man auch sagen, dass Obadja von Jesaja abhängig wäre (vgl. *'êχ* in Jes. 14,4. 12 19,11 20,6 36,9), aber auffällig ist es dennoch, dass *'êχ* in den völkerorakeln sich 8 mal findet, in dem übrigen buche dagegen nur 7 mal. Aber eigentlich kommt *'êχ* bei Ob. nur einmal in v. 6 vor (in v. 5 in einer glosse), und aus diesem einzigen wort lässt sich gar nichts folgern.

Drittens wird gesagt (BAUER 174 RIEHM 134 JOHANNES 39 u. a.), dass Jeremia deshalb als quelle zu betrachten sei, weil er meist kürzer sei. Aber obwohl das 49, 16 (Ob. 5) der fall ist, ist 49,10 (Ob. 6) wieder länger als bei Obadja. ISOPESCUL 154 hat dagegen behauptet, dass Jeremia Obadja weiterspinne und deshalb jünger sei. Wenn man annimmt, dass alle die überflüssigen verse reflexionen über den text des Obadja darstellen, muss ISOPESCUL natürlich recht haben, aber gerade das lässt sich nicht beweisen. Ebenso ist die zweite gegenbehauptung, dass Jeremia Obadja nach dem gedächtnis zitiert hätte (HENDEWERK 28, vgl. JAEGER 9 GOETTSBERGER 336, umgekehrt WETTE ^{7}321 ^{8}459) und gerade deshalb von ihm abweiche und kürzer sei, nicht zu beweisen. Die dritte gegenbehauptung (KUENEN 354), dass Jeremia deshalb nicht ursprünglich sein könne, weil in ihm Ob. 7. 9 fehlten, oder wie

sie NOWACK 173 formuliert, Obadja habe einen alten vers (alt, weil er mit dem vorangehenden in einem guten zusammenhange stehe) mehr und sei deshalb als urtext zu betrachten, ist ebenso unsicher. Denn man kann diesen beweis umdrehen und behaupten, dass Obadja diesen, bzw. diese zwei verse, hinzugefügt hätte, wodurch gerade die ursprünglichkeit Jeremias bewiesen wäre.

Viertens wird behauptet, dass Obadja überhaupt nur eine kompilation wäre (HITZIG 154 REUSS E 475 RIEHM 134 BUDDE S 62). Wenn dem kompilator Jeremia als quelle versiegte, hätte er Joel zur hilfe genommen. Dieser vorwurf ist entschieden zurückzuweisen, denn im buche Jeremia und auch im kap. 49 hätte der kompilator noch genug stoff vorgefunden, aus stoffmangel brauchte er noch nicht zu Joel zu greifen (vgl. darüber s. 91). Ausserdem ist das aber kein beweis (über die entgegengesetzte behauptung vgl. s. 96.), denn daraus, dass Obadja den Joel benutzt hat, folgt noch lange nicht, dass er auch Jeremia hätte benutzen sollen. CASPARI 5ff. 20ff. vgl. GRAF 562 z. b. denkt sich die sache so, dass Obadja von Joel abhängig, seinerseits aber eine quelle für Jeremia wäre!

Fünftens sagt BUDDE S 61 (vgl. HITZIG 155 BEKEL 316), dass Jer. 49,7—10. 14—16 scharf geschnittene kinaverse bilden, während das bei Obadja schon verkannt sei (obwohl nach LURY 62 das zitat aus Jeremia wörtlich ist). Aber dabei ist ein zweifaches vergessen: Jeremia kann sehr wohl der abschreiber gewesen sein, hat aber einen besseren, d. h. den ursprünglichen text bewahrt, der bei Obadja verwildert ist. Zweitens, wenn man die rekonstruktionen, z. b. die von DUHM (vgl. § 11), liest, so besteht auch der text Obadjas aus guten kinaversen, so dass auch dieser grund nicht in betracht kommen kann.

Sechstens hat VATKE 682 versucht, einen historischen beweis zu geben, dass Jeremia älter als Obadja, also die quelle für ihn wäre. Jeremia spreche von Nebukadressar, Obadja aber nicht mehr. Die nennung Nebukadressars beruht aber wohl auf der falschen exegese von 49,22, und man könnte umgekehrt sagen, dass Obadja den Nebukadressar aus furcht vor dem gewalthaber nicht genannt hätte. Wenn nun die genannte exegese von Jer. 49,22 richtig ist und man Josephus Ant. X, 9,7 damit verbinden kann, so wird aus dieser tatsache folgen, dass Jeremia wohl um 583, Obadja aber früher oder jahrhunderte

später, als die Edomiter wieder erstarkt waren, geschrieben haben muss. Dann soll Jeremia nicht von der zerstörung Jerusalems sprechen, aber das schweigen beweist nichts (vgl. oben s. 93); auch erwarte Obadja die rückkehr der exilierten, nicht aber Jeremia, da in der zeit Jojakims solche noch nicht vorhanden waren. Aber dieser grund, ebenso wie der folgende, dass Obadja das erst spät bekanntgewordene Sardes nenne, beruht auf v. 20, der eine ziemlich späte glosse ist. Dann soll noch die ähnlichkeit mit Maleachi beweisen, dass Obadja sein zeitgenosse gewesen sei, aber dasselbe objekt der weissagung beweist noch nicht, dass diese aus derselben zeit herrühren müsse.

Ganz allgemeine oder aus der stilistik geschöpfte behauptungen sind noch weniger beweiskräftig. Inhaltliche differenzen hat LURY 60f. zusammengestellt, und die sollen alle für die ursprünglichkeit des Jeremia sprechen: 1. bei Jeremia gehe Edom durch eine allgemeine katastrophe zugrunde, bei Obadja hänge die vernichtung nicht mit einem allgemeinen gericht zusammen, 2. Jeremia lasse auch die nachbarvölker untergehen, Obadja aber Edom durch ein benachbartes volk, 3. bei Jeremia seien die vernichter fremde völker, bei Obadja ein nachbarvolk und die Juden, 4. Jeremia sei mild gegen Edom (49,11), Obadja aber voll schadenfreude. Wie diese gründe die späte abfassung des buches Obadja beweisen sollen, sieht man nicht ein, denn die gründe 1—3 werden ja durch v. 15a (nach manchen später als der hauptteil von Obadja) entkräftet und aus dem 4. kann gar nichts gefolgert werden (vgl. s. 97).

Andere führen stilistische verschiedenheiten an: JOHANNES 41 sagt, dass die lebhaftigkeit des ausdruckes und der rasche fluss der rede mehr auf der seite Jeremias sei. Das ist aber eine behauptung, die sich nie beweisen lässt, jedenfalls sind 49,17ff. nervöser und zerrissener als der ganze Obadja. Oder wie PLUM 6 sagt: „Jeremia omittit imagines, quibus pictura, si omnibus numeris absoluta sit, vix carere poterit; ex altera parte adiicit colores, quibus hic non locus erat.“ Woher er das so genau weiss, gibt er natürlich nicht an. Man kann geradezu eine blumenlese aus solchen behauptungen zusammenstellen: Jeremia habe die schroffen (d. h. wahrscheinlich dasselbe, was HAEVERNICK 320 unter kühnheiten und schwierigkeiten versteht) ecken (bzw. unebenheiten, nach ORELLI 87) abgeschliffen (bzw. habe das

ungewohnte verschwinden machen: ORELLI 87) und dem spröden ausdruck Obadjas weichheit und dehnbarkeit gebracht (UMBREIT 190). Oder: Jeremia sei matt und weitschweifig, Obadja aber lebhaft, reg (v. 10—16) und dichterisch kühn (v. 17—21) (JAEGER 14, vgl. aber oben JOHANNES 31), oder: Obadja sei „castigatior atque rotundior" (SCHNURRER 428), oder: Jeremia biete einen zusammengezogenen, erleichterten und korrumpierten text (WETTE ^{2}321), Obadja aber sei dunkler und schwerer (KLEINERT 2), oder: der text Obadjas werde dadurch als urschrift erwiesen, dass die einzelnen gedanken aufeinander bezogen seien, nicht so aber bei Jeremia (JAEGER 13, 11). Wir wissen jedoch nicht, ob nicht leichtverständliche und glatte texte später schroffe ecken erhalten können und ob die weiche und dehnbare ausdrucksweise nicht erst später spröde geworden ist. Denn beides, auch das umgekehrte, ist vorstellbar, und ausserdem lässt sich gar nicht sagen, ob die ausdrucksweise des Obadja oder des Jeremia z. b. spröder sei. Wenn Obadja dichterisch wirklich besser sein sollte, so beweist das seine ursprünglichkeit noch nicht, denn es ist nicht möglich, sich vorzustellen, dass die abschreiber einen doch immerhin heiligen text so leichtsinnig behandelt hätten, aber ebensowenig ist das umgekehrte vorstellbar. Eine gegenseitige beziehung der gedanken (vgl. s. 71) ist immer konstruiert worden, aber beweisen lässt sich das vorhandensein einer solchen nicht.

Wir haben gesehen, dass die gründe, die entweder für die ursprünglichkeit Obadjas oder für die des Jeremia angeführt werden, keine beweiskraft haben, besonders deshalb, weil die beweise dafür oder dagegen oft so widersprechende behauptungen enthalten, dass man — und zwar mit recht — an dem vermögen der menschlichen gesunden vernunft zu zweifeln beginnt. Wahrscheinlich ist gerade diese lage der stimulus zu der aufstellung einer dritten behauptung gewesen, Jeremia und Obadja hätten beide unabhängig voneinander einen dritten älteren propheten benutzt [AUGUSTI E § 222 EWALD P I, 399 HOFMANN WuE I, 201 BUNSEN VI, 484 DAVIDSON 265 NOELDEKE 211 SEYDEL 8 KUENEN 351 REUSS B 562 BUHL 65 (unter Joram oder etwas später) W. R. SMITH, Das AT, seine Entstehung und Ueberlieferung, Freiburg 1894, 282 (ROTHSTEIN ib.) STRACK ^{4}99 CORNILL 177f. $^{3.4}$185 (später anders) P 164 BARTON JE IX, 369 SELBIE 578

RYBINSKI 662 LANCHESTER 17 WADE XXXVI GOETTSBERGER 336 G. A. SMITH 2,171 *BLEEKER, Jeremias profetien tegen de volkeren, Groningen 1894, 159 ff. *BRIGGS, Messianic Prophecies, 315f. *DAHLER, Jérémie II, 379 (nach GRAF 559) *MEIER (Zeller's Jahrbücher I, 3, 526) DRIVER 341; etwas für sich stehen: KRAHMER 3, der Mi. 4,1—4 Jes. 2,2—4 für die quelle der beiden hält, AUGUSTI, nach dem sich der urtext beider in Jes. 34f. 63,1—6 befinden soll, und GRAF 562 WILDEBOER 303, nach denen Ob. 1—9 den text bietet, den Jeremia benutzt hat, während Ob. 10—21 später dem urtexte angehängt worden wäre; eigentlich wäre auch SELLIN K 226 $^{2.3}$277 E ^{7}111 hier zu vergleichen, denn der ergänzer (v. 11—14.15b) hat nach ihm den alten text benutzt].

Nach EWALD GVI III^{3}, 651 hätte dieser Urobadja in der zeit Jesajas gelebt, als Rezin den Edomitern Elath zurückgegeben habe (2 R. 16,6) (P I, 399 ff.); damals wurde nämlich Petra unerwartet von den feinden überfallen, ausgeplündert, seine vornehmen in die gefangenschaft geführt, wobei die feinde eben noch verbündete der Edomiter gewesen waren. Dieser schlag wäre dem Urobadja als strafe für das 2 R. 16,6 beschriebene erschienen, und habe ihn rückschlüsse darauf ziehen lassen, wie wenig Edom an dem kommenden grossen straftage Jahwes bestehen werde. Da der zustand Edoms später einmal dem hier geschilderten ähnlich war, wurde die übernahme erleichtert und möglich. Diese auffassung ist deshalb unmöglich, weil dadurch v. 1—10 zu einer beschreibung vergangener zustände werden und überhaupt keine prophezeiung mehr sind, darüber vgl. aber s. 60f. Nach KUENEN 352. 354 lässt sich das zeitalter des Urobadja nicht bestimmen. BEKEL 341 glaubt, dass Urobadja mit Jeremia gleichzusetzen sei; geschrieben sei der urtext, den er zu rekonstruieren versucht, als die Edomiter in einer uns unbekannten, der Nabatäerinvasion verwandten lage waren, und zwar zwischen 628 und 605. Jer. 49 sei aber die bearbeitung eines späteren, der noch vor dem exil gelebt habe, wie das verhalten zu den Edomitern beweise. Dass Obadja von dem urtexte abgeschrieben hätte, folge daraus, dass er, als er v. 10 ff. hinzuschrieb, das ausgelassen habe, was er von seinem standpunkte aus nicht gebrauchen konnte. Diese theorie ist m. e. zu künstlich, weil angenommen wird, dass der jeremianische urtext nicht mehr erhalten sei, sich aber dennoch rekonstruieren lasse.

Ausserdem kann man kaum verstehen, weshalb und wie aus diesem urtexte Jer. 49 und Ob. entstanden sein können, und warum der bearbeiter im buche Jeremia den text so halbiert hat. Aehnlich wie BEKEL, aber umgekehrt hat ZEDDEL V gesagt, dass es, da ja die anderen anschauungen „cum prophetarum dignitate nobis non videtur coniungenda" (vgl. KNOBEL 327 HOONACKER 291), wahrscheinlich sei, dass Jeremia der verfasser von Ob. 1—16 gewesen wäre (v. 17—21 wie EICHHORN IV, 323 gegen KRAHMER 27 eine hinzufügung aus der zeit des Alexander Jannäus). Er hätte einen angenommenen namen gebraucht, weil er nicht gewagt hätte, den untergang Jerusalems vorherzusagen, während dieses noch bestand; nachdem diese weissagung in erfüllung gegangen wäre, hätte er sie vielleicht selbst auch in sein buch aufgenommen und wagte damals schon *šāma'tī* zu schreiben. Ob eine solche handlungsweise besser „cum prophetarum dignitate coniungenda est"? Jeremia hat ausserdem ja den untergang Jerusalems schon am anfang seiner tätigkeit vorhergesagt. Es gibt natürlich auch anschauungen, die nach der entgegengesetzten seite hin tendieren. Besonders bei solchen, die den text Obadjas für besser halten (vgl. GRAF 562 WILDEBOER 303 SELLIN K 228 [2.3]276), ist es natürlich, dass sie fast den ganzen Obadja für den Urobadja ausgeben möchten.

Beweise werden für diese annahme nicht erbracht, sie sind auch kaum zu finden, man versucht nur zu zeigen, dass diese annahme als arbeitshypothese möglich ist. GOETTSBERGER z. b. sagt, das stück, das den beiden gemeinsam ist, sei keineswegs der sonstigen art dieser propheten so homogen, dass sie es nicht aus einer dritten quelle hätten schöpfen können. Einige nehmen an, dass der text bei Jeremia besser erhalten sei, und rekonstruieren dann den urtext in der anordnung Obadjas, so z. b. WADE 87 (vgl. auch § 11): Ob. 1. 2. 3 (der text nach Jeremia). 4 (verkürzt). 5b (*lo'* an stelle des *hălō'*). 5a (der text nach Jeremia). 8. Nach EWALD P I, 399 hat der Urobadja etwa v. 1—10. 17a. 18 gehabt (nach EWALD P I, 400 fängt aber schon mit Ob. 8 der spätere teil an). Nach LANCHESTER 17 besteht der Urobadja aus v. 1—6, nach CORNILL[3.4] 185 etwa aus v. 1—9, nach FUERST 598 STRACK 99 aus v. 1—10. Nur BEKEL hat etwas ganz selbständiges geleistet, er hält den text Jeremias für den ursprünglichen und teilt diesen in 13 strophen ein, die je zwei kinaverse enthalten: Ob. 1 (fast jeremianisch), 2 + 3a

(jeremianisch), 3b + c (jeremianisch), 4 mit einschüben aus 3, 5b + 6 (jeremianisch), 5a + 7 (jeremianisch), Jer. 49, 7. 8. 12. 20. 19, Ob. 7 + 9 (verkürzt). Welchen logischen gedankenzusammenhang dieser text hat, vermag ich nicht zu sagen, ausserdem kann aus diesem text wohl ziemlich leicht Obadja abgeleitet werden, nicht aber Jer. 49,7ff. Weiter bedeutet Jer. 49,7 fast dasselbe wie Ob. 8, aber dennoch hat BEKEL auch diesen vers in seine rekonstruktion aufgenommen. WADEs rekonstruktion wiederum ist deswegen unwahrscheinlich, weil nicht vorzustellen ist, wie daraus Jer. 49,7ff. entstanden sein könnte, d. h. es wird keine begründung und keine erklärung für die abweichende stellung der gemeinsamen verse bei Jeremia gegeben.

Wenn wir nun den text Jeremias mit dem des Obadja vergleichen, so hoffe ich, dass durch einen solchen vergleich klarheit in bezug auf die frage erreicht wird, ob der beiden gemeinsame teil bei Jeremia in den zusammenhang hineinpasse, denn die zerstreuung des materials aus Ob. legt die annahme nahe, dass das nicht der fall ist[1]).

Jer. 49,7 ist nach vielen [HENDEWERK 28 JAEGER 9ff. GRAF 563, vgl. CORNILL 177 [3.4]185 SELLIN K 228 [2.3]276 VOLZ 383, nach denen Jer. 49,7 nur eine freie reproduktion von Ob. 8 (bzw. 8b: VOLZ) ist] eine wiedergabe von Ob. 8. Inhaltlich sind die beiden verse wohl ähnlich, aber doch nicht derartig, dass man sagen könnte, wer hier wen benutze (so DUHM Jer. 354). Als begründung für die ursprünglichkeit Obadjas wird angegeben, dass sein text besser sei, da in Jeremia *ḥŏχmâ* zweimal stehe (GRAF), oder dass Ob. 9 ausgelassen sei, „ni forte nominibus *ḥŏχmâ* et *ʿeṣâ* etiam *gibborê ʾĕdōm* simul significantur" (HENDEWERK), oder dass das, was in Ob. 8 noch in die unbestimmte zukunft hinausgerückt sei, hier bereits ein faktum wäre, da *ʾên* die sphäre des kontextes teile (JAEGER). Dagegen behaupten die verteidiger der echtheit Jeremias, dass Obadja eine interpretation, bzw. eine erweiterung Jeremias darstelle (JOHANNES 11. 54, vgl. REICHEL 322h), da bei Jeremia der verlust der einsicht und weisheit als die hauptursache des unter-

1) Damit ist auch gesagt, dass ich die auffassung von ROBINSON KP 109, dass es sich in beiden stücken (Ob. 1—4 = Jer. 49,14—16, Ob. 5 = Jer. 49,9) um herrenloses anonymes gut handle, das hier und dort benutzt werden konnte, nicht teile.

ganges viel besser vorangestellt sei, oder da, wie BEWER 36 sagt, Obadja hier selbständig den text verändert habe, weil sich inzwischen die weissagung erfüllt habe. Die schule WELLHAUSENs (z. b. NOWACK 173), die v. 8f. streicht, behauptet, dass diese glossen in Ob. vielleicht Jer. 49,7 nachgebildet seien, wie umgekehrt 49, 10a und Ob. 6 (vgl. auch SELLIN K228 $^{2.3}$276 E ^{6}117 ^{7}111). Nach CASPARI 7 anmerk. berührt sich 49,7 nicht mit Ob. 8 und die sprache ist typisch jeremianisch, aber an den stellen, die er anführt, findet sich nur als gemeinsames stilistisches kennzeichen die fragepartikel *hă*, und das ist wirklich zu wenig, um dadurch die autorschaft Jeremias zu beweisen.

Natürlich könnte man 49,7 futurisch übersetzen, wie Ob. 8 übersetzt werden muss, aber es ist trotzdem kaum zu sehen, wie dieser vers mit dem folgenden zu verbinden wäre. Jedenfalls ist die verbindung nicht klar, und ebenso ist es auch ganz unsicher, ob wirklich irgendwelche beziehungen zu Ob. 8 vorhanden sind oder nicht, der gedanke selbst ist ja ziemlich häufig im AT nachzuweisen.

49,8 ist nach CASPARI rein jeremianisch, aber die angeführten stellen beweisen nur, dass Jer. 46—49 von einem verfasser stammen, nicht jedoch dass diese kapitel jeremianisch sind, denn es findet sich: *mānōs nāsū* 46,5. 21, *nusū* 48,6 49,30 51,6 *lānūs* 49,24, *hę'mīḳū lāšęβęϑ* 49,30, *hiφnū* 46,5. 21 48,39 *(hiφnâ)* 49,29 *(hiφnəϑā)*.

49,9 ist ziemlich gleichlautend mit Ob. 5. Die unterschiede sind: 1. die beiden vershälften sind vertauscht, 2. an stelle des *hălō'* 2^{0} bei Ob. steht hier nur *lo'*, 3. *'im šōδəδê* fehlt und *gannāβīm* ist mit *ballailâ* (an stelle von *lailâ*) verbunden, 4. statt *hălō' iiγnəβū* steht *hišḥīϑū*, 5. *'êχ niδmêϑâ* fehlt. Darüber, wie diese abweichungen zu beurteilen sind, gehen die meinungen der gelehrten natürlich auseinander. JAEGER 9 wirft Jer. vor, er habe den nachdrucksvollen satz *'êχ niδmêϑâ* weggelassen. Aber wenn der satz wirklich nachdrucksvoll wäre, hätte man ihn kaum ausgelassen, ausserdem ist *'êχ niδmêϑâ* nur eine randbemerkung eines späteren lesers. Nach WETTE ^{2}321 ISOPESCUL 152 SELLIN E ^{6}118 ^{7}111 ist der text Jeremias nur ein exzerpt aus Obadja, dazu noch missverstanden und entstellt. Nach KNABENBAUER 417 besitzt Obadja mehr von „animi agitatio et commotio"; DUHM Jer. 355 GIESEBRECHT 239 glauben, dass schon die anrede an Edom

die einfügung aus Obadja beweise. Der text Jeremias ist nach GIESEBRECHT überhaupt klarer, aber auch planer (vgl. KLEINERT 2); weiter bemerkt er, dass *hišḥīṯū* aus dem bilde in die sache falle und deshalb nicht den ursprünglichen text darstellen könne [ähnlich SCHWALLY 25,1 HOONACKER 292 NOWACK 175f. (er denkt aber, dass der text Jeremias unglossiert und deshalb doch wichtig wäre) und auch BEWER 35, der auch *hălō'* 2⁰ für richtig hält]. Diese behauptungen lassen sich so nicht aufrecht erhalten. Von einem missverstehen und einer entstellung kann nicht gesprochen werden, und ob die mit keiner methode zu erfassende erregung des geistes irgendwas für die ursprünglichkeit Obadjas beweist, ist fraglich. Was die anrede anlangt, so vgl. KOMMENTAR zu v. 5. *hišḥīṯ* könnte auch für „stehlen" benutzt werden, obwohl es im AT dafür sonst keine beispiele gibt. Ein aus dem bilde in die sache fallen liegt deshalb nicht vor. Was PETERS 24 dazu sagt, zitiere ich nur deshalb, um zu zeigen, warum ich ihn nicht immer anführe, denn seine ausführungen sind so heterogen gegenüber den üblichen erklärungen, dass sie nirgends eingeordnet werden können und für sich dargestellt werden müssen, und ihre voraussetzungen sind mir nicht immer klar geworden. Er sagt, Jeremias gebrauche *hišḥīṯ*, „weil es ihm nicht, wie Obadjah, darauf ankommt, die Beraubung Edoms zu schildern. Er will vielmehr zeigen, dass die Edomiter selbst ihren Untergang finden". Wie *hišḥīṯū* das zeigen kann, verstehe ich nicht.

Andere denken gerade umgekehrt: nach WETTE ^{7}322 ^{8}460 GRAF 563 WILDEBOER 304 CORNILL 177 $^{3.4}$184, vgl. ROBINSON KP 112, verdient der text Jeremias entschieden den vorzug und nach JOHANNES 11 ist Ob. eine erweiterung, nach HITZIG 155 gar eine verwässerung, verdunkelung und verderbung des ursprünglichen textes, der in Jer. stehe. Jedenfalls halten so ziemlich alle neueren erklärer daran fest, dass Ob. überarbeitet ist, und die rekonstruktionen des urtextes gehen von Jer. aus. REICHEL 321 will nur *'im šōδəδê laʿilâ* für einen zusatz erklären, nach J.M.P. SMITH 136 hat der urtext *'im boṣərīm bā'ū ləχā hălō' iaš'īrū 'olelōṯ, 'im gannāβīm ballaʿilâ hălō' ʿiγnəβū daʿiʿām* gelautet (vgl. BEWER 35, nach dem *êχ niδmêṯâ* störend ist und *'im šōδəδê laʿilâ* ein zusatz, *ʿiγnəβū* und *hălō'* 2⁰ aber ursprünglich). ROBINSON 405 hält für den urtext: *'im boṣərīm bā'ū ləχā lo' iaš'īrū 'olelōṯ, 'im gannāβīm ballaʿilâ iašḥīṯū daʿiʿām*, d. h. den

text Jeremias, nur dass er *iašḥīṯū* liest[1]). Nach WADE 87 lautete der urtext etwas anders: *'im boṣərīm bā'ū leχā, 'im gannāβīm lailâ iašḥīṯū daiiām*, und nach SIEVERS 39: *'im boṣərīm bā'ū ləχā hăiaš'ırū ʿolelōṯ, 'im gannāβīm 'im šōδəδê lêl hălō' iiγnəβū daiiām*, wobei SIEVERS aber die zweite hälfte nicht für sicher hält. Es haben also alle dem Jer. den vorzug gegeben, ausgenommen nur in der frage von *hălō'* 2° und *iiγnəβū — iašḥīṯū*. Nur BEKEL 322. 337 hat einen ganz sonderbaren text rekonstruiert: *'im boṣərīm bā'ū ləχā lo' iaš'ırū ʿolelōṯ, 'im gannāβīm bā'ū ləχā 'im šōδəδê lailâ, hălō' iiγnəβū daiiām, 'êχ niδmêṯâ*, einen text, dessen ursprünglichkeit niemand beweisen kann. Denn wenn die benutzer schon nach ihrem belieben auslassungen gemacht haben, so können sie auch ihre freiheit benutzt haben, um hinzuschreiben, was ihnen gefiel.

Es ist schwer zu sagen, welcher von den beiden den ursprünglicheren text biete, da jedoch *'êχ niδmêṯâ* sicher eine reflektierende glosse ist, so folgt daraus, dass dem glossator irgendwas im texte nicht klar war, und das spricht für die annahme, dass vielleicht doch Jer. den besseren text hat. Aber der sinn des verses scheint bei ihm, mit Ob. verglichen, gerade das gegenteil zu sein, d. h. für *hălō' iaš'ırū* hat er *lo' iaš'ırū* gesagt (*Σ* hat allerdings *οὐκ ἂν ἀπέλιπον*, also eine korrektur nach Ob., da sonst die LXX *οἱ οὐ καταλείφουσιν* haben), doch ist in dem KOMMENTARE z. s. gezeigt, dass in Ob. wohl *hăiaš'ırū* gelesen werden kann oder *hălō'* ironisch zu fassen ist, so dass der unterschied nicht so gross wäre, nur dass Jer. etwas klarer ist. Freilich kann auch *h* in Jer. sehr leicht nach *leχā* ausgefallen sein. JOHANNES 44 meint aber, dass *lō'* bei Jer. wie üblich *hălō'* bedeute, Ob. hätte also Jer. erklärt. REICHEL 321c sagt, der sinn in Jer. und Ob. sei gleich. Dass Jer. *ballailâ* hat und im kommentare gezeigt ist, dass *lailâ* zur glosse gehört, dürfte etwa so zu erklären sein: da *bā'ū ləχā* graphisch dem *ballailâ* sehr ähnlich ist, scheint das erstere dittographiert zu sein. Oder es beweist, dass Jer. eine abschrift von Ob. ist und *lailâ* als *ballailâ* herübergenommen wurde. Daraus würde aber

1) KP 112 etwas anders: *'im gannāβim bā'ū ləχā hălo' iašhiṯū daiiām 'im boṣərīm bā'ū ləχā hălo' iaš'ırū ʿolelōṯ 'im šōδəδê lailâ 'êχ niδmêṯā*; 113 sagt er, dass die reihenfolge vielleicht 5 bac sein sollte und wahrscheinlich 5c einmal auch in Jer. gestanden habe, da es einen guten übergang von 49,9 zu 49,10 bilde.

folgen, dass derjenige, der die gemeinsamen verse in Jer. hinzuschrieb, nicht genau abgeschrieben hat. Vielleicht hatte der urtext jedoch ein *iaśḥīθū*, weil dieses wort stilistisch besser ist als *iṯγnəβū*. Also ist keiner von den beiden texten ursprünglich und die rekonstruktion bleibt unsicher.

Die sache ist also nicht so, wie KUENEN 354 gemeint hat, dass Ob. 5 kaum in Jer. 49, 9 umgeformt worden sein kann, aber auch das umgekehrte ist unrichtig. Denn daraus, dass Jer. einen teilweise besseren text bietet, lässt sich noch nicht folgern, dass Ob. der abschreiber gewesen sei, der den text nach seinem geschmack verändert habe. Es kann sehr wohl so gewesen sein, dass der text Obadjas nach der zeit, in der er abgeschrieben wurde, stark verwilderte und allerlei veränderungen erlitt (vgl. s. 88. 124).

Dazu kommt nun aber die tatsache, dass der text Jeremias ohne 49, 9 einen ganz anderen und viel besseren sinn bekommt, denn erstens: nach v. 8 würden wir erwarten, dass in der ersten, bzw. dritten person weitergesprochen würde, zweitens: nach v. 8. 10 ist der zerstörer Edoms Jahwe, nach v. 9 aber die diebe und die winzer. Drittens: es ist nicht einzusehen, was *kī* in v. 10 begründen soll (nach HENDEWERK 28 gehört es zu „hanc apodosin omissam"), denn daraus, dass Jahwe Edom entblösst, folgt noch lange nicht, dass es diebe und winzer gewesen sind, die die sache ausgeführt haben, denn es kann doch nicht gesagt sein, dass Jahwe handlangerdienste für die feinde Edoms geleistet habe[1]). Wenn aber v. 9 entfernt wird, so klärt uns *kī* auf, wie dieses *'eθ pəḳaδtīᵘ* geschehen wird. Viertens haben schon die LXX gesehn, dass der vers nicht in den zusammenhang passt und deshalb aus *'im* 1⁰ ὅτι gemacht, aus *'im* 2⁰ ὡς. Der urtext kann aber wegen des *kī* im v. 10 nicht so gelautet haben, wie die LXX übersetzen. Die tatsachen sprechen also sehr dafür, dass Jer. 49, 9 ein zitat, vielleicht als beweisstelle, aus Ob. 5 ist. Wie man trotzdem behaupten kann, Jer. 49, 10 verlange 49, 9 vor sich (SELLIN K 228 $^{2.3}$266), ist mir völlig unverständlich, denn schon ISOPESCUL 154

1) Was HENDEWERK 28 meint, ist mir nicht recht klar. Soll diese apodosis v. 4 sein, oder denkt er an dieselbe schwierigkeit, die CORNILL 185 ISOPESCUL 152 hervorheben, dass Ob. 5. 6 in einem logischen zusammenhang miteinander stehen, nicht aber Jer. 49,9.10?

hat gesagt, dass Ob. 6 wohl eine logische folgerung aus v. 5 sei, nicht aber Jer. 49, 10 aus 49, 9.

Jer. 49,10 ist inhaltlich Ob. 6 sehr ähnlich, obwohl von den wörtern im einzelnen nur *ḥāṣaφtī neḥpəsū* in beiden texten vorhanden ist, sonst aber entspricht das jeremianische *gillêθī* dem *niβʿū, mistārāṯ* dem *maṣpūnāṯ*. Die LXX haben jedoch einen ziemlich abweichenden text, der in der zweiten hälfte inhaltlich dem MT entgegengesetzt ist und eine kurze zusammenfassung von Ob. 7 sein könnte: *ὥλοντο (ωλετο το σπερμα αυτου* 88) *διὰ χεῖρα ἀδελφοῦ αὐτοῦ (+ και* AQ 23 41 49 86 87 88 90 . .) *γείτονός μου (αὐτοῦ* AQ 23 41 86 88 . .). Es ist unmöglich anzunehmen, dass die LXX den ursprünglichen text bieten, denn ein *bəîaθ* wäre wohl nie ausgefallen oder gestrichen worden. Die LXX haben sicher den text des Jer. dem des Ob. angenähert.

Was über das verhältnis dieser verse zueinander gesagt worden ist, trägt einen willkürlichen charakter. Nach den einen ist Jer. 49,10 eine reminiszenz aus Ob. 6 (CORNILL 177 [3.4]185), bzw. eine freie wiedergabe (GRAF 563 DUHM 356). Nach JAEGER 9 hat Ob. mehr kraft der originalität als die umständlichere darstellung in Jer., welche einer erklärung des Ob. gleich sehe (vgl. KUSZNITZKI 36 ISOPESCUL 152, der auf die behandlung von Ob. 8. 16 bei Jeremia hinweist, wo ähnliches zu beobachten sei). PETERS 25 SCHWALLY 35 legen Jeremia zur last, dass er an stelle des singulären und doppeldeutigen *maṣpūnāṯ* das gewöhnliche wort setze, ebenso bei *niβʿū* („während doch die form *niβʿu* in *neḥbāʾ* wiederklingt, wie das ausgefallene *šōðəðê* in *hišhīθū*“ ! ! !) [vgl. JAEGER 9]. STRACK [4]99 [6]112 weist darauf hin, dass *ḥāφaṣ* sonst nie in Jer. vorkomme, im ganzen AT aber 22 mal und deshalb dieser passus mit *ḥāṣaφ* wohl aus Obadja stammen müsste. GRAF 563 DUHM Jer. 356 meinen, dass Jer. 49, 10b sich an Ob. 7 anlehne (gegen W. R. SMITH EB 3456). Dagegen behauptet BEWER 35, dass Ob. eine erweiterung des ursprünglichen textes darstelle und dass er irgendwelcher gründe wegen, die er nicht nennt, Jer. 49, 10b nicht benutzen konnte. SIEVERS 39 konstruiert als urtext: *ʾêχ neḥpəšū mistārêχā, niβʿū maṣpūnêχā*. Nach WADE und ROBINSON gehört Ob. 6 nicht mehr in den urtext, aber BEKEL 337 hält Ob. 6 für den ursprünglichen text, da er den vers mit v. 5b zu einer strophe verbindet (vgl. s. 104).

Obwohl die beiden verse inhaltlich einander ziemlich ähnlich sind, weichen sie stilistisch voneinander ganz ab, denn bei Ob. steht eine schilderung, hier aber eine drohung. Welche form die ursprüngliche ist, kann schwer gesagt werden, obwohl auch in Ob. die drohung viel besser passen würde. Die belege, die für die ursprünglichkeit Obadjas aufgeführt werden, beweisen nur, dass er nicht aus Jeremia abgeschrieben hat (und auch das kaum), nicht aber, dass Jer. aus ihm abgeschrieben hat, denn diese gedanken sind an sich keine seltenheit.

49,11 (LXX haben einen verderbten text) hat bei Ob. keine parallele. CASPARI führt keine beziehung auf andere texte des Jeremia an und BEKEL hat diesen vers nicht für seine rekonstruktion benutzt. Viele streichen ihn als eine glosse, was möglich wäre, wozu aber keine notwendigkeit vorliegt. Doch ist der text sicher verderbt, nur v. 11b könnte in ordnung sein.

Jer. 49, 12 wird von manchen (vgl. MEYRICK 563) mit Ob. 16 (Jer. 25, 17f. 28f.) verglichen. Aber es besteht nur eine inhaltliche ähnlichkeit, denn daraus, dass auch hier *šāθâ* gebraucht wird, lässt sich gar nichts folgern. Da der sinn des verses bei Ob. nicht sehr klar ist, kann unmöglich gesagt werden, ob Jer. von ihm abweicht oder nicht. Hier wird jedenfalls behauptet, dass die Juden getrunken haben, obwohl *'ên mišpāṭām* (eine beziehung auf andere völker wäre möglich, aber auf welche?). Diese bemerkung zeigt, dass der verfasser Jer. 25, 29 entweder nicht kennt oder ignoriert. Es ist aber jedenfalls ein gewagtes unternehmen zu behaupten, dass z. b. Ob. von Jer. abgeschrieben habe, weil sein text klar sei, nicht aber der des Jeremia (RIEHM 134), oder dass Jer. eine entfaltung des Ob. sei (KOENIG E 362), oder dass Ob. nur das jeremianische bild beibehalten habe, denn das bild ist nicht selten (JAEGER 12,10). Auffällig ist nur, dass die bilder, die sich bei Ob. finden, auch in Jer. anzutreffen sind (49, 10. 12); wenn sie auch sonst bei ein und demselben text belegbar wären, würde die entscheidung leichter sein.

Natürlich könnte man 49, 9—12 ruhig streichen, denn die verbindung von 49, 13 mit 49, 8 lässt nichts zu wünschen übrig, aber mit diesem texte kann man alles anfangen, was man will, und dennoch einen zusammenhang herauslesen. BEKEL 327f. streicht 49, 12b und setzt den ersten teil in seiner re-

konstruktion nach 49, 8, was auch möglich wäre (vgl. s. 93). Da LXX einen sehr abweichenden text bieten, lässt sich auch bei diesem verse nichts sicheres behaupten: vielleicht nur, dass der vers überladen ist, oder dass die LXX die verbindung mit 49, 13 besser gestalten wollten!

Jer. 49, 13 hat nach keinem exegeten eine parallele bei Ob., wohl aber nach CASPARI 7 anm. eine unmenge von beziehungen zum ersten teile des buches Jeremia; die ähnlichsten von diesen sind die stellen: 22, 5: *bī nišbaʿtī . . . kī ləḥorbâ,* 25, 9: *ləšammâ . . . ʕləḥorβoθ ʿōlām,* 25, 18: *ləḥorbâ ləšammâ . . . ʕəliḳəlālâ,* 42, 18 44, 12: *ūləšammâ ʕəliḳəlālâ ūləḥerpâ,* vgl. 44, 22 *ləḥorbâ ūləšammâ ʕəliḳəlālâ.* Andere ähnlichkeiten erstrecken sich nur auf zwei glieder von vieren, wobei eine beziehung doch unmöglich ist. Auffällig ist an den angegebenen stellen, dass dort niemals *ləḥoreβ*, sondern, wenn überhaupt etwas ähnliches, dann *ləḥorbâ* steht. Soll das nun ein zeichen späterer entwicklung sein? Vielleicht. Sicher beweisen aber diese ausdrücke nicht, dass Jeremia selbst 49, 7ff. verfasst hat, denn es sind nur formelhafte wendungen, die hier wiederholt werden.

Jer. 49, 14 ist mit kleinen abweichungen gleich Ob. 1. Die abweichungen sind folgende: 1. *šāmaʿtī* an stelle von *šāmaʿnū* bei Ob., 2. *šālūăḥ* für *šullāḥ*, obwohl auch der text Obadjas so gelesen werden kann und die LXX (*ἀγγέλους . . . ἀπέστειλεν*) *šālaḥ* bzw. *šillaḥ* punktiert haben, 3. *hiθḳabbəṣū boʾū . . . ʕəḳūmū* an stelle des obadjanischen *ḳūmū ʕənāḳūmâ*. Jede dieser drei abweichungen hat viel streit hervorgerufen, denn es wurde ja sonderbarerweise angenommen, dass derjenige, der den besseren text hat, auch die quelle für den anderen gewesen sein müsse.

Auf den ersten blick ist es schon befremdend, dass der vers, der sehr gut an den anfang einer weissagung passt, hier mitten in der weissagung steht. Das ist eigentlich auch der hauptgrund gewesen für die behauptung, dass Jeremia Obadja abgeschrieben hätte (SCHNURRER 428 EICHHORN III, 265 ROSENMUELLER 276 HENDEWERK 28 JAEGER 7 CASPARI 9 GRAF 560 KNABENBAUER 417 GIESEBRECHT 239 DRIVER 341 HOONACKER 292 WADE XXXV). Damit fallen natürlich auch 49, 15f., und man muss 49, 13 mit 49, 17 verbinden. Dass 49, 17 gerade mit dem satze anfängt, mit dem 49, 13 schliesst, kann absicht sein und so gerade für die echtheit des textes und

also auch für diese verbindung sprechen (vgl. CASPARI 10). Es lassen sich auch gründe dafür anführen, weshalb Ob. 1 diese stellung in Jeremia bekommen hat, obwohl die genannten keinen angegeben haben. Es scheint mir so, dass der glossator von *nišbaʿtī* sozusagen verführt wurde und nun sagen wollte, dass er auch um diese tatsache weiss. Dann brauchte er nur Ob. 1ff. zu zitieren, und alles war in bester ordnung. Nach Jer. 22, 5 hatte Jahwe geschworen, dass der tempel *ləḥŏrbâ* werden soll; für eine solche behauptung wie 49, 13 brauchte aber der glossator, besonders wenn er in einer späteren zeit lebte, sicher einen beweis, auf grund dessen er sich dann näher erklären und seinem worte autorität verschaffen konnte. Oder noch besser: vielleicht zitierte ein leser in seinem exemplare als beweis dafür, dass die weissagung authentisch und prophetisch sei, eine andere stelle.

Daraus folgt nun erstens, dass *šāmaʿtī* nicht der ursprüngliche text gewesen sein kann [gegen PLUM 6 (nach dem *šāmaʿtī* ein „vestigium cultioris ingenii" ist) WETTE[7] 322 [8]160 HITZIG 155 KNABENBAUER 417 CONDAMIN 265 DUHM ZAW 175 BEKEL 319 BEWER 35 ROBINSON 405 SELLIN K 230 [2.3]279 WADE 87 RUDOLPH 223 ROBINSON KP 112 (vgl. KOMMENTAR z. s.)], wie dagegen schon SCHNURRER 428 HAEVERNICK 320 CASPARI 10 richtig behauptet haben. Eine andersgeartete begründung ist im kommentare gegeben. Hier ist aber klar zu sehen, dass *nišbaʿtī* das *šāmaʿnū* zu *šāmaʿtī* verändert hat.

Was *šālūăḥ* anlangt, so ist der streit darüber ziemlich gegenstandslos. Nach ISOPESCUL 152 hätte Jer. *šālūăḥ* geschrieben, um das bild lebhafter zu gestalten. Nach CASPARI 10 ist *šullāḥ* die schwierigere lesart und auch nach BEWER 35 ist es exegetisch besser. Dagegen ist nach HITZIG 155 der text durch *šullāḥ* gelockert, und nach JOHANNES 19 ist dieses wort eine leichtere lesart! Wie man solche behauptungen, die nie und nimmer bewiesen werden können, aufstellen kann, bleibt mir ganz unverständlich. Denn beides kann in den text hineinpassen, und welche von den beiden lesarten die richtigere ist, können wir nicht mehr entscheiden.

Über die letzte abweichung wird etwa folgendes gesagt: der text Jeremias ist eine offenbare verflachung und abschwächung (PETERS 22), bzw. eine für die weitschweifigkeit der späteren zeit charakteristische auflösung (GRAF 563), bzw.

eine erläuterung (SCHOLZ E 560 HAEVERNICK 320 CASPARI 11 KNABENBAUER 417). ISOPESCUL 152 meint, dass der text des Ob. dem Jer. aus irgendeinem uns unbekannten grunde unangenehm gewesen wäre. Dagegen gibt es andere, die dem texte Jeremias den vorzug geben: J. M. P. SMITH 135 BEKEL 319 (nur liest er *ʿal ʾĕdōm* für *ʿālêhā*) ROBINSON 405 KP 112 WADE 87, sonderbarerweise hält aber BEWER 34 den text Obadjas für besser. Die entscheidung hängt von den metrischen fragen ab. Wenn, wie s. 54 angenommen wurde, v. 1 von dem zweiten verfasser stammt und nach dessen art in siebenern abgefasst ist, so muss man dem texte Obadjas den vorzug geben, wenn man aber kinaverse haben will, wie in v. 2ff., so ist wohl Jer. richtiger. Jedoch, wenn die obige annahme für wahr gehalten wird, so kann man nur sagen, dass Jer. den text umgeändert hat. Vielleicht hat ein anderer text hier auch seinen einfluss ausgeübt, es heisst nämlich Jer. 6, 4f.: *ḳaddəšū ʿālêhā milḥāmâ ḳūmū ṷənaʿălē*, was nach STAEHELIN 310 ein vorbild für Ob. gewesen sein soll. Fraglich ist das aber dennoch, denn Jo. 4, 9 steht: *kirʿəū zoʾṯ baggōîm ḳaddəšū milḥāmâ*, Jer. 51, 27f: *ḳaddəšū ʿālêhā gōîm*. Ausgenommen die letzten stellen, wo *ʿālêhā* auf Babel bezogen wird, ist es Jer. 6, 4f. Jo. 4, 9 sicher auf Jerusalem bezogen, ebenso wohl Ob. 1, unsicher ist Mi. 3, 5, nicht aber Jer. 49, 14. Daraus würde folgen, dass Obadja Jer. 6, 4 o. ä. benutzt haben kann, dass er aber unmöglich Jer. 49, 14 abschreiben konnte. Denn gerade dieses schwanken zwischen *ʿālêhā* (49, 14. 17, welch letzterer vers aber nach VOLZ 416 eine glosse ist) und *ʿālāṷ* (49, 8 und sonst, wo Edom als 2. pers. mask., bzw. 3. pers. mask. behandelt wird) ist auffällig, aber es lässt sich nicht befriedigend erklären, denn dass 49, 14. 17 das land, 49, 8 aber das volk Esau gemeint wäre, ist unwahrscheinlich.

Auch an *baggōîm* hat man anstoss genommen (JAEGER 7 CASPARI 10 GRAF 561 GIESEBRECHT 240, vgl. BEWER 37 VOLZ 415), und sehr mit recht, denn in der weissagung Jeremias sind sonst nicht die völker die feinde Edoms, sondern Nebukadressar (GIESEBRECHT), bzw. der grosskönig (VOLZ), bzw. Jahwe selbst. Man könnte dagegen wohl erwidern, dass Jeremia eine einzelperson als führer der völker betrachte und diese nur besonders hervorhebe. Aber diese einzelperson wird zu den völkern in gar keine verbindung gebracht. CREDNER 80,

vgl. THEINER 148 LURY 60f., behauptet dagegen, dass Jeremia als erster gesagt hätte, dass Edom durch die heiden ausgerottet werden würde und dass er das ganz beiläufig bemerkt hätte. Obadja hätte aber diesen gedanken aufgenommen und versucht, ihn vollständiger und befriedigender mit den früheren aussprüchen über dasselbe thema zu vereinigen! Das kann nur dann richtig sein, wenn man Jer. für einen inspirierten schreiber hält, der selbst nicht weiss, was er aufzeichnet. Warum soll dann Obadja anders betrachtet werden? Unsicher ist ja, ob Jer. 49, 19. 22 an Nebukadressar gedacht ist, aber immerhin, die tatsache bleibt bestehen, dass die völker in Jer. kaum eine rolle spielen und dass die beziehung des *ʿālêhā* auf Jerusalem, wie es bei Ob. wahrscheinlich ist, hier in dem zusammenhange keinen sinn ergeben kann.

Aus Anlass dieser schwierigkeit hat HENDEWERK 30 bemerkt, dass Ob. 19 nicht mit Jer. 49, 18 harmoniert, da hier gesagt ist, dass Edom eine menschenleere einöde werden soll. Wenn Jeremia diesen vers gekannt hätte, hätte er so geschrieben? Natürlich kann die frage auch umgekehrt gestellt werden. Man könnte daraus folgern, dass Ob. 19—21 eine spätere hinzufügung ist, aber es kann auch in Israel so gewesen sein, dass meinungen, die nicht gefallen, stillschweigend korrigiert werden, das, was gefällt, dagegen als beweis für die richtigkeit der eigenen anschauung zittiert wird.

Wenn wir schliesslich VOLZ 413 (vgl. aber SCHWALLY 35) darin recht geben müssen, dass „Jeremia", obwohl er vorlagen benutze, mit einer gewaltigen dichterischen kraft arbeite, obgleich er hier nicht so leidenschaftlich erregt sei, wie in den Moab- und Ammonorakeln, so ist es unwahrscheinlich, dass er Ob. 1 als integrierenden bestandteil mitten in seine dichtung gestellt hat, denn ein so schlechter dichter war er nicht. Entweder hat das ein späterer getan, oder er hat es schon selbst als belegstelle am rande zitiert. Wenn HESSELBERG 129 behauptet, Jer. hätte Ob. überarbeitet und verändert, und JOHANNES 11 Ob. 1 für eine interpretation zu Jer. 49, 14 hält, so haben sie doch ihre behauptungen ganz unbewiesen gelassen.

Jer. 49, 15 ist fast gleichlautend mit Ob. 2; die unterschiede sind nur die, dass 1. bei Jer. noch ein *kī* am anfange des satzes steht und 2. für *mə'oð* in Jer. *bā'āðām* gelesen wird,

wobei *'attâ* fehlt. Was die erste abweichung anlangt, so fehlt *kī* in den LXX, was doch klar zeigt, dass diese mit dem worte nichts anzufangen verstanden, ebensowenig wie auch die heutigen erklärer. Von vielen wird dieses *kī* als zeichen der abhängigkeit Jeremias betrachtet (SCHOLZ E 560 HENDEWERK 28 JAEGER 9 HAEVERNICK 320 CASPARI 11 STAEHELIN 312 KNABENBAUER 417 ISOPESCUL 152). Nach ISOPESCUL wurde *kī* hinzugefügt, um den gedankenrhythmus und den parallelismus vollkommener zu gestalten! Nach HAEVERNICK CASPARI ist *kī* hinzugeschrieben, um den schwierigen text leichter verständlich zu machen (ebenso Jer. 48, 46 verglichen mit Num. 21, 29). Nach JOHANNES 34 aber hat Ob. *kī* ausgelassen. PETERS 22 sagt jedoch richtig, dass diesem *kī* keine bedeutung beizulegen ist, wie auch J. M. P. SMITH 135 BEKEL 314. 336 ROBINSON 40 nur *hinnē* für den urtext halten, wobei aber der letztgenannte noch *kī* in klammern befügt. WADE 87 lässt in seinem urtext ausserdem auch *hinnē* aus, da es ja nur LXX AQ 23 41 . . . vorhanden ist.

bā'ādām wird indessen von vielen vorgezogen [PLUM 6 (vestigium cultioris ingenii) WETTE ^{7}322 ^{8}460 GRAF 563 CORNILL 177 $^{3.4}$184 SCHWALLY 35 J. M. P. SMITH 135 SIEVERS 39 WILDEBOER 304 BEKEL 314. 336 ROBINSON 405 KP 112 NOWACK 113 SELLIN K 230 $^{2.3}$276 ISOPESCUL 152, vgl. KOMMENTAR zu *mə'oð*]; JOHANNES 11 behauptet, dass Ob. die ausdrücke des Jer. verstärkt hätte, während nach HITZIG 155 Ob. den text des Jer. gelockert hat[1]). Obwohl auch die LXX ἐν ἀνθρώποις lesen, also *bā'ādām* kollektiv gefasst werden kann, ist es sehr unwahrscheinlich, dass ein volk *bā'ādām* verachtet würde. *b* ist nur ein lesefehler, wie ja *m* und *b* häufig verwechselt werden, und man könnte schliesslich auch *me'ādām* lesen.

Jer. 49, 16 ist eine zusammenziehung aus Ob. 3.4. Die unterschiede sind folgende: 1. am anfang steht als zusatz *tiφlaṣtəχā*, 2. für *hiššī'ęχā* steht *hiššī' 'oθāχ*, 3. *zəðōn libbęχā* ist dem nachgestellt, 4. für *mərōm . . . 'āręṣ* steht *toφəṣī mərōm giβ'â*, 5. *kī* für *'im*, 6. *ų'im bên kōχāβīm ṣīm* ist ausgelassen.

Es wird behauptet, dass der text des Jer. unklarer wäre, als

[1]) KRAHMER 7: Obadias . . . confirmationem exprimere voluit, . . . eris valde, qua elocutione oratio gravior atque multo pulchrior fit.

der des Ob., ohne den man Jer. kaum begreifen könne (CASPARI 12 KNABENBAUER 417 CORNILL 177 [3.4]185 ISOPESCUL 154), oder dass der vers bei Jer. eine unvollkommene reproduktion aus dem gedächtnis sei (JAEGER 9). VOLZ 383 weist noch darauf hin, dass Jer. den wichtigsten ausgelassenen teil (*'omer bəlibbō mī i̯ōrīδenī 'āre̯ṣ*) in 49, 4 benutze. Aber obwohl der gedanke da ziemlich ähnlich ist, braucht er doch nicht durch Ob. 3 beeinflusst zu sein. Dagegen sagt JOHANNES 39, dass die kürzere formulierung für die ursprünglichkeit des Jeremia spreche; Ob. sei eine erweiterung, *i̯innexā* von seinem verb getrennt und dazu im anschluss an Jer. 14, 13f. ein neues verb mit der näheren bestimmung *kōχāβīm* gesetzt. Aber obwohl der text des Jer. in mancher hinsicht kürzer ist, hat er doch auch erweiterungen, vgl. die ersten zwei abweichungen. Deshalb sagt MAURER 393 mit ebensoviel recht wie JOHANNES, Jeremia sei „verbosior et languidior"; aber HESSELBERG 130, dass Jer. inbezug auf *i̯innexā* „deutlicher" wäre.

Gerade um *tiφlaṣtəχā* wird heftig gestritten, denn das wort ist für uns unverständlich. Meistens wird es „furcht vor dir" o. ä. übersetzt (JAEGER 5 GRAF 567 ISOPESCUL 152 WADE 87 VOLZ 412), oder als ausruf „schrecken über dich" (CASPARI 13 BEKEL 320), oder es wird ein anderes wort konjiziert wie *tiφlāθəχā* „thy folly" (PETERS 23, 1 BEWER 34), *tiφ'artəχā* (ROBINSON 405 KP 112), *i̯ăṣōθīχā* „setze am Ende" als glosse eines schreibers (GIESEBRECHT 239), *tiφṣai̯htəχā* (WUTZ 518 nach LXX *ἡ παιγνία σου ἐνεχείρησέν σοι*). Es wird behauptet, dass Ob. das wort als schwer verständlich oder vielleicht ganz unverständlich ausgelassen habe (WETTE[7] 322 [8]460 HITZIG 155 GRAF 563 RIEHM 134). Aber auch andere meinen, dass Jeremia hier etwas ursprüngliches d. h. *tiφlaṣtəχā* bewahrt hätte (KLEINERT 2 STRACK [4]99 [6]112 CORNILL 177 [3.4]184 ROBINSON 405 WADE 87). HOONACKER 299 sagt jedoch mit recht, dass dieses wort zu zweifelhaft sei, um es richtig zu konjizieren, und dass Ob. wohl die „leçon primitive" habe, und SCHWALLY 35 streicht das wort aus Jer. ohne weiteres. Auffällig ist, dass das wort (fem.) vor dem verbum (mask.) steht und dass *zəδōn libbe̯χā* deshalb kein verbum hat (die LXX haben aus *šoχənī κατέλυσεν* herausgelesen!). Aus den fragmenten von *AΣΘ* lässt sich nichts folgern. Sicher ist, dass die LXX *tiφlaṣtəχā* nicht als ausruf verstanden haben. Vielleicht ist es nur eine verlesene er-

klärung zu *bāzūḏ* oder zu *zəḏōn libbęχā* (vgl. JAEGER 9, nach dem das wort ein zusatz als parallele zu *zəḏōn* ist).

Dass *hiššī'ęχā* besser ist als *hiššī' 'oṯāχ*, steht ausser frage. ROBINSON KP 112 hält *hiššī'āṯəχā* für den urtext.

toʦəṣī mərōm giβ'â ist jedenfalls viel verständlicher als das fast unverständliche *mərōm šiβtō* (das REICHEL 321 für einen obadjanischen zusatz hält). Manche sagen, der text des Jer. klinge fast wie eine paraphrase, bzw. verdeutlichung (SCHOLZ E 560 HAEVERNICK 320 CASPARI 11f. PETERS 23 KLEINERT 2 STRACK ^{4}99 ^{6}112 DUHM Jer. 356). Nach ISOPESCUL 154 jedoch ist der text Jeremias schwerwiegender; was das bedeuten soll, bleibt unklar. Die rekonstruktionen richten sich aber dennoch nach Jeremia: ROBINSON 405, nicht aber KP 112 (*merīm šiβtəχā*), WADE 87 halten *toʦəṣī mārōm* (ohne *giβ'â*) für ursprünglich. J. M. P. SMITH 135 hält in diesem falle Jeremias text für richtig, und BEKEL 321 rekonstruiert einen urtext aus beiden: *šoχənī βəḥayṵê sęla', mərōm giβ'â toʦəṣī ṵə'omer bəlibbō* usw., was aber ganz unmöglich ist. Das metrum zeigt, dass nur zwei hebungen notwendig sind, deshalb könnte entweder *toʦəṣī mārōm* oder *mərōm šiβtō* ursprünglich gewesen sein; vielleicht sind *toʦəṣī* und *šiβtō* nur varianten desselben textes. Aber es ist unwahrscheinlich, dass auf *šoχənī βəḥayṵê sęla'* noch irgendein epitheton gefolgt ist, denn Ob. scheint die häufung von epitheta nicht zu lieben. Ausserdem gibt es wohl hügel, die *rāmīm* sind (Hes. 6,13 20,28 34,16), bzw. *gəβōhōṯ* (1 R. 14,22 2 R. 17,10 Jer. 2,20 17,2), bzw. *niśśā'ōṯ* (Jes. 2,14 30,25, vgl. 2,2) sind, aber es wird sonst im AT nicht von *mərōm giβ'â* gesprochen, und *mərōm hārīm* kommt nur 2 R. 19,23 vor (aber mit *'ālīṯī*).

Die auslassung von *'omer bəlibbō mī ḭōrīδenī 'āręṣ* wird natürlich verschieden beurteilt: während die einen das Jer. zum vorwurf machen und sagen, dass v. 3 in Ob. rund und voll, in Jer. aber mangelhaft und abgebrochen sei [EICHHORN E III, 265 ROBINSON KP 113 (der *bəlibbəχā* liest)], behaupten die anderen (vgl. REICHEL 321 GRAF 563), dass dieser satz in Ob. breit und überflüssig wäre oder dass Ob. Jer. durch erweiterung erschwert hätte (JOHANNES 11). Wir haben gesehen, dass stilistisch betrachtet diese aussage nicht sehr gut in den zusammenhang passt, und man könnte sie deshalb wohl für einen späteren zusatz halten. Aber da der satz in Jer. 49,4 vorkommt, ist auch diese annahme zweifelhaft; jedenfalls

braucht er bei Ob. nicht aus Jer. 21,13 zu stammen, wie JOHANNES 39 meint.

Ebenso unsicher ist die entscheidung über *ḫa'im bên kōχāβīm śīm*. Dass Jer. für *'im* 1° *kī* gelesen hat, ist kein zeichen dafür, dass *kī* ursprünglicher ist, denn es mag so sein, dass er dadurch gerade die zitierung kenntlich machen wollte. Manche streichen aber diesen zwischensatz in Obadja, und J. M. P. SMITH 135 ROBINSON 405 KP 112 WADE 87, vgl. REICHEL 321 halten den text Jeremias für den urtext, also: *'im taγbīăh* (ROBINSON 405: *kī taγbīhū*) *kannęšęr ḳinnęχā mišśām 'ōrīδəχā*[1]). JOHANNES 11 behauptet, dass Ob. durch diesen zusatz das verständnis des textes erschwert hätte, BEWER 36, der auch an der ursprünglichkeit Jeremias festhält, meint dagegen, dass Ob. dadurch gerade das verständnis des textes erleichtert hätte! Nach PETERS 23 hat Jer. den satz ausgelassen, um die starke hyperbel zu vermeiden, und CASPARI 12 meint, dass der text Jeremias hier planer und weniger poetisch wäre. Das schwierige ist bei alledem, dass *mišśām* bei Jer. eigentlich keine räumliche beziehung hat (CASPARI 12 GRAF 563 MARTI 229 HOONACKER 292 CORNILL 177 ... 194 STEUERNAGEL 621 NOWACK 173 ISOPESCUL 154). BUDDE S 61 L 214 sagt zwar, *mišśām* schwebe nicht in der luft, aber es scheint doch so. Denn die beziehung von *mišśām* auf *ḳinnęχā* ist nicht sehr einleuchtend. Immerhin ist sie möglich; der sinn wäre dann, dass Jahwe Edom auch aus diesem nest herabstossen wird.

JOHANNES 42 macht Obadja noch einen vorwurf: er habe, statt mit Jer. 49,17 die strafandrohung weiterzuführen, im anschluss an Jer. 49,9 in einem zweiten bilde die strafandrohung fortgesetzt, und durch dieses ineinanderziehen jeremianischer bilder sei die weissagung Obadjas dunkel und schwerverständlich gemacht, die kraft der rede geschwächt und der parallelismus zerstört worden. Ob das wirklich der fall ist, ist sehr fraglich, denn man kann Jer. einen ähnlichen vorwurf machen, ohne dass doch damit die frage einer lösung nähergebracht würde.

Deshalb kann man kaum mehr behaupten, als dass vielleicht der text in Jer. besser erhalten, die anordnung in Obadja aber vorzuziehen ist.

---

1) KP 113 denkt er, dass vielleicht auch: *ḫa'im bên kōχāβīm tāśīm ḳinnęχā* || *'im taγbīăh kannęšęr mišśām 'ōrīδəχā* möglich wäre.

Die folgenden verse sind nur eine ausführung zu dem gesagten. Beziehungen auf Obadja fehlen, wenn man nicht annehmen will, dass *iošəβê ϑêmān* in v. 20 zusammen mit *gibbōrê ʿĕδōm* in v. 22 durch Ob. 9 (nach LURY 60 aber Ob. 9 durch Jer. 49,22) veranlasst worden ist, was aber nur nach CORNILL 177 . . . ^{6}194 möglich ist.

Man könnte nun natürlich annehmen, dass ein Urobadja existiert hat, den beide zitiert hätten, Jer. als beweisstelle und Ob. als einen text für seine predigt. Aber das ist nur ein zurückschieben des problems, und wir können, besonders in rücksicht auf Ob. 1, niemals behaupten, dass es so gewesen sein muss. Man könnte denken, dass 49,7. 9f. 14ff. bei Jeremia glossen sind, die Ob. von dort abgeschrieben hat (so BEWER 37, mit der begründung, dass in diesen versen nicht Nebukadressar als angreifer dargestellt werde, und dass, da es nicht so ist, Jeremia keinen anhaltspunkt gehabt hätte, Edom zu warnen; wenn er aber nach 586 geschrieben hätte, so hätte er auch der verschuldung Edoms erwähnung getan). Aber es ist unmöglich, dass Ob. gerade die glossen herausgelesen hat. Es ist viel leichter, mit GIESEBRECHT 239 HOONACKER 291 STEUERNAGEL 621 EISSFELDT 448 BARDTKE ZAW 1936, 252f. (vgl. s. 93) anzunehmen, dass die parallelen sätze in Jer. sekundär sind, weil man da ganz gut ohne sie auskommen kann, was aber bei Ob. nicht der fall ist. Wenn Jeremia wirklich diese orakel geschrieben hat, so wird durch diese annahme auch die „dignitas prophetarum" bewahrt. Denn dann hat natürlich nicht Jeremia selbst diese stellen angeführt, sondern ein späterer leser, der sozusagen eine konkordanz bzw. synopse der weissagungen gegen Edom beabsichtigt hat.

Was SELLIN K 228 $^{2\,3}$276 gegen diese auffassung (vgl. auch VOLZ 387) gesagt hat, ist nicht beweiskräftig. Er nimmt an, dass die v. 7—11.13 doch dem ursprünglichen text des Jer. angehören, da sei aber v. 9f. (nach RUDOLPH v. 9. 10a) sicher aus Ob. entnommen und v. 7 eine freie reproduktion von Ob. 8. Wir haben gesehen, dass diese behauptung kaum das richtige trifft (vgl. s. 104f. und BARDTKE ZAW 1936, 252f., nach dem keine beziehung zwischen Jer. 49. 7, 10 und Ob. 6.8 vorhanden ist, v. 9 gehöre nicht dem urtexte an). HOONACKER 293 kann recht haben, obwohl seine annahme etwas zu künstlich ist. Er sagt: „Abdias écrivant son discours contre Édom, a pu en

tel endroit céder à une réminiscence d'un discours de Jérémie sur le même sujet. C'est ce qui serait arrivé au v. 6 comparé à Jér. 49,10 (vgl. NOWACK 173). Une main plus récente, ajoutant au discours de Jérémie des extraits de celui d'Abdias, aurait inséré, avant Jér. 49,10, la parole qui chez Abdias introduisait le passage analogue du v. 6; sans réussir malgré la légère modification à laquelle elle l'aurait soumise, à l'harmoniser avec le contexte du prophète ancien. C'est précisément l'analogie entre Abd. 6 et Jér. 49,10, a provenant du fait que le premier de ces deux endroits était imité du second, qui aura occasionné l'insertion d'Abd. 5 avant Jér. 49,10, alors que „les versets précédents (1—4) d'Abdias n'ont été introduits que plus loin, vv. 14 ss. dans le discours de Jérémie." Es ist aber fraglich, ob Jer. 49,10 und Ob. 6 einander irgendwie bedingen; wenn das der fall sein sollte, dann kann die benutzung natürlich auch eine umgekehrte gewesen sein, besonders wenn der verfasser der völkerorakel nicht Jeremia ist. GIESEBRECHT 239 denkt auch, dass v. 7f. 10f. (13) jeremianisch sind, aber er sagt nicht, wie er das verhältnis von v. 10 zu Ob. 6 auffasst.

Es ist ja wahr, dass Ob. 6 stilistisch nicht einwandfrei ist, aber obwohl es auch ein aramäisches verbum enthält, ist es doch sehr unsicher, ob dieser vers durch Jer. 49,10 veranlasst ist, denn dann wäre sicher die ursprüngliche form beibehalten worden, da diese auch in Ob. besser gepasst hätte. Auch wird dadurch die entstehung von Ob. 2—9 zu schwer vorstellbar. Man müsste annehmen, dass Deuterojeremia Ob. 5. 1—4 zitiert hat, ein späterer aber 49,10 nach Ob. 5 = Jer. 49,9 gefunden und daraus Ob. 6 gemacht hat.

Es gibt aber noch andere wege zur erklärung. Tatsache ist, dass 49,9. 14—16 nicht in den zusammenhang hineinpassen (vgl. s. 110f.) und dass der text Jeremias ohne diese verse einen sinn und dazu einen besseren ergibt. Andrerseits ist es aber eine tatsache, dass 49,7.10 irgendwie Ob. ähnlich sind. Man könnte nun ein zweifaches annehmen: entweder kannte Ob. die weissagung 49,7ff. und hat v. 6.8 danach gebildet, während später ein leser, der vielleicht durch die ähnlichkeit der gedanken darauf aufmerksam gemacht worden war, Ob. 1—4.5 in Jer. hineingetragen hat (vgl. BARDTKE ZAW 1936, 253: hineingetragen, um den gerichtsspruch zu verstärken); oder besser, als „Jeremia" seine weissagung schrieb, hatte er eben Obadja

gelesen, gab die v. 6. (7). 8 den gedanken nach wieder, zitierte aber als beweisstellen ausdrücklich Ob. 5. 1—4, oder es fügte diese ein späterer hinzu aus demselben grunde wie in dem ersten falle. Natürlich ist noch ein weg offen: es mag sein, dass ein späterer, der die zitierungen in Jeremia fand, Ob. 6. (7). 8 verfasst und zum ursprünglichen text des Ob. hinzugefügt hat. Ueber das verhältnis von Jer. 49,18 zu Ob. 19 ist nur zu sagen, dass die beiden verse einander widersprechen.

Sicher scheint also nur, dass der text Jeremias doch diese gemeinsamen verse aus Obadja hat. Fraglich ist nur, ob der prediger Ob. 6—9 selbst verfasst hat, oder ob sie dem alten texte angehören, den er benutzte. Diese frage kann aber auch durch die zuhilfenahme Jeremias nicht entschieden werden.

Wir haben schon gesehen, dass die LXX Jer. 49, 10b so übersetzen, dass man an Ob. 7 denken kann. Ein ähnlicher vorgang ist auch in S zu beobachten, denn da lauten (vgl. SEBOEK 42) Jer. 49,14 und Ob. 1 vollständig gleich. An dem texte sind also vielleicht schon in der vorchristlichen zeit harmonisierungsversuche gemacht worden, und wir werden niemals wissen, welchen text man nach dem anderen korrigiert hat, oder ob die texte beiderseits einander angenähert worden sind. Manchmal hat ja Jer. den besseren text, manchmal nicht, und an einigen stellen wird es unsicher bleiben, welcher von den beiden dem anderen vorzuziehen ist.

Daraus aber, dass „Jeremia" den Obadja zitiert, folgt, dass nicht Jeremia der verfasser der völkerorakel gewesen ist, denn CREDNER 81, vgl. BARDTKE ZAW 1936, 252, hatte wahrscheinlich doch mit der behauptung recht, dass ein prophet wie Jeremia dieser auskunft nicht bedurft hätte. Es ist ja wohl wahr, dass auch in das buch Jesaja ältere orakel aufgenommen worden sind (Jes. 15f., vgl. 21, 16), aber da sind sie klar als solche bezeichnet und nicht als beweisstellen zitiert worden, sondern es wurde behauptet, dass diese alten weissagungen sich in der nächsten zukunft erfüllen werden. Und gerade Jeremia ist derjenige gewesen, der den diebstahl der worte Jahwes so streng verurteilt hat. Dass er selbst in den völkerorakeln, die voll sind von allerlei anklängen (vgl. SCHWALLY 31ff.), diesen diebstahl begangen hätte, ist eine annahme, die einer verkennung des propheten gleichkommt.

Es ist aber eine ganz andere frage, ob die anderen teile

des buches Jeremia Ob. bekannt gewesen sind, und zwar eine solche frage, die nicht leicht zu lösen ist. WADE XXXV behauptet, dass alle diese stellen in Jer. sekundär seien. Nun ist es aber unmöglich, dass Ob. nur die glossen gekannt hat, den propheten selbst aber nicht kannte. Wenn das wirklich der fall wäre, so müsste man annehmen, dass Ob. vielleicht selbst ein redaktor prophetischer schriften gewesen ist, oder in einer zeit lebte und aus einer schule stammte, wo das getan wurde. Nur das erste ist möglich, denn wenn seine genossen keine selbständigen bücher im kanon erhielten, sondern ihre arbeit verstecken mussten, so konnte es wohl auch Ob. nicht so weit bringen, dass man ihn als eine ausnahme bewertet hätte.

JOHANNES 10 weist zu Ob. 1 auf Jer. 6,4f. hin, darüber vgl. s. 113. Die beziehung bleibt zum mindesten unklar und vieldeutig, denn solche aussagen sind gang und gäbe gewesen (vgl. Mi. 3,5); an welche Ob. gedacht hat, wissen wir nicht, wahrscheinlich gebraucht er nur einen volkstümlichen ausdruck.

Zu Ob. 3b vergleicht JOHANNES 10 Jer. 21,13. Es lässt sich nicht leugnen, dass der sinn von *mī ʝeḥaṯ ʿālênū ūmī ʝāβōʾ bimaʿōnōṯênū* etwa derselbe ist. Aber die „hochmütigen" besitzen auch ihre eigene redeweise, die sprichwörtlich bekannt ist, und Ob. braucht, um diese zu kennen, nicht Jer. gelesen zu haben.

Zu Ob. 7 sind viele stellen als vergleich herangezogen worden. GRAF 281 JOHANNES 10 vergleichen Jer. 20, 10, wo aber nur *ʾĕnōš šəlōmī* steht. Da dieser ausdruck auch sonst begegnet, braucht ihn Ob. nicht aus Jer., sondern er kann ihn ebensowohl aus den Psalmen haben (so HESSELBERG 130: aus Ps. 41,10). Nur wegen seiner auffassung von *taḥtêχā* kann JOHANNES Jer. 38,9 *(taḥtāų)* vergleichen. HITZIG 155 behauptete, dass Ob. 7 ein teilweise missverstandenes exzerpt aus Jer. 38, 22 sei. Ihm haben WETTE[7] 322 [8]460 JOHANNES 49 CORNILL [5]208 [6]199 [7]195 BUDDE S 61 sich angeschlossen. Der fragliche text lautet bei Jeremia: *hissīṯūχā ų̣əʝāχəlū ləχā ʾanšê šəlomeχā*[1]).

HITZIG hat vermutet, dass Ob. das erste wort in *hissīγūχā* verlesen habe, und daraus sei dann *ʿaṯ haggəβul šilləḥūχā* entstanden! Obwohl *hiššīʾūχā* dasselbe bedeutet wie *hissīṯūχā*! RIEHM 2,34 KOENIG E 361 sagen, dass die berührungs-

[1]) In 22,11 (JOHANNES 10) kann ich kein gleiches wort und auch keinen irgendwie ähnlichen sinn entdecken.

punkte zu geringfügig seien, um die abhängigkeit des einen von dem anderen zu behaupten. Nach SELBIE 580 aber ist es klar, dass die eine stelle der anderen als vorbild gedient hat. Das wahrscheinlichste ist wieder, dass es ein im volk umlaufender und ganz bekannter vers gewesen ist, denn jeder konnte ja von trügerischen freunden sprechen, die den menschen überwältigen, und brauchte diesen gedanken nicht aus einem buche zu lernen. So meinen mit recht CASPARI 8 anm. * KUEPER Jer. 102 BUDDE ZAW III (1883), 305 (vgl. s. 98). Auch RIEHM 134 weist darauf hin, hält aber dennoch Jer. für die quelle Obadjas, umgekehrt JAEGER 12,11 KUEPER 151 Ob. für die quelle des sprichwortes.

JOHANNES 10 vergleicht zu *laḥməχā* in v. 7 Jer. 11,19, wo *bəlaḥmō* steht, was die LXX mit *εἰς τὸν ἄρτον αὐτοῦ* wiedergeben. Aber *laḥmō* ist an dieser stelle so schwierig zu deuten, dass daraus nichts und noch weniger etwas sicheres gefolgert werden kann. In 12,6, das JOHANNES auch anführt, ist es noch schwieriger etwas ähnliches zu finden.

Ob. 16 ist dem sinne nach ziemlich ähnlich mit Jer. 25,15. 28f. (vgl. s. 110). Es ist aber fraglich, ob Jer. 25 wirklich von Jeremia ist, ebenso ist es auch nicht ganz sicher, ob Ob. 16 dem ursprünglichen texte angehört. Aber im kommentare ist gezeigt, dass der gedanke des trinkens des zornesbechers gar nicht selten ist (vgl. JAEGER 12,10), es braucht deshalb Ob. nicht durch Jer. (WETTE ^{7}322 ^{8}460 JOHANNES 10) und nicht Jer. durch Ob. (GRAF 461 KUEPER 151) bedingt gewesen zu sein. Es scheint jedoch, dass in Jer. 49,12 der gedanke nach Jer. 25 geformt ist und nicht nach Ob., denn v. 16a kann so erklärt werden, dass er Jer. 49,12 widerspricht.

Dass JOHANNES 11 v. 18 mit Jer. 11,16 vergleicht, ist nur eine verlegenheitsauskunft, denn *hiṣṣīṯ 'eš* kann keineswegs mit *ṿəδāləḳū βāhęm* verglichen werden, und das bild des brennens kommt ja ungezählte male im AT vor. HITZIG 165 behauptet, dass Ob. 15b sich sehr eng mit Jer. 50, 15.29 berühre. Aber den gedanken, dass dem missetäter seine frevel in genau derselben art heimgezahlt werden, braucht doch kein mensch bei dem anderen zu entlehnen.

Schliesslich wird Ob. 19 mit Jer. 33,13 verglichen, darüber vgl. s. 57f.

Es ist also so, dass wir keine sichere stelle aus Jer. haben,

die Ob. als vorlage benutzt haben könnte. Und wenn das wirklich der fall gewesen wäre, beweist das noch nicht, dass Ob. auch Jer. 49,7ff. nachgebildet habe. Der fall liegt hier ähnlich wie bei Ob. 1ff. verglichen mit Jer. 49,7ff., wo z. b. MARTI 229 und besonders diejenigen, die Jer. für die quelle halten, den nachdruck darauf legen, dass Jer. den besseren text habe. SELLIN K 228 [2.3]276 sagt ganz richtig, dass man auf diesem wege überhaupt zu keinem sicheren resultat bezüglich der priorität des verfassers kommt, weil natürlich immer auch ein jüngerer entlehnender autor zufällig den besseren text bewahrt haben kann, während die handschrift des älteren später korrumpiert worden sein kann (vgl. s. 88. 108).

DER ZWEITE, zu dem Ob. beziehungen haben soll, ist JOEL. Hier gibt es aber weniger berührungspunkte, und sie fallen auch nicht so ins auge wie im vorangehenden, weil es keine zitate gibt, sondern nur die gedanken ähnlich sind, und nur dann und wann auch gleichlautende wörter vorkommen. Ohne auf die verwickelte frage einzugehen, wie und wann das buch Joel verfasst ist, sei nur gesagt, dass von den älteren Joel für den vorgänger Obadjas — manchmal für den ältesten schriftpropheten überhaupt gehalten wurde, so: THEODOROS 245 (er sagt, dass Amos, Hosea, Jesaja in der zeit Ussijas als propheten tätig gewesen sind, Joel aber nach 212: *κατὰ τὸν αὐτὸν καιρὸν τῷ Ὡσηὲ γεγονώς*) KYRILLOS 581 (vgl. MERX 136) LUTHER 68.89 BRENTIUS (bei V. DIETRICH) VITRINGA (Typ. doctr. proph. IV, 35) VEIL 74 SCHMIED 468f. * LIGHTFOOT Chron. temp. VT, 95f. LOWTH 269 BEBl 716 (zeit Ussijas) DECKER 20 *C. F. BAUER (nach ALETHAEUS VIII, 355) EICHHORN E III, 242 JAHN 500 ROSENMUELLER VII, 1, 433 WETTE [2]315 [4]291 [7]317 [8]454 THEINER 61 ACKERMANN VII CREDNER 52 SCHOLZ E 559 MAURER 294 JAEGER 19,24 KNOBEL 136 HITZIG 154 HESSELBERG 132 EWALD P I, 65 CASPARI 22 HAEVERNICK E II, 2, 302.318 UMBREIT 191 KEIL 331 HENGSTENBERG 460 REUSCH 84 BUNSEN II, 727 (aber II, 753 anm. anders, vgl. VI, 143) REINKE 129. 211 STAEHELIN 201 DAVIDSON 264 WOLFF 436 FUERST II, 203 BLEEK 528 WEISS 9 * STEINER (SCHENKEL VI, 344) REUSS E 257 B 562 RIEHM 135 KLEINERT 1119 STRACK [4]96f. KOENIG E 343 DUBNOW 428. Ob alle die genannten annehmen, dass Ob. Joel benutzt hat, bzw. ihn kennt, vermag

ich nicht anzugeben, jedenfalls halten sie alle Joel wenigstens für einen älteren zeitgenossen Obadjas. Manche geben ihn direkt als quelle für Ob. an [CREDNER 81 JAEGER 19,24. 47f. HITZIG 154 CASPARI 22 KEIL E 331 (er sagt nur, dass die anlehnung an Joel unverkennbar wäre) REINKE 211 DAVIDSON 264 REUSS E 475 B 562 RIEHM 135 KLEINERT 1119]. RIEHM glaubt, dass daraus erhelle, warum Ob. nicht näher und klarer von der zerstörung Jerusalems und von der abführung in die gefangenschaft spreche, nämlich weil einer, d. h. Joel, es schon vor ihm getan hatte! Besonders wird darauf hingewiesen, dass sich die meisten berührungspunkte in v. 15—21 belegen liessen. So behaupten vor allem diejenigen, die Obadja für den späteren halten. Wenn die behauptung richtig wäre, würde natürlich erwiesen sein, dass entweder Ob. nur ein kompilator gewesen ist, oder dass v. 15—21 von einem anderen verfasser stammt.

CREDNER JAEGER 48 vergleichen Ob. 1 mit Jo. 4,9. Es lässt sich nicht leugnen, dass ähnlichkeit vorhanden ist, obwohl von den wörtern nur *gōîm* und *milḥāmâ* gleich sind. Wichtig ist diese beziehung deshalb, weil dadurch für *'ālêḥā* das richtige objekt ermittelt werden kann. Da aber der gedanke auch bei Jer. vorkommt (vgl. s. 122), folgt doch daraus, dass dieser oder ein ähnlicher vers in der volkstümlichen eschatologie den heiden, die sich zum endkriege gegen Jerusalem rüsten, in den mund gelegt wird. Dass ihn Ob. aus Jer. oder Jo. übernommen hat, lässt sich nicht beweisen.

Mit Ob. 5 vergleichen JOHANNES 5 THEIS 11f. Jo. 2,9. Den beiden versen ist aber nur das bild *(iāβo'ū kaggannāβ)* gemeinsam, und das genügt nicht, um den einen für von dem anderen abhängig zu erklären, denn das bild kommt öfters im AT vor, vgl. Hi. 24,14 30,5. Es muss jedoch zugegeben werden, dass von allen vorkommenden stellen Jo. 2,9 dem verse Ob. 5 am ähnlichsten ist.

Mit Ob. 9 werden von denselben nicht weniger als vier stellen bei Jo. verglichen: 2,7, wo ich keine spur von irgendwelcher ähnlichkeit entdecken kann, denn *gibbōr* ist kein seltenes wort und der gedanke, den Jo. ausdrücken will, ist ein ganz anderer. Dann noch 4,9—11, wo die dinge genau ebenso liegen und man nicht begreifen kann, warum solche stellen zum beweise überhaupt angeführt werden.

Mit Ob. 10 wird von JAEGER 19,23. 48 STAEHELIN 310 CASPARI 20 KUEPER 149 MEYRICK 562 JOHANNES REUSS 475 PETERS 27 THEIS Jo. 4,19 verglichen, und auch HITZIG 163 hält hier Ob. für abhängig von Jo. Da ist wirklich eine ähnlichkeit vorhanden, nämlich die, dass die Edomiter das blut der söhne Judas *bə'arṣām* vergossen haben, welche handlung *ḥāmās* genannt wird. Da zur streichung von 4,19b kein anlass vorhanden ist, so bleibt nur fraglich, ob das suffix sich auf die Edomiter (CASPARI 46 MEIER 188 KUENEN 330 SCHMALOHR 154) oder auf die Juden bezieht (EICHHORN II, 1,259 WUENSCHE 306), d. h. ob dieser *ḥāmās* in Edom oder in Juda geschehen ist. Mir kommt das zweite wahrscheinlicher vor, weil wir von dem eindringen der Edomiter in Juda etwas wissen, ein umgekehrter fall aber nur in Ob. 14 hineingelesen werden kann. PETERS THEIS sagen, es wäre absolut unverständlich, wie ein späterer den an sich so klaren und durchsichtigen gedanken von Jo. in der knappen form des Ob. sollte wiedergegeben haben, d. h. also dass Jo. den gedanken von Ob. übernommen hat. Aber der text von Jo. 4,19 ist überhaupt etwas sonderbar, schon das nebeneinanderstehen von Edom und Ägypten scheint darauf hinzuweisen, dass die namen symbolisch sind. Man könnte an Ptolemäer und Seleukiden denken, denn auch sonst ist Edom mit Aram verwechselt worden. Dann wäre Jo. 4,19 in der zeit um 160 v. Chr. entstanden und Ob. hätte den namen nicht symbolisch gebraucht, denn ein durch einen symbolnamen gedecktes volk hätte er nicht als brudervolk der Juden bezeichnet. Wegen *ḥāmās* eine beziehung der beiden stellen aufeinander anzunehmen vermag ich nicht.

Jo. 4,3.17 werden von JAEGER 48 CASPARI CREDNER MEYRICK JOHANNES REUSS RIEHM PETERS THEIS mit Ob. 11 verglichen, nach STAEHELIN 310 HITZIG 163 ist Jo. 4,3 die quelle für Ob. Folgende worte kommen sowohl bei Obadja als auch an den zum vergleich herangezogenen stellen vor: 4,3: *i̯addū γōrāl*, 4,17: *zārīm*. Wahr ist, dass sich 4,3.5f. (v. 4 mag eine glosse sein) verglichen mit Ob. 14b wie eine längere ausführung zu *uə'al i̯ərūšālai̯im i̯addū γōrāl* lesen, dass nämlich die feinde die schätze und deren besitzer geraubt haben und sie den Griechen zu verkaufen beabsichtigen. Wir stehen also auch hier in der zeit der Makkabäer. Auffällig ist es, dass an der stelle des obadjanischen *i̯ərūšālai̯im* bei Joel *'ammī* steht (obwohl JAEGER 48

auf *bəša'ar 'ammī* hinweist), was wieder wohl eine spätere zeit andeutet. Ob aber wirklich Ob. als vorbild gedient hat, bleibt fraglich, denn das loswerfen scheint eine allgemein geübte sitte gewesen zu sein. Möglich ist auch, dass 4,3—8 als ganzes der zusatz eines glossators sind, der die zerstreung Israels mit hilfe der ereignisse seiner zeit noch plastischer darstellen wollte und konnte.

Mit Ob. 12 vergleichen CASPARI JOHANNES THEIS Jo. 4,6. 8. 19, aber die ähnlichkeit beschränkt sich auf den ausdruck *bənê ʾəhūδâ*, was gar nichts beweist, denn der ausdruck wird sehr häufig gebraucht. Allerdings ist das häufige vorkommen dieser redewendung bei Joel auffällig und schwierig zu erklären.

Mit Ob. 13 vergleichen JAEGER 44 REUSS Jo. 4,17, ich kann da aber gar nichts ähnliches entdecken. Dass als vergleich zu Ob. 14 von JAEGER JOHANNES THEIS Jo. 3,5 angegeben wird, scheint ein druckfehler zu sein, den die betreffenden voneinander abgeschrieben haben, denn *pəlêṭâ* kann mit *pəlīṭāṷ* nichts zu tun haben, weil der inhalt der beiden begriffe voneinander abweicht.

Eine ganze anzahl von stellen wird mit Ob. 15 verglichen. JAEGER 47 CASPARI MEYRICK JOHANNES REUSS THEIS ziehen Jo. 1,15 zum vergleich heran, und HITZIG 165 denkt, auch Ob. wäre davon abhängig. Der vergleich kann sich nur auf *ʾōm* und *ḳārōβ* stützen, und diese zusammenstellung findet sich auch sonst: Dt. 32,35 Jes. 13,6 Jer. 48,16 Hes. 7,7 30,3 Zeph. 1,7, beweist also gar nichts für oder gegen die abhängigkeit. Ebenso steht es mit 2,1 (CREDNER CASPARI MEYRICK REUSS THEIS), nur dass hier nach *ʾōm* noch *ʾaḥṷē* steht, und mit 2,11 (CASPARI JOHANNES THEIS), wo aber wie auch in 3,4 (CREDNER JAEGER 47 CASPARI JOHANNES THEIS), nur von *ʾōm ʾaḥṷē* gesprochen wird. In 4,14 (JAEGER 47 STAEHELIN KUEPER 149 MEYRICK 562 JOHANNES) steht *kī ḳārōβ ʾōm ʾaḥṷē*, also ebenso wie in Ob. 15 Jes. 13,6 Hes. 30,3 Zeph. 1,7. Schon diese aufzählung zeigt, dass Ob. den gedanken nicht aus Jo. zu haben braucht, dass aber auch der umgekehrte fall unwahrscheinlich ist. Dass Jahwe alle heiden richten wird, steht auch in Jo. 4,12 (MEYRICK 562). Wichtig ist hier wieder zu bemerken, wie dieselbe vorstellung verschieden behandelt wird: Ob. erzählt den akt des gerichtes nach der

art eines historikers, Joel dagegen macht daraus ein ganzes gemälde, und gibt ort und zeit des gerichtes näher an. Auch hier brauchen also die beiden nicht voneinander abhängig zu sein.

Die verse Jo. 4,4.7 werden von CREDNER JAEGER 48 CASPARI KUEPER 149 MEYRICK JOHANNES (auch Jo. 4,18) REUSS RIEHM THEIS mit Ob. 15b verglichen, weil in Joel *hešīβ gəmūl bəro'š*, ebenso wie bei Ob., steht. *hešīβ gəmūl* ist keine seltene verbindung (vgl. Jes. 3,11 Ps. 28,4 94,2 Thr. 3,64 Prov. 12,14 2 Chr. 32,25), aber *bəro'š* in verbindung damit kommt sonst nicht vor, deshalb könnte man meinen, dass einer der beiden propheten von dem andern abhängig ist. Der unterschied ist der, dass Joel allen heiden verkündigt, dass sie das erhalten werden, was sie verdient haben, Obadja dagegen sich nur an die Edomiter wendet. Die ähnlichkeit ist aber doch zu gross, um annehmen zu können, dass beide selbständig den ausdruck gebraucht haben, da jedoch 4,3—8 wohl aus makkabäischer zeit stammen, ist es sehr wahrscheinlich, dass Ob. die quelle gewesen ist, obwohl HITZIG 165 das umgekehrte für wahr hält (vgl. s. 125).

Ob. 16 soll nach JAEGER CASPARI JOHANNES THEIS mit Jo. 4,3 zu vergleichen sein, aber nur *i̯ištū* lautet gleich, und der gedanke, der ausgedrückt wird, ist wohl in beiden versen nicht derselbe. Man könnte nur sagen, dass Jo. 4,3 *šəðīðęm* erklärt, vorausgesetzt dass man dieses wort auf ein symbolisches Edom beziehen könnte, was aber unmöglich ist. Aus Jo. 4,17 wird *har ḳo̯ðšī* als vergleich herangezogen [MEYRICK, JOHANNES auch 4,14 (!)], ebenso auch aus 2,1. Doch findet sich der ausdruck ziemlich häufig: Jes. 11,9 56,7 57,13 65,11.25 66,20 Hes. 20,40 Ps. 2,6, so, dass man auf grund dieser verbindung kaum behaupten kann, dass Jo. von Ob. abhängig sei oder umgekehrt.

Mit Ob. 17 wird Jo. 3,5 verglichen. In diesem falle steht fest, dass Joel zitiert, und zwar nicht nur wegen *ka'ăšęr 'āmar i̯ahuę̄*, was nach HOFMANN S II, 2, 529 DELITZSCH 101 M 86 KEIL 246 DAECHSEL 811 KUEPER 150 KUSZNITZKI 39 KNABENBAUER 418 KUENEN 331 KLEINERT 3 MEYRICK 562 ORELLI 43.88 PETERS 29 W. R. SMITH EC 3456 KNIESCHKE 68,1 STEUERNAGEL 321 CORNILL [3.4]185 THEIS 13 SCHMALOHR 133 ISOPESCUL 159f., vgl. SELLIN K 235, die kennzeichnende

formel für die zitate ist. KOENIG E 363 bezweifelt, dass hier ein zitat vorliegt, aber kaum mit recht. Ebenso sind auch die anderen zur erklärung der ähnlichkeit eingeschlagenen wege wenig wahrscheinlich. EWALD P I, 43.403 nimmt für Jo. 3,5 Ob. 16 eine ältere gemeinsame, aber verlorengegangene quelle an, HENGSTENBERG 395 MEYRICK 562 WUENSCHE 258, vgl. MEIER 151, glauben, dass Joel auf die ihm selbst zuteil gewordene frühere offenbarung Gottes hinweise! *A. SCHOLZ JOHANNES 5 meinen, das zitat stamme gar nicht aus Obadja, sondern aus Jes. 37,32, wobei Jo. und Jes. den ursprünglichen text besser bewahrt haben sollen. Auch MEIER 151 lässt die möglichkeit offen, dass Jo. einen anderen als Obadja zitiere. Nach JAEGER 30, 42.47 HITZIG 165 f. (Jo. 3, 5 4, 17) HESSELBERG 132 ist aber Jo. die quelle für Ob. gewesen. Damit wären also alle möglichkeiten in vorschlag gebracht. PETERS 30 hat durch den hinweis auf Ex. 17,10 Num. 23,30 2 Chr. 21,7 klar erwiesen, dass *ka'ăšer 'āmar iahuē* eine formel für zitate ist, wenn seine beispiele auch nicht sonderlich gut gewählt sind. Gerade die tatsache, dass diese formel, soweit ich sehe, sonst bei den propheten fehlt, macht die behauptung wahrscheinlich.

Es bleibt also nur übrig, nach der quelle zu suchen. Jes. 37,32 lautet: *kī mīrūšālaiim teṣe' šə'erīθ ūφəlêṭâ mehar ṣiiiōn ḳin'aθ iahuē ṣəβā'ōθ ta'ăṣē zo'θ*. Jedenfalls ist das inhaltlich die nächste parallele zu Ob. und Jo., aber es kann nicht behauptet werden, dass Jes. und Jo. einander ähnlicher sind als Jo. und Ob Das einzige, was man dafür anführen könnte, ist, dass in Jo. neben *har ṣiiiōn* auch *iərūšālaiim* steht (nach PETERS 29,4 ist das wort in Joel aber eine glosse), jedoch ist das nicht ausschlaggebend. Es scheint so zu sein, dass nur Jo. 3,5 a die eigene aussage des verfassers ist. Für diese wollte er nun einen beweis geben und führte deshalb Ob. 17 an, nur mit der änderung, dass er auch Jerusalem hinzufügte. Das zitat kennzeichnete er durch die oben genannte formel. Einem späteren genügte das nicht, bzw. nicht mehr, und er hat deshalb *ūβaṣṣərīðīm 'ăšer iahuē ḳore'* hinzugefügt. Es ist also keinesfalls richtig, dass Joel selbst *pəlêṭâ* mit Israel, *ṣərīðīm* mit den heiden (DELITZSCH M 86), bzw. mit der diaspora (WUENSCHE 259) gleichgesetzt hat. Für Joel bedeutete wahrscheinlich *ḳārā' bəšem* die kultische verehrung Jahwes, und da das nur in Jerusalem geschehen konnte, war es ihm möglich

Ob. zu zitieren, der vielleicht ähnlich gedacht haben konnte. Dass Ob. seinen text aus Jes. 37, 32 hätte, ist unwahrscheinlich, obwohl sich ähnlichkeiten mit späteren erweiterungen Jesajas auch sonst bei ihm finden lassen (gegen PETERS 29), aber gerade daraus, dass er den parallelismus des Jes. nicht hat, folgt, dass er ihn nicht kennt.

Dann wird noch Jo. 4,17 verglichen und *ɣəhāîâ ḳoδeš* gerade nach Joel erklärt (vgl. KOMMENTAR z. s.). Jo. sagt, dass auch Jerusalem(!) *ḳoδeš* sein wird und, wahrscheinlich als erklärung dazu, *ɣəzārīm lo' ia'aβərū bāh ʿōδ*. Was darunter zu verstehen ist, scheint für immer unklar bleiben zu müssen. Aber soviel ist sicher, dass die stelle ziemlich spät entstanden sein muss, denn *ʿōδ* zeigt ja, dass die gerügte tatsache schon seit langer zeit besteht. *ʿāβar bə* könnte an sich etwas für unsere begriffe ganz unschuldiges, wie z. b. das sich aufhalten und handeln der fremden in der heiligen stadt bedeuten, da ja auch das verunreinigend wirken kann. Man könnte noch an Jer. 30,8 denken (wo sicher *ia'aβərū* zu lesen ist) und dann erklären, dass die fremdherrschaft zu ende gehen wird. Daran kann auch in Ob. gedacht sein. Aber da es auf keine Weise angedeutet wird, bleibt diese annahme ganz unsicher. Eher wäre es möglich, an Za. 14,16 ff. zu denken.

Die frage der abhängigkeit wird aber noch dadurch erschwert, dass der genannte satz bei Jo. gar nicht epexegetisch an *ḳoδeš* angeschlossen zu sein braucht, sondern selbständig sein kann. Dann kann *ḳoδeš* etwas ganz anderes bedeuten als sonst. Dass Joel dennoch der spätere ist, wird durch eine andere, sehr auffällige tatsache bewiesen: nach Ob. wird der Zionsberg heilig werden, bei Jo. ist er es und Jahwe wohnt dort, wohl schon wieder seit langer zeit. Aber auch die stadt wird nach Joel heilig werden. Daraus folgt wohl, dass in der zeit Joels Jerusalem bewohnt gewesen ist, in der zeit des Ob. aber noch nicht, wenigstens denkt er gar nicht an die stadt, was doch notwendig gewesen wäre. Die ausserdem herangezogenen stellen Jo. 2,1.3 weisen gemeinsam nur *pəlêṭâ, har ḳŏδšī, ṣiiiōn,* also nur einzelne wörter, auf, deren vorhandensein nichts beweist.

Eine nutzlose mühe ist es m. e., für Ob. 18 parallelen zu suchen. CREDNER JAEGER CASPARI MEYRICK JOHANNES REUSS THEIS vergleichen den vers mit vielen Joelstellen. Sie könnten auch ein ganzes buch damit füllen, denn vom feuer

wird im AT ja sehr oft gesprochen. In Jo. 1.19 2,3 ist von *'eš* und *lehābâ* die rede, in Jo. 2,5 kommt noch *kaš* hinzu, aber dem sinne nach ist keine ähnlichkeit zu spüren. In Jo. 3,3 finde ich nur *'eš*, in Jo. 3,5 aber gar nichts *(serīdīm?)*. KUEPER 149 vergleicht noch Jo. 4,3, aber das ist wohl nur ein druckfehler. Schliesslich steht noch in Jo. 4,8 *kī iahuē dibber*. Wie man auf den gedanken kommen könnte, dass diese gar nicht seltene formel direkt entlehnt ist, verstehe ich nicht. Wahrscheinlich ist sie hier nicht schlussformel, sondern der verfasser von Jo. 4,3—8 gebraucht sie wohl als einleitung zu Jo. 4,9ff., welches stück wohl aus einem älteren propheten zitiert ist.

Noch mehr vergeudet ist die mühe bei v. 19: JAEGER JOHANNES REUSS THEIS haben parallelen in Jo. 4, 3f. 6 gefunden (und wahrscheinlich meint auch SCHEGG 371 mit Jo. 3,6 doch Jo. 4,6). Man könnte wohl sagen, dass das *səφāraδ* Obadjas (v. 20) hier durch *bənê iāuān* (Jo. 4,6) erläutert werde, aber eine *gālūδ iərūšālaiim* bestand doch nicht nur aus solchen, die als sklaven verkauft wurden, wenn auch in der glosse v. 20 an etwas ähnliches gedacht sein mag. Unmöglich ist es mir aber gewesen, in Jo. 4,3f. irgendwelche beziehungen zu Ob. zu entdecken; vielleicht sind diese verse nur deshalb angeführt worden, weil Tyrus und Sidon doch ziemlich nahe bei Sarepta lagen und wahrscheinlich auch ihrem stadtbilde nach nicht ganz unähnlich waren. Dass Joel Ob. 20 gekannt und *bakkəna'ănīm* gelesen, bzw. verstanden hat, ist völlig unmöglich. Ausserdem ist nicht zu verstehen, warum die genannten stellen mit Ob. 19 und nicht mit Ob. 20 verglichen werden.

Ob. 21 wird von JAEGER JOHANNES REUSS THEIS mit Jo. 4,12. 17. 21 verglichen, wo m. e. nichts vergleichbares vorhanden ist ausser der tatsache, dass Jahwe in Zion wohnt und in jener gegend über die völker gericht abhält. Es fehlt wie beim vorangehenden gerade das völlig, was für Ob. charakteristisch war. In v. 20 wird der nachdruck auf die Juden gelegt, Joel aber spricht nur von der bestrafung der heiden. In v. 21 ist die hauptsache, dass Jahwe kultisch verehrt wird und könig ist, das fehlt aber bei Joel. Es ist deshalb sicher, dass er diese verse nicht gebraucht hat. Natürlich ist dann auch das umgekehrte nicht möglich.

Wenn wir nun einen zusammenfassenden überblick über die verglichenen stellen anstellen, so sehen wir, dass in fällen, wo eine entscheidung überhaupt möglich ist, diese zugunsten der originalität des Ob. fällt. Einige, die mit bestimmtheit behaupten, dass Jo. den Ob. benutzt hat, sind schon oben s. 128 erwähnt worden. Für später als Ob. halten Jo. aber auch viele andere: DELITZSCH 101 SCHLIER 98 JOHANNES 6 VATKE 676 CORNILL P 164 RUPPRECHT 263 HUEHN 66 KAUTZSCH 119 SAMPEY 2174 SELBIE 580 VOLCK 673 HOONACKER 287 BEWER 8 DUHM ZAW 187 RIESSLER 130.147 CEH 30 THEIS 13 NOWACK 88 SELLIN K 112 f. [2.3]146 ISOPESCUL 159 DUERR WuW 146 WADE XXXII MEINHOLD 282 RUDOLPH 227. Von den genannten halten noch BEWER NOWACK SELLIN RUDOLPH 230 Joel für abhängig von Obadja.

Es ist auffällig, dass eigentliche beziehungen zu Ob. sich nur Jo. 3.4 finden, d. h. in einem teile des buches, der öfters für eine spätere erweiterung gehalten wird (SELLIN K. 112 f. [2.3] 146 E[7] 107 MEINHOLD 282 DUHM ZAW 184 [der Jo. 2,18—4,21 für aus makkabäischer zeit stammend hält, aber ebenso auch Ob. 15 ff.]). Es gibt wohl einige ältere stellen, die man für parallelen halten könnte, aber doch nur mit mühe und not, so Jo. 1,15.19 2,1.3. Da nach SELLIN K 111[2.3] 146 E[7] 107 auch Jo. 1,15 2,1 b von dem erweiterer des Joelbuches herrühren, würde eigentlich nur das bild des feuers in Jo. 1,19 2,3 und *har ḳ̣ṓḏšī* in Jo. 2,1 a übrigbleiben. Daraus folgt aber eindeutig, dass Jo. 1.2 Obadja nicht kennt. Man könnte nun jedoch umgekehrt fragen, warum Jo. den Ob. nicht ganz zitiere, sondern eigentlich erst von v. 11 an, besonders aber die vv. 15.17. Diejenigen, die Ob. für sekundär halten, behaupten, dass er Joel zu hilfe genommen hätte, als ihm Jer. nichts mehr bieten konnte. Dagegen meinen KEIL 247 PETERS 15, dass Joel Ob. 1—9 nicht gebrauchen konnte, weil diese verse sich zu speziell mit Edom beschäftigen. Unmöglich ist das nicht, doch sicher auch nicht. Man kann zwar andere verse als v. 15.17 in Joel wiederfinden, aber nicht so wörtlich. Das, nicht die breite, die Joel gegenüber der kürze des Ob. zeigt (so PETERS 28 f. THEIS 12), ist der eigentliche grund, warum Jo. von Ob. abhängig sein muss. DELITZSCH 101 PETERS 28 u. a. (vgl. s. 133 f.) halten Obadja für den ältesten schriftpropheten und behaupten, dass es wohl verständlich wäre, wenn die prophetie mit einem speziellen thema, wie es Obadja

behandelt habe, angefangen hätte, nicht aber mit einem so allgemeinen und umfassenden wie bei Jo. Dieses schema der entwicklung, das gar nicht der wirklichkeit entspricht, ist den texten aufoktroyiert worden. Dass Jo. eine mehr ins einzelne gehende schilderung von dem tage Jahwes entwirft, braucht aber noch nicht zu beweisen, dass er später gelebt hat. Noch weniger kommt in betracht (gegen PETERS 28,2.3), dass Jo. dieselben bilder (dieb: Ob. 5 Jo. 2,9; feuer, flamme und stoppel: Ob. 18 Jo. 1,19 2,3.5) und klangvolle schlüsse gebraucht (*milhāmâ* als schlusswort Ob. 1 Jo. 2,5(7) 4,9; *laʿōlām* Ob. 10 Jo. 2,26 f. (4,20)).

Wir können aber nicht mit sicherheit behaupten, dass Joel wirklich Ob. benutzt hat. Einerseits hat die religionsgeschichtliche schule gezeigt, dass die vorprophetische eschatologie in der nachexilischen zeit wieder aufblühte, natürlich nicht genau in derselben form, so dass die gedanken sozusagen in der luft lagen. Und ein volkstümlicher, d. h. einflussreicher redner gebraucht ja immer schlagwörter, die in seiner zeit hochgehalten werden. Andrerseits ist es wohl möglich, dass ähnliche aussagen, wie sie Ob. enthält, auch sonstwo fixiert waren, dass sie Jo. also nicht aus Ob. zitiert. Sicher ist aber, dass Jo., bzw. sein erweiterer sich eines zitates bedient, also nicht mehr in der zeit lebt, wo diese schlagwörter noch nicht aufgeschrieben waren oder erst aufgeschrieben wurden.

Ziemlich oberflächlicher art sind die berührungspunkte mit AMOS, obwohl aus diesen stellen sehr weitgehende folgerungen betreffs der zeitlichen ansetzung des Ob. gezogen werden. Fast allgemein ist anerkannt, das Amos früher gelebt hat als Ob. Ausgenommen sind nur einige ältere erklärer, die an verschiedene anordnungen denken, so: **Jo. Am. Ob.:** SCHOLZ 81 HITZIG 71.154 HESSELBERG 66.126 CASPARI 35 GERLACH 154 BUNSEN VI, 143. 219. 483 HORNE 861 MEYRICK 494. 562 RIEHM 37 *VALETON (nach WILDEBOER 347); dass Amos jünger ist als Joel, meinen auch: EICHHORN P I, 1.22 CREDNER 53 ff. JAEGER 46 f. 49 EWALD P I, 68 HAEVERNICK 318 UMBREIT 191 MEIER 16 DAVIDSON 250 NOELDEKE 211 WUENSCHE 13 f. SCHMALOHR 8, nach PETERS 31 noch *MOVERS *PUSEY *SCHMOLLER *KAULEN. Oder: **Jo. Ob. Am.:** JAEGER IV. 49 SCHMALOHR 8, oder: **Ob. Jo. Am.:** HOFMANN S II, 2,530 WuE I,

201 ff. DELITZSCH M 82 SCHLIER 51.98 KEIL 249 KUEPER 149 DAECHSEL 782. 787. 950 VILMAR 281 ORELLI 43 PETERS 30 JUNGEROV 27 CEH 30 THEIS 14, oder: **Ob. Am. Jo.:** SIXTUS SENENSIS, Bibl. sancta, Köln 1626, 18 KUSZNITZKI 43 LIMBACH 7, oder: **Am. Jo. Ob.:** STARKE 154 MEYER S XII HANEBERG 286 (aber nicht sicher), oder: **Am. Ob. Jo.:** wie die meisten neueren. Zeitgenossen sind Am. und Jo. nach RIBERA 317 ROSENMUELLER 1 MAURER 294.333 *VAIHINGER (MERX' Archiv I, 488 f.) BUNSEN II, 753. Es sind also alle permutationen vorhanden. Aber die art, wie bewiesen wird, dass Am. von Jo. abhängig ist, kann überhaupt nicht als beweisführung bezeichnet werden. Ob diejenigen, die die reihenfolge Jo. Am. Ob. für richtig halten, zugleich meinen, dass Ob. von beiden abhängig ist, sagen sie nicht, aber wahrscheinlich denken sie doch daran, dass Ob. auch Am. kennt, denn sie haben die vorstellung, dass die jüngeren propheten die älteren gekannt, bei ihnen oder aus ihren büchern gelernt und als schüler auch die gedanken des meisters benutzt haben!!!

Die zu vergleichenden stellen hat am vollständigsten JOHANNES 7 angeführt, aber er sagt auch selbst, es seien nur allgemeine ausdrücke. So wird z. b. Ob. 1 *kô 'āmar ʾaḥuqē* Am. 1, 3. 6. 9 usw. verglichen, obwohl diese formel bei allen propheten üblich ist. Ebensowenig führt die vergleichung von Ob. 4 mit Am. 9,4 3,11 zu irgendeinem ergebnis, nur 9,2 ist wenigstens dem inhalt nach ähnlich (HITZIG 156). Ganz ergebnislos bleibt es, Ob. 6 und Am. 9,3 zueinander in parallele zu stellen. Ob. 7 hat mit Am. 1,13 6,2 *gəβūl* gemeinsam, mit 2,13 *taḥaṯ*; d. h. nichts. Zu Ob. 8 werden Am. 2,16 8,3.9.13 angeführt, man kann aber bei GRESSMANN M 83 nachlesen, wie oft *baʾīṯōm hahū'* vorkommt. Ob. 9 soll ähnlichkeit mit 1,5.8 2,3: *hiχrattī*, 1,12: *têmān* (vgl. GERLACH 210), 2,14.16: *gibbōr* haben, aber dass sich Ob. aus so viel versen seinen text zurechtgelegt hat, st unmöglich.

Wichtiger sind die zu Ob. 10 herangezogenen Amosstellen. Von JAEGER 19,24 CASPARI 46 HAEVERNICK 318 UMBREIT 191 JOHANNES 7 PETERS 30 wird Am. 1,11 angeführt. Da ist gesagt, dass Edom seinen bruder mit dem schwerte verfolgt. Da die bezeichnung Edoms als bruder nicht gerade sehr häufig ist, könnte man eine beziehung annehmen, aber Am. 1,11 ff. wird von vielen (WELLHAUSEN 70 CHEYNE EB I, 151 MARTI 162 CORNILL 184 LURY 52 COSSMANN 25 NOWACK

124 LINDBLOM 73 EISSFELDT 444) als eine erweiterung gestrichen. Darüber hinaus ist es unmöglich, dass die beiden stellen dieselbe tatsache schildern wollen. Sonst wird noch 3,10 6,3 angeführt, aber da findet sich nur *ḥāmās*. Die abhängigkeit des Ob. von Am. kann also nicht mit sicherheit behauptet werden, zumal die bezeichnung Edoms als bruder auch sonst nicht unbekannt ist, vgl. KOMMENTAR z. s.

Mit Ob. 12 verglichene stellen haben nur ähnliche wörter — 1,8 3,15: *'āβaδ*; Ob. 13 mit Am. 3,6 verglichen ebenso nur *'am* als gemeinsamen ausdruck. Wichtiger sind wieder die parallelen zu Ob. 14, nämlich 1,6: *ləhasgīr lᵉ'ĕδōm*, 1,9: *'al hasgīrām ... lᵉ'ĕδōm*, 9,1: *pālīṭ*. So JOHANNES 7 PETERS 30 (vgl. § 8), die wieder annehmen, dass auf verschiedene phasen in derselben tatsache hingewiesen werde (vgl. jedoch JAEGER 49, der eine verbindung verneint). Aber auch die ursprünglichkeit dieses textes ist zweifelhaft, denn Edom kann wohl ein deckname oder aus *'ărām* verlesen sein. Ausserdem weiss man nicht recht, wozu die Edomiter die *pəlīṭīm* ermordet haben, wenn sie später von Gaza und Tyrus sklaven kaufen mussten. Scharfrichterdienste hat Edom doch kaum geleistet, denn die menschen waren eine preiswerte ware, die man nicht ohne weiteres abgeschlachtet hat. Es ist aber auch hier fraglich, ob die Amosstellen echt sind (so SELLIN K 165 $^{2.3}$ 198 f. GRESSMANN M 94 gegen MARTI 161 NOWACK 123 f. WEISER, Die Profetie des Amos (ZAW beiheft LIII (1929) 88).

Ganz unwichtig sind die vergleichspunkte, die zu Ob. 16 herangezogen werden: Am. 2,8: *iištū*, 4,1: *ništē*, 4,8: *lištōθ*, 5,11: *tištū*. Ebenso die zu Ob. 18: Am. 1,4.7.10.11.14: *'eš .. 'āχəlâ*, 3,13: *bêθ ia'ăḳoβ*, 5,6: *bêθ iōseφ .. 'āχal .. 'eš*. Wichtiger ist der vergleich von Am. 9,12: *ləma'an iīrəšū 'ᵉθ šə'erīθ 'ĕδōm* mit Ob. 19. Der gedanke ist in der tat ähnlich, aber es ist sicher unrichtig zu behaupten, dass hier einer von dem anderen abhängig sei (vgl. s. 41). Am. 2,10 als parallele zu Ob. 19 ist unwichtig, denn *lāreše θ* allein beweist gar nichts, obwohl JOHANNES 8 behauptet, dass die stelle entlehnt wäre. Wenn überhaupt, dann ist Ob. 19 vielleicht aus Num. 24,18: *uəhāiâ 'ĕδōm* (bzw. *se'īr*) *iərešâ*, entlehnt. Der gedanke hat damals jedenfalls in der luft gelegen, ob aberdie stellen auseinander entlehnt sind, ist gerade deshalb fraglich, ja sehr unwahrscheinlich. Ob. 20 hat mit Am. 1,6.9 *gālūθ* gemeinsam, aber

auf eine solche übereinstimmung in einzelnen worten kann man nichts gründen, denn man könnte noch viele andere solche beispiele anführen, z. b. Ob. 18: Am. 3,1: *dəβar ʾiahuē,* Ob. 13: Am. 3,6: *rāʿâ,* Ob. 4: Am. 3,10 4,3.5 f. 8 f. 10 f.: *nəʾum ʾiahuē,* Ob. 17: Am. 4,2: *ḳoδeš.* Diese beweisen natürlich gar nichts.

JAEGER 19,24 (vgl. auch § 9) hat allerdings behauptet, dass Am. 1,11 f. nur das thema sei, das Ob. näher ausführe, aber wir haben oben gesehen, dass das unmöglich so sein kann; deshalb sagt JOHANNES 8 mit recht, dass einige allgemeine ausdrücke, die dem Amos nicht eigentümlich sind, wie auch die tätliche feindseligkeit Edoms gegen Juda (Am. 1,11 ff.) und der endliche sieg der heimgekehrten (Am. 9,12) kein beweis dafür sind, dass Am. und Ob. gleichzeitig gelebt haben, noch weniger, dass sie voneinander abhängig sind.

Von den anderen propheten sind m. w. Jes. 3,2 f. 19,12 von STAEHELIN 310 KUEPER 151 mit Ob. 8 verglichen worden. Die verse berühren sich inhaltlich, denn es wird von dem verlust der weisheit gesprochen. Es war also eine allgemeine ansicht, dass ein volk untergeht, wenn es seine weisheit verliert, und umgekehrt, dass seine weisheit zunichte wird, wenn es untergehen soll. Aber dass Ob. 8 aus diesen versen heraus geschrieben ist, ist sehr unwahrscheinlich. — Nach STAEHELIN 310 (umgekehrt aber KUEPER 151) ist Ob. 18 aus Jes. 10,17 entnommen, wo gesagt wird, dass das Licht Israels zum feuer und sein Heiliger zur flamme werden wird und diese die dornbüsche Assurs an einem tage zerfressen werden. Aber dieses bild findet sich auch sonst sehr oft, z. b. Jes. 9,18 f. (welche stelle nach JOHANNES 6 Ob. 18 zitiert), und warum sollte Ob. es nicht aus Mal. 3,19 haben können? M. a. w., diese tatsachen genügen nicht zur begründung irgendeiner behauptung über gegenseitige abhängigkeit. — JOHANNES 6 vergleicht mit Ob. 17 noch Jes. 10,24 14,1 f. An der ersten stelle bei Jes. wird vorausgesetzt, dass es in Zion bewohner geben, an der zweiten, dass das haus Israel das heidenland zur erbschaft erhalten wird. — Man könnte noch Jes. 4,3 anführen, obwohl diese stelle mehr an Jo. 3,5 als an Ob. 17 a erinnert. KUEPER 151 vergleicht noch Jes. 34,8 mit Ob. 15, aber die berührung zwischen den beiden versen beschränkt sich auf das gemeinsame *ʾōm.* Vgl. auch s. 129 f.

Nur MEYRICK 563 vergleicht Ob. mit Hesekiel, aber er sagt selbst: „the two denunciations have been independently called forth by the same events". Folgende stellen werden verglichen: Ob. 12 mit Hes. 35,13.15, es ist an diesen stellen die rede von dem „grossmachen des mundes" und von der tatsache, dass die Edomiter sich über den untergang der Juden gefreut haben. Ob. 13 mit Hes. 35,5.10, die zweite stelle ist mir nicht ganz klar, denn es hängt hier ziemlich viel von der erklärung des sinnes in Ob. 13 ab, die erste stelle hat den aus Ob. bekannten ausdruck *bəʿeḏ ʾêḏām*. Ob. 15 mit Hes. 35,6.15: an allen diesen drei stellen findet sich der gedanke, dass einer das empfangen wird, was er getan hat. Ob. 18 mit Hes. 35,7 25,14: Edom wird vernichtet werden und zwar nach Hes. 25,14 durch die Israeliten. Es scheint mir, dass diese berührungen zwischen den beiden propheten möglicherweise doch nicht so äusserlicher art sind, wie MEYRICK denkt, vielleicht hat einer doch den anderen gelesen. Obadja kann die quelle sein, aber ganz sicher ist diese tatsache dennoch nicht.

MEYRICK hat für die vv. 12.14 noch auf Ps. 132,7 hingewiesen, aber ich verstehe nicht, wie er das gemeint hat, denn die stellen haben kaum etwas gemeinsam. Viel näher ist die berührung zwischen Thr. 4,21 und Ob. 16, doch ist ja im A. T. ziemlich oft von dem strafkelch Gottes die rede.

Man könnte noch alle bücher des A. T. nach anklängen durchsuchen, aber viel erreichen wir damit nicht. Über die sprachlichen berührungen vgl. s. 83 f. Nur soviel sei hier bemerkt, dass das heilige buch des verfassers vielleicht Dt. gewesen ist. Denn bruder heisst Edom in Dt. 23,8; darüber hinaus finden sich aber vielleicht auch nähere sprachliche berührungen mit Dt. wie 32,28: *ʕaʾên bāhęm təβūnâ*, 33,16: *šoχənī*. Doch ist das nur eine vermutung. Merkwürdig nahe zu Ob. 4 steht aber Num. 24,21, darüber vgl. KOMMENTAR zu v. 4.

§ 8. Die geschichte der Edomiter und die weissagungen gegen Edom im Alten Testament.

Die Edomiter waren nach der patriarchengeschichte das brudervolk der Israeliten, d. h. wahrscheinlich des stammes Juda (Dt. 23,8 Hos. 12,4 Mal. 1,2). Sie scheinen ein ziemlich gemischtes volk gewesen zu sein. Erstens wurden die frühe-

ren bewohner des landes, die Horiter, wenigstens teilweise aufgesogen. Doch ist es ziemlich unklar, was mit den Horitern geschehen ist. Nach Gen. 14,6 Dt. 2,12 wurden die Horiter vernichtet (oder vertrieben, wie GESENIUS, Philologisch-kritischer und historischer Commentar über den Jesaia, Leipzig 1821, 904 diese stelle erklärt), und ebenso denken wohl auch KOEHLER, Lehrbuch der biblischen Geschichte AT, Erlangen, 1875, I, 87 GUNKEL, Genesis[5] Göttingen 1922, 281 JIRKU 39 SCHMOEKEL 17,14. Dagegen scheint es nach Gen. 36,20 ff., als ob die beiden völker ruhig nebeneinander gelebt hätten. Die nachrichten können so harmonisiert werden, dass man annimmt, die Edomiter seien die stärkeren gewesen und schliesslich hätte es keine Horiter mehr gegeben. Ähnlich denken: EWALD GVI I, 273 [3]I, 326 MEISNER, Zeitschrift für die lutherische Theologie und Kirche XXIII (1862), 213 DILLMANN, Die Genesis[6] Leipzig 1892, 381 GUTHE 47 GUNKEL, a. a. o., 389 CANNON 132 HEINISCH, Das Buch Genesis, Bonn 1930, 340. Irgendwie in der mitte steht die anschauung von BUHL 52. Nach ihm haben die beiden völkerschaften sich wohl vermischt, aber die Horiter behielten eine gewisse selbständigkeit, vgl. KITTEL GVI I[5.6] 22. NIEBUHR, Geschichte des ebräischen Zeitalters, Berlin 1894, 192,1 macht aus den sich widersprechenden angaben der quellen zwei verschiedene historische tatsachen. Aber keine von diesen anschauungen lässt sich beweisen.

Auch die angaben des AT sind in zweifel gezogen worden. GLUECK 141 sagt: „There are no traces of Horites either in the hill country of Edom or in the ʿArabah or in southernmost Palestine", aber woran man die Horiter erkennen kann, sagt er nicht.

Die Horiter werden von SELLIN GIJV I, 8 JIRKU 39 mit den subaräischen *Ḫurru* identifiziert, aber dagegen sind PROCKSCH, Die Genesis, Leipzig 1913, 210 MEYER, Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften 1925, 295 anm. LODS 67, da die Horiter ihrem namen nach richtige semiten gewesen sind. Nach MEYER 328 ff., vgl. KITTEL GVI I[5.6], Stuttgart-Gotha 1923, 31, sind sie gerade ein in der hyksoszeit aus der südlichen wüste eingedrungener kanaanäischer stamm gewesen, dem einst ganz Palästina gehört hat. SELLIN GIJV I, 8 HEINISCH, a. a. o., 340 erklären aber diese tatsache dadurch, dass die Horiter ihren semitischen namen infolge

einer verschmelzung mit Semiten in früher zeit erhalten hätten[1]). Nach *HENGSTENBERG (bei KOEHLER, a. a. o., I, 87) STADE, Geschichte des Volkes Israel I, Berlin 1887, 122 JACOB, das erste Buch der Tora, Berlin 1934, 683 sind die Horiter Kanaanäer, nach JACOB speziell Hiwwiter.

Wir wissen also nicht, welchem grösseren volke die Horiter angehören. Sehr wahrscheinlich ist es aber, dass die ägyptische bezeichnung für Palästina *Ḥərū* mit ihrem namen zusammenhängt (MEYER 330 ff. ZAW III, 308 SCHWALLY ZAW XVIII, 126 *W. M. MUELLER, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern, Leipzig 1893, 149 ff. JENSEN ZA X (1895), 332 f. 346 f. GUTHE 47 PROCKSCH, a. a. o., 210 GUNKEL, a. a. o., 281 SELLIN GIJV I, 8 KITTEL GVI I$^{5.6}$ 31 ALT ZDPV 1924, 169 ff. LODS 66 *EISLER, Die kenitischen Weihinschriften, 125—139 AUERBACH, Wüste und gelobtes Land I, Berlin 1932, 47,2). Nach HOMMEL, Die semitischen Völker und Sprachen, Leipzig 1883, 105f. AUERBACH, a. a. o., 47,2 sind die Horiter identisch mit den unter Pepi I. (2795—2742 nach CAH I, 293) genannten sandbewohnern *Heru-ša*. Doch gibt es dafür keine beweise.

Die bedeutung des namens *ḥorī* ist umstritten. In der älteren zeit wurde er meist mit „höhlenbewohner" wiedergegeben (EWALD GVI I, 273 3I, 325 MEISNER, a. a. o., 213 KOEHLER, a. a. o., I, 87 STADE, a. a. o., I, 122 DILLMANN, a. a. o., 386 BUHL 29.51 f. HOLZINGER, Genesis, Freiburg i. Br. 1898, 189 STEUERNAGEL, Übersetzung und Erklärung der Bücher Deuteronomium und Josua, Göttingen 1900, 8; von den neueren denken so KITTEL GVI I$^{5.6}$ 31 CANNON 131 („they hewed out for dwellings the wonderful caves of Petra") AUERBACH, a. a. o., 47,2 JACOB, a. a. o., 681). Aber *WELLHAUSEN, Israelitische und jüdische Geschichte[2], Berlin 1895, 210 PROCKSCH, a. a. o., 210 wollen den namen mit „freie" übersetzen. Doch vgl. PROCKSCH, a. a. o., 509, wo diese erklärung als unmöglich bezeichnet wird.

Schon in sehr früher zeit haben die Edomiter sich mit den Hettitern, — was unter diesen zu verstehen ist, bleibt

1) KITTEL GVI I$^{5.6}$ 31 f. wollte sie nach dem vorgange von WINCKLER mit den arischen Ḫarri von Boğazköy gleichsetzen, da aber ihr name semitisch ist, beschränkt er sich darauf, „in den Horitern eine semitische, mindestens stark semitisierte Schicht der frühen Vorzeit Kanaans zu sehen". Dagegen vgl. z. b. PROCKSCH, a. a. o., 210.

unsicher: nach BUHL 52 OETTLI 67 Kanaanäer; nach CAH III, 133 CANNON 131 MAISLER, Untersuchungen zur alten Geschichte und Ethnographie Syriens und Palästinas I, Giessen 1930, 76 richtige Hettiter; nach MORITZ ZAW 1926, 93 ist aber *ḥiu̯u̯ī* anstelle von *ḥittī* zu lesen, — vermischt (Gen. 26,34 36,2), ebenso mit den Arabern (Gen. 25,13 28,9 36,3) und mit den Hiwwitern (Gen. 36,2).

Es ist aber zweifelhaft, ob Gen. 36,2 wirklich Hiwwiter gemeint sind. *J. D. MICHAELIS *TUCH *BERTHEAU *KNOBEL *EWALD *DELITZSCH DILLMANN, a. a. o., 383 MEYER 330 PROCKSCH, a. a. o., 494 GUNKEL, a. a. o., 390 KITTEL GVI I$^{5.6}$ 31,3 CANNON 131 HEINISCH, a. a. o., 338 MAISLER, a. a. o., 76 wollen anstelle von *ḥiu̯u̯ī ḥorī* lesen. Denn nach MEYER 330 ff. JIRKU 44 MAISLER, a. a. o., 75 waren die Hiwwiter die nördlichen nachbarn der Israeliten (2 Sam. 24,7 Jos. 11,3 Jdc. 3,3b). Doch MEINHOLD ZAWbeiheft XXXIII (1918), 349 glaubt, die Hiwwiter hätten ursprünglich in Südpalästina gelebt, und nach MORITZ ZAW 1926, 93 leben die Hiwwiter höchstwahrscheinlich noch heute in den Ḥewât im nordöstlichen teil der Sinaihalbinsel weiter, also sind sie Araber gewesen oder Araber geworden. J. GARROW DUNCAN, Digging up Biblical History I, London 1931, 89 aber sagt: „The Hivvites or Achaeans are the Hittite Akhkhiyawa", und auch diese hält er für Hittiter. Was ihr name bedeutet, ist auch unsicher, nach LODS 66 entweder „ceux qui logent dans des groupes de tentes" (so auch *EWALD *STADE *KÖNIG) oder „les adorateurs du serpent" [1]). MEINHOLD a. a. o. denkt, dass sie Ḥawwa als stammutter gehabt haben, und auch M. OLDFIELD HOWEY, The Encircled Serpent, London s. a., 85 bringt die Hiwwiter und Eva in eine gewisse beziehung. Es ist sehr wahrscheinlich, dass nach der edomitischen sage als solcher *ʾāδām* = *ʾĕδōm* stammvater und *ḥau̯u̯â* stammutter des volkes war. Das bedeutet aber, dass die Edomiter hauptsächlich Hiwwiter sich amalgamiert haben; besser vielleicht, dass derjenige stamm, von dem diese sage überliefert wurde, aus Edomitern und aus Hiwwitern verschmolzen war. Unmöglich ist es nicht, dass die Hiwwiter

1) EWALD GVI^{3} I, 341,2, vgl. ^{1} I, 282, meint: „Der name *ḥiu̯u̯â* kann im kanaanäischen das innere (eig. was sich zurückzieht) bedeutet haben ... Doch bedeutete *ḥiu̯u̯â* (I 282,2: *ḥau̯u̯â*) vielleicht die gemeinde, so dass die Chivväer die in freien gemeinden (republiken) lebenden waren".

sowohl in Nordpalästina als auch im süden gelebt haben, denn auch die Phönizier sind ja bekanntlich einmal dort gewesen.

Die wissenschaft weiss nicht, wie sie den doppelnamen Esau = Edom erklären soll (STADE ZAW I, 34 MEYER ZAW V, 8,1, vgl. LODS 174). In der älteren zeit wurde behauptet, dass Esau personenname und Edom volksname gewesen sei (DILLMANN, a. a. o., 383, vgl. GUNKEL, a. a. o., 390). EWALD GVI I, 391 [3]I, 324.494 stellte dann eine höchst phantastische vermutung auf, nach der das urvolk, das sich Se'ir nannte, zuerst von Kanaanitern namens Edom, dann diese beiden von Hebräern namens Esau unterjocht wurden. BUHL 27 f. sagt nichts zu dieser frage, sondern stellt nur fest, dass im AT Edom sowohl das land als auch das volk bezeichnen kann, während Esau nirgends als bezeichnung für das land gebraucht wird. Es könnten hier zwei gestalten verschmolzen sein, von denen Edom eine gottheit gewesen ist (vgl. unten) und Esau der sohn von Adam und Eva gewesen sein könnte, denn Kain stammt natürlich aus einer kenitischen genealogie, die aber vielleicht dieselben personen als ureltern betrachtet hat, da ja die Keniter und die Edomiter sehr nahe miteinander verwandt waren. Es sei noch bemerkt, dass nach NIEBUHR, a. a. o., 153,1 Esau und Edom zwei verschiedene stämme gewesen sind, von denen Esau bald in dem anderen aufgegangen sei.

Darüber, wie Edom in sein land gekommen ist, gibt es natürlich nicht bloss eine einzige anschauung. Nach *BURNEY, The Book of Judges[2], London 1920, CX, vgl. OETTLI 56 wurden aus dem aramäischen stamm Rebekka und aus dem hebräischen stamm Isaak zwei selbständige stämme, d. h. Jakob und Esau. Der erstere wurde von dem letzteren verdrängt und zog nach Mesopotamien. Dort verband er sich mit aramäischen stämmen, zog verstärkt nach Palästina zurück und vertrieb den Esau. Nach NIEBUHR, a. a. o., 155 ist jedoch Esau dem Jakob zu hilfe gekommen, als dieser stamm die Aramäer bekämpfte. Diese rekonstruktionen entsprechen zwar den quellen, vgl. auch CANNON 131, aber ob wir dieser tradition zu glauben haben, ist eine andere frage, denn es kann sich darin auch der historische verlauf der gegenseitigen beziehungen von etwa 1200—900 v. Chr. spiegeln. Nach LUTHER ZAW XXI, 43 zweigten sich von dem zug der Abrahamsleute Moab, Ammon und Edom ab, so dass der abrahamitische zug sehr geschwächt

wurde und sich vielleicht in seiner eigenart gar nicht hätte halten können, wenn nicht aus Mesopotamien Jakob als verstärkung hinzugekommen wäre.

BENZINGER, Hebräische Archäologie[3], Leipzig 1927, 56 (ähnlich WINCKLER, Geschichte Israels I, Leipzig 1895, 190) denkt, dass Moab, Ammon und Edom sich später konsolidiert hätten als Israel und eben deshalb an der peripherie wohnen geblieben seien (vgl. dagegen STADE GVI I, 115 ff. KITTEL GVI I[5.6] 21 f. LODS 68 WELLHAUSEN, IJG, Berlin 1894, 9). Mir ist es am wahrscheinlichsten, dass die sehr nahe verwandtschaftliche beziehung zwischen Israel (bzw. Juda) und Edom erdichtet ist. Die Edomiter waren vielleicht mit einigen kleinen südlichen stämmen wirklich nahe verwandt, und als diese in Juda aufgingen, hat das neuentstandene volk auch die alte tradition übernommen.

Unsicher ist natürlich auch die beantwortung der frage, seit wann die Edomiter in Seir ansässig sind. Nach LURY 9 LUTHER ZAW XXI, 43 hat die einwanderung um 1500 — 1400 v. Chr. stattgefunden, und neuerdings scheinen auch die archäologischen befunde, die man aber in verschiedener weise auslegen kann, diese meinung bestätigt zu haben. Denn nach GLUECK 141 war Edom von 2200—1800 besiedelt und ebenso wieder von dem XIII. jahrh. ab, zwischen 1800 und 1300 soll es dort nur nomaden gegeben haben. Es ist wahrscheinlich, dass in der ersten periode dort die Horiter wohnten, aber sehr fraglich, ob die nomaden edomitischer abstammung waren oder nicht; sicher ist wohl, dass von 1300 ab die Edomiter die hauptmasse der bevölkerung ausgemacht haben.

Vielleicht stimmen damit auch die alttestamentlichen angaben, wenigstens in jener form der erklärung, wie NIEBUHR sie vertritt. Er sagt (a. a. o., 192): „Die Schasu aber suchten ihr Heil wiederum auf dem alten Pfade, welchen ihre Ahnen vordem in umgekehrter Richtung verfolgt hatten. Überall waren inzwischen grosse Umwälzungen geschehen. Esav's Reich im Süden des Salzsee's hatte seinen Stützpunkt, das Gebirge Seïr (unter unbekannten Umständen, aber wohl lange zuvor) an die Choriten verloren, seine semitischen Bewohner schweiften seitdem, den Ebräern längst unvortheilhaft bekannt, in den mageren Strichen der Peträischen Landbrücke umher. Den Schasu glückte jetzt der Angriff auf die Bergreihen, das rauhe Felsland ward gewonnen und ein Staatswesen Edom begründet, dessen Name „roth" bedeutet und, wenn er von den Umwohnern herrührt, einen Rückschluss thun liesse auf starke Kreuzung der Emigranten mit dem rothhäutigen Nilvolke während des halben Jahrtausends. Andrerseits ist nicht zu vergessen, dass zwischen Adam und Edom

engste Affinität herrscht, sowie dass von vielen Seiten Edom auf Grund des vorkommenden Namens „Obed Edom (Diener E.'s)" für eine Gottheit gehalten wird. Dadurch käme man zu dem Set-Typhon der Aegypter zurück, vielleicht noch einen Schritt weiter vermittels der biblischen Angaben, dass Scheth Adam's Sohn gewesen, neben der Stelle Num. XXIV, 17 f., wo die Nachbarvölker Israel's, ganz besonders Edom und Moab, als „Söhne Scheth's" figuriren. Das vorhin behandelte Edict Apepi's spendet sogar noch einen Schimmer historischer Wahrscheinlichkeit auf diese Kette von Folgerungen. Aber selbst wenn die Richtigkeit alles dessen vorausgesetzt wird, so beträfe es höchstens ein frühverwaschenes Anfangsstadium edomitischer Religionsentwickelung, welches sehr rasch stärkeren Einflüssen unterlag und seine Rückstände in Heroenmythen absetzte. — Die Choriten aber, diesmal wahrscheinlich nach Nordosten hinausgeworfen und dort stetig von Neuem überfallen, auseinandergescheucht, verfielen dem Geschicke." Etwas später (192,1) sagt er: „Es kann mithin die Annahme einer zweimaligen Semiteninvasion Seïr's, genau wie bei Kanaan, nicht umgangen werden". Und man könnte nun konstruieren: Esau von 2200—1800 und Edom 1300 und weiter. Sonderbar ist, dass auch die austreibung der Hyksos irgendwie in diesen rahmen hineinpasst, denn 1300 ist ja eine runde zahl.

Es ist sehr wohl möglich, dass die „edomitische koalition" auch andere kleinere stämme umfasste, die sich nicht in dem eigentlichen Edom festsetzen konnten (das ist aber nur eine möglichkeit zur erklärung). S. A. COOK ERE V, 163 sagt: „Edom, Midian and Ishmael are intimately connected and names of Edomite origine can even be traced in the Israelite tribes of Judah, Dan and Benjamin". Besonders gilt das aber für die Keniter (gegen KOEHLER, a. a. o., I, 89, nach dem die Keniter Midianiter gewesen sind, ein teil wäre in Amalek aufgegangen, der andere in Juda, und SELLIN GIJV I, 71 SCHMOEKEL 17,14, nach dem Edom von Kain abstammen soll; aber seine begründung lässt viel zu wünschen übrig), Kenissiter, Kalebbiter und Jerahmeeliter. Diese, ob sie nun arabische stämme sind (NIEBUHR, a. a. o., 211 RENAN, Histoire du peuple d'Israël I, Paris 1887, 94, nach MORITZ ZAW 1926, 93 sind ja auch die Edomiter Araber gewesen) oder nicht, gehörten früher zu Edom (zum reiche Edom: CANNON 133), sind aber später zu Juda übergegangen (STADE GVI I, 121 MEYER 400—408 GUNKEL, a. a. o., 390 f. CAH II, 366. 390. 393. 406). Jedenfalls ist diese annahme leichter durchzuführen als die älteren theorien, z. b. für die Kenissiter: nach EWALD GVI I, 298 [3]I, 361 f. sind sie Araber gewesen, aber ein teil ging zu Kaleb, der andere zu Edom über (ähnlich BUHL 52: Kenas und Amalek verschmolzen teilweise mit Edom), nach DILLMANN, a. a. o., 385 HOLZINGER, a. a. o., 188

sind sie Kanaanäer gewesen, von denen ein teil sich Juda angeschlossen hat, der andere aber zu Edom überging, nach KOEHLER, a. a. o., I, 88 gab es vom anfang an zwei stämme, die diesen namen trugen, der eine gehörte zu Juda, der andere zu Edom. Vielleicht waren diese kleineren stämme einst über ganz Palästina verbreitet, ebenso wie wahrscheinlich die Horiter, wurden aber dann von den umwohnenden israelitischen (vielleicht auch kanaanäischen) stämmen aufgesogen. Wenn sie früher zu Edom gehörten, bedeutet das, dass die Edomiter aus Palästina verdrängt wurden. Aber man kann die tatsachen auch so verstehen, dass diese stämme schliesslich in dem lande Edom zuflucht fanden.

Die umgekehrte folge der ereignisse, dass diese selbständigen oder israelitischen stämme später edomitisch wurden (ZEYDNER ZAW XVIII (1898), 124), ist jedenfalls nicht sehr wahrscheinlich.

Über die beziehungen zwischen Edom und israelitischen stämmen geben die genealogien auskunft, vgl.: Korah in Edom (Gen. 36, 14. 18), in Levi (Ex. 6, 21. 24 usw.); Serah in Edom (Gen. 36, 13. 17), in Juda (Gen. 38,30 46,12); Kenas in Edom (Gen. 36, 11. 15. 42), in Juda (1 Chr. 4,13 ff.); Sobal ist der sohn des Horiters Seir (Gen. 36, 20. 23. 29), aber er befindet sich auch in Juda (1 Chr. 4,1.2) und ist der „vater" von Kirjatjearim als ein sohn Kalebs (1 Chr. 2,50. 52. 54). Alle diese drei müssen miteinander identisch sein, denn Sobal hat einen sohn Manahath (Gen. 36,23) und von dem kalebbitischen Sobal wird ein clan abgeleitet, der denselben namen trägt (1 Chr. 2,54) und irgendetwas mit Zorea zu tun hat. Auch der judäische Sobal ist ein vorfahre der kleineren stämme, die in Zorea leben (1 Chr. 4,2), und der vater des richters Simson heisst Manoah und lebt in Zorea (Jud. 13,2). Man wusste also nicht, ob die betreffenden Horiter, Kalebbiter oder Judäer waren, d. h. sie gehörten wohl Juda an, aber nicht ihrem ursprung nach. Ebenso ist auch auf einer anderen seite die grenze fliessend, denn Uz ist nach Gen. 36,28 ein Horiter, Gen. 10,23 ein sohn Arams, Gen. 22,21 ist er aber der erstgeborene Nahors. Er war wahrscheinlich ein grenzstamm zwischen den nomadisierenden Aramäern und den sesshaften Horitern, der von der einen genealogie zu Aram, von der anderen zu den Horitern gezählt wurde. In Juda lagen die verhältnisse aber anders, und es ist wirklich eine einver-

leibung vorauszusetzen (gegen JACOB, a. a. o. 679, da er seine these m. e. nicht bewiesen hat).

Es wurde früher angenommen, dass die Edomiter, obwohl ihre hauptsitze östlich von der Araba, in dem gebirge Seir lagen, auch auf der westlichen seite der senke gezeltet hätten (MEISNER, a. a. o. 210 KOEHLER, a. a. o. I, 87 GUTHE 25 auf grund von Dt. 2, 12. 22, vgl. Gen. 36), oder dass *har śeʿīr* der name auch für die westlichen gebirge gewesen wäre (LURY 11 auf grund von Dt. 33,2 Jdc. 5,4 Jos. 11,17 12,7 1 Chr. 4,42 f.). BUHL 20.30 und noch mehr GLUECK 153 f. verneinen das. Nach dem letzteren sind alle stellen, die dies zu ergeben scheinen, entweder glossen wie Dt. 1,2.44 Jos. 11,17 12,7 15,1 f. 1 Chr. 4,42—43 Num. 20,16, oder es sind späte stellen (Dt. 33,2 Jdc. 5,3 f. Hab. 3,3), die „reflect the settlement of Edomites in southern Palestine after they had been dispossessed from their own country by the Nabataeans". BUHL 22 aber sagt, dass es absolut sicher sei, dass die Edomiter ihre herrschaft auch über einen teil des gebirges westlich von der Araba ausgedehnt haben (Num. 34,3 Jos. 15,1 Jdc. 1,36 (LXX)), und (29) dass *śeʿīr* ohne *har* bisweilen auch die westliche hochebene umfassen oder ausschliesslich bezeichnen könnte (Gen. 32,4 Dt. 33,2 Jos. 11,17 12,7 Jdc. 5,4) (vgl. HOLZINGER, a. a. o. 143: *har śeʿīr* bezeichnet das land östlich von der Araba *(ʾereṣ)*, *śeʿīr* das ganze edomitische gebiet oder dasjenige westlich von der Araba). Nach anderen jedoch bedeutete *har śeʿīr* zuerst das westliche gebirge und wurde erst später auch auf die östlichen berge übertragen (STADE GVI I, 122 DILLMANN, a. a. o. 384 NIEBUHR, a. a. o. 211 PROCKSCH, a. a. o. 207 KITTEL GVI $^{5.6}$I,30). Mir scheint, dass *har śeʿīr* zuerst wohl das östliche gebirge bezeichnete, denn es gibt in dem alten Orient keine so vagen ortsnamen, dass aber, als die Edomiter zur zeit ihrer grössten machtentfaltung auch im westen etwas zu sagen hatten, der name auf dieses gebiet, wo nahe verwandte stämme wohnten, übertragen wurde.

Ältere angaben über die grenzen des eigentlichen landes Edom finden sich bei LURY 17 ff. Durch neuere untersuchungen ist die grenze wohl eindeutig festgelegt, nach GLUECK 143: „The northern boundary of Edom was guarded by a line of fortresses overlooking the bare, rugged, steep slopes leading down to the Wâdī el-Ḥesā, and commanding the tracks, which converge towards the springs of ʿAineh on the Moabite side of the Wâdī

el-Ḥesā. This line of fortresses extends from er-Ruweiḥah near the east end of border of Edom to Rujm and Kh. Kerakeh near its west end, with Rujm Jâʿez and Kh. Bâkher in between. On the Moabite side of the Wâdī el-Ḥesā is the strong Moabite fortress Kh. el-Medeiyineh, which guards the strong springs of el-ʿAineh and the „king's highway", which in all the periods of settlement in Moab and Edom led north and south through these countries... The eastern boundary of Edom is marked by a line of fortresses which runs a few kilometres west of the north-south line on which Dāʿjānîyeh is located. They include Kh. Ṭawîl Ifjeij, Rujm Râs el-Ḥâlā, Rujm Ḥâlā el-Qarâneh, and probably Kh. el-Jeheirah. These fortresses are all situated on the highest hills in the arid uncultivated area between the Desert and the Sown. The southern boundary extends along the top of Neqb overlooking the Hiṣmeh valley and is guarded by Kh. Neqb esh-Shtâr and Kh. esh-Shedeyid. Some Edomite outposts may have existed in the Ḥismeh valley to protect the caravan route which led through it and the Wâdī el-Yitm to the ʿArabah and the Red Sea . . . They may have been located originally at such places as el-Ḥemeimeh, el-Kuweirah, and el-Kithara . . . The western boundary of Edom . . . was formed by the ʿArabah, and never extended west of the ʿArabah."

Nach Am. 1,12 scheint ihre hauptstadt Bosra gewesen zu sein, obwohl nach den angaben in Gen. 36 kaum von einer hauptstadt gesprochen werden darf, aber in der späteren zeit mögen sie eine gehabt haben. Sinaḫerib spricht von Adumu, die er „die mächtige stadt des landes der Arib" nennt. MORITZ ZAW XLIV (1926), 81 glaubt, dass diese aussage etwas mit Edom zu tun hat, doch scheint es mir wahrscheinlicher, dass Sinaḫerib Duma (= Dūmat-el-ǧandal, heute El-ǧōf nach DILLMANN, a. a. o. 314 GB 158 b gegen BUHL 31) meint. Doch hatte vielleicht auch diese ortschaft irgendwelche beziehungen zu Edom (vgl. s. 175). Wenigstens kann MORITZ ZAW XLIV (1926), 81 recht haben, wenn er sagt: „Zu Zeiten starker Machtentfaltung muss Edom politisch noch viel weiter nach Süden gereicht haben, weit hinaus über die natürliche Landesgrenze . . . bis tief nach Nordwest-Arabien hinein", obwohl GLUECK 143 anders denkt. Wenn nun Duma und Dedan (südöstlich von Edom nach BUHL 30) in das edomitische einflussgebiet gehörten, dann sicher auch Taima = Theman (vgl. KOMMENTAR zu v. 9).

Auch über die organisation der Edomiter haben wir keine zuverlässigen nachrichten. Einerseits gibt es eine liste der stämme in genealogischer anordnung (Gen. 36,10—14), andrerseits eine liste der *'allūφīm* (Gen. 36,15—19), d. h. der tausendschaften oder der häuptlinge (DILLMANN, a. a. o. 386 PROCKSCH, a. a. o. 496 GUNKEL, a. a. o. 391). Die listen sind fast identisch, nur die anordnung der namen weicht etwas ab, ausserdem ist Korah zweimal gezählt (Gen. 36,16.18). Wozu eine solche zweimalige aufzählung notwendig war, entzieht sich unserer kenntnis. Vielleicht wich im laufe der zeit die stammesorganisation der *'allūφīm*-organisation, aber so, dass die alten namen beibehalten wurden.

Nach SAYCE DB I, 645 sind die Edomiter schon in den Amarnabriefen erwähnt. Vielleicht denkt er an Udumu in Amarna 256,24 (nach anderen identisch mit Duma, die in Jos. 15,52 erwähnt wird). Ein *'itmm* findet sich schon in der liste Thutmoses III. (vgl. JIRKU, Die ägyptischen Listen palästinensischer und syrischer Ortsnamen (Klio. Achtunddreissigstes Beiheft), Leipzig 1937, 10). Aber da der name zwischen nordpalästinensischen namen steht, ist gewiss nicht Edom gemeint. Sicher (WINCKLER, Geschichte Israels I, 189 zweifelt) ist die erwähnung in Pap. Anastasi VI, 4,14—5,4 (vgl. MEYER ZAW VIII (1888), 46 * W. M. MUELLER, a. a. o. 135 BUHL 53). Der text lautet nach der übersetzung RANKEs in AOTB² 1926,97 also:

> (Ein grenzbeamter berichtet): „Wir haben den Durchzug der Beduinenstämme von Edom durch die Festung des Menephta in Zeku nach den Sümpfen von (der Stadt) Pithom des Menephta in Zeku beendet(?), um sie und ihre Herden in der Besitzung des Königs, der guten Sonne jedes Landes..... am Leben zu erhalten. Jahr 8(?) . . . . Ich habe sie bringen lassen . . . . . andere Namen (Liste?) der Tage, (an denen) die Festung des Menephta passiert werden darf."

Der text stammt aus der zeit der regierung Seti II. Nach * BRUGSCH, Geschichte Ägyptens, 460 (bei LURY 38) hat schon Seti I. die Sašu von der feste Chetam (= Edom) unterworfen (vgl. aber AOTB² 1926, 94), auch soll Ramses III. mit Seiritern zu tun gehabt haben (* BRUGSCH, a. a. o. 203.593.602 BUHL 53; * MUELLER, a. a. o. 135 f. denkt, es wären Horiter gemeint, vgl. NIEBUHR oben s. 143 f.).

Jedenfalls waren die Edomiter staatlich schon organisiert, als die Israeliten noch ein nomadenstamm in der steppe waren. Vielleicht hatten sie kein wahlkönigtum (so denken MEISNER, a. a. o. 214 GRAETZ GJ I, 98 KOEHLER, a. a. o. I, 87 PETERS 6 DILLMANN, a. a. o. 388 LURY 24 HEINISCH, a. a. o. 341 JACOB, a. a. o. 689), sondern entweder sind ihre könige ähnlich den hebräischen richtern zu denken als „powerful chieftains who, by success in war, obtained the supremacy" (MEISNER, a. a. o. 241 DILLMANN, a. a. o. 388 WINCKLER, Geschichte Israels I, Leipzig 1895, 192 HOLZINGER, a. a. o. 191 MEYER 372 PROCKSCH, a. a. o. 215 GUNKEL, a. a. o. 393 CANNON 133), oder hatten die Edomiter in dem königshause eine matrilineare erbfolge. Sicher sind in der liste Gen. 36,31—39 nicht begründer neuer dynastien gemeint (so BUHL 47), denn es sind acht namen erwähnt.

Es wird meistens angenommen, dass der letzte von den genannten derselbe sei, den David unterworfen hat. Wenn man nun von David an, dessen zeit wir ziemlich sicher festlegen können, zurückrechnet, kann mit einer gewissen sicherheit auch der anfang des edomitischen reiches festgesetzt werden. Es scheint, dass schon LURY 39 ebenso wie LODS 210 jedem könige etwa 25—30 jahre zubilligt und so der erste könig etwa um 1200 (so auch AUERBACH, a. a. o. 299) (oder 1240) gelebt hätte. Doch, wie bekannt, sind 20 jahre als ein mittelmass viel wahrscheinlicher, und wir kämen, wenn David um 1000 angesetzt wird, etwa auf das jahr 1160 v. Chr. (ebenso MEYER 382 f. GUNKEL, a. a. o. 393). Nun scheint aber dieser ansetzung Num. 20,14—21 zu widersprechen, denn nach dieser stelle müssen die Edomiter schon in der zeit der wüstenwanderung der Israeliten einen könig gehabt haben, und man nimmt ja meistens an, dass der auszug aus Ägypten früher stattgefunden hat. Vielleicht auch deshalb haben ältere erklärer, so * HENGSTENBERG, Beitr. III, 300 MEISNER, a. a. o. 214 JACOB, a. a. o. 689 angenommen, dass der letztgenannte könig Edoms ein zeitgenosse Mosis gewesen ist. Doch wenn wir einerseits Num. 20,14—21 für eine richtige erinnerung halten, so dürfen wir auch an Gen. 36,31—39 nicht viel aussetzen, höchstens könnten da ein paar unwichtigere namen fehlen oder einige interregna anzunehmen sein, und man käme schliesslich doch zu der erkenntnis, dass der auszug der Israeliten frühestens zur

zeit Ramses III. stattgefunden hat, vielleicht aber erst in der zeit Ramses IV. (1167—1161).

Der name des ersten königs von Edom, *Bęla' bęn Bə'ōr*, erinnert sehr stark an den namen des *Bil'ām bęn Bə'ōr* (DILLMANN, a. a. o. 389 BUHL 46 HOLZINGER, a. a. o. 190 GUTHE 63 GUNKEL, a. a. o. 393 HEINISCH, a. a. o. 342). Von vielen wird er direkt mit ihm identifiziert [schon T^J und T zu 1 Chr. 1,44 (nach DILLMANN, a. a. o. 389 CANNON 133); nach dem vorgange von NOELDEKE, Untersuchungen zur Kritik des Alten Testamentes, Kiel 1869, 87 wieder WELLHAUSEN IJG (1894), 10 SAYCE DB I, 645 CHEYNE EB I, 524 OETTLI 151 MEYER 376 GRESSMANN, Mose und seine Zeit, Göttingen 1913, 318 ff. SELLIN GIJV 1,76 LODS 210, MOWINCKEL ZAW XLVIII (1930), 236]; nach PROCKSCH, a. a. o. 213 ist *Bęla' bęn Bə'ōr* wohl ein zeitgenosse Mosis, aber nicht identisch mit *Bil'ām*, ähnlich auch *DRIVER, Genesis 317 CANNON 134. Ganz ablehnend müssen sich natürlich solche halten wie JACOB, a. a. o. 690, da nach ihnen *Bęla' bęn Bə'ōr* jahrhunderte vor Moses gelebt hat.

CANNON 134 hat m. e. einen guten grund dafür angeführt, warum die völlige gleichsetzung nicht richtig sein kann. Er sagt, dass der erste edomitische könig kaum ein wahrsager für geld gewesen sein kann, sondern ein rauher krieger, der ja die stämme erst einigen musste. Aber man muss immer daran denken, dass in der sage alles möglich ist: Semiramis ist ja auch eine geschichtliche person gewesen, doch was von ihr erzählt wird, sind hauptsächlich nur märchen. Es wäre deshalb möglich, dass *Bęla' bęn Bə'ōr* doch ein zeitgenosse Mosis gewesen ist, und wenn wir an Num. 20,14—21 denken, könnte man annehmen, dass gerade wegen der nahenden hebräischen gefahr die edomitischen stämme sich freiwillig oder gezwungen vereinigt haben.

Aber über die geschichte Num. 20,14—21 gibt es viele meinungen, da Dt. 2,2—8 eine völlig entgegengesetzte erzählt. Nach JE haben die Edomiter den durchzug den Israeliten nicht gestattet, nach Dt. haben sie es aber doch erlaubt, und wie aus der stationenliste des P zu ersehen ist, sind die Israeliten nach seiner meinung durch Edom gezogen (EWALD GVI II, 206 f. ^{3}II, 283 ff.[1])

1) EWALD GVI II 207,3 ^{3}II, 285,2 nimmt aber eine umstellung in dem texte vor, um JE und P zu harmonisieren, indem er Num. 33,36—39 nach v. 30 f. stellt.

BUHL 23 OETTLI 137, nicht aber OETTLI 91). Es gibt gelehrte, die nur die erzählung von JE für historisch halten (RENAN, a. a. o. I, 203 BUHL 54 GRESSMANN, a. a. o. 318 ff. CANNON 133 AUERBACH, a. a. o. 86, unklar ist OETTLI), andere zweifeln daran (GUTHE 58 JIRKU 84) oder halten sie für ungeschichtlich (SEINECKE, Geschichte des Volkes Israel I, Göttingen 1876, 185, nach dem sie die zustände nach dem babylonischen exil reflektieren soll). Andere wieder geben dem berichte des Dt. den vorzug (NIEBUHR, a. a. o. 279 weist auf die stationenliste des P hin) oder kombinieren beide nachrichten, indem die geschichten auf verschiedene phasen des wüstenzuges verteilt werden. Die erzählung in Num. 20,14—21 soll sich in der zeit abgespielt haben, als die Israeliten noch in Kades waren, Dt. 2,2—8 — als sie östlich von Edom in der wüste wanderten (MEISNER, a. a. o. 216 GRAETZ GJ I, 48 KOEHLER, a. a. o. I, 317 DRIVER, A Critical and Exegetical Commentary on Deuteronomy, Edinburgh 1902, 34). HITZIG GVI 89 f. denkt, die Israeliten seien durch Edom gezogen, aber nicht auf dem wege, den sie wollten: der weg über Thoana, Bosra und Tophel sei ihnen verweigert worden. Welche annahme die richtige ist, ist unmöglich zu sagen, ebenso ob der könig Edoms, von dem gesprochen wird, *Bela' ben Bə'ōr* oder ein anderer war.

Von dem zweiten könige *Jōβāβ ben Zerah* ist sonst nichts anderes bekannt, als dass LXX ihn mit Hiob identifizieren. Doch ist das „either a Midrash or an Alexandrian invention" (CANNON 135, vgl. aber PROCKSCH, a. a. o. 214).

Der dritte könig *Ḥušam* aus Theman ist von KLOSTERMANN, Geschichte des Volkes Israel, München 1896, 119 MARQUART, Fundamente israelitischer und jüdischer Geschichte, Göttingen 1896, 11 OETTLI 204 PROCKSCH, a. a. o. 214 CANNON 135 mit *Kūšan Riš'āθaim* (Jdc. 3,8) identifiziert worden (vgl. auch CHEYNE EB I, 969), indem die genannten diesen namen zu *Kūšan ro'š hattêmānī* (KLOSTERMANN) oder zu *Kūšan* (PROCKSCH: *Ḥūšam*) *ro'š 'Ittaim* emendiert haben. Er hätte versucht, die von Edom abgefallenen stämme wieder zu unterwerfen, sei aber dann durch *'Ōθnī'el ben Kənaz* verdrängt worden. Diese theorie scheint auf den ersten blick genial zu sein, aber wir wissen aus den ägyptischen inschriften, dass auf der Sinaihalbinsel eine ortschaft von den Ägyptern *Rəšətji* genannt wurde (*DUEMICHEN, Geographie Aegyptens 174—178 nach

EISLER JRAS 1923,43), und *Kūšan* ist ja ein wüstenstamm in der nähe Midians gewesen (Hab. 3,7). GRAETZ GJ I, 413 hat an dem namen nichts auszusetzen, doch liest er an stelle von Aram Edom und für נהרים liest er והחרים, so dass *Kūšan Riš'āθaim* der könig der Edomiter und Horiter gewesen wäre. Unmöglich ist auch das nicht, doch sicher können wir nur behaupten, dass beide geschichten darauf hinweisen, dass unter den wüstenstämmen gewisse umgruppierungen im gange waren, die die anderen stämme wieder zu verhindern versuchten.

Der vierte könig *Hăδaδ bęn Bəδaδ* soll die Midianiter im gefilde Moabs geschlagen haben. Seit EWALD GVI II, 329 ^{3}II, 476 wird diese erzählung mit der geschichte Gideons kombiniert und angenommen, dass Hadad die durch Gideon geschaffene konstellation in seinem eigenen interesse ausgenutzt hat (so BUHL 54 WELLHAUSEN IJG (1894), 10 MEYER 381 PROCKSCH, a. a. o. 214 GUNKEL, a. a. o. 394 CANNON 136 LANDERSDORFER, Die Bücher der Könige, Bonn 1927, 78 ROTHSTEIN, Das erste Buch der Chronik, Leipzig 1927, 8 LODS 389 HEINISCH, a. a. o. 342 AUERBACH, a. a. o. 116), nur PROCKSCH HEINISCH lassen ihn mit Moab zusammen gegen die Midianiter auftreten (vgl. auch CHEYNE EB I, 524, nach dem Hadad und Gideon nicht ganz gleichzeitig sind). Ich möchte diesen Hadad um 1140 ansetzen und denke, dass die Hebräer, die hier Midianiter genannt werden, damals unter führung Mosis in Moab eindrangen und dass Hadad sie geschlagen hat. Die hebräische sage hat später vielleicht die verhältnisse auf den kopf gestellt und von Moses erzählt, dass er gegen die Midianiter gekämpft hat (Num. 25,6—18 31,1—54), obwohl es möglich wäre, dass unter den eindringenden meinungsverschiedenheiten entstanden, die mit der hilfe der nachbarvölker gelöst wurden. Auch bin ich ganz sicher, dass Gideon ein zeitgenosse derselben ereignisse gewesen ist und faktisch wenigstens gegen einen teil des volkes, das unter Mosis führung in das Ostjordanland eindrang, gekämpft hat.

Von dem fünften könige *Şamlâ* ist nichts näheres bekannt.

Der sechste könig *Šā'ūl* aus *Rəḥoβōθ hannāhār* wird von CANNON 137 mit dem ersten israelitischen könig Saul identifiziert, denn „there was a Rehoboth in Gebalene in North Edom

(LAGARDE O 280.176[1])), Saul may have occupied this place and prepared the way for David's conquest". Wie die eroberung einer einzigen ortschaft einen zum könig von Edom machen kann, ist mir unklar. Ebenso unwahrscheinlich ist mir auch die behauptung, dass dieser Saul aus Mesopotamien stammt (HITZIG GVI 109 DILLMANN, a. a. o. 389), denn die Edomiter hatten sicher auch einen fluss, den sie *hannāhār* genannt haben (vgl. MEYER 373 GUNKEL, a. a. o. 394 ROTHSTEIN, a. a. o. 8), obwohl BUHL 38 meint, dass *hannāhār* nur einen grösseren fluss bezeichnen könne. Nach WINCKLER, Geschichte Israels I, 192 ist an den „Bach Ägyptens" zu denken.

Wenn die Maoniter in Jdc. 10,12 Edomiter bezeichnen (MEISNER, a. a. o. 218), ist doch eine zeitliche ansetzung dieser, wahrscheinlich deuternomistischen, nachricht unmöglich, und wir wissen nicht, an welche geschichtliche ereignisse hier gedacht ist.

Nach 1 Sam. 14,47 hat schon Saul gegen die Edomiter gekämpft, aber nur ältere exegeten halten diese geschichte für historisch [GESENIUS, Jesaia, 905 HENDEWERK 12 EWALD GVI II, 621 [3]III, 213 MEISNER, a. a. o. 219 KURTZ 127 HITZIG GVI 134 KOEHLER, a. a. o. II, 1 (1884), 167 JOHANNES 27 PETERS 7 LURY 40 (Saul hat einen einfall in die grenzgebiete Edoms gemacht, ebenso OETTLI 257) SEINECKE, a. a. o. I, 41 THEIS 3]. BUHL 55 sagt, diese angabe sei unhistorisch. WINCKLER, Geschichte Israels I, 193 GUTHE 89 wollen an stelle von Edom Aram lesen, andere neuere sprechen überhaupt nicht von dieser stelle. Vielleicht dachte der epitomator an die kriege gegen die Amalekiter.

Der siebente könig heisst nach dem texte *Baʿalḥānān bẹn ʿAχbōr*. MARQUART, a. a. o. 10, vgl. HOLZINGER, a. a. o. 191 CHEYNE EB I, 405, glaubt überhaupt nicht an sein vorhandensein. Er meint, *bẹn ʿaχbōr* wäre eine glosse (oder variante: CHEYNE) zu *bẹn bəʿōr* und *baʿalḥānān* wäre der vatersname des achten königs. *SAYCE, Hibbert Lect. 53 CANNON 136 identifizieren ihn mit David, da sie Elhanan für den richtigen namen des zweiten israelitischen königs halten (2 Sam. 21,19 =

1) Robooth urbs alia iuxta fluuium ubi erat rex Edom. et usque hodie est praesidium in regione Gebalena et uicus grandis qui hoc uocabulo nuncupatus. *Ροωβώθ. πόλις ἄλλη, ἡ παρὰ ποταμόν, ἔνθα ἦν βασιλεὺς Ἀσσυρίων, καὶ νῦν ἐστὶ φρούριον ἐν τῇ Γαβαληνῇ.*

= 1 Sam. 17,50 2 Sam. 23,24 1 Chr. 11,27). Beide annahmen sind m. e. im höchsten masse unwahrscheinlich.

Der achte könig heisst nach MT *Hădar*, nach LXX: *Ἀραθ*. Sonderbarerweise wird der name seiner frau genannt (*Məhêṭāβ-'el baθ Maṭreθ baθ Mê Zāhāβ*), nicht aber der seines vaters. Der umstand, dass zweimal *baθ* steht, hat die erklärer zu vielen theorien und konjekturen veranlässt. Nach JACOB, a. a. o. 691 hatte sie zwei väter, einen legitimen und einen illegitimen, man hätte durch eine solche aussage ihre unwürdigkeit besonders hervorheben wollen. Viele erklärer haben nach LXX an stelle von *baθ* 2° ein *bęn* gelesen. Aber sicher haben MARQUART, a. a. o. 10 HOLZINGER, a. a. o. 191 PROCKSCH, a. a. o. 215 ROTHSTEIN, a. a. o. 8 darin recht, dass *min* die einzig richtige lesart darstellt. Von dem könige Hadad II. wird meistens angenommen, dass er wahrscheinlich derjenige gewesen sei, den David überwältigt und (entweder im kampfe oder später) getötet hat (EWALD GVI II, 622 ³III, 214 THENIUS, Die Bücher der Könige², Leipzig 1873, 170 RENAN, a. a. o. II, 36 KOEHLER, a. a. o. II, 1,289 DILLMANN, a. a. o. 390 LURY 44 MEYER 355 f. 371 PROCKSCH, a. a. o. 215 CANNON 136). Nach MARQUART, a. a. o. 11 HOLZINGER, a. a. o. 191 ist er aber der vater desjenigen königs, den David besiegt hat. Die letzte möglichkeit, dass er der zeitgenosse Salomos sei, hat nach JACOB, a. a. o. 689 im mittelalter Isaak ibn Jašuš vertreten und nach DILLMANN, a. a. o. 389 noch *A. BERNSTEIN, Ursprung der Regententafel von Edom 1880; dann muss aber *Baʿalḥānān* derjenige sein, den David unterwarf. Die entscheidung der frage hängt wenigstens teilweise von der erklärung von Gen. 36,31 ab. Wenn *məlŏχ męleχ liβənê yiśrā'el* bedeutet: „ehe ein israelitischer könig über Edom herrschte" (so *BRUSTON, Revue théol. de Montauban, 1892, 133 DILLMANN, a. a. o. 388 BUHL 47 MARQUART, a. a. o. 73 HOLZINGER, a. a. o. 190 PROCKSCH, a. a. o. 243 GUNKEL, a. a. o. 393 HEINISCH, a. a. o. 342 ROTHSTEIN, a. a. o. 7), so kann die erste gruppe oder die zweite recht haben, wenn es aber bedeutet: „ehe die Israeliten einen könig über sich hatten" (WINCKLER, Geschichte Israels I, 193), so muss Hadad ein zeitgenosse Sauls sein und MARQUART hat recht, oder, wenn unter dem könige Jahwe verstanden wird, dann die traditionelle erklärung. Da wir aus der zeit Salomos einen Hadad kennen, wäre die identifizierung mit diesem das wahrscheinlichste. Dagegen sprechen aber zwei gründe. Erstens

war die frau dieses Hadad eine ägypterin, zweitens ist nicht einzusehen, warum die liste gerade mit ihm abbricht. Beide gründe können irgendwie entkräftigt werden, aber es ist doch am sichersten, sich ihn als einen zeitgenossen Davids vorzustellen, denn es ist nicht zu verstehen, warum die liste in der zeit Sauls aufhören sollte.

Zu einem richtigen kriege zwischen den Edomitern und Israeliten kommt es unter David (etwa um 990: AUERBACH, a. a. o. 211, nach WINCKLER, Geschichte Israels I, 195 aber vielleicht schon in der zeit, als er nur ein fürst von Kaleb war). Wahrscheinlich zweifacher gründe wegen: erstens wollte Israel die karawanenstrasse Elath-Gaza und Elath-Damaskus (nach LODS 23 gibt es aber nur eine strasse Elath-Hebron) unter seiner aufsicht halten, zweitens wollte man die kupfer- und eisengruben in der Araba ausbeuten (Dt. 8,9 Num. 21,9, vgl. GRAETZ GJ I, 51,3 über Phunon, LODS 38 GALLING, Biblisches Reallexikon, Tübingen 1934, 97 und die ortsnamen, die GLUECK 144 nennt), vielleicht auch die manganlager südöstlich von Edom (vgl. ALBRIGHT 212). Dass die Edomiter die verbündeten der Aramäer und der Ammoniter gewesen sind und schon deshalb bekämpft werden mussten, steht nicht in dem texte, GRAETZ GJ I, 254 f. KOEHLER, a. a. o. II, 1, 181 nehmen es jedoch an, und auch das mag ein grund mehr für den krieg gegen sie gewesen sein.

Es gibt mehrere quellen über diesen krieg, aber sie sind nicht klar. 2 Sam. 8,13 ist gesagt: *uaiia'aṣ dāuid šem bəšuβō mehakkōθō 'ẹθ 'ărām bəγê'meḷaḥ šəmonâ 'āṣār 'āleφ*. Ps. 60,2 bietet aber diesen text in einer ganz anderen fassung: *behaṣṣōθō 'ẹθ 'ărām nahărai̯im u̯ə'ẹθ 'ărām ṣōβâ u̯aii̯ăšǫ̊β i̯ō'āβ u̯aii̯aχ 'ẹθ 'ĕdōm bəγê' meḷaḥ šənêm 'āṣār 'āleφ*. Diese zahl wird meistens für falsch gehalten [WELLHAUSEN, Der Text der Bücher Samuelis, Göttingen 1871, 176 KOEHLER, a. a. o. II, 1, 288 BUHL 56,3 SEINECKE, a. a. o. I, 308 OETTLI 292 THEIS 3, andere aber denken, dass in 18000 die bei der verfolgung umgekommenen eingerechnet wären (MEISNER, a. a. o. 221, nach ihm auch: *HESS, David I, 372.396 *ROOS, Einleitung II, 549), — wie man diese zählen konnte, erklären sie nicht]. Der text wird in sehr verschiedener weise hergestellt, da die LXX noch eine dritte variante zu 2 Sam. 8,13 bieten (*καὶ ἐποίησεν Δαυεὶδ ὄνομα· καὶ ἐν τῷ ἀνακάμπτειν αὐτὸν ἐπάταξεν τὴν Ἰδουμαίαν ἐν*

Γεβέλεμ εἰς ὀκτὼ καὶ δέκα χιλιάδας). *BERTHEAU (nach WELLHAUSEN, a. a. o. 176): *ɥəi̯ō'āβ bęn ṣərūi̯â hikkâ 'ęϑ 'ĕδōm bəšūβō mehakkōϑō 'ęϑ 'ărām bəγê' męlaḥ* usw. GRAETZ GJ I, 255 will: *bəšūβō mehakkōϑ 'ęϑ 'ărām ɥai̯i̯išlaḥ 'eϑ 'ăβīšai̯ 'al 'ĕδōm ɥai̯i̯aχ 'ōϑām bəγê' męlaḥ* usw. WELLHAUSEN will *ūβəšūβō hikkâ 'ęϑ 'ĕδōm* usw. lesen, BUHL 56 hält wahrscheinlich *ūβəšūβō mehakkōϑ 'ęϑ 'ărām hikkâ 'ęϑ 'ĕδōm* für noch besser. KOEHLER, a. a. o. II, 1, 288 LURY 41 wollen: *bəšūβō mehakkōϑō 'ęϑ 'ărām ɥai̯i̯aχ 'ęϑ 'ĕδōm bəγê' męlaḥ* usw. CASPARI, Die Samuelisbücher, Leipzig 1926, 502 übersetzt seinen rekonstruierten urtext: „Infolge des Sieges über Edom im Salztale errichtete er seine (?) (Sieges)-säule, während sie ihm hörig wurden." Dann bietet aber 1 R. 11,15 f. noch etwas, was in diese zeit zu gehören scheint. Es ist da gesagt: *ɥai̯əhī bihəi̯ōϑ dāuiδ 'ęϑ 'ĕδōm ba'ălōϑ i̯ō'āβ ṣar haṣṣābā'* *ləḳabber 'ęϑ haḥălālīm ɥai̯i̯aχ kŏl zāχār bę'ĕδōm, kī šešęϑ ḥŏδāšīm i̯āšaβ šām i̯ō'āβ ɥəχŏl i̯isrā'el 'aδ hiχrīϑ kŏl zāχār bę'ĕδōm.* Für *bihəi̯ōϑ* muss wahrscheinlich *bəhakkōϑ* gelesen werden (EWALD GVI II, 622 ³III, 214 THENIUS, a. a. o. 170 KOEHLER, a. a. o. II, 1, 287 BUHL 56 LURY 43 BENZINGER, Die Bücher der Könige, Freiburg i. Br. 1899, 78 LANDERSDORFER, a. a. o. 77), vielleicht auch *'ālâ* anstelle von *ba'ălōϑ* (LURY 43), aber dennoch ist auch dieser text nicht eindeutig. Die erklärer haben meistens die beiden geschichten verbunden.

Wo das „Salztal" liegt, ist fraglich. Nach den älteren exegeten liegt es im süden vom Toten Meere (EWALD GVI II, 621 ³III, 213 THENIUS, a. a. o. 350 BERTHEAU, Die Bücher der Chronik², Leipzig 1873, 360 GRAETZ GJ I, 256 KOEHLER, a. a. o. II, 1, 288 STADE GVI I, 102.567 RENAN, a. a. o. II (Paris 1891), 36 BUHL 20 LURY 43 BENZINGER, a. a. o. 164) oder im südwesten (MEISNER, a. a. o. 221), nach den neueren ist es Wādī-el-milḥ östlich von Beerseba (GUTHE 109 KITTEL GVI II, 162 SELLIN GIJV I, 173 LANDERSDORFER, a. a. o. 188 LODS 422) oder in der nähe von Petra (MEYER 357 AUERBACH, a. a. o. 239). Wenn das „Salztal" sich auf dem israelitischen gebiet befindet, so scheint es natürlich, dass die Edomiter die angreifer gewesen sind.

Doch gibt es fast tot capita tot sensus. Einige sagen ganz allgemein, dass nachdem Aram geschlagen war, gegen die Edomiter gekämpft wurde (STADE GVI I, 279 LANDERSDORFER, a. a. o. 77 JIRKU 135). HITZIG GVI 143 erzählt die folgende geschichte: David kehrte aus den kriegen gegen Aram um die

südspitze des Toten Meeres herum nach hause zurück, um anlass zum streite mit Edom zu finden, die Edomiter gingen in die falle, verlegten den weg und wurden im Salztale geschlagen, dann setzte Joab dem geschlagenen heere nach und führte aus, was er ausgeführt hat. Er steht aber mit seiner sonderbaren auffassung ganz allein. Sehr nahe stehen einander EWALD GVI II, 621 [3]III, 213 und WEBER, Das Volk Israel in der alttestamentlichen Zeit, Leipzig 1867, 172. Beide denken, dass die Edomiter in Juda eingedrungen seien, dass die israelitischen heerführer ihre arbeit geteilt haben: während David selbst im norden blieb, wandte sich Joab (WEBER fügt auch Abisai hinzu) mit einem teile des heeres gegen süden, besiegte die fliehenden Edomiter, und da die übriggebliebenen noch widerstand leisteten, dauerte der kampf dann sechs monate fort, während dessen alle diejenigen, die sich mit waffen gegen Israel erhoben hatten, getötet wurden. Ziemlich ähnlich müssen auch andere gedacht haben, die annehmen, dass auf den sieg im Salztale harte kämpfe im edomitischen gebiet folgten und Israel grosse verluste erlitt, doch Joab grausame vergeltung übte und die Edomiter zur unterwerfung zwang (RENAN, a. a. o. II, 36 PETERS 8 LURY 44 GUTHE 109 KITTEL GVI II, 162 SELLIN GIJV I, 173 (nach seiner meinung haben zuerst die Edomiter die Israeliten angegriffen) LANDERSDORFER, a. a. o. 77). Nach THENIUS, a. a. o. 171 hat David die Edomiter geschlagen und ist nach Jerusalem zurückgekehrt, auf dem wege stiess Joab zu ihm und erhielt den befehl, sich in das hochgelegene *(baʿălōṯ)* edomitische gebiet zu begeben, um die gefallenen Israeliten zu bestatten und die waffenfähige edomitische mannschaft auszurotten. Wieder andere meinen, dass während David noch in Syrien beschäftigt war, die Edomiter einen einfall in Juda machten, dann ist Joab gegangen, um die gefallenen zu bestatten und rache zu nehmen. Er hat sie bestattet und Abisai hat die Edomiter im Salztale besiegt, dann kam Joab zu hilfe, die beiden drangen in Edom ein und töteten die meisten edomitischen männer, nicht alle, denn sonst gäbe es ja keine Edomiter mehr (MEISNER, a. a. o. 221 KOEHLER, a. a. o. II, 1, 181.287, vgl. noch diejenigen, die einen einfall der Edomiter vor der schlacht im Salztale annehmen: GRAETZ GJ I, 254 f. SEINECKE, a. a. o. I, 308 SELLIN GIJV I, 173). Ziemlich nahe stehen einander GRAETZ GJ I, 256 BUHL 56; beide nehmen an,

dass die geschichte 1 R. 11,15f. sich viel später ereignet hat als die in 2 Sam. 8,13: David hätte nach dem siege vögte eingesetzt, eine zeitlang wäre alles ruhig weitergegangen, später hätte aber ein aufstand der Edomiter stattgefunden, in dem die israelitischen kolonisten und besatzungen umkamen (so GRAETZ und AUERBACH, a. a. o. 239f.; BUHL meint, die Edomiter hätten ein nach ihrem lande ziehendes heer oder die israelitische besatzung niedergemetzelt, dann musste Joab nach Edom ziehen, um die gefallenen zu bestatten, er habe die taten der Edomiter schrecklich heimgezahlt und erst dann seien vögte eingesetzt worden). Ganz dieselbe meinung haben WINCKLER, Alttestamentliche Untersuchungen, Leipzig 1892, 4f. und BENZINGER, a. a. o. 81. Nach diesen ist ein israelitisches heer von den Edomitern vernichtet worden (vgl. Ps. 60,3—5), dann wurde zur rache und um die gefallenen zu begraben ein neuer zug gegen Edom unternommen, der 6 monate dauerte und während dessen Edom ausgerottet wurde, das nachbarland Midian wurde in mitleidenschaft gezogen und auch unterworfen. Aber in diese erzählung soll ein anderer bericht eingeschaltet sein, in dem erzählt wurde, wie David in Edom ein blutbad angerichtet hat und nur ein prinz fliehen konnte. Da es also zwei berichte über dasselbe ereignis gibt, aber 2 Sam. 8,13 mit keinem von beiden harmoniert, müssten die betreffenden eigentlich annehmen, dass gegen Edom zweimal krieg geführt wurde; ob sie es tun, weiss ich nicht.

Jedenfalls wurden sehr viele Edomiter in der regierungszeit Davids getötet, aber welche und in welchem masse, darüber gehen die meinungen auseinander. Nach WINCKLER, Geschichte Israels I, 196 wurde die bevölkerung niedergemetzelt, nach SEINECKE, a. a. o. I, 41 wurden alle männer getötet, nach anderen die ganze waffenfähige mannschaft (THENIUS, a. a. o. 171), die mannbare bevölkerung (HITZIG GVI 145), die mitglieder des königlichen geschlechts und die waffentragenden Edomiter (BUHL 56), diejenigen, die mit den waffen ergriffen wurden (EWALD GVI II, 622 [3]III, 214, vgl. WEBER, a. a. o. 172: diejenigen, die ihre waffen gegen Israel erhoben hatten), jedenfalls aber nicht alle männer, wie der text behauptet, denn dann könnte man kaum von Edomitern in der folgenden zeit sprechen (KOEHLER, a. a. o. II, 1, 289). Es wurden vögte oder besatzungen (*nəṣīβīm*) in dem ganzen lande eingesetzt, so dass das land wirklich David gehörte.

Dennoch gelingt es einem prinzen *Hădaδ* (dem achten könig: WEBER, a. a. o. 172; seinem sohne: SEINECKE, a. a. o. I, 331 KOEHLER, a. a. o. II, 1, 289 RENAN, a. a. o. II, 36 BUHL 57 LURY 44 LANDERSDORFER, a. a. o. 77; seinem enkel: EWALD GVI III, 1,17 ³III, 294 THENIUS, a. a. o. 170; seinem jüngeren sohne oder enkel: GRAETZ GJ I, 257 PROCKSCH, a. a. o. 215 HEINISCH, a. a. o. 342) mit hilfe seiner diener zu entrinnen. Das kind wird von Midian[1]) nach Paran gebracht, d. h. wohl durch die grenzgebiete Edoms geführt, da in dem lande selbst keine sicherheit zu finden war (vgl. LANDERSDORFER, a. a. o. 78), und nach Ägypten gerettet. Dort wird er von dem Pharao, vielleicht demjenigen, der später schwiegervater Salomos wurde (so WEBER, a. a. o. 190), sehr wohlwollend aufgenommen und erhält die schwester der Pharaonin mit namen *Anō* (BUHL 61 nach den LXX; *'Aḥnoδ*: *KLOSTERMANN (BUHL 61); *Ahotep-nés*: RENAN, a. a. o. II, 36; אנות: WINCKLER a. a. o. 2 BENZINGER, a. a. o. 79; *'Aḥnô*: LANDERSDORFER, a. a. o. 78) zur frau und hat mit ihr einen sohn *Gənuβaδ*. Wahrscheinlich gleich nach dem tode Davids kehrt er nach Edom zurück und wird zum feind Salomos (1 R. 11,17—22).

Etwa so lautet die erzählung. Die LXX erzählen eine ganz ähnliche geschichte von Jerobeam. Über diese geschichte sagt BUHL 60 mit recht, dass es wahrscheinlicher sei, dass ein edomitischer prinz sich mit dem ägyptischen königshause verschwägern konnte, als ein efraimitischer fronvogt und rebelle. Aber ganz sicher ist natürlich auch das nicht.

WINCKLER, a. a. o. 1—15 BENZINGER, a. a. o. 78 ff. haben eine ganz andere auffassung von der geschichte, die auf zwei unebenheiten der erzählung beruht, denn es wird 1 R. 11,17 gesagt, dass der prinz aus Midian mit einigen edomitischen männern geflohen sei, und wenn er selbst ein Edomiter war, brauchte man ja doch nicht gerade das hervorzuheben, ebenso sei es unwahrscheinlich, dass der Pharao einem kleinen knaben eine frau gegeben hat, viel natürlicher hätte er eine amme erhalten. Ausserdem wird noch darauf hingewiesen, dass der prinz einmal *Hădaδ*, dann aber *'Ădaδ* heisst. Sie konstruie-

[1]) Das land Midian könnte damals den Edomitern unterworfen gewesen sein, so WINCKLER, Geschichte Israels I, 194 LANDERSDORFER, a. a. o. 78. — THENIUS, a. a. o. 172 STADE GVI I, 302 denken, es wäre *Mā'ōn* zu lesen, EWALD GVI III, 1,17 ³III, 294 u. a. identifizieren es mit der freien handelstadt Madiam(a).

ren aus diesen unebenheiten zwei erzählungen. Die eine handelt von dem edomitischen prinzen Hadad (1 R. 11,14.15 aα. 15 bβ. 17b. 17 aβ. 19. 20 aβ. 20 bβ. 21. 22), der von den dienern seines vaters nach Ägypten gebracht wurde, bei der Pharaonin aufgezogen wurde und dann später nach Edom zurückkehrte. Die andere von einem midianitischen prinzen Adad, der zusammen mit einigen Edomitern nach Ägypten floh, von dem Pharao ein haus, unterhalt, land und eine frau erhielt und auch später nach Midian zurückkehrte und die Israeliten von dort verjagte (1 R. 11,15 aβ. 16 a. 17 aα. 17 aγ. 18. 19. 20 aα. 20 bα). An sich ist eine solche zusammenarbeitung keine unmöglichkeit, aber die scheidung hat nur einen sicheren grund, und auch der kann täuschen, denn die betonung, dass Hadad mit einigen Edomitern floh, kann auch so erklärt werden, dass der erzähler damit sagen wollte, dass nur einige angestellte des königlichen hauses die treue hielten oder übriggeblieben waren.

Ob Hadad das reich neu gründen konnte, ist fraglich. PETERS 8 WINCKLER, Geschichte Israels I, 196 SAYCE DB I, 645 GUTHE 130 SELLIN GIJV I, 188, vgl. GESENIUS, Jesaia, 905, denken, der aufstand, der in den ersten jahren des Salomo stattgefunden hätte, sei misslungen, Salomo habe die empörung unterdrückt[1]). Das erhelle daraus, dass der wichtige handelsweg zum älanitischen meerbusen unter israelitischer kontrolle blieb. Da aber 1 R. 11,25 nach der allgemeinen annahme dem widerspricht (vgl. EWALD GVI III, 1, 18,1 ³III, 295,1 THENIUS, a. a. o. 174 BENZINGER, a. a. o. 81 THEIS 3 LANDERSDORFER, a. a. o. 78), wollen STADE GVI I, 302 BENZINGER, a. a. o. 80 annehmen, dass der aufstand zuerst erfolg hatte, Hadad aber später unterworfen und tributpflichtig wurde, oder dass Salomo nur den handelsweg besessen hätte. GRAETZ GJ II a, 91 KOEHLER, a. a. o. II, 2, 323 MEYER, Geschichte des Altertums, Stuttgart 1884, I, 370. 392 *KLOSTERMANN (nach BENZINGER, a. a. o. 80) LANDERSDORFER, a. a. o. 78 denken, dass der aufstand erfolg hatte, aber nach langer agitation erst in den letzten lebensjahren Salomos stattfand und dass erst wieder Josaphat die Edomiter unterwarf.

1) AISTLEITNER (Biblische Zeitschrift XIX (1931), 29—41) meint, Ps. 68 wäre ein siegeslied über Edom aus der zeit Salomos mit anspielungen auf die frühere hilfe Jahves beim wüstenzuge. Nach HITZIG GVI 179 stammt derselbe psalm aus der zeit Josaphats.

Ziemlich nahe stehen einander KOEHLER, a. a. o. II, 1, 447 LURY 45. KOEHLER meint, dass Hadad in der späteren zeit Salomos die zurückziehung der von David eingesetzten vögte erzwungen hat und ebenso die anerkennung Edoms als eines tributpflichtigen aber sonst selbständigen vasallenstaates. LURY behauptet, Hadad hätte (um welche zeit, sagt er nicht) das reich wieder begründet, aber nicht als ein selbständiges, sondern als ein dem Salomo tributpflichtiges, denn der edomitische könig werde von dem judäischen aufgestellt.

Näher zu der anderen gruppe steht schon die auffassung von LODS 426. Er sagt: „On peut supposer qu'il (sc. Salomo) finit par faire la paix avec Hadad — peut-être grâce aux bons offices d'un autre pharaon, beau-père de Salomon, — mais en reconnaissant à Hadad la montagne de Seïr". Die andere gruppe (*CALMET nach PETERS 8,7 THENIUS, a. a. o. 174 RENAN, a. a. o. II, 113 BUHL 58 BENZINGER, a. a. o. 126 OETTLI 308 KITTEL GVI II, 188 THEIS 3 CANNON 137 AUERBACH, a. a. o. 259) meint, Hadad hätte wenigstens einen teil seines „väterlichen" reiches[1]) Salomo entrissen, denn sonst hätte man, wie OETTLI richtig bemerkt hat, Hadad überhaupt nicht erwähnt. Da aber Salomo aus Ezjongeber[2]) seefahrten unternehmen kann, um kupfer aus der Araba zu exportieren und produkte aus Ophir zu bringen (vgl. GLUECK 149), oder auch eine phönizische kolonie in Ezjongeber gegründet werden konnte (WEBER, a. a. o. 193), folgt daraus, dass Hadad wenigstens den weg nicht besass. Aber Salomo hatte wohl kaum mehr als nur den handelsweg mit militärisch gesicherten stützpunkten (vgl. RENAN, a. a. o. II, 320 MEYER GA^2 II, 2 (1931), 269).

Eine dritte gruppe denkt, Hadad habe fortwährend mit Salomo krieg geführt, Salomo sei nie vollkommen siegreich gewesen (EWALD GVI III, 1, 18 ^{3}III, 295 WEBER, a. a. o. 191) und Hadad habe ihn fortwährend beunruhigt (SEINECKE, a. a. o. I, 331).

1) OETTLI sagt: „ganz oder teilweise", RENAN: „au moins une grande partie", MEYER CANNON AUERBACH denken an das land östlich von der Araba, besonders an die umgebung von Petra (nicht AUERBACH), CALMET an den nordöstlichen teil Edoms.

2) „On the present shore-line of the northern end of the Gulf of ʿAḳabah" nach GLUECK 146, nördlich von der mündung des Wādī marāḫ nach BUHL 40, nach anderen etwa 10 km nördlicher in Meneʿijje, oder noch nördlicher in Ghaḍjan (so KLOSTERMANN, a. a. o. 64, vgl. GALLING, Biblisches Reallexikon 95 *PHYTHIAN-ADAMS, The Call of Israel 187).

MEISNER, a. a. o. 222 denkt, dass Hadad mit plänen der empörung umging, so dass Salomo ihn beständig zu fürchten hatte, als einen widersacher, der die erste gelegenheit ergreifen würde ihm Edom zu entreissen! HITZIG GVI 154 sagt nur, dass Salomo dem Hadad nichts in den weg gelegt hätte, da Salomo frieden gehalten hätte.

Es ist wahrscheinlich, dass in der zeit Salomos viele Edomiter kaum mehr als fronknechte in den bergwerken waren. Was nach dem tode Salomos in Edom geschah, ist nicht mehr auszumachen, es ist aber wahrscheinlich, dass unter Rehabeam die Edomiter von Juda abfielen, obwohl in den historischen büchern des A. T. kein wort davon steht (EWALD GVI III, 1,188 ³III, 510 GRAETZ GJ II a, 9 PROCKSCH, a. a. o. 215 AUERBACH, a. a. o. II, 33. 83 WINCKLER, a. a. o. 6 LANDERSDORFER, a. a. o. 137). Zur erhärtung dieser theorie nehmen einige an, dass Šešonk um 927 auch Edom ausgeraubt hätte, aber indirekt den Edomitern geholfen habe frei zu werden (vgl. EWALD GVI III, 1, 179 ³III, 500 WEBER, a. a. o. 221 LURY 47 THEIS 3). Diese theorie gründet sich wahrscheinlich auf die Palästinaliste Šešonks da steht an 56. stelle ein ortsname *ldm*. Schon von BRUGSCH (Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler, II, Leipzig 1858, 66) wurde dieser name mit Edom identifiziert, aber wenn diese ortschaft nicht in Phönizien liegt, so ist sie wahrscheinlich am Jordan zu suchen, wo ja ein Adam vorhanden war. Doch ist das verhältnis zu Juda sehr unklar. EWALD III, 1, 188 ³III, 510 weist darauf hin, dass wenn Edom Juda gehört hätte, dann die könige wahrscheinlich auch Ophirfahrten unternommen hätten, aber andrerseits (III, 1,179 ³III, 500) sagt er selbst, dass die Edomiter sich wenigstens einen König eigenen blutes errangen, jedoch zuzeiten auch in einer gewissen lehnspflicht gegen Juda standen; MEISNER, a. a. o. 223 spricht von einem sehr lockeren vasallenverhältnis; nach THEIS 3 soll in 2 Chr. 16,7 f. noch ein bericht über einen krieg Asas mit Edom durchschimmern, und BERTHEAU, Die Bücher der Chronik ²Leipzig 1873, 337 RENAN, a. a. o. II, 306, vielleicht auch HITZIG GVI 200, meinen, dass in der zeit von Rehabeam bis Josaphat Edom von judäischen vögten verwaltet wurde.

Nach EWALD GVI III, 1, 189 ff. ³III, 510 ff. MEISNER, a. a. o. 223 WEBER, a. a. o. 223 HITZIG GVI 199 SEINECKE, a. a. o. I, 376 BENZINGER, a. a. o. 126, vgl. HENDEWERK

12 THEIS 3 LODS 441, hat erst Josaphat das in der zwischenzeit halb oder ganz selbständige reich wieder unterworfen, was aus 2 Chr. 20 erhelle. Nach AUERBACH, a. a. o. II, 38 folgt dieselbe tatsache aus 1 R. 22,48. LODS ist gar nicht sicher, er sagt, dass Josaphat nur als vasalle Israels „put maintenir ou rétablir sa suzeraineté sur les Édomites", und viele andere setzen 2 Chr. 20 gar nicht in die anfangszeit Josaphats. Ob diese annehmen, dass Josaphat Edom wieder unterworfen hat, oder dass die herrschaft über das land faktisch weiterbestanden hat, vermag ich nicht zu sagen.

Es wird in 2 R. 3,9 von einem edomitischen könig gesprochen, aber die erklärer wissen nicht, was sie mit dieser angabe anfangen sollen. Einige setzen diesen text in eine spätere zeit, manchmal gerade deshalb, weil es unter Josaphat in Edom keinen könig gegeben haben soll (EWALD GVI III, 1, 226,1 ³III, 555,1). KOEHLER, a. a. o. II, 2, 341. 323 PETERS 8 MEYER 384,3 CANNON 137 denken, dass man den judäischen statthalter könig genannt hätte (vgl. GLUECK 149: „he is wrongly called the King of Edom"). MEISNER, a. a. o. 225 LANDERSDORFER, a. a. o. 137 denken, der statthalter wäre ein Edomiter gewesen, THEIS 3, dass die Edomiter einen könig als statthalter hatten. Nach GESENIUS, Jesaia, 905 GRAETZ GJ II a, 44 kann man sowohl an einen könig als auch an einen jüdischen statthalter denken. Andere[1]) glauben, dass ein edomitischer könig, vielleicht ein nachfolger von Hadad, vasallenfürst oder statthalter war, aber könig genannt wurde. Nach OETTLI 356 GUTHE 168 SELLIN GIJV I, 221 ist ein solcher titel jedoch ein irrtum der erzählung, nach WINCKLER, Geschichte Israels I, 197 frei erfunden und nach JIRKU 175 eine interpolation aus Am. 2,1.

Man könnte denken, dass aus 1 R. 22,48 sich etwas zu dieser frage ermitteln lasse, aber der text: *ūmęleχ ʾên bęʾĕδōm*

1) BUHL 63: ein nachfolger Hadads als könig über irgendeine kleinere landschaft in Edom, oder ein vasallenfürst, den Josaphat über das abhängige Edom gesetzt hatte, EWALD III, 1, 227 ³III, 555: der wenigstens halbselbständige könig Edoms unter Jehoram, SAYCE DB I, 645 THENIUS, a. a. o. 280.313: vasallenfürst von Josaphat eingesetzt, aber kein nachfolger von Hadad, HITZIG GVI 200 SEINECKE, a. a. o. I, 359: der neu investierte vasallenkönig, LURY 45 KITTEL GVI II, 326,2 THEIS 3 LANDERSDORFER, a. a. o. 145: gemeint ist wohl der von Josaphat eingesetzte vasallenkönig, dem vielleicht ein judäischer statthalter an die seite gegeben war; vielleicht auch LODS 443.

niṣṣāβ meleχ ist zu kurz, um deutlich zu sein. STADE GVI I, 533 ZAW V (1885), 178 BUHL 62 lesen *ūmeleχ ʾên beʾĕδōm, ūnəsīβ* (BUHL vielleicht *ūnəsīβê*) *hammeleχ iəhōšāφāṭ ʿāsâ* (BUHL: *ʿāsū*). *KLOSTERMANN (nach BUHL 62) liest: *ūmeleχ ʾĕδōm nəsīβ hammeleχ iəhōšāφāṭ ʿāsâ.* LURY 48 vgl. GRAETZ GJ II a, 38: *ūmeleχ beʾĕδōm niṣṣāβ* (angestellter). KOEHLER, a. a. o. II, 2, 323 liest in 1 R. 22,49 *uīhōšāφāṭ ʿāsâ* usw. Er konstruiert (II, 1, 447) noch mehr als die anderen und denkt, dass Hadads geschlecht ausgestorben wäre, dann hätte Josaphat zunächst einen judäischen statthalter ernannt, bis unter seinem einfluss ein neuer, den interessen Judas entsprechender könig gewählt wurde. Ebenso denkt THENIUS, a. a. o. 264, aber dann bleibt völlig unklar, warum 1 R. 22,48 einen so sonderbar formulierten text hat. Es ist sicher etwas ausgefallen, aber was — ist fraglich, vielleicht hat der text etwa: *ūmeleχ ʾên beʾĕδōm, niṣṣāβ meleχ iəhūδâ mālaχ beʾĕδōm* gelautet.

Zusammen mit diesem statthalter unternehmen der israelitische (nach dem texte Joram, GUTHE 168 glaubt aber, Ahasja sei gemeint) und der judäische könig (nach dem texte Josaphat, EWALD GVI III, 1, 226 MEYER 395 CAH III, 366 denken an Joram, AUERBACH, a. a. o. II, 45 CAH III, 366 an Ahasja) einen zug gegen den abtrünnigen moabitischen könig Meša. PETERS 9 nimmt zwei züge an, der eine mit Ahasja, Josaphat und den Edomitern, der andere mit Joram, Josaphat und den Edomitern auf grund einer abweichenden erklärung der Mešainschrift. Die verbündeten dringen von süden aus gegen Moab vor. Warum, ist nicht ganz klar. STADE GVI I, 535 KITTEL II, 326 LODS 443 LANDERSDORFER, a. a. o. 145, vgl. GLUECK 150,43, denken, dass im norden Meša bollwerke hatte (denn die ereignisse der Mešainschrift, die die wiederherstellung des moabitischen reiches berichten, werden von SELLIN GIJV I, 220 JIRKU 175 AUERBACH, a. a. o. II, 45 früher angesetzt als 2 R. 3,4 ff., doch ist auch das zweifelhaft) und dass der rückzug da durch die Aramäer gefährdet war (nur das letztere halten für den eigentlichen grund THENIUS, a. a. o. 280 OETTLI 356). AUERBACH, a. a. o. 46 meint, dass die verbündeten so handelten, um für Meša ein ausweichen in die südlichen steppen unmöglich zu machen. CAH III, 367 behauptet, Moab und Edom wären damals bundesgenossen gewesen, Edom wäre zur teilnahme an der strafexpedition genötigt worden (vgl. JIRKU 175) und der zug von süden her sei gerade

deshalb vorgenommen, um Moab und Edom voneinander zu trennen.

Die erzählung selbst ist wohl aus zwei quellen zusammengesetzt. Nach SELLIN GIJV I, 221 gehören der ursprünglichen geschichte 2 R. 3, 1—8.21 ff. an, v. 9—20 sei aber eine Elisalegende. GLUECK 150,43 nimmt drei quellen an: historisch ist v. 4—9.16 (l. *ɣaɨɨo'mɛr mɛlɛχ 'ĕdōm*). 17 aγ *(ɣəhannaḥal hazzɛ̄ ɨimmāle' māɨim)*. 21.24 aβ. 25 aγ (l. *'aδ ḳīr ḥărɛšɛθ*). 25—27; zu der Elisalegende gehören v. 10—16 a. 17. 20. 22—23. 24 aα; der Rd hat v. 1—3. 18 f. 24 b. 25 aαβ verfasst.

Nach dem texte (2 R. 3,26) will der moabitische könig, der in seiner hauptstadt von den verbündeten eingeschlossen ist, zu dem könige von Edom (OETTLI 356 GLUECK 150,43 lesen aber *'ărām*, und wahrscheinlich ist das die richtige lesart) durchbrechen. Warum er das vornimmt, ist unklar. SEINECKE, a. a. o. I, 359 RENAN, a. a. o. II, 308 sehen darin nichts anderes als nur eine ortsangabe: „Il voulut tenter une sortie avec sept cents hommes du côté du camp des Édomites. Mais il ne put réussir." Es würde daraus folgen, dass die Edomiter ihn zurückgejagt haben. Andere denken, diese stelle wäre der schwächste punkt im belagerungsheer gewesen (THENIUS, a. a. o. 283; MEISNER, a. a. o. 225 fügt noch hinzu, dass Meša von den Edomitern hilfe erwartet hätte). Wieder andere (EWALD GVI III, 1, 228 f. ³III, 556 f. KITTEL GVI II, 326, vgl. auch THENIUS, a. a. o. 283) meinten, Meša hätte es auf gerücht von zwisten, die im heer der verbündeten ausgebrochen sein sollten, gewagt. GRAETZ GJ II a, 45 BENZINGER, a. a. o. 135 LANDERSDORFER, a. a. o. 147 denken, dass Meša bei den Edomitern eine gewisse geneigtheit ihn entkommen zu lassen voraussetzte, oder dass Meša die verräterische gesinnung des königs von Edom gekannt hat, oder dass er mit ihm von anfang an konspiriert hat. Bei dieser annahme ist aber nicht zu verstehen, wie dieser plan missglücken konnte. Ebenso unmöglich ist die behauptung von CAH III, 367, dass Meša dadurch nicht den verräter strafen, sondern zu seinen verbündeten kommen will. Sei es wie es sei, der rachezug missglückt und die Edomiter sind wahrscheinlich nicht böse darüber gewesen. Wenigstens scheinen sie keinen grund dazu gehabt zu haben, obwohl einige erklärer Am. 2,1 in diese zeit setzen und annehmen, dass die Moabiter, als sie von den Edomitern die erwartete hilfe nicht bekamen,

die gebeine des königs von Edom zu kalk verbrannt hätten (MEISNER, a. a. o. 225), oder dass sie den edomitischen vasallenkönig, der nach hause ging, tot oder lebendig in ihre hand bekommen und ihn dann verbrannt hätten (HITZIG GVI 180); nach LURY 49 f. ist das etwas später geschehen (vgl. unten).

KURTZ 162 KITTEL II, 327.334 SELLIN GIJV I, 222 JIRKU 178 setzen die geschichte in 2 Chr. 20 in die zeit nach dem zuge gegen Meša (vgl. oben s. 161). Es wird dort erzählt, dass die gegen Juda herankommenden feinde untereinander uneins werden, die Ammoniter und die Moabiter fallen über die leute von Seir her (in v. 1 ist an stelle von *mehā'ammōnīm* nach LXX EWALD GVI III, 1, 189,1 ^{3}III, 511,1 MEISNER, a. a. o. 223 HITZIG GVI 199 BERTHEAU, a. a. o. 332 KOEHLER, a. a. o. II, 2, 337 BUHL 41.64 LURY 49 KITTEL GVI II, 334,5 SELLIN GIJV I, 222 wohl *mehammə'ūnīm* zu lesen, die Maoniter sind aber Edomiter) und metzeln danach einander nieder. Wie BUHL 64 KITTEL sagen, kann die geschichte historisch sein, aber der Chronist bietet keine wiedergabe des sachverhaltes dar. GUTHE 168 denkt, die Edomiter hätten von den wüstenstämmen unterstützung bekommen und auf den zuwachs ihrer macht vertrauend hätten sie einen angriff gewagt. Nach KITTEL handelt es sich im grunde um einen kampf um die karawanenstrasse. Was wirklich geschehen ist, darüber gehen die meinungen sehr auseinander. LURY 49 f. konstruiert: die Moabiter hätten einen bund mit den Ammonitern gemacht und die drei bundesgenossen geschlagen, hätten dann den krieg fortgesetzt, die Edomiter geschlagen und wären in Juda eingedrungen, sich mit vielen nomadischen stämmen gegen Juda vereinigend, der könig der Edomiter wäre getötet und seine gebeine nach Am. 2,1 zu kalk verbrannt worden. PETERS 8 meint: die Edomiter hätten mit Ahasja einen zug gegen Moab unternommen, wären von Meša zurückgeworfen worden, hätten sich dann mit den Ammonitern und Moabitern zu dem in 2 Chr. 20 geschilderten zuge verbunden, um sich dann Josaphat zu unterwerfen und wieder einen zug gegen Moab zu unternehmen. Er steht also denen nahe, die 2 Chr. 20 vor den krieg mit Moab setzen. Sicher scheint aber nur das zu sein, dass durch das misslingen des zuges der beiden könige die Edomiter wieder frischen mut bekamen, und vielleicht hat GLUECK 147 (vgl. GRAETZ GJ II a, 45 LANDERSDORFER, a. a. o. 137) mit der behauptung recht, dass die Edomiter in der

letzten zeit Josaphats mit ihren bundesgenossen durch das Salzmeer gekommen sind, um eine razzia gegen Engedi vorzunehmen, und dabei auch die Araba wieder erobert haben.

Josaphat hat versucht in den fusstapfen Salomos zu wandeln, vielleicht um seine unabhängigkeit gegenüber den nachfolgern Ahabs zu betonen (AUERBACH, a. a. o. II, 44). Darüber gibt es zwei voneinander sehr abweichende geschichten, 1 R. 22,49 f. und 2 Chr. 20,36 f. Die letztere wird fast allgemein für unhistorisch gehalten (vgl. EWALD GVI III, 1,192,1 [3]III, 514,1 STADE GVI I, 533), aber einige kombinieren doch beide, so MEISNER, a. a. o. 224: die ersten schiffe wurden zusammen mit Ahasja gebaut, die aber kenterten, und als Ahasja den vorschlag machte neue zu bauen, ist Josaphat nicht darauf eingegangen (ähnlich auch KURTZ 162); LANDERSDORFER, a. a. o. 137 sagt: „Für den Bau war Josaphat wohl auf die Mithilfe des israelitischen Königs angewiesen, wahrscheinlich wurde ihm dafür ein Anteil am Gewinn in Aussicht gestellt, als aber Achasja schliesslich noch die Teilnahme an der Fahrt selbst forderte gewissermassen zur Kontrolle, lehnte Josaphat eingeschüchtert durch die inzwischen ergangene Prophezeiung ab". Auch BENZINGER, a. a. o. 126 denkt, dass die geschichte des Chronisten einen historischen kern haben könnte, da Josaphat doch vasall gewesen sei. Andere (EWALD GVI III, 1, 191 f. [3]III, 513 THENIUS, a. a. o. 264 SEINECKE, a. a. o. I, 376 KOEHLER, a. a. o. II, 2, 332 STADE GVI I, 533 BUHL 63 BENZINGER, a. a. o. 126 OETTLI 358 f. (zweifelhaft) KITTEL GVI II, 334, vielleicht auch GUTHE 167) denken, dass nach misslingen des ersten versuches Ahasja Josaphat aufgefordert hätte, mit ihm gemeinsam die sache zu unternehmen, aber Josaphat hätte einen zweiten versuch nicht mehr gewagt. Einige andere denken, Josaphat hätte den plan gefasst, danach hätte auch Ahasja seine hilfe angeboten, Josaphat jedoch hätte diese zurückgewiesen und mit seinen seeunkundigen Judäern weitergebaut, aber das fertige schiff scheiterte gleich nach der ausfahrt aus dem hafen „an einer der klippen des im verflossenen jahrhunderte immer stärker versandeten meeres" (SELLIN GIJV I, 220 f., ähnlich auch HITZIG GVI 200 RENAN, a. a. o. II, 309 JIRKU 178 AUERBACH, a. a. o. II, 38); nach LANDERSDORFER, a. a. o. 137 scheiterte das schiff aber auf der hohen see, obwohl in dem texte nur *bəʿeṣjōn gāḇer* gesagt ist. Es ist möglich, dass auch die Edomiter mitgeholfen haben,

um dem schiffe (oder den schiffen, nach MT) die ausfahrt aus Ezjongeber unmöglich zu machen und es zerschellen zu lassen (vgl. CAH III, 366 CANNON 137).

Wenn nicht früher, so nach dem tode Josaphats haben die Edomiter sich selbständig gemacht (um 849), da sie von den vorwärts dringenden Arabern unterstützt wurden (WINCKLER, Geschichte Israels I, 197 GUTHE 169), und sich einen könig gewählt (2 R. 8,20 ff.). KOEHLER II, 2, 341 denkt, dass die Edomiter sich mit den Moabitern verbündet hätten und dass bei dieser gelegenheit auch die gebeine des ehemaligen judäischen vasallenkönigs, welcher entweder bereits gestorben war (so THENIUS, a. a. o. 313: ein grund zum abfalle) oder von den aufständischen erschlagen wurde, von den Moabitern aus rachsucht verbrannt wurden. Der judäische könig Jehoram (849—42), nach AUERBACH, a. a. o. II, 46 aber Ahasjahu, wollte sie wohl wieder unterwerfen, aber das gelang ihm nicht, er wurde in der nacht umzingelt und konnte sich nur mit mühe durchschlagen [EWALD III, 1, 235 ^{3}III, 564 (er meint aber, dass Edom dennoch vasall geblieben ist) MEISNER, a. a. o. 226 HITZIG GVI 201 THENIUS, a. a. o. 313 STADE GVI I, 537 RENAN, a. a. o. II, 310 BUHL 64 BENZINGER, a. a. o. 147 OETTLI 361 KITTEL GVI II, 335 LANDERSDORFER, a. a. o. 166] oder ist im kampfe gefallen (MEYER 385). Das ist bei Zair geschehen[1]). ITKONEN (Societas Orientalis Fennica, Studia Orientalia I (1925), 78 f.) denkt, der dichter des Ps. 12 hoffe, dass Meša die abgefallenen Edomiter überwältigen und deportieren werde, was dann auch geschehen sei (Mešainschrift z. 31 ff.), er konjiziert in v. 1.8: *bənê ʾĕdōm*, in v. 6: *mêšaʿ* für *bəṣešaʿ*. Ganz unmöglich wäre eine solche hoffnung nicht, aber was hatten die Judäer davon, wenn Meša die Edomiter irgendwie unterwarf?

Die anderen völker bekamen durch die erfolge der Edomiter frischen mut (JIRKU 179), die Philister verbündeten sich mit

1) Von EWALD GVI III, 1, 235,1 ^{3}III, 564,1 *HITZIG zu Jer. 48,4 SELLIN GIJV I, 223 auf grund von Jes. 15,5 mit Zoar identifiziert, STADE GVII, 537,1 ist hinsichtlich dieser gleichsetzung nicht ganz sicher und THENIUS, a. a. o. 313 BERTHEAU, a. a. o. 341 KOEHLER, a. a. o. II, 2, 342 lesen nach V Ar *saʿīrâ*; BUHL und LANDERSDORFER, a. a. o. 166 identifizieren Zair mit dem heutigen *ez-Zuwēra* südwestlich vom Toten Meere.

der *ʿarbīm ʿal yaḏ kūšīm*[1]), plünderten Jerusalem und führten die ganze königliche familie, frauen und söhne ausser Joachas und die schätze des schlosses weg (2 Chr. 21,16—18). Die geschichte ist historisch nach denjenigen, die Obadja für den ältesten schriftpropheten halten (vgl. aber auch HITZIG GVI 201 und EWALD GVI III, 1, 235 ³III, 564 MEISNER, a. a. o. 227 f. WEBER, a. a. o. 234), doch ist sie wenigstens unsicher (THENIUS, a. a. o. 314 SELLIN GIJV I, 223), vielleicht handelt es sich nur um einen reflex des abfalles von Edom und Libna (KITTEL GVI II, 336,3). Ahasjahu ist nach 2 Chr. 22,1 der jüngste sohn Jehorams, aber er muss einer der älteren gewesen sein, denn sein vater ist bei seiner geburt etwa 18 jahre alt gewesen (THENIUS, a. a. o. 315 KOEHLER, a. a. o. II, 2, 344). Ausserdem ist es kaum wahrscheinlich, dass ungefähr in einem jahrzehnte das judäische königshaus viermal fast vollkommen ausgerottet wurde, denn nach dem Chronisten hat Jehoram alle seine brüder ermordet (2 Chr. 21,4), dann sind alle seine söhne ausser Ahasjahu ermordet worden (2 Chr. 21,17 22,1), aber Jehu kann dennoch noch 42 brüder Ahasjahus töten lassen (2 R. 10,13 f.) und die böse Athalja *taʾabbeḏ ʾeṯ kŏl zeraʿ hammamlāχâ* (2 R. 11,1 2 Chr. 22,10). Hier stimmt etwas nicht, aber was, ist kaum möglich zu sagen, wahrscheinlich hat man Athalja später schlimmer gemacht als sie wirklich gewesen ist und die tatsache, dass Jehorams missetat so schnell gerächt wird, gibt auch zu denken. Jedenfalls scheint es fraglich, ob man von einer davidischen dynastie nach Athalja überhaupt sprechen darf.

Die Edomiter blieben selbständig, sie waren kaum eine art vasallen, was EWALD GVI III, 1, 235 ³III, 564 annehmen möchte. Aber es ist uns unbekannt, ob sie unter Jehoas (wie WEBER, a. a. o. 242 auf grund der anklagen in Joel denkt) alles heimgezahlt haben. Wie sie ihr reich ausgebaut haben, wissen wir nicht: wahrscheinlich dehnten sie ihre macht in der zeit, wo Aram und Israel miteinander rangen und Juda bedeutungslos geworden war, ganz weit in die wüste hinaus, vielleicht bis sie die assyrische interessensphäre berührten. Denn sonst wäre es unerklärbar, warum die Edomiter unter Adadnirāri III (811—782) im jahre 802 (797 nach KOEHLER, a. a. o., II, 2, 393) zusammen mit Tyrus,

1) Nach KURTZ 169 PETERS 9,6 CAH III, 366 THEIS 4, vgl. KOEHLER, a. a. o. II, 2, 343 und diejenigen, die Obadja in die zeit Jehorams setzen (§ 9), sind darunter die Edomiter zu verstehen, aber die begründung ist sehr schwach.

Sidon, Philistäa und Damaskus tribut gezahlt haben (MEYER 385 CAH III, 29), nicht aber z. b. die Moabiter, Israel und Juda.

Doch werden die vordringenden Edomiter (GUTHE 209) bald wieder von Juda unterworfen, nach BUHL 65 gerade deshalb, weil die Assyrer ihre widerstandskraft gebrochen hatten. Amazja von Juda (797—769) soll nordisraelitische krieger angeworben haben, die mit den judäischen zusammen gegen Edom gehen sollten, doch hätte er die Israeliten später zurückgeschickt [KURTZ 170 HITZIG 208 THENIUS a. a. o. 351 (die zahlen nicht glaubwürdig) KOEHLER, a. a. o. II, 2, 351] (2 Chr. 25, 6—10). Er hat (nach dem berichte 2 R. 14,7) 10000 Edomiter im Salztale erschlagen und eine stadt (?) *hassęla'*[1]) erobert, mit Judäern besiedelt und sie in *Jǫ̇qθə'el* umgenannt.

2 Chr. 25,12 erzählt aber, dass 10000 edomitische gefangene von den Judäern auf den *ro'š hassęla'* geführt und von dort herabgestürzt wurden. Nach THENIUS, a. a. o. 351 hat der Chronist einen unleserlich gewordenen text vor sich gehabt, aber dennoch werden die beiden geschichten von vielen verbunden (EWALD GVI III, 1, 291 ³III, 627 WEBER, a. a. o. 243 MEISNER, a. a. o. 229 KOEHLER, a. a. o. II, 2, 351 LANDERSDORFER, a. a. o. 188), etwa in der art wie WEBER: Amazja hat die stadt Sela erobert und liess dann 10000 gefangene von den felsen des Salztales (!) in die tiefe stürzen, oder in der ganz unbestimmten art von LANDERSDORFER, nach dem Sela ein felskastell sein soll, „wo er auch nach 2 Chr. 25,12 die Gefangenen durch Hinabstürzen von der Höhe hingerichtet hat". Man müsste dann annehmen, dass ein zehntausend getötet und ein zweites hingerichtet wurde!

Fast allgemein wird angenommen, dass diese eroberung nicht vollständig war, d. h. meistens, dass Amazja nur den

1) Von EUSEBIUS (LAGARDE O 280) HENDEWERK 13 EWALD GVI III, 1,291 ³III, 626 MEISNER, a. a. o. 240 KURTZ 170 THENIUS, a. a. o. 350 DAECHSEL 813 GRAETZ GJ II a, 66 STEINER 159 KOEHLER, a. a. o. II, 2,351 STADE GVI I, 122 RENAN, a. a. o. II, 413 LURY 29.52 BENZINGER, a. a. o. 164 MEYER 357.385.388 THEIS 4 SELLIN K 231 ²·³ 202 AUERBACH, a. a. o. II, 60 ROBINSON KP 112 mit Petra gleichgesetzt, nach GLUECK 147 Umm-el-Biyarah in Petra. BUHL 35 OETTLI 370 LANDERSDORFER, a. a. o. 188 DALMAN OLZ 1932, 586 lehnen die gleichsetzung mit Petra ab, sie glauben, Amazja sei nicht so weit gekommen. Was KITTEL GVI II, 340 meint, ist unklar, und nach GUTHE 209 SELLIN GJV I, 230, vielleicht auch JIRKU 188, hat es eine stadt Sela im westen der senke el-Araba an dem wege über die stiege Akrabbim gegeben.

westlichen teil Edoms besass (MEISNER, a. a. o. 230 THENIUS, a. a. o. 356 f. KOEHLER, a. a. o. II, 2, 352 STADE GVI I, 567 BUHL 66 (folgert das aus Am. 1,11 f.) PETERS 9 THEIS 4 KITTEL GVI II, 340); wie auch diejenigen, die Sela mit Petra identifizieren, das behaupten können, ist mir unklar, vielleicht erklären sie alle ebenso wie KOEHLER: nur das westliche Edom bis Sela, aber STADE GVI I, 567 (nicht sicher) BUHL 66 BENZINGER, a. a. o. 165 KITTEL GVI II, 340 THEIS 4 LODS 447 LANDERSDORFER, a. a. o. 190, vielleicht auch OETTLI 371, nehmen an, dass Amazja auch Elath besessen hätte. Nur nach EWALD GVI III, 1, 291 ³III, 629 HITZIG GVI 209 LURY 51 ist die eroberung vollständig gewesen. Aus dem dilemma, wie es dann möglich sei, dass Amos die Edomiter bedrohen kann, hat man auch dann noch einen ausweg: es wird nämlich angenommen, dass die eroberung von kurzer dauer war (EWALD GVI III, 1,292 ³III, 628 PETERS 10 BENZINGER, a. a. o. 164 THEIS 4 JIRKU 188), da der sieg Amazjas wegen des unglücklichen krieges mit Israel keine weiteren früchte getragen hätte (EWALD GVI III, 1,292 ³III, 628 STADE GVI I, 568 BUHL 66). LURY 52 meint aber, der eigentliche grund wäre der gewesen, dass die Edomiter sich zu untertanen Adadnirāris erklärt hätten. Doch der krieg Amazjas ist kaum um 805 anzusetzen, und wenn Amazja irgendwelche grössere erfolge gehabt hatte, so gingen diese wahrscheinlich infolge des krieges gegen Israel wieder verloren. Aber man könnte auch denken, dass die Edomiter Adadnirāri gerade deshalb tribut gezahlt haben, weil sie einen judäischen angriff fürchteten oder gerade erfahren hatten.

In der späteren zeit Amazjas haben die Edomiter mit hilfe der Ägypter einen rachezug gegen Juda vorgenommen, meint GRAETZ GJ IIa, 72 ff. 438 auf grund der angaben in Joel und Amos. Doch ist das nur eine konstruktion.

Wenn das ganze land Edom erobert wurde, so scheint sich wenigstens Elath[1]) wieder selbständig gemacht zu haben (vgl. LANDERSDORFER, a. a. o. 190 AUERBACH, a. a. o. II, 88). Denn nach dem berichte 2 R. 14,22 2 Chr. 26,2 hat Asarja-Usia (769—736) Elath wieder aufgebaut und es an Juda zurückgebracht. Wie diese angabe zu erklären sei, bleibt fraglich. Einige denken an eine wiedereroberung (GESENIUS, Jesaia 905

1) Heute Akaba nach BUHL 38 f. HOLZINGER, a. a. o. 143 und identisch mit El paran in Gen. 14,6, vgl. 36,41.

WEBER, a. a. o. 244 GRAETZ GJ II a, 77 SEINECKE, a. a. o. I, 379 OETTLI 371 LANDERSDORFER, a. a. o. 190), andere nehmen an, die stadt wäre in trümmer gelegt worden und Asarja hätte sie wieder aufgebaut (LURY 54, vielleicht auch EWALD III, 1, 293 [3]III, 629 WEBER, a. a. o. 244 STADE GVI I, 561) oder befestigt (THENIUS, a. a. o. 327 RENAN, a. a. o. II, 452 BUHL 66 OETTLI 371 GUTHE 211 LODS 447 SELLIN GIJV I, 231; RENAN und LODS denken sowohl an wiederaufbau als an befestigung, zwischen denen ja kaum eine feste grenze gezogen werden kann). Einige denken natürlich, erst Asarja sei bis Elath vorgedrungen (MEISNER, a. a. o. 230 THENIUS, a. a. o. 357), aber manche wollen 1 R. 14,22 auf Amazja beziehen (vgl. BENZINGER, a. a. o. 165 OETTLI 371). Doch ist hier alles unsicher, und die erklärer sagen auch nicht ganz klar, wie sie sich die sache vorstellen. HITZIG GVI 211 denkt, in Elath hätte ein selbständiger aramäischer könig als unterkönig von Damaskus regiert, nach dem tode eines solchen königs hätte dann Usia Elath wieder an Juda gebracht. Die zurückbringung bedeutet wahrscheinlich auch, dass die stadt mit judäischen kolonisten und kaufleuten besetzt wurde (AUERBACH, a. a. o. II, 60). Vielleicht wurden auch die Ophirfahrten wieder aufgenommen (WEBER, a. a. o. 244 HITZIG GVI 211 BERTHEAU, a. a. o. 364 GRAETZ GJ II a, 439 BUHL 66 auf grund von Jes. 2,16). Daraus folgt natürlich nicht, dass die Edomiter selbst ihren hafen nicht benutzt haben (gegen LURY 24); vielleicht benutzten sie gerade Ezjongeber, das von Amazja oder Asarja zerstört werden konnte.

Asarja soll auch sonst (2 Chr. 26,7) erfolgreich gegen Araber, die in Gurbaal wohnten, und gegen die Maoniter (d. h. Edomiter: THEIS 4) gekämpft haben. Aber ob ganz Edom wirklich unterworfen wurde, ist fraglich. KOEHLER, a. a. o. II, 2, 352 STADE GVI I, 568 LURY 54 BENZINGER, a. a. o. 165 LANDERSDORFER, a. a. o. 190 denken, dass nur der westliche teil des edomitischen gebietes längs der Araba bis an den älanitischen meerbusen damals zu Juda gehörte, dagegen aber Theman, Bosra usw. unerobert blieben. Das wird angenommen, um die echtheit von Am. 1,11 f. behaupten zu können. Aber da die lage hinsichtlich dieses stückes sehr unsicher ist, so kann man ebensogut annehmen, dass Asarja wirklich wieder das ganze Edom besessen hat. Doch zeigt m. e. 2 R. 16,6, dass später nur Elath zu Juda gehörte, und

auch WINCKLER, Geschichte Israels I, 198 meint, Juda hätte damals nur Elath und eine gesicherte strasse dahin besessen.

Nach der meinung der schule WELLHAUSENs ist Am. 1,11 f. sicher unecht (vgl. WELLHAUSEN, Skizzen und Vorarbeiten V, 70 und s. 135). Die gründe, die gegen die echtheit dieser stelle angeführt werden.sindfolgende: 1. Theman und Bosra sollen erst in der nachexilischen literatur vorkommen (vgl. dagegen BUHL 67 und die annahme, dass Asarja diese beiden ortschaften nicht erobert hat), 2. die hauptstadt Sela werde nicht erwähnt (das ist auch nach SELLIN K2.3 201 f. ein sehr wichtiger grund, doch ist es fraglich, ob Sela überhaupt die hauptstadt der Edomiter gewesen ist, und wenn Amazja sie erobert hat, so kann sie doch unerwähnt geblieben sein), 3. es werde kein konkretes verbrechen genannt wie in den sonstigen sprüchen, 4. das verhältnis zu Edom sei in der vorexilischen zeit besser gewesen, 5. in jener zeit konnte man den Edomitern höchstens vorwerfen, dass sie das judäische joch abschütteln wollten, nicht aber so anklagen wie Am. 1, 11 f. Die ersten beiden gründe beweisen m. e. gar nichts, die übrigen aber wohl nur dann etwas, wenn wir es mit einem gläubigen christen zu tun hätten. Zu dem 3. grunde meint SELLIN K2.3 201 f., es sei an Num. 20,14—21 gedacht und deshalb seien konkrete verbrechen nicht genannt, aber das ist eine armselige widerlegung einer tatsache. Zu dem 4. grunde meinen KLEINERT 3 SELLIN K2.3 205, dass in Num. 20,14—21 Edom nicht vergessen wäre und dass seine erwähnung erst Dt. 2,2 ff. übertüncht worden sei. Doch vergessen sie beide Dt. 23,8. Ausserdem gibt es ja viele vorexilische stellen, die Edom nicht feindlich gesinnt sind. Zu dem 5. grunde sagt BUHL 67: „Wenn man an den zu allen Zeiten zu Tage tretenden, wilden und ungestümen Charakter der Edomiter denkt, da fällt es nicht schwierig anzunehmen, dass die Selbstbefreiung dieses Volkes unter Joram nicht besonders idyllisch verlaufen ist, und dass Greuelscenen aller Art auch während der Kämpfe unter Amasja und Uzzijja vorgefallen sind". Und CANNON 139: „Were the old wrongs so likely to be forgotten — the oppression of Chusham, the raids of Hadad III., the defeat of Jehoram, the destruction of the ships at Ession-Geber?" Etwas besser antwortet MEYER 385,2, aber genügend ist auch das nicht. Alle diese wissenschaftler haben vergessen, dass die unterwerfung Edoms auch gar nicht so idyllisch verlaufen ist: was Joab und Amazja da angerichtet haben, gehört auch zu „Greuelscenen aller Art". Vielleicht hat Amos diese ereignisse vergessen oder er denkt ebenso wie der Franzose, der unter das bild eines löwen ein paar verse geschrieben hat, die so lauten (nach SEMPER, Rassen und Religionen im alten Vorderasien, Heidelberg 1930, 158):

Cet animal est très méchant:
Quand on l'attaque, il se défend!

Ganz unmöglich ist das nicht, aber es passt schlecht zu der ehre eines propheten, der ein fanatischer jünger der ethik gewesen ist. Der einzige grund, den man gegen Edom anführen könnte, ist der, dass das reich sklavenhandel trieb (Am. 1,6.9). Das ist aber in der zeit Asarjas auch im Ostjordanlande kaum möglich gewesen (jedoch denkt KITTEL GVI II, 342 so), und es bleibt nur übrig, an die sünden der nachbarvölker in der zeit Jehus und seines sohnes zu denken, wo wahrscheinlich jeder genommen hat, was er konnte. Vielleicht ist aber an stelle von Edom in Am. 1,6.9 Aram zu lesen.

Man will wahrscheinlich an der echtheit des orakels nur deshalb festhalten, um sagen zu können, dass Amos nicht für Israel partei genommen hat, oder um zu beweisen, dass Edom schon lange vor 586 ein feind Judas war und deshalb auch Obadja früher angesetzt werden kann (vgl. KLEINERT 2). Ich glaube, dass das orakel unecht ist, aber ob seine entstehung mit EISSFELDT 444 in die zeit nach 586 zu verlegen ist, erscheint mir nicht sicher, denn es könnte auch die verhältnisse zur zeit des syrisch-efraimitischen krieges voraussetzen. Unsicher muss natürlich bleiben, ob die Moabiter in der zeit des Amos die gebeine der Edomiterkönige (!) zu kalk verbrannt haben oder ob dies schon früher (vielleicht zur zeit Mešas) geschehen ist. Alles in allem, es ist möglich, dass die Edomiter auch in der zeit Asarjas eine gewisse selbständigkeit bewahrt haben, doch hatten sie kaum eine möglichkeit schlimme verbrechen gegen Juda zu vollbringen.

Am. 9,12 ist problematisch. Nach SELLIN K $225^{2.3}$ 272 ist der spruch echt und aus der zeit Amazjas heraus begreifbar, da Amazja von Edom nur einen rest übriggelassen hätte. EISSFELDT 445 hält Am. 9,11—15 für einen späteren zusatz, und nach HALLER E 115 stammt dieser vers erst aus einer zeit, wo der untergang Edoms zu einem notwendigen bestandteil des endgerichtes geworden war (oder, wie BULMERINCQ II, 43, das gericht über Edom als unerlässliche voraussetzung für den anbruch der heilszeit angesehen wurde). Nach einigen älteren exegeten ist auch dort, wie in Obadja, Edom als typus, als repräsentant der völkerwelt gebraucht. Aber schon HOFMANN S II, 2, 84 sagt: „Statt alle die Völker einzeln aufzuzählen, welche einst dem Reiche Davids angehört haben (ähnlich BUHL 68), nennt der Prophet nur Edom namentlich, alle übrigen bezeichnet er als gleich Edom dem Namen Jehovas unterstellt gewesene Völker", und auch KOENIG M 166 verneint den typischen charakter Edoms in Am. 9,12. Meines erachtens ist wenigstens Am. 9,12 ein zusatz, denn die hervorhebung Edoms unter allen völkern ist erst in nachexilischer zeit begreifbar.

Zur zeit des syrisch-efraimitischen krieges hatten die Edomiter wieder die möglichkeit frei zu werden. Nach 2 R. 16,6 hat Rezin Elath erobert und den Edomitern zurückgegeben, vielleicht um sie zu bundesgenossen zu erhalten (EWALD GVI III, 1, 311 ^{3}III, 650 WEBER, a. a. o. 281 BERTHEAU, a. a. o. 374 THENIUS, a. a. o. 372 GRAETZ GJ IIa, 143 SEINECKE a. a. o. I, 371 KOEHLER, a. a. o. II, 2, 407 STADE GVI I, 596 RENAN, a. a. o. II, 513 KITTEL GVI II, 455 CANNON 138). Nach der meinung vieler gelehrten haben aber die Edomiter selbst Elath erobert und die dortige judäische kolonie ausgerottet (*KLOSTERMANN (nach BUHL) BUHL 68 LURY 57 WINCKLER, Geschichte Israels I, 198 BENZINGER, a. a. o. 171 OETTLI 382 GUTHE 215 SELLIN GIJV I, 234 LANDERSDORFER, a. a. o. 197 JIRKU 196 AUERBACH, a. a. o. II, 97 GLUECK 152). Nach MEISNER, a. a. o. 231 HITZIG GVI 188 SAYCE DB I, 645, vgl. EWALD

GVI ³III, 651 LURY 54, kolonisierten die Aramäer die stadt und nach MEISNER, a. a. o. 241 entwickelte sich aus dieser kolonie das volk der Nabatäer: das folge auch daraus, dass zur zeit Hiskias Bosra die hauptstadt der Edomiter sei und nicht mehr Sela. Wahrscheinlich um dieselbe zeit haben die Edomiter die schwäche Judas ausgenutzt, viele Judäer erschlagen und gefangen genommen (2 Chr. 28,17, vgl. THENIUS, a. a. o. 372 GLUECK 147). Man könnte die worte des „Amos", dass Edom seinen bruder mit dem schwert verfolge und sein mitleidsgefühl ersticke, vielleicht darauf beziehen. Aber welche von den obengenannten erklärungen die richtige ist, vermag ich nicht zu sagen, am wahrscheinlichsten die zweite.

Nach dem falle von Damaskus (732) hat *Ḳaušmalaka* von Edom zusammen mit anderen nachbarkönigen dem assyrischen könig tribut gezahlt (KB II, 20 AOTB ²I, 348 MEYER 385 GUTHE 216 CAH III, 382) [1]). Auch in der folgezeit sind sie nominell vasallen Assurs geblieben. 711 empörten sich Philistäa, Juda, Edom, Moab (AOTB ²I, 351 GUTHE 228 KITTEL GVI II, 483 SELLIN GIJV I, 271 CAH III, 389), wahrscheinlich haben sie sich aber gleich wieder unterworfen, so dass schliesslich nur Asdod als züchtigungsobjekt übrig blieb (BUHL 69 KITTEL II, 483 JIRKU 200). WINCKLER, Geschichte Israels I, 200 meint aber, Edom hätte sich erst nach dem falle Asdods wieder unterworfen.

In eine etwas spätere zeit setzt BUHL 69 die nachricht von 1 Chr. 4, 42 f., dass 500 männer aus dem stamme Simeon nach dem gebirge Seir (!) gezogen wären und den dort wohnenden rest der Amalekiter ausgerottet hätten. Aber die zeitliche ansetzung dieser nachricht ist gänzlich unsicher; ROTHSTEIN, a. a. o. 87 denkt, es wäre früher als in der zeit Hiskias geschehen.

Zur zeit Sinaḫeribs (701) scheinen sich die Edomiter unter ihrem könige *Abu(i)*- (PETERS 10) (bzw. *Malik*-: BUHL 69 EBELING AOTB ²I, 352, bzw. *Ai*-: ZIMMERN KAT ³1903, 467 COOK ERE V, 163 CAH III, 72, geschrieben ᵈ*A-a*-) *rammu* empört zu haben (gegen BUHL 69). Aber sicher haben sie sich vor der belagerung Jerusalems wieder unterworfen (STADE GVI I, 619 KITTEL GVI II,

1) WINCKLER, Geschichte Israels 199 konstruiert aus Am. 1,6, dass Edom damals harte kämpfe mit Gaza zu bestehen gehabt und eine empfindliche niederlage erlitten hätte, ebendeshalb hätte es sich bereitwillig den Assyrern unterworfen (vgl. s. 172).

495 SELLIN GIJV I, 272, vgl. CAH III, 72 TIELE, Babylonisch-assyrische Geschichte, Gotha 1886, 290). CANNON 139 meint, dass gerade dieses bündnisses wegen Dt. Edom so zart wie einen bruder behandle. Wenn eine treulosigkeit der Edomiter vorhanden war, so wissen wir nicht, ob Hiskia in der späteren zeit die möglichkeit gehabt hat sie ihnen heimzuzahlen, aber eine solche aktion ist wenig wahrscheinlich. MEISNER, a. a. o. 233 denkt, Sinaherib hätte Edom zerstört um Jes. 34 f. zu erfüllen, aber diese weissagung ist kaum in eine so frühe zeit zu setzen (vgl. unten).

Nach CAH III, 74 „records Esarhaddon a campaign through Aribi and Adumu conducted in his father's time, probably in 690". Zu diesem Adumu vgl. s. 146, zum zuge TIELE, a. a. o. 307, der Edom mit Duma gleichsetzend auf Jes. 21,11 f. hinweist.

Aššurahiddin erhält um 676 (BUHL 70 AOTB ²I, 357 CAH III, 83. 393, oder 673: KB II, 148 KITTEL GVI II, 501) tribut von dem edomitischen könig *Ḳaušgabri*, der zusammen mit Manasse von Juda zedern und quadersteine nach Ninive schaffen musste.

In der zeit Aššurbānaplis wird ein edomitischer könig *Ḳaušgabri* erwähnt (KB II, 238). Wahrscheinlich sind sie die ganze zeit loyal gewesen (vgl. aber KB II, 216) und die Assyrer mögen sie wenig behelligt haben, ebenso auch die Chaldäer.

Erst 2 R. 24,2 erscheinen die Edomiter (so lesen gegen EWALD GVI III, 1, 430 ³III, 789 WEBER, a. a. o. 357 THENIUS, a. a. o. 460 STADE GVI I, 679 RENAN, a. a. o. III (1891), 299 LURY 59 LANDERSDORFER, a. a. o. 236 schon *KLOSTERMANN (nach KOEHLER) GRAETZ GJ II a, 354 KOEHLER, a. a. o. II, 2, 477 BUHL 70 WINCKLER, Geschichte Israels I, 200 BENZINGER, a. a. o. 196 ROBINSON KP 110) wieder als eines der nachbarvölker, die Nebukadressar wegen des treubruches Jojakims gegen diesen geschickt hat. Ob sie irgendeinen nutzen davon gehabt haben, wissen wir nicht.

Am anfang der regierung Zedekias (MEISNER, a. a. o. 235 WEBER, a. a. o. 361 OETTLI 449), bzw. 595 (RENAN, a. a. o. III, 315), bzw. 595/4 (KITTEL II, 542) oder 593 (KOEHLER, a. a. o. II, 2, 487 GUTHE 251 AUERBACH, a. a. o. II, 194, vgl. auch EWALD GVI III, 1, 437 ³III 797 THENIUS, a. a. o. 469 STADE GVI I, 687 CAH III, 400), oder kurz vor der letzten empörung (HITZIG GVI 253), sind nach Jer. 27,1 ff. edomitische, moabitische, ammonitische, tyrische und sidonische gesandte in Jerusalem gewesen, um Zedekia zum abfall zu bewegen, doch

ist dabei nichts herausgekommen (nur nach HITZIG doch etwas). Als Zedekia sich etwa fünf Jahre später empört, stehen nur Phönizier und Ägypten auf seiner seite.

In den historischen büchern ist nichts darüber gesagt, dass die Edomiter bei der eroberung Jerusalems aktiv beteiligt gewesen sind. Nur durch rückschlüsse aus Thr. 4,21 ff. Hes. 25,12 ff. 35,1 ff. Ps. 137,7 wissen wir davon (nach 3 Esr. 4,45 haben gerade die Edomiter den tempel angezündet, aber das könnte sich sehr wohl auf die handlungsweise der Römer im jahre 70 n. Chr. beziehen). Jedenfalls hat es damals judäische flüchtlinge ausser in Moab und Ammon auch in Edom gegeben (Jer. 40,11, vgl. HITZIG GVI 257 SEINECKE, a. a. o. I, 396 STADE GVI I, 698 RENAN, a. a. o. III, 369 LURY 59 GUTHE 254 KITTEL GVI II, 547 AUERBACH, a. a. o. II, 200), so dass es sehr unwahrscheinlich scheint, dass die Edomiter von sich aus aktiv beteiligt waren (so GESENIUS, Jesaia, 905 EWALD GVI III, 1, 44 ^{3}III, 1802 MEISNER, a. a. o. 236 GRAETZ GJ II a, 407 SEINECKE, a. a. o. I, 42 II (1884), 27.78 SMEND, Ezechiel, Leipzig 1880, 183 WELLHAUSEN, Skizzen und Vorarbeiten V, 70 DILLMANN, Jesaia ^{6}Leipzig 1898, 300 STADE GVI I, 694 II, 112 BUHL 70.73 GUTHE 268). WEBER, a. a. o. 368 denkt sogar, Nebukadressar, von den Edomitern aufgereizt, hätte Nebusaradan nach der gedemütigten stadt geschickt, um das strafgericht zu vollziehen. Entweder wurden die Edomiter zur hilfeleistung gegen Juda genötigt, oder sie nahmen eine abwartende stellung ein, die später immer feindlicher wurde, denn aus Obadja wird ja gefolgert, dass sie auch die nach Ägypten fliehenden Judäer niedergemetzelt und den Chaldäern ausgeliefert haben.

Was in der folgezeit geschehen ist, bleibt ziemlich unklar, weil die ansetzung der alttestamentlichen quellen schwankt. Nach der annahme der älteren exegeten wurden die Edomiter von Nebukadressar unterworfen, nämlich auf dem zuge nach Ägypten 5 jahre nach der zerstörung Jerusalems, obwohl in der quelle (JOSEPHUS Ant. X, 9,7) nichts von den Edomitern gesagt ist. So denken aber: RHEGIUS 102 TRAPP 295 PFEIFFER 570 A 20 VEIL 171 AMELIUS 571 PFAFF 1063 LANGE 387 PRIDEAUX, Histoire des Juifs et des peuples voisins, Paris 1742, I, 198 WELS D 409 (vielleicht auch WALL D 410) SCHNURRER 403 *USHER Annales ad A. M. 3419 SCHULZ 283 JAHN 555 BERTHOLDT E IV,

Eelmiste köidete sisu. — Contenu des volumes précédents.

A I (1921). **1.** A. Paldrock. Ein Beitrag zur Statistik der Geschlechtskrankheiten in Dorpat während der Jahre 1909—1918. — **2.** K. Väisälä. Verallgemeinerung des Begriffes der Dirichletschen Reihen. — **3.** C. Schlossmann. Hapete mõju kolloiidide peale ja selle tähtsus patoloogias. (L'action des acides sur les colloïdes et son rôle dans la pathologie.) — **4.** K. Regel. Statistische und physiognomische Studien an Wiesen. Ein Beitrag zur Methodik der Wiesenuntersuchung. — **5.** H. Reichenbach. Notes sur les microorganismes trouvés dans les pêches planctoniques des environs de Covda (gouv. d'Archangel) en été 1917. — **Misc.** F. Bucholtz. Der gegenwärtige Zustand des Botanischen Gartens zu Dorpat und Richtlinien für die Zukunft.

A II (1921). **1.** H. Bekker. The Kuckers stage of the ordovician rocks of NE Estonia. — **2.** C. Schlossmann. Über die Darmspirochäten beim Menschen. — **3.** J. Letzmann. Die Höhe der Schneedecke im Ostbaltischen Gebiet. — **4.** H. Kaho. Neutraalsoolade mõjust ultramaksimum-temperatuuri peale *Tradescantia zebrina* juures. (Über den Einfluss der Neutralsalze auf die Temperatur des Ultramaximums bei *Tradescantia zebrina*.)

A III (1922). **1.** J. Narbutt. Von den Kurven für die freie und die innere Energie bei Schmelz- und Umwandlungsvorgängen. — **2.** А. Томсонъ (A. Thomson). Значеніе аммонійныхъ солей для питанія высшихъ культурныхъ растеній. (Der Wert der Ammonsalze für die Ernährung der höheren Kulturpflanzen.) — **3.** E. Blessig. Ophthalmologische Bibliographie Russlands 1870—1920. I. Hälfte (S. I—VII und 1—96). — **4.** A. Lüüs. Ein Beitrag zum Studium der Wirkung künstlicher Wildunger Helenenquellensalze auf die Diurese nierenkranker Kinder. — **5.** E. Öpik. A statistical method of counting shooting stars and its application to the Perseid shower of 1920. — **6.** P. N. Kogerman. The chemical composition of the Esthonian M.-Ordovician oil-bearing mineral „Kukersite". — **7.** M. Wittlich und S. Weshnjakow. Beitrag zur Kenntnis des estländischen Ölschiefers, genannt Kukkersit. — **Misc.** J. Letzmann. Die Trombe von Odenpäh am 10. Mai 1920.

A IV (1922). **1.** E. Blessig. Ophthalmologische Bibliographie Russlands 1870—1920. II. Hälfte (S. 97—188). — **2.** A. Valdes. Glükogeeni hulka vähendavate tegurite mõju üle südame spetsiifilise lihassüsteemi glükogeeni peale. (Über den Einfluss der die Glykogenmenge vermindernden Faktoren auf das Glykogen des spezifischen Muskelsystems des Herzens.) — **3.** E. Öpik. Notes on stellae statistics and stellar evolution. — **4.** H. Kaho. Raskemetallsoolade kihvtisusest taimeplasma kohta. (Über die Schwermetallgiftwirkung in bezug auf das Pflanzenplasma.) — **5.** J. Piiper und M. Härms. Der Kiefernkreuzschnabel der Insel Ösel *Loxia pityopsittacus estiae* subsp. nov. — **6.** L. Poska-Teiss. Zur Frage über die vielkernigen Zellen des einschichtigen Plattenepithels.

A V (1924). **1.** E. Öpik. Photographic observations of the brightness of Neptune. Method and preliminary results. — **2.** A. Lüüs. Ergebnisse der Krüppelkinder-Statistik in Eesti. — **3.** C. Schlossmann. Culture in vitro des protozoaires de l'intestin humain. — **4.** H. Kaho. Über die physiologische Wirkung der Neutralsalze auf das Pflanzenplasma. — **5.** Y. Kauko. Beiträge zur Kenntnis der Torfzersetzung und Vertorfung. — **6.** A. Tammekann. Eesti diktüoneema-kihi uurimine tema tekkimise, vanaduse ja levimise kohta. (Untersuchung des Dictyonema-Schiefers in Estland nach Entstehung, Alter und Verbreitung.) — **7.** Y. Kauko. Zur Bestimmung des Vertorfungsgrades. — **8.** N. Weiderpass. Eesti piparmündi-õli (*Oleum menthe esthicum*). (Das estnische Pfefferminzöl.)

A VI (1924). **1.** H. Bekker. Mõned uued andmed Kukruse lademe stratigraafiast ja faunast. (Stratigraphical and paleontological supplements on the Kukruse stage of the ordovician rocks of Eesti (Estonia).) — **2.** J. Wilip. Experimentelle Studien über die Bestimmung von Isothermen und kritischen Konstanten. — **3.** J. Letzmann. Das Bewegungsfeld im Fuss einer fortschreitenden Wind- oder Wasserhose. — **4.** H. Scupin. Die Grundlagen paläogeographischer Karten. — **5.** E. Öpik. Photometric measures on the moon and the earth-shine. — **6.** Y. Kauko. Über die Vertorfungswärme. — **7.** Y. Kauko. Eigentümlichkeiten der H_2O- und CO_2-Gehalte bei der unvollständigen Verbrennung. — **8.** M. Tilzen und Y. Kauko. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Anwendung von Spiritus als Brennstoff. — **9.** M. Wittlich. Beitrag zur Untersuchung des Öles aus estländischem Ölschiefer. — **10.** J. Wilip. Emergenzwinkel, Unstetigkeitsflächen, Laufzeit. — **11.** H. Scupin. Zur Petroleumfrage in den baltischen Ländern. — **12.** H. Richter. Zwei Grundgesetze (Funktion- und Strukturprinzip) der lebendigen Masse.

A VII (1925). **1.** J. Vilms. Kõhreglükogeeni püsivusest mõnesuguste glükogeeni vähendavate tegurite puhul. (Über die Stabilität des Knorpelglykogens unter verschiedenen das Glykogen zum Verschwinden bringenden Umständen.) — **2.** E. Blessig. Ophthalmologische Bibliographie Russlands 1870—1920. Nachtrag. — **3.** O. Kuriks. Trachoma Eestis (eriti Tartus) möödunud ajal ja praegu. (Das Trachom in Estland (insbesondere in Dorpat) einst und jetzt.) — **4.** A. Brandt. Sexualität. Eine biologische Studie. — **5.** M. Haltenberger. Gehört das Baltikum zu Ost-, Nord- oder zu Mitteleuropa? — **6.** M. Haltenberger. Recent geographical work in Estonia.

A VIII (1925). **1.** H. Jaakson. Sur certains types de systèmes d'équations linéaires à une infinité d'inconnues. Sur l'interpolation. — **2.** K. Frisch. Die Temperaturabweichungen in Tartu (Dorpat) und ihre Bedeutung für die Witterungsprognose. — **3.** O. Kuriks. Muutused leeprahaigete silmas Eesti leprosooriumide haigete läbivaatamise põhjal. (Die Lepra des Auges.) — **4.** A. Paldrock. Die Senkungsreaktion und ihr praktischer Wert. — **5.** A. Öpik. Beiträge zur Kenntnis der Kukruse-(C_2-)Stufe in Eesti. I. — **6.** M. Wittlich. Einiges über den Schwefel im estländischen Ölschiefer (Kukersit)

und dessen Verschwelungsprodukten. — **7.** H. Kaho. Orientierende Versuche über die stimulierende Wirkung einiger Salze auf das Wachstum der Getreidepflanzen. I.

A IX (1926). **1.** E. Krahn. Über Minimaleigenschaften der Kugel in drei und mehr Dimensionen. — **2.** A. Mieler. Ein Beitrag zur Frage des Vorrückens des Peipus an der Embachmündung und auf der Peipusinsel Pirisaar in dem Zeitraum von 1682 bis 1900. — **3.** M. Haltenberger. Der wirtschaftsgeographische Charakter der Städte der Republik Eesti. — **4.** J. Rumma. Die Heimatforschung in Eesti. — **5.** M. Haltenberger. Der Stand des Aufnahme- und Kartenwesens in Eesti. — **6.** M. Haltenberger. Landeskunde von Eesti. I. — **7.** A. Tammekann. Die Oberflächengestaltung des nordostestländischen Küstentafellandes. — **8.** K. Frisch. Ein Versuch das Embachhochwasser im Frühling für Tartu (Dorpat) vorherzubestimmen.

A X (1926). **1.** M. Haltenberger. Landeskunde von Eesti. II—III. — **2.** H. Scupin. Alter und Herkunft der ostbaltischen Solquellen und ihre Bedeutung für die Frage nach dem Vorkommen von Steinsalz im baltischen Obersilur. — **3.** Th. Lippmaa. Floristische Notizen aus dem Nord-Altai nebst Beschreibung einer neuen *Cardamine*-Art aus der Sektion *Dentaria*. — **4.** Th. Lippmaa. Pigmenttypen bei Pteridophyta und Anthophyta. I. Allgemeiner Teil. — **5.** E. Pipenberg. Eine städtemorphographische Skizze der estländischen Hafenstadt Pärnu (Pernau). — **6.** E. Spohr. Über das Vorkommen von *Sium erectum* Huds. und *Lemna gibba* L. in Estland und über deren nordöstliche Verbreitungsgrenzen in Europa. — **7.** J. Wilip. On new precision-seismographs.

A XI (1927). **1.** Th. Lippmaa. Pigmenttypen bei Pteridophyta und Anthophyta. II. Spezieller Teil. — **2.** M. Haltenberger. Landeskunde von Eesti. IV—V. — **3.** H. Scupin. Epirogenese und Orogenese im Ostbaltikum. — **4.** K. Schlossmann. Mikroorganismide kui bioloogiliste reaktiivide tähtsusest keemias. (Le rôle des ferments microbiens dans la chimie.) — **5.** J Sarv. Ahmese geomeetrilised joonised. (Die geometrischen Figuren des Ahmes.) — **6.** K. Jaansoon-Orviku. Beiträge zur Kenntnis der Aseri- und der Tallinna-Stufe in Eesti. I.

A XII (1927). **1.** E. Reinwaldt. Beiträge zur Muriden-Fauna Estlands mit Berücksichtigung der Nachbargebiete. — **2.** A. Öpik. Die Inseln Odensholm und Rogö. Ein Beitrag zur Geologie von NW-Estland. — **3.** A. Öpik. Beiträge zur Kenntnis der Kukruse-(C_2-)Stufe in Eesti. II. — **4.** Th. Lippmaa. Beobachtungen über durch Pilzinfektion verursachte Anthocyaninbildung. — **5.** A. Laur. Die Titration des Ammoniumhydrosulfides mit Ferricyankalium. — **6.** N. King. Über die rhythmischen Niederschläge von PbJ_2, Ag_2CrO_4 und AgCl im kapillaren Raume. — **7.** P. N. Kogerman and J. Kranig. Physical constants of some alkyl carbonates. — **8.** E. Spohr. Über brunsterzeugende Stoffe im Pflanzenreich. Vorläufige Mitteilung.

A XIII (1928). **1.** J. Sarw. Zum Beweis des Vierfarbensatzes. — **2.** H. Scupin. Die stratigraphische Stellung der Devonschichten im Südosten Estlands. — **3.** H. Perlitz. On the parallelism between

the rate of change in electric resistance at fusion and the degree o closeness of packing of mealltic atoms in crystals. — **4.** K. Frisch. Zur Frage der Luftdruckperioden. — **5.** J. Port. Untersuchungen über die Plasmakoagulation von *Paramaecium caudatum*. — **6.** J. Sarw. Direkte Herleitung der Lichtgeschwindigkeitsformeln. — **7.** K. Frisch. Zur Frage des Temperaturansteigens im Winter. — **8.** E. Spohr. Über die Verbreitung einiger bemerkenswerter und schutzbedürftiger Pflanzen im Ostbaltischen Gebiet. — **9.** N. Rägo. Beiträge zur Kenntnis des estländischen Dictyonemaschiefers. — **10.** C. Schlossmann. Études sur le rôle de la barrière hémato-encéphalique dans la genèse et le traitement des maladies infectienses. — **11.** A. Öpik. Beiträge zur Kenntnis der Kukruse-(C_2-C_3-)Stufe in Eesti. III.

A XIV (1929). **1.** J. Rives. Über die histopathologischen Veränderungen im Zentralnervensystem bei experimenteller Nebennierenninsuffizienz. — **2.** W. Wadi. Kopsutuberkuloosi areng ja kliinilised vormid. (Der Entwicklungsgang und die klinischen Formen der Lungentuberkulose.) — **3.** E. Markus. Die Grenzverschiebung des Waldes und des Moores in Alatskivi. — **4.** K. Frisch. Zur Frage über die Beziehung zwischen der Getreideernte und einigen meteorologischen Faktoren in Eesti.

A XV (1929). **1.** A. Nõmmik. The influence of ground limestone on acid soils and on the availability of nitrogen from several mineral nitrogenous fertilizers. — **2.** A. Öpik. Studien über das estnische Unterkambrium (Estonium). I—IV. — **3.** J. Nuut. Über die Anzahl der Lösungen der Vierfarbenaufgabe. — **4.** J. Nuut. Über die Vierfarbenformel. — **5.** J. Nuut. Topologische Grundlagen des Zahlbegriffs. — **6.** Th. Lippmaa. Pflanzenökologische Untersuchungen aus Norwegisch- und Finnisch-Lappland unter besonderer Berücksichtigung der Lichtfrage.

A XVI (1930). **1.** A. Paris. Über die Hydratation der Terpene des Terpentinöls zu Terpinhydrat durch Einwirkung von Mineralsäuren. — **2.** A. Laur. Die Anwendung der Umschlagselektroden bei der potentiometrischen Massanalyse. Die potentiometrische Bestimmung des Kaliums. — **3.** A. Paris. Zur Theorie der Strömungsdoppelbrechung. — **4.** O. Kuriks. Pisarate toimest silma mikrofloorasse. (Über die Wirkung der Tränen auf die Mikroflora des Auges.) — **5.** K. Orviku. Keskdevoni põhikihid Eestis. (Die untersten Schichten des Mitteldevons in Eesti.) — **6.** J. Kopwillem. Über die thermale Zersetzung von estländischem Ölschiefer Kukersit.

A XVII (1930). **1.** A. Öpik. Brachiopoda Protremata der estländischen ordovizischen Kukruse-Stufe. — **2.** P. W. Thomson. Die regionale Entwickelungsgeschichte der Wälder Estlands.

A XVIII (1930). **1.** G. Vilberg. Erneuerung der Loodvegetation durch Keimlinge in Ost-Harrien (Estland). — **2.** A. Parts. Über die Neutralsalzwirkung auf die Geschwindigkeit der Ionenreaktionen. — **3.** Ch. R. Schlossmann. On two strains of yeast-like organisms cultured from diseased human throats. — **4.** H. Richter. Die Relation zwischen Form und Funktion und das teleologische Prinzip in den Naturphänomenen. **5.** H. Arro. Die Metalloxyde als photo-

chemische Sensibilatoren beim Bleichen von Methylenblaulösung. — **6.** A. Luha. Über Ergebnisse stratigraphischer Untersuchungen im Gebiete der Saaremaa-(Ösel-)Schichten in Eesti (Unterösel und Eurypterusschichten). — **7.** K. Frisch. Zur Frage der Zyklonenvertiefung. — **8.** E. Markus. Naturkomplexe von Alatskivi.

A XIX (1931). **1.** J. Uudelt. Über das Blutbild Trachomkranker. — **2.** A. Öpik. Beiträge zur Kenntnis der Kukruse-(C_2-C_3-)Stufe in Eesti. IV. — **3.** H. Liedemann. Über die Sonnenscheindauer und Bewölkung in Eesti. — **4.** J. Sarw. Geomeetria alused. (Die Grundlagen der Geometrie.)

A XX (1931). **1.** J. Kuusk. Glühaufschliessung der Phosphorite mit Kieselsäure zwecks Gewinnung eines citrallöslichen Düngmittels. — **2.** U. Karell. Zur Behandlung und Prognose der Luxationsbrüche des Hüftgelenks. — **3.** A. Laur. Beiträge zur Kenntnis der Reaktion des Zinks mit Kaliumferrocyanid. I. — **4.** J. Kuusk. Beitrag zur Kalisalzgewinnung beim Zementbrennen mit besonderer Berücksichtigung der estländischen K-Mineralien. — **5.** L. Rinne. Über die Tiefe der Eisbildung und das Auftauen des Eises im Niederungsmoor. — **6.** J. Wilip. A galvanometrically registering vertical seismograph with temperature compensation. — **7.** J. Nuut. Eine arithmetische Analyse des Vierfarbenproblems. — **8.** G. Barkan. Dorpats Bedeutung für die Pharmakologie. — **9.** K. Schlossmann. Vanaduse ja surma mõistetest ajakohaste bioloogiliste andmete alusel. (Über die Begriffe Alter und Tod auf Grund der modernen biologischen Forschung.)

A XXI (1931). **1.** N. Kwaschnin-Ssamarin. Studien über die Herkunft des osteuropäischen Pferdes. — **2.** U. Karell. Beitrag zur Ätiologie der arteriellen Thrombosen. — **3.** E. Krahn. Über Eigenschwingungszahlen freier Platten. — **4.** A. Öpik. Über einige Karbonatgesteine im Glazialgeschiebe NW-Estlands. — **5.** A. Thomson. Wasserkulturversuche mit organischen Stickstoffverbindungen, angestellt zur Ermittelung der Assimilation ihres Stickstoffs von seiten der höheren grünen Pflanze.

A XXII (1932). **1.** U. Karell. An observation on a peculiarity of the cardiac opening reflex in operated cases of cardiospasmus. — **2.** E. Krahn. Die Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit des Vierfarbensatzes. — **3.** A. Audova. Der wirkliche Kampf ums Dasein. — **4.** H. Perlitz. Abstandsänderungen nächster Nachbaratome in einigen Elementen und Legierungen bei Umordnung aus der kubischen flächenzentrierten Anordnung in die kubische raumzentrierte oder die hexagonale dichteste Anordnung.

A XXIII (1932). **1.** J. Port. Untersuchungen über die Wirkung der Neutralsalze auf das Keimlingswachstum bezüglich der Abhängigkeit von ihrer Konzentration. — **2.** E. Markus. Chorogenese und Grenzverschiebung. — **3.** A. Öpik. Über die Plectellinen. — **4.** J. Nuut. Einige Bemerkungen über Vierpunktaxiome. — **5.** K. Frisch. Die Veränderungen der klimatischen Elemente nach den meteorologischen Beobachtungen von Tartu 1866—1930.

A XXIV (1933). **1.** M. Gross. In der Butter vorkommende Sprosspilze und deren Einwirkung auf die Butter. — **2.** H. Perlitz. Bemerkungen zu den Regeln über Valenzelektronenkonzentrationen in

binären intermetallischen Legierungen. — **3.** A. Öpik. Über *Scolithus* aus Estland. — **4.** T. Lippmaa. Aperçu général sur la végétation autochtone du Lautaret (Hautes-Alpes). — **5.** E. Markus. Die südöstliche Moorbucht von Lauge. — **6.** A. Sprantsman. Über Herstellung makroskopischer Thalliumkristalle durch Elektrolyse. — **7.** A. Öpik. Über Plectamboniten.

A XXV (1933). **1.** A. Öpik. Über einige Dalmanellacea aus Estland. — **2.** H. Richter. Ergänzungen zu: „Die Relation zwischen Form und Funktion und das teleologische Prinzip in den Naturphänomenen". Die Rolle, welche „Spirale" und „Wirbel" in den biologischen Phänomenen spielt, besonders auch in bezug auf die feinere Struktur des lebendigen Protoplasmas. — **3.** T. Lippmaa ja K. Eichwald. Eesti taimed I (1—50). (Estonian plants.) — **4.** E. Piipenberg. Die Stadt Petseri in Estland. — **5.** A. Miljan. Vegetationsuntersuchungen an Naturwiesen und Seen im Otepääschen Moränengebiete Estlands. I. — **6.** R. Livländer. On the colour of Mars. — **7.** A. Tudeberg. Über die Theorie und die Anwendungsmethoden der Quadraturreihen.

A XXVI (1934). **1.** E. Blessig. Index ophthalmologiae Balticus. — **2.** E. Öpik. Atomic collisions and radiation of meteors. — **3.** J. Tehver und A. Kriisa. Zur Histologie des Harnleiters der Haussäugetiere. — **4.** H. Kaho. Leelissoolade toimest taimeraku deplasmolüüsile. (Über den Einfluss von Alkalisalzen auf die Deplasmolyse der Pflanzenzellen.) — **5.** A. Öpik. Über Klitamboniten. — **6.** A. Tudeberg. Über die Beweisbarkeit einiger Anordnungsaussagen in geometrischen Axiomensystemen.

A XXVII (1934). **1.** K. Lellep. Simulation von Geisteskrankheiten und deren Grenzzuständen. — **2.** M. Tiitso. Hingamise ergulisest regulatsioonist. I teadaanne: Stenoosi toime inimese hingamisele. (Über die nervöse Atemregulation. I. Mitteilung: Der Einfluss der Stenose auf die menschliche Atmung.) — **3.** M. Tiitso. Hingamise ergulisest regulatsioonist. II teadaanne: Inimese hingamisfrekvents kopsude erineva täitumise korral. (Über die nervöse Atemregulation. II. Mitteilung: Die Atemfrequenz des Menschen bei abnormen Lungenfüllungen.) — **4.** M. Tiitso. Hingamise ergulisest regulatsioonist. III teadaanne: Propriotseptiivsete aferentside toimest hingamisele. (Über die nervöse Atemregulation. III. Mitteilung: Über die Auswirkung der propriozeptiven Afferenzen auf die Atmung.) — **5.** J. Tehver and M. Keerd. The number of ribs in the ox and pig. — **6.** A. Kärsna. Über das Problem der Vorhersage des nächtlichen Temperaturminimums. — **7.** K. Schlossmann. A study of bacterial carbohydrates with special reference to the tubercle bacillus. — **8.** A. Öpik. *Ristnacrinus*, a new ordovician crinoid from Estonia. — **9.** A. Kipper. Variation of surface gravity upon two Cepheids — δ Cephei and η Aquilae. — **10.** E. Lepik. Fungi Estonici exsiccati. Uredinaceae. [I.] — **11.** H. Perlitz. The structure of the intermetallic compound Au_2Pb.

A XXVIII (1935). **1.** T. Lippmaa. Une analyse des forêts de l'île estonienne d'Abruka (Abro) sur la base des associations unistrates.

— **2.** J. Sarv. Foundations of arithmetic. — **3.** A. Tudeberg. Orthogonalsysteme von Polynomen und Extremumprobleme der Interpolationsrechnung. — **4.** T. Lippmaa. Eesti geobotaanika põhijooni. (Aperçu géobotanique de l'Estonie.)

A XXIX (1936). **1.** A. Öpik. *Hoplocrinus* — eine stiellose Seelilie aus dem Ordovizium Estlands. — **2.** A. Kärsna. Vereinfachte Methoden zur Berechnung des Korrelationskoeffizienten bei normaler Korrelation. — **3.** J. Nuut. Eine nichteuklidische Deutung der relativistischen Welt. — **4.** H. Kaho. Das Verhalten der Eiweissstoffe gesunder und abbaukranker Kartoffelknollen gegen Salze. — **5.** T. Lippmaa ja K. Eichwald. Eesti taimed. II (51—100). (Estonian plants.) — **6.** J. Nuut. Ansätze zu einer expansionistischen Kinematik. — **7.** A. Lüüs. Données anthropologiques sur les nouveaux-nés estoniens. — **8.** A. Tudeberg. Energieverluste im Eisenblech bei niederfrequenter Ummagnetisierung. — **9.** Wilh. Anderson. Existiert eine obere Grenze für die Dichte der Materie und der Energie?

A XXX (1936). **1.** E. Öpik. Researches on the physical theory of meteor phenomena. I. II. — **2.** J. Gabovitš. The *TiO* colour effect, and the densities of *M* stars. — **3.** J. Wilip. Über Lichtstrahlung während der Sonnenfinsternis am 21. August 1914 in Üxküll. — **4.** E. Lepik. Fungi Estonici exsiccati. Uredinaceae. II. — **5.** E. Markus. Geographische Kausalität. — **6.** K. Schlossmann. Einige Gedanken über die Ausbildung des praktischen Arztes. — **7.** U. Karell. Aneurism of the internal carotid and the ligation of the carotids. — **8.** K. Kirde. Meteorological elements characterized by frequency-curves.

A XXXI (1937). **1.** V. Ridala. Inquiries into the pathogenic effects produced by *Brucella Abortus* in the udder and certain other organs of the cow. — **2.** Wilh. Anderson. Zu H. Vogts Ansichten über die obere Grenze der Sternmassen. — **3.** J. Gabovitš. The pulsation theory of Mira Ceti. — **4.** T. Lippmaa. E. V. Tartu Ülikooli Botaanikaaia süstemaatilised ja taimegeograafilised kogud. (Les collections systématiques et phytogéographiques de l'Université estonienne à Tartu.) I (p. 1—192).

A XXXII (1937). **1.** Wilh. Anderson. Kritische Bemerkungen zu S. Rosselands und W. Grotrians Ansichten über die Sonnenkorona. — **2.** T. Lippmaa. E. V. Tartu Ülikooli Botaanikaaia süstemaatilised ja taimegeograafilised kogud. (Les collections systématiques et phytogéographiques de l'Université estonienne à Tartu.) II (p. 193—375). — **3.** A. Öpik. Trilobiten aus Estland.

B I (1921). **1.** M. Vasmer. Studien zur albanesischen Wortforschung. I. — **2.** A. v. Bulmerincq. Einleitung in das Buch des Propheten Maleachi. 1. — **3.** M. Vasmer. Osteuropäische Ortsnamen. — **4.** W. Anderson. Der Schwank von Kaiser und Abt bei den Minsker Juden. — **5.** J. Bergman. Quaestiunculae Horatianae.

B II (1922). **1.** J. Bergman. Aurelius Prudentius Clemens, der grösste christliche Dichter des Altertums. I. — **2.** L. Kettunen.

Lõunavepsa häälik-ajalugu. I. Konsonandid. (Südwepsische Lautgeschichte. I. Konsonantismus.) — **3.** W. Wiget. Altgermanische Lautuntersuchungen.

B III (1922). **1.** A. v. Bulmerincq. Einleitung in das Buch des Propheten Maleachi. 2. — **2.** M. A. Курчинскій (M. A. Kurtschinsky). Соціальный законъ, случай и свобода. (Das soziale Gesetz, Zufall und Freiheit.) — **3.** A. R. Cederberg. Die Erstlinge der estländischen Zeitungsliteratur. — **4.** L. Kettunen. Lõunavepsa häälik-ajalugu. II. Vokaalid. (Südwepsische Lautgeschichte. II. Vokalismus.) — **5.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. [I.] — **6.** A. M. Tallgren. Zur Archäologie Eestis. I.

B IV (1923). **1.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. II. — **2.** A. v. Bulmerincq. Einleitung in das Buch des Propheten Maleachi. 3. — **3.** W. Anderson. Nordasiatische Flutsagen. — **4.** A. M. Tallgren. L'ethnographie préhistorique de la Russie du nord et des États Baltiques du nord. — **5.** R. Gutmann. Eine unklare Stelle in der Oxforder Handschrift des Rolandsliedes.

B V (1924). **1.** H. Mutschmann. Milton's eyesight and the chronology of his works. — **2.** A. Pridik. Mut-em-wija, die Mutter Amenhotep's (Amenophis') III. — **3.** A. Pridik. Der Mitregent des Königs Ptolemaios II Philadelphos. — **4.** G. Suess. De Graecorum fabulis satyricis. — **5.** A. Berendts und K. Grass. Flavius Josephus: Vom jüdischen Kriege, Buch I—IV, nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben und mit dem griechischen Text verglichen. I. Lief. (S. 1—160). — **6.** H. Mutschmann. Studies concerning the origin of „Paradise Lost".

B VI (1925). **1.** A. Saareste. Leksikaalseist vahekordadest eesti murretes. I. Analüüs. (Du sectionnement lexicologique dans les patois estoniens. I. Analyse.) — **2.** A. Bjerre. Zur Psychologie des Mordes.

B VII (1926). **1.** A. v. Bulmerincq. Einleitung in das Buch des Propheten Maleachi. 4. — **2.** W. Anderson. Der Chalifenmünzfund von Kochtel. (Mit Beiträgen von R. Vasmer.) — **3.** J. Mägiste. Rosona (Eesti Ingeri) murde pääjooned. (Die Hauptzüge der Mundart von Rosona). — **4.** M. A. Курчинскій (M. A. Kurtschinsky). Европейскій хаосъ. Экономическія послѣдствія великой войны. (Das europäische Chaos.)

B VIII (1926). **1.** A. M. Tallgren. Zur Archäologie Eestis. II. — **2.** H. Mutschmann. The secret of John Milton. — **3.** L. Kettunen. Untersuchung über die livische Sprache. I. Phonetische Einführung. Sprachproben.

B IX (1926). **1.** N. Maim. Parlamentarismist Prantsuse restauratsiooniajal (1814—1830). (Du parlementarisme en France pendant la Restauration.) — **2.** S. v. Csekey. Die Quellen des estnischen Verwaltungsrechts. I. Teil (S. 1—102). — **3.** A. Berendts und K. Grass. Flavius Josephus: Vom jüdischen Kriege, Buch I—IV, nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben und mit dem griechischen Text verglichen. II. Lief. (S. 161—288). — **4.** G. Suess. De eo quem dicunt inesse Trimalchionis cenae sermone vulgari. —

5. E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. III. — **6.** C. Vilhelmson. De ostraco quod Revaliae in museo provinciali servatur.

B X (1927). **1.** H. B. Rahamägi. Eesti Evangeeliumi Luteri usu vaba rahvakirik vabas Eestis. (Die evangelisch-lutherische freie Volkskirche im freien Eesti. Anhang: Das Gesetz betreffend die religiösen Gemeinschaften und ihre Verbände.) — **2.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. IV. — **3.** A. Berendts und K. Grass. Flavius Josephus: Vom jüdischen Kriege, Buch I—IV, nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben und mit dem griechischen Text verglichen. III. Lief. (S. 289—416). — **4.** W. Schmied-Kowarzik. Die Objektivation des Geistigen. (Der objektive Geist und seine Formen.) — **5.** W. Anderson. Novelline popolari sammarinesi. I.

B XI (1927). **1.** O. Loorits. Liivi rahva usund. (Der Volksglaube der Liven.) I. — **2.** A. Berendts und K. Grass. Flavius Josephus: Vom jüdischen Kriege, Buch I—IV, nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben und mit dem griechischen Text verglichen. IV. Lief. (S. 417—512). — **3.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. V.

B XII (1928). **1.** O. Loorits. Liivi rahva usund. (Der Volksglaube der Liven.) II. — **2.** J. Mägiste. *oi̯-, ei̯*-deminutiivid läänemeresoome keelis. (Die *oi̯-, ei̯*-Deminutiva der ostseefinnischen Sprachen.)

B XIII (1928). **1.** G. Suess. Petronii imitatio sermonis plebe qua necessitate coniungatur cum grammatica illius aetatis doctrina. — **2.** С. Штейн (S. v. Stein). Пушкин и Гофман. (Puschkin und E. T. A. Hoffmann.) — **3.** A. V. Kõrv. Värsimõõt Veske „Eesti rahvalauludes". (Le mètre des „Chansons populaires estoniennes" de Veske.)

B XIV (1929). **1.** Н. Майм (N. Maim). Парламентаризм и суверенное государство. (Der Parlamentarismus und der souveräne Staat.) — **2.** S. v. Csekey. Die Quellen des estnischen Verwaltungsrechts. II. Teil (S. 103—134). — **3.** E. Virányi. Thalès Bernard, littérateur français, et ses relations avec la poésie populaire estonienne et finnoise.

B XV (1929). **1.** A. v. Bulmerincq. Kommentar zum Buche des Propheten Maleachi. 1 (1, 2—11). — **2.** W. E. Peters. Benito Mussolini und Leo Tolstoi. Eine Studie über europäische Menschheitstypen. — **3.** W. E. Peters. Die stimmanalytische Methode. — **4.** W. Freymann. Platons Suchen nach einer Grundlegung aller Philosophie.

B XVI (1929). **1.** O. Loorits. Liivi rahva usund. (Der Volksglaube der Liven.) III. — **2.** W. Süss. Karl Morgenstern (1770—1852). I. Teil (S. 1—160).

B XVII (1930). **1.** A. R. Cederberg. Heinrich Fick. Ein Beitrag zur russischen Geschichte des XVIII. Jahrhunderts. — **2.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. VI. — **3.** W. E. Peters. Wilson, Roosevelt, Taft und Harding. Eine Studie über nordamerikanisch-englische Menschheitstypen nach stimmanalytischer Methode. — **4.** N. Maim. Parlamentarism ja fašism. (Parliamentarism and fascism.)

B XVIII (1930). **1.** J. Vasar. Taani püüded Eestimaa taasvallutamiseks 1411—1422. (Dänemarks Bemühungen Estland zurückzugewinnen 1411—1422.) — **2.** L. Leesment. Über die livländischen Gerichtssachen im Reichskammergericht und im Reichshofrat. — **3.** А. И. Стендер-Петерсен (Ad. Stender-Petersen). О пережиточных следах аориста в славянских языках, преимущественно в русском. (Über rudimentäre Reste des Aorists in den slavischen Sprachen, vorzüglich im Russischen.) — **4.** М. Курчинский (M. Kourtchinsky). Соединенные Штаты Европы. (Les États-Unis de l'Europe.) — **5.** K. Wilhelmson. Zum römischen Fiskalkauf in Ägypten.

B XIX (1930). **1.** A. v. Bulmerincq. Kommentar zum Buche des Propheten Maleachi. 2 (1, 11—2, 9). — **2.** W. Süss. Karl Morgenstern (1770—1852). II. Teil (S. 161—330). — **3.** W. Anderson. Novelline popolari sammarinesi. II.

B XX (1930). **1.** A. Oras. Milton's editors and commentators from Patrick Hume to Henry John Todd (1695—1801). I. — **2.** J. Vasar. Die grosse livländische Güterreduktion. Die Entstehung des Konflikts zwischen Karl XI. und der livländischen Ritter- und Landschaft 1678—1684. Teil I (S. 1—176). — **3.** S. v. Csekey. Die Quellen des estnischen Verwaltungsrechts. III. Teil (S. 135—150).

B XXI (1931). **1.** W. Anderson. Der Schwank vom alten Hildebrand. Teil I (S. 1—176). — **2.** A. Oras. Milton's editors and commentators from Patrick Hume to Henry John Todd (1695—1801). II. — **3.** W. Anderson. Über P. Jensens Methode der vergleichenden Sagenforschung.

B XXII (1931). **1.** E. Tennmann. G. Teichmüllers Philosophie des Christentums. — **2.** J. Vasar. Die grosse livländische Güterreduktion. Die Entstehung des Konflikts zwischen Karl XI. und der livländischen Ritter- und Landschaft 1678—1684. Teil II (S. I—XXVII. 177—400).

B XXIII (1931). **1.** W. Anderson. Der Schwank vom alten Hildebrand. Teil II (S. I—XIV. 177—329). — **2.** A. v. Bulmerincq. Kommentar zum Buche des Propheten Maleachi. 3 (2, 10—3, 3). — **3.** P. Arumaa. Litauische mundartliche Texte aus der Wilnaer Gegend. — **4.** H. Mutschmann. A glossary of americanisms.

B XXIV (1931). **1.** L. Leesment. Die Verbrechen des Diebstahls und des Raubes nach den Rechten Livlands im Mittelalter. — **2.** N. Maim. Völkerbund und Staat. Teil I (S. 1—176).

B XXV (1931). **1.** Ad. Stender-Petersen. Tragoediae Sacrae. Materialien und Beiträge zur Geschichte der polnisch-lateinischen Jesuitendramatik der Frühzeit. — **2.** W. Anderson. Beiträge zur Topographie der „Promessi Sposi". — **3.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. VII.

B XXVI (1932). **1.** A. v. Bulmerincq. Kommentar zum Buche des Propheten Maleachi. 4 (3, 3—12). — **2.** A. Pridik. Wer war Mutemwija? — **3.** N. Maim. Völkerbund und Staat. Teil II (S. I—III. 177—356).

B XXVII (1932). **1.** K. Schreinert. Johann Bernhard Hermann. Briefe an Albrecht Otto und Jean Paul (aus Jean Pauls Nachlass). I. Teil (S. 1—128). — **2.** A. v. Bulmerincq. Kommentar zum Buche des Propheten Maleachi. 5 (3, 12—24). — **3.** M. J. Eisen. Kevadised pühad. (Frühlingsfeste.) — **4.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. VIII.

B XXVIII (1932). **1.** P. Põld. Üldine kasvatusõpetus. (Allgemeine Erziehungslehre.) Redigeerinud (redigiert von) J. Tork. — **2.** W. Wiget. Eine unbekannte Fassung von Klingers Zwillingen. — **3.** A. Oras. The critical ideas of T. S. Eliot.

B XXIX (1933). **1.** L. Leesment. Saaremaa halduskonna finantsid 1618/19. aastal. (Die Finanzen der Provinz Ösel im Jahre 1618/19.) — **2.** L. Rudrauf. Un tableau disparu de Charles Le Brun. — **3.** P. Ariste. Eesti-rootsi laensõnad eesti keeles. (Die estlandschwedischen Lehnwörter in der estnischen Sprache.) — **4.** W. Süss. Studien zur lateinischen Bibel. I. Augustins Locutiones und das Problem der lateinischen Bibelsprache. — **5.** M. Kurtschinsky. Zur Frage des Kapitalprofits.

B XXX (1933). **1.** A. Pridik. König Ptolemaios I und die Philosophen. — **2.** K. Schreinert. Johann Bernhard Hermann. Briefe an Albrecht Otto und Jean Paul (aus Jean Pauls Nachlass). II. Teil S. I—XLII + 129—221). — **3.** D. Grimm. Zur Frage über den Begriff der Societas im klassischen römischen Rechte. — **4.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. IX.

B XXXI (1934). **1.** E. Päss. Eesti liulaul. (Das estnische Rodellied.) — **2.** W. Anderson. Novelline popolari sammarinesi. III. — **3.** A. Kurlents. „Vanemate vara". Monograafia ühest joomalaulust. („Der Eltern Schatz". Monographie über ein Trinklied.) — **4.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. X.

B XXXII (1934). **1.** A. Anni. F. R. Kreutzwaldi „Kalevipoeg". I osa: Kalevipoeg eesti rahvaluules. (F. R. Kreutzwalds „Kalevipoeg". I. Teil: Kalevipoeg in den estnischen Volksüberlieferungen.) — **2.** P. Arumaa. Untersuchungen zur Geschichte der litauischen Personalpronomina. — **3.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. XI. — **4.** L. Gulkowitsch. Die Entwicklung des Begriffes Ḥāsīd im Alten Testament. — **5.** H. Laakmann und W. Anderson. Ein neues Dokument über den estnischen Metsik-Kultus aus dem Jahre 1680.

B XXXIII (1936). **1.** A. Annist (Anni). Fr. Kreutzwaldi „Kalevipoeg". II osa: „Kalevipoja" saamislugu. (Fr. Kreutzwalds „Kalevipoeg". II. Teil: Die Entstehungsgeschichte des „Kalevipoeg".) — **2.** H. Mutschmann. Further studies concerning the origin of Paradise Lost. (The matter of the Armada.) — **3.** P. Arumaa. De la désinence *-tъ* du présent en slave. — **4.** O. Loorits. Pharaos Heer in der Volksüberlieferung. I. — **5.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. XII.

B XXXIV (1935). **1.** W. Anderson. Studien zur Wortsilbenstatistik der älteren estnischen Volkslieder. — **2.** P. Ariste. Huulte

vönkehäälik eesti keeles. (The labial vibrant in Estonian.) — **3.** P. Wieselgren. Quellenstudien zur Volsungasaga. I (S. 1—154).

B XXXV (1935). **1.** A. Pridik. Berenike, die Schwester des Königs Ptolemaios III Euergetes. I. Hälfte (S. 1—176). — **2.** J. Taul. Kristluse jumalariigi õpetus. (Die Reich-Gottes-Lehre des Christentums.) I pool (lk. I—VIII. 1—160).

B XXXVI (1935). **1.** A. Pridik. Berenike, die Schwester des Königs Ptolemaios III Euergetes. II. Hälfte (S. I—VIII. 177—305). — **2.** J. Taul. Kristluse jumalariigi õpetus. (Die Reich-Gottes-Lehre des Christentums.) II pool (lk. 161—304).

B XXXVII (1936). **1.** A. v. Bulmerincq. Die Immanuelweissagung (Jes. 7) im Lichte der neueren Forschung. — **2.** L. Gulkowitsch. Das Wesen der maimonideischen Lehre. — **3.** L. Gulkowitsch. Rationale und mystische Elemente in der jüdischen Lehre. — **4.** W. Anderson. Achtzig neue Münzen aus dem Funde von Naginščina. — **5.** P. Wieselgren. Quellenstudien zur Volsungasaga. II (S. 155—238). — **6.** L. Gulkowitsch. Die Bildung des Begriffes Ḥāsīd. I.

B XXXVIII (1936). **1.** J. Mägiste. Einiges zum problem der *oi̯-, ei̯*-deminutiva und zu den prinzipien der wissenschaftlichen kritik. — **2.** P. Wieselgren. Quellenstudien zur Volsungasaga. III (S. 239—430). — **3.** W. Anderson. Zu Albert Wesselski's Angriffen auf die finnische folkloristische Forschungsmethode. — **4.** A. Koort. Beiträge zur Logik des Typusbegriffs. Teil I (S. 1—138). — **5.** E. Kieckers. Sprachwissenschaftliche Miscellen. XIII.

B XXXIX: *ilmub hiljemini (paraîtra plus tard).*

B XL (1937). **1.** H. Mutschmann. Milton's projected epic on the rise and future greatness of the Britannic nation. — **2.** J. Györke. Das Verbum **lē-* im Ostseefinnischen. — **3.** G. Saar. Johann Heinrich Wilhelm Witschel'i „Hommiku- ja õhtuohvrite" eestindised. (Die estnischen Übersetzungen der „Morgen- und Abendopfer" von J. H. W. Witschel.) — **4.** O. Sild. Kirikuvisitatsioonid eestlaste maal vanemast ajast kuni olevikuni. (Die Kirchenvisitationen im Lande der Esten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart.) — **5.** K. Schreinert. Hans Moritz Ayrmanns Reisen durch Livland und Rußland in den Jahren 1666—1670.

B XLI (1938). **1.** L. Gulkowitsch. Zur Grundlegung einer begriffsgeschichtlichen Methode in der Sprachwissenschaft. — **2.** U. Masing. Der Prophet Obadja. Band I: Einleitung in das Buch des Propheten Obadja. Teil I (S. 1—176).

C I—III (1929). **I 1.** Ettelugemiste kava 1921. aasta I poolaastal. — **I 2.** Ettelugemiste kava 1921 aasta II poolaastal. — **I 3.** Dante pidu 14. IX. 1921. (Dantefeier 14. IX. 1921.) R. Gutmann. Dante Alighieri. W. Schmied-Kowarzik. Dantes Weltanschauung. — **II 1.** Ettelugemiste kava 1922. aasta I poolaastal. — **II 2.** Ettelugemiste kava 1922. aasta II poolaastal. — **III 1.** Ettelugemiste kava 1923. aasta I poolaastal. — **III 2.** Ettelugemiste kava 1923. aasta II poolaastal.

C IV—VI (1929). **IV 1.** Ettelugemiste kava 1924. aasta I poolaastal. — **IV 2** Ettelugemiste kava 1924. aasta II poolaastal. — **V 1.** Ettelugemiste kava 1925. aasta I poolaastal. — **V 2.** Ettelugemiste kava 1925. aasta II. poolaastal. — **VI 1.** Ettelugemiste kava 1926. aasta I poolaastal. — **VI 2.** Ettelugemiste kava 1926. aasta II poolaastal.

C VII—IX (1929). **VII 1.** Ettelugemiste kava 1927. aasta I poolaastal. — **VII 2.** Ettelugemiste kava 1927. aasta II poolaastal. — **VIII 1.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1928. aasta I poolaastal. — **VIII 2.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1928. aasta II poolaastal. — **IX 1.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1929. aasta I poolaastal. — **IX 2.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1929. aasta II poolaastal. — **IX 3.** Eesti Vabariigi Tartu Ülikooli isiklik koosseis 1. detsembril 1929.

C X (1929). Eesti Vabariigi Tartu Ülikool 1919—1929.

C XI—XIII (1934). **XI 1.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1930. aasta I poolaastal. — **XI 2.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1930. aasta II poolaastal. — **XI 3.** Eesti Vabariigi Tartu Ülikooli isiklik koosseis 1. detsembril 1930. — **XII 1.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1931. aasta I poolaastal. — **XII 2.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1931. aasta II poolaastal. — **XII 3.** Eesti Vabariigi Tartu Ülikooli isiklik koosseis 1. detsembril 1931. — **XIII 1.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1932. aasta I poolaastal. — **XIII 2.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1932. aasta II poolaastal. — **XIII 3.** Eesti Vabariigi Tartu Ülikooli isiklik koosseis 1. detsembril 1932. — **XIII 4.** K. Schreinert. Goethes letzte Wandlung. Festrede. — **XIII 5.** R. Mark. Dotsent Theodor Korssakov †. Nekroloog.

C XIV (1932). Tartu Ülikooli ajaloo allikaid. I. Academia Gustaviana. a) Ürikuid ja dokumente. (Quellen zur Geschichte der Universität Tartu (Dorpat). I. Academia Gustaviana. a) Urkunden und Dokumente.) Koostanud (herausgegeben von) J. Vasar.

C XV (1932). L. Villecourt. L'Université de Tartu 1919—1932.

C XVI—XVIII (1936). **XVI 1.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1933. aasta I poolaastal. — **XVI 2.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1933. aasta II poolaastal. — **XVI 3.** Eesti Vabariigi Tartu Ülikooli isiklik koosseis 1. detsembril 1933. — **XVII 1.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1934. aasta I poolaastal. — **XVII 2.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1934. aasta II poolaastal. — **XVII 3.** Eesti Vabariigi Tartu Ülikooli isiklik koosseis 1. detsembril 1934. — **XVII 4.** R. Õunap. Tartu Ülikooli Õigusteaduskonna kriminalistikaõpetaja A. P. Melnikov †. — **XVII 5.** F. Puksov. Rahvusvahelise vaimse koostöötamise institutsioonid ja nende tegevus 1932—1933. — **XVIII 1.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1935. aasta I poolaastal. — **XVIII 2.** Loengute ja praktiliste tööde kava 1935. aasta II poolaastal. — **XVIII 3.** Eesti Vabariigi Tartu Ülikooli isiklik koosseis 1. detsembril 1935.

C XIX—XXI: *ilmuvad hiljemini (paraîtront plus tard).*

C XXII (1937). Teise Balti riikide vaimse koostöö kongressi toimetis 29. ja 30. nov. 1936 Tartus. (Actes du Deuxième Congrès Interbaltique de Coopération Intellectuelle tenu à Tartu les 29 et 30 novembre 1936.)

Eesti koha- ja tänavanimed peavad olema väljendatud maksvate eestikeelsete nimetuste järgi kõigis Eestis avaldatavais trükitooteis ja perioodilise trükitoote nimetuses. Erandina võidakse tarvitada Eesti koha- või tänavanime muukeelset väljendust trükis avaldatavais ajaloolistes ürikuis ja üldse kirjutistes, kus koha- või tänavanimi esineb ajaloolises käsitluses. (Riigi Teataja 2 — 1935, art. 12, § 13.)

Les noms de lieux et de rues de l'Estonie doivent être donnés dans leur forme estonienne officielle dans tous les imprimés publiés en Estonie, et aussi dans les titres des périodiques. Exceptionnellement, on peut employer les formes étrangères des noms de lieux et de rues de l'Estonie en publiant des documents historiques, et en général dans des écrits où le nom d'un lieu ou d'une rue est traité du point de vue historique. (Riigi Teataja 2 — 1935, art. 12, § 13.)

TARTU ÜLIKOOLI TOIMETUSED ilmuvad kolmes seerias:

A: Mathematica, physica, medica. (Matemaatika-loodusteaduskonna, arstiteaduskonna, loomaarstiteaduskonna ja põllumajandusteaduskonna tööd.)

B: Humaniora. (Usuteaduskonna, filosoofiateaduskonna ja õigusteaduskonna tööd.)

C: Annales. (Aastaaruanded.)

Ladu: Ülikooli Raamatukogus, Tartus.

LES PUBLICATIONS DE L'UNIVERSITÉ DE TARTU (DORPAT) se font en trois séries:

A: Mathematica, physica, medica. (Mathématiques, sciences naturelles, médecine, sciences vétérinaires, agronomie.)

B: Humaniora. (Théologie, philosophie, philologie, histoire, jurisprudence.)

C: Annales.

Dépôt: La Bibliothèque de l'Université de Tartu, Estonie.